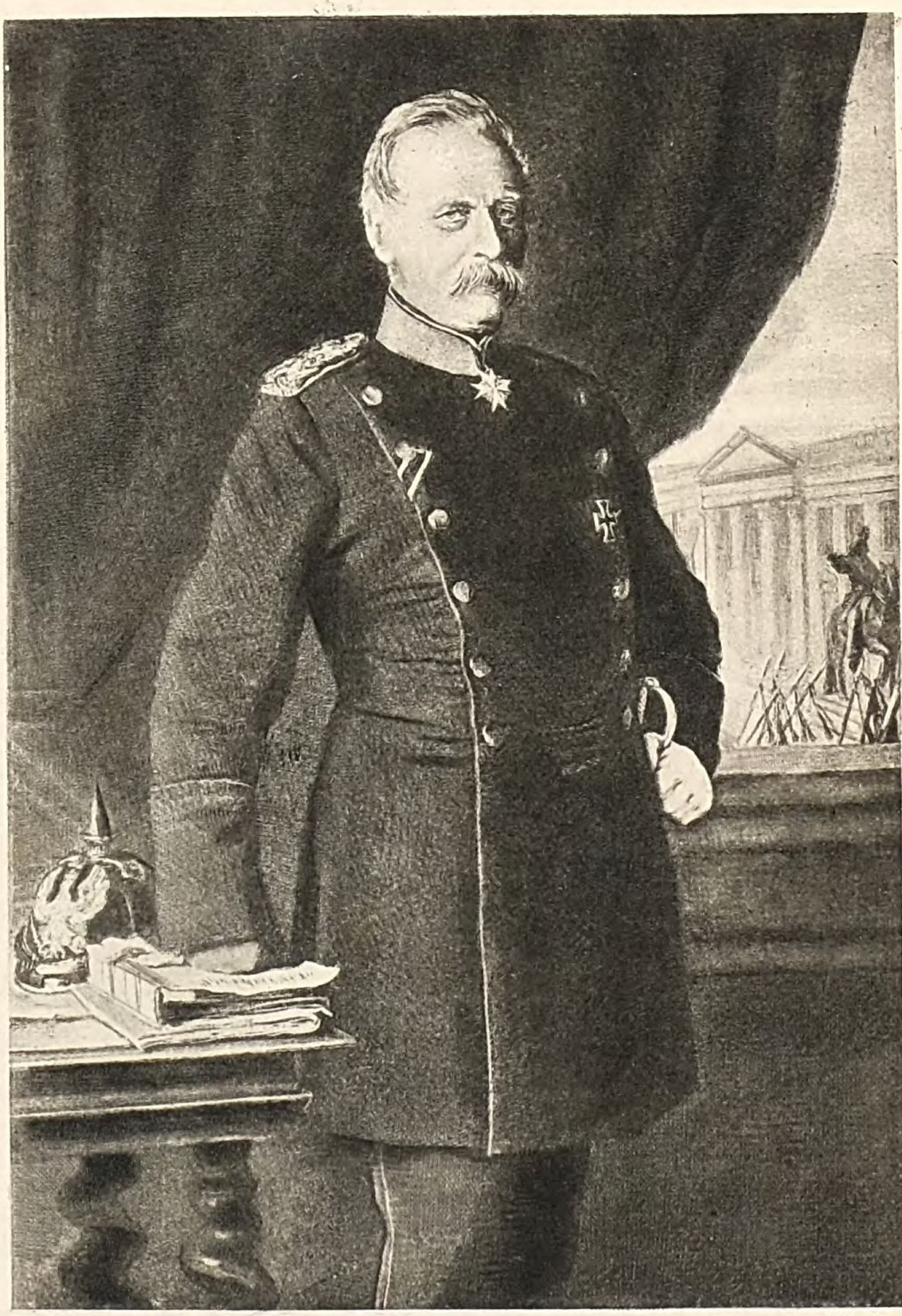


Photogravure v. J. B. Obernetter München.

GRAF VON ROON

1871.

Denkwürdigkeiten

aus dem

Leben des General-Feldmarschalls

Kriegsministers Grafen von Roon

Sammlung

von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen

Zweiter Band

mit einem Bildnisse

„Aecht und recht in Rath und That"

Zweite Auflage

Breslau

Verlag von Eduard Trewendt

1892.

Inhalt des zweiten Bandes.

Vierter Abschnitt

Schwere Kampfeszeiten

1860—1866

Dreizehntes Kapitel.

Die nächste Aufgabe des neuen Kriegsministers war, für die seit der Demobilmachung im Herbste 1859 eigentlich schon begonnene Heeres-Reorganisation die gesetzliche Basis zu schaffen und sich über die weitere praktische Durchführung derselben schlüssig zu machen. Er setzte seine ganze rastlose Arbeitskraft ein und sorgte dafür, daß bereits am 10. Februar 1860 die bezüglichen Gesetzentwürfe dem Hause der Abgeordneten vorgelegt werden konnten.

Der erste dieser Gesetzentwürfe behandelte die Verpflichtung zum Kriegsdienste und die hieraus resultierende Stärke und Zusammensetzung des Heeres. Entsprechend den schon in Roon's Denkschrift vom Juli 1858 gemachten Vorschlägen wurde darin die Verlängerung der Reservepflicht von 2 auf 4 Jahre, dagegen eine Abkürzung der Dienstpflicht in der Landwehr und der Gesamtdienstpflicht überhaupt in Aussicht genommen; die künftigen Landwehrtruppen sollten die Reservearmee bilden und zunächst nicht in erster Linie verwendet werden. Dagegen gingen diese jetzt eingebrachten offiziellen Vorschläge der Regierung in Bezug auf die Zahl der definitiv neu zu errichtenden Truppenteile und Formationen etwas weiter, als jene Denkschrift es — aus Ersparnisrücksichten —

gewollt hatte. Bei näherer amtlicher Berathung im Kriegsministerium und in den vorangegangenen Kommissionen war es nämlich für richtiger erachtet worden, bei der Infanterie schon im Frieden die sämtlichen Bataillonskadres für die künftige Feldarmee zu formieren, statt dieselben (wie die Denkschrift es in Aussicht genommen hatte), dadurch zu bilden, daß erst bei eintretender Mobilmachung jedes der (erheblich verstärkt gedachten) Friedensbataillone geteilt und dann gleichmäßig durch eingezogene Reserven auf die Kriegsstärke gebracht würde. Die Zahl der Infanteriebataillone des Friedensheeres wurde durch den jetzt offiziellen Vorschlag der Regierung also nahezu verdoppelt, die Friedenskadrestärke der alten und neuen Bataillone (außer bei den alten Garderegimentern) dagegen um etwa 150 Köpfe gegen die frühere Etatsstärke verringert; im Zusammenhange mit dieser erheblichen Vermehrung der Bataillone stand es, daß auch die Errichtung der erforderlichen Regiments- und einiger höherer Kommandostäbe etatsmäßig bestätigt werden sollte. Die (unten näher spezialisierten) Reformen und Neuformationen bei den anderen Waffen, welche derselbe Gesetzentwurf beantragte, hatten einen minder erheblichen Umfang und beschränkten sich aus finanziellen Rücksichten nur auf das, was als zunächst unbedingt n o t w e n d i g erkannt worden war. Andere sehr dringende militärische Anforderungen hatte der neue Kriegsminister dabei unberücksichtigt lassen müssen, weil die sparsame Finanzwirtschaft dies verlangte. Namentlich für die so wichtige, aber auch besonders kostbare Artillerie hatte aus diesen Rücksichten nur unerhebliches in Vorschlag gebracht werden können.

Der z w e i t e von Roon vorgelegte Gesetzentwurf beantragte die Bewilligung der Mittel für die Uebergangsperiode und für den Unterhalt der reorganisierten und verstärkten Armee.

An jenem 10. Februar 1860 trat Roon auch zum ersten Male vor das Abgeordnetenhaus und begründete in klarer, sachlicher Rede die Vorlagen. Insbesondere wies er darauf hin, daß es kein spezifisch gouvernementales Interesse gewesen sei, welches dieses Reformprojekt ins Leben gerufen habe, sondern daß die beabsichtigte Reorganisation unerläßlich wäre, um das nationale Interesse mit Ehre und Erfolg wahrnehmen zu können.

Roon's Haltung und Auftreten in der Kammer, das ihm eigentümliche markige Wesen, die Entschlossenheit des Blickes — jedem die Festigkeit verratend, mit dem das wichtige Werk durchgeführt werden sollte, erregten bei den nun begonnenen parlamentarischen Verhandlungen Aufsehen, zumal auch seine ganze Persönlichkeit, die stramme, hochaufgerichtete Gestalt und die tiefe, dröhnende Stimme wohl geeignet waren, den Eindruck seiner Worte noch zu erhöhen. Aber leider hatten die Führer der liberalen Partei, im Abgeordnetenhause wie im Lande selbst, kein richtiges Verständnis für die wahre Bedeutung der beabsichtigten Veränderungen im Heereswesen; ein fast 50jähriger Friede hatte die Ueberzeugung von der Notwendigkeit steter Schlagfertigkeit der Armee in den Hintergrund treten lassen, und politisch große Ziele traute man der bestehenden Regierung — obwohl hervorragende Führer der liberalen Partei derselben angehörten — ohnehin nicht zu; und gerade die erwähnte Haltung des Kriegsministers, dessen soldatischen Eifer man für Schroffheit, dessen tapferes, charaktervolles Wesen man für militärische Einseitigkeit hielt, wurde von der Majorität der Kammer mit dem größten Mißtrauen betrachtet. Ein Teil der Presse sorgte fortgesetzt dafür, daß dieses Mißtrauen genährt wurde; statt einfach sachlich die Zweckmäßigkeit der Vorlagen zu prüfen, witterte man seit Bonin's Rücktritt fortwährend kommende Reaktion. Die der liberalen Partei

angehörigen Ministerkollegen Roon's verhielten sich lau und thaten nur wenig, um in Fühlung mit ihren Anhängern in der Kammer zu bleiben und ihre Solidarität mit den militärischen Vorlagen nachzuweisen; als sie dann später Versuche machten — wenigstens Herr von Patow that es wiederholt — den Kriegsminister zu unterstützen, hatten sie an Ansehen und Vertrauen bei der Majorität und den eigenen Parteigenossen schon zu viel verloren, um mit Erfolg wirken zu können. So kam es, daß die vom Abgeordnetenhause niedergesetzte Kommission sich ablehnend gegen die Militärvorlagen verhielt; sie stellte die finanziellen Bedenken in den Vordergrund, tadelte — vorwiegend aus politischen Gründen und aus Mißtrauen — die veränderte Organisation der Landwehr und forderte die Herabsetzung der gesetzlich bestehenden dreijährigen Dienstzeit.

Ohne daß die prinzipiellen Gegensätze erledigt wurden, einigte man sich schließlich — unter thätiger Mitwirkung des Finanzministers von Patow — dahin, daß die Mittel für die Durchführung der Reorganisation (9 Millionen Thaler) in provisorischer Form von beiden Häusern des Landtages bis zum 30. Juni 1861 bewilligt wurden „zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft, zur Erhöhung der Streitbarkeit des Heeres und zu deren Vervollständigung". Daß aus dem Provisorium im nächsten Jahre ein Definitivum werden würde, bezweifelte die Regierung nicht, am wenigsten Herr von Patow selbst, der die Annahme jenes Provisoriums angeraten hatte und darauf rechnete, daß demnächst auch eine prinzipielle Verständigung über die hervorgetretenen Gegensätze nicht ausbleiben würde.

Roon hatte mit den staatsrechtlichen Auslegungen der Budgetfragen nichts zu schaffen. Durch die Bewilligung der Mittel war ihm die Grundlage für seine Arbeit gegeben, und

er hatte nun als Kriegsminister seine Pflicht zu thun; für seinen Kriegsherrn und für ihn konnte es keine provisorischen, jeden Tag mit Auflösung bedrohten Truppenteile geben. Seiner unermüdlichen Thätigkeit und Arbeitskraft gelang es denn auch, die Reorganisation im Laufe des Jahres 1860 zum vorläufigen Abschluß zu bringen.

Folgende Neuerrichtungen, beziehungsweise Erweiterungen von Formationen waren das Resultat seiner Thätigkeit:

Bei der Infanterie: Errichtung von 9 Bataillonen als dritte Bataillone der 8 Füsilier- (bisherigen Reserve-) Regimenter;

Errichtung von 4 Garde- und 32 Linien-Infanterieregimentern;

Errichtung einer Schulabteilung (Unteroffizierschule);

Erweiterung der Militär-Schießschule;

Verstärkung der Jägerbataillone.

Bei der Kavallerie: Errichtung von 2 Garde- und 8 Linien-Kavallerieregimentern;

Erweiterung der Militärreitschule.

Bei der Artillerie: Formierung der Artillerieregimenter zu 3 Fußabteilungen und 1 reitenden Abteilung; Verstärkung der Kopfzahl bei den Batterien und Kompanien.

Bei den Pionieren: Verstärkung der bisherigen Pionierabteilungen (zu 3 Kompanien) auf Pionierbataillone zu 4 Kompanien.

Bei dem Train: Errichtung einer Traininspektion, Verstärkung der 9 Trainstämme auf 9 Trainbataillone zu 2 Kompanien.

Außerdem: Errichtung eines dritten Divisions- und

eines dritten Kavallerie-Brigadekommandos bei dem Gardekorps;

Verstärkung sämtlicher Divisionsstäbe durch Intendantur-Abteilungen [1]. —

Die neuen Truppenteile wurden vorläufig als „kombinierte Regimenter" formiert; am 4. Juli 1860 erhielten sie — mit allen übrigen Truppenteilen der Armee — neue Benennungen; und am 18. Januar 1861, als der Prinzregent nach dem am 2. Januar erfolgten Heimgange seines Königlichen Bruders den Thron bestiegen hatte, war es seine erste größere Regierungs-Handlung, daß er sämtlichen neuen Truppenteilen in feierlicher Weise, am Denkmal Friedrichs des Großen, Fahnen und Standarten verlieh.

Die Thätigkeit, welche Roon bei diesen Neuschöpfungen und für dieselben entfaltet hat, gehört der Geschichte an. Es ist daher nicht erforderlich, würde dem vorliegenden Zwecke auch nicht entsprechen, wollte ich in diesen Blättern mehr als eine Skizzierung der Resultate seines amtlichen Thuns und Wirkens darbieten. Die harte, energische und unvergleichlich segensvolle Arbeit des Reorganisators Schritt für Schritt zu schildern, wird vielmehr Sache des Biographen bleiben müssen, welcher die Archive des Kriegs- und des Staats-Ministeriums, sowie die stenographischen Berichte der parlamentarischen Versammlungen von 1860—1873 zu diesem Zwecke mit benutzen wird. Sie enthalten in Fülle die amtlichen Dokumente über Roon's Leistungen als Leiter der Heeres-Verwaltung, Organisator und Staatsmann. Sie weisen es nach, mit welchen Schwierig-

[1] Die vorstehenden, sowie auch einige andere, im ersten Bande verwertete Notizen entnahm ich der 1879 erschienenen trefflichen kleinen Schrift von v. Goßler: „Graf Albrecht von Roon, Königl. Preuß. Generalfeldmarschall" (Berlin, E. S. Mittler u. S.), für welche ich auch hier meinen Dank abstatte.

keiten er zu kämpfen hatte, aber auch, mit welcher rastlosen Energie, mit welch' treuem Fleiße, mit welch' glühender Vaterlandsliebe er im Büreau wie im Parlamente diesen Kampf geführt hat; und mit welch' riesigen Erfolgen! Man hat ihm nachgesagt, daß er bei diesem Kampfe „mit größerer Herbigkeit" gestritten habe, als erforderlich gewesen wäre. Dagegen muß bemerkt werden, daß die entgegenstehenden, nachträglich oft unterschätzten Schwierigkeiten in der That sehr große waren; und daß er sich von Anfang an den bittersten Anfeindungen ausgesetzt sah, gegen die er sich mit Ernst und Nachdruck wehren mußte, zumal die Last dieses Kampfes, wenigstens in den ersten Jahren, ganz allein auf seinen Schultern ruhte. Auch soll nicht geleugnet werden, daß ihm trotz seiner hohen Geistesbildung, seiner gründlichen Kenntnisse und hervorragenden Charakteranlagen manche dem Staatsmann erwünschte Eigenschaft fehlte. Er selbst hat deren Mangel, bevor Herr von Bismarck an seine Seite getreten war, oft sehr lebhaft empfunden und sich darüber ausgesprochen. Seine Orientierung in den allgemeinen Staatswissenschaften war eine nur lückenhafte; nach seiner Erziehung, seinem Lebensgange konnte dies kaum anders sein; und diesen Mangel durch eine gewisse geschmeidige Elastizität, wie man sie an Höfen lernt, auszugleichen, lag nicht in seiner Macht: denn über diese Gabe hat er nie verfügt.

Seine trotzdem heldenhaften Leistungen als Staatsmann, sein unverzagter Kampfesmut, seine nie versagende Opferfreudigkeit müssen also nur um so höher geschätzt werden, wenn seine Kampfmittel in gewissem Grade beschränkte waren. Und wenn es wahr sein mag, daß bei seinem amtlichen Auftreten über seinem Wesen allemal „ein Zug düsterer Strenge" lag, der ihm die Aureole jener Popularität raubte, welche die Stirnen eines Scharnhorst, Blücher und Moltke umstrahlt;

wenn er vor dem Parlamente stets wie „mit starrem Erz umpanzert" schien und es immer verschmäht hat, durch eine gewinnende Form der Rede Zuneigung für seine Person zu erregen und dadurch das Schicksal seines Werkes zu fördern; wenn er diese „herbe" Haltung auch dann nicht aufgegeben hat, als aus dem „Konfliktsminister" der gefeierte, erfolgreiche Staatsmann geworden war —: so nimmt er andererseits einen obersten Platz ein unter denen, welche uns für alle Zukunft lehren „die brandenburgischen zehn Gebote" hoch in Ehren zu halten — und welche eben darum Brandenburg und Preußen-Deutschland groß gemacht haben. „Auf ihn (so wurde nach Abschluß seines Wirkens u. a. von ihm gesagt) paßt das Bild von dem ehernen Turm, zu welchem die Besatzung Flügel haben muß" [1]. Der jene Worte schrieb, war freilich in den ehernen Turm gleichfalls nicht eingedrungen und hat Roon's innerstes Wesen nicht richtig erkannt. Dennoch zwang ihn die Gerechtigkeit, am Schlusse seiner Charakteristik noch folgende schöne, zutreffende Worte hinzuzufügen: „Der Ruhm des Führers in der Feldschlacht, das höchste Ziel des Soldaten, ist Roon versagt geblieben. Er hat dieses Opfer gebracht, um ganz der Pflicht zu leben, die sein königlicher Herr ihm auferlegt hatte. Als Verwalter eines Heeres hat er sich aber einen Namen geschaffen wie wenige in der Weltgeschichte. Das archiprêt, welches die Feinde thöricht und eitel für sich in Anspruch genommen hatten, paßte auf die von ihm geschaffene Organisation, und er, nicht Leboeuf, hätte sich rühmen dürfen, daß an der unter seiner Leitung stehenden Armee nicht der letzte Knopf an einer Uniform fehle.

Wenn in der Konfliktszeit der Zweifel ausgesprochen

---

[1]) National-Zeitung Nr. 93 vom Jahrgang 1879.

wurde, ob er imstande sei, ein einziges Landwehrbataillon in voller Ausrüstung mit allen kleinen Monturstücken auf dem Dönhofsplatze aufmarschieren zu lassen, so hat er diesen Zweifel zur rechten Zeit dadurch gelöst, daß er mehr als hundert Bataillone aufmarschieren ließ, nicht auf dem Dönhofsplatze, aber zwischen Rhein und Rhone . . ."

Wenn ich mich von diesen allgemeinen Betrachtungen zu den nächstliegenden Schwierigkeiten zurückwende, welche Roon, zumal in den ersten Jahren seiner Amtsführung, zu überwinden hatte, so gedenke ich mich hierbei nicht in die Einzelnheiten der parlamentarischen Debatten zu verlieren; ich will mich vielmehr auch an dieser Stelle wiederum begnügen, zur Ergänzung des reichlich vorhandenen gedruckten Materials die markantesten Mitteilungen aus seinem privaten schriftlichen Nachlasse und Briefwechsel hervorzuheben, soweit sie zu seiner Ministerthätigkeit in Beziehung stehen. — Zur Erläuterung über Roon's öffentlich am meisten bekannt gewordene Thätigkeit, nämlich in den gesetzgebenden Versammlungen, müssen jedoch noch einige weitere Bemerkungen vorausgeschickt werden.

Roon war nach Neigung und Charakteranlagen ein Mann von wenig Worten. Wer ihn genau kannte, der wußte — auch wenn er es seinen Vertrauten nicht häufig eingestanden hätte — daß er außerdem oft mit einer gewissen Befangenheit bei öffentlichem Auftreten zu ringen hatte. Dies war in seiner militärischen Laufbahn, z. B. wenn er als Regiments-Kommandeur gelegentlich kleine Ansprachen halten mußte, nicht unbemerkt geblieben und erfüllte seine Freunde anfänglich sogar mit einer gewissen Besorgnis. Wie bald war aber diese durch Roon's Leistungen zerstreut! Er lieferte eben den Beweis, daß ein begabter und charaktervoller preußischer Soldat alles kann, was seine Pflicht ist, und daß er alle Schwierig-

keiten überwinden lernt, weil es — befohlen ist. — Nur in den seltensten Fällen hat Roon sich auf jene Wortkämpfe vorbereitet, meist fehlte ihm dazu auch die Zeit. Wiederholt hat er versichert, daß er überhaupt keine „Rede" halte, sondern daß er nur „zur Sache" spreche, wo es nötig sei. Als Anhalt dienten ihm dabei gewöhnlich nur ganz kurze Notizen.

Was ihm an Kenntnis der parlamentarischen Formen und demnach an Gewandtheit anfänglich abging, das ersetzte er bald — trotz noch zuweilen eintretender aber stets siegreich überwundener Befangenheit — durch eine äußerlich sehr zuversichtliche Haltung und sehr ruhiges, überlegtes Sprechen[1]). Da er seinen Gegenstand stets voll beherrschte, so sprach er meistens mit ganz hinreißender Ueberzeugungstreue, und schon nach kurzem zeugte die seinen Reden innewohnende Klarheit ebenso für die tiefe, wahrhafte Bildung des Sprechers wie für sein Talent, im Ausdruck glücklich zu sein. Es ist vorgekommen, daß — da er meist langsam sprach — eine Rede von ihm bis zur Länge von drei bis vier Stunden anschwoll, und sie zeichnete sich in allen ihren Teilen durch einen vollkommen logischen Aufbau und korrektes Gefüge der Sätze und Gedanken aus. Ja, er wurde nach und nach sogar ein Meister der Polemik, der sich auf die Künste des feinen Stichs ebensowohl verstand wie auf das Pathos der Apostrophe. So kam es, daß er alle anfänglichen Schwierigkeiten nicht nur günstig überwand, sondern binnen wenigen Jahren sogar als einer der besten Parlaments-Redner galt; daß er anerkannt wurde nicht nur als ein „Held der That", sondern auch als ein „Sieger mit dem Worte"; und zwar schätzten ihn als solchen nicht nur seine Freunde und Anhänger, sondern auch

---

[1]) Diese Ruhe war die Frucht andauernder Selbstbeherrschung, weil er die Notwendigkeit erkannt hatte, sein eigentlich heftiges, zuweilen leidenschaftliches Temperament zu zügeln.

seine entschiedensten politischen Gegner. Es sei gestattet, statt vieler hier nur noch ein Urteil anzuführen, welches von dieser gegnerischen Seite nach Abschluß von Roon's politischer Thätigkeit in dieser Hinsicht über ihn abgegeben ward, weil dasselbe viel Richtiges enthält:

„Herr von Roon (heißt es da) bewährte bei diesem Kampfe (mit dem Abgeordnetenhause) seine außerordentliche Fähigkeit nach allen Richtungen, und gerade dieser Fähigkeit hatte er es zu danken, daß er, als die Wogen der politischen Leidenschaft ziemlich hoch gingen, nicht nur neben dem damaligen Herrn von Bismarck, sondern mehr noch als dieser den Haß der Gegner auf sich zog. Wenn bei Herrn von Bismarck allem politischen Pathos eine gewisse Dosis von Humor beigemischt war, so ließ das Wesen des Kriegsministers von Roon diese für den politischen Kampf vielleicht nützliche Beigabe vermissen. Er war immer streng sachlich, und seine Reden entbehrten ebenso jedes oratorischen Prunkes wie jedes humoristischen Beigeschmackes — sie gingen immer auf den Kern der Sache ein, und seine Darlegungen hatten etwas von jener lutherischen Gradheit, die, wenn keine Gründe verfangen wollten, die eigene persönliche Rechtschaffenheit und Ueberzeugung in die Wagschale legen, jene Tendenz, die in den Worten gipfelt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! — —“ [1])

Die Thätigkeit, welche Roon an der Spitze seines Ressorts, also als eigentlicher Verwaltungs-Minister entwickelte, ist, wie dies in der Natur der Sache lag, in der Oeffentlichkeit weniger hervorgetreten und besprochen worden als seine Beteiligung an den parlamentarischen Kämpfen. Aber gerade in dieser Thätigkeit, in der einsichtigen Art und Weise, wie er die so schwer erlangten Mittel zum Wohle der

[1]) Berliner Börsen-Courier Nr. 93, Jahrgang 1879.

ihm anvertrauten Armee in kürzester Frist nutzbringend verwendete, hat er vorzugsweise bewiesen, daß er seine Stellung in unerreichter Weise ausfüllte. Bei dieser geräuschloseren Thätigkeit ist er von den Offizieren und Beamten des Kriegsministeriums mit umsichtigster Hingebung unterstützt worden und mit lebhaftem Danke hat er auch stets die treue, emsige Pflichterfüllung seiner Mitarbeiter anerkannt. Der hervorragendste und einflußreichste derselben war General Freiherr von Manteuffel, der damalige Chef des Militär-Kabinets. In demselben Maße wie Roon besaß dieser das volle Vertrauen des königlichen Kriegsherrn; in den Grund-Anschauungen vollkommen einig, haben es beide militärische Berater ihres Königs in dem mehrjährigen gemeinsamen Wirken verstanden, das Heil der Armee und des Vaterlandes allezeit als allein maßgebend für ihr Thun zu betrachten und gelegentliche Meinungsverschiedenheiten zum Wohle des Ganzen und der von ihnen vertretenen Sache immer wieder mit Selbstverleugnung zurücktreten zu lassen. Vor allem waren sie auch darin einig, daß die Ergänzung, Erziehung und Erhaltung eines tüchtigen, die alten Traditionen hochhaltenden, aber zugleich gründlich durchgebildeten und homogenen Offiziers-Korps, wie von jeher, so auch bei der Reorganisation und für alle Zukunft das wichtigste Fundament der Armee sein und bleiben müsse; in diesem Sinne sind sie bei allen ihren Vorschlägen und Maßregeln stets Hand in Hand gegangen. — Bei der Reform des Militärbildungswesens, der Errichtung der an Stelle der alten Divisions-Schulen tretenden und erheblich vermehrten Kriegsschulen sowie der Neu-Organisation der Kriegs-Akademie u. s. w. wurde Roon auch durch das amtliche Wirken des damaligen General-Inspekteurs von Peucker thatkräftig und einsichtsvoll unterstützt.

Besondere Erwähnung verdienen ferner die sehr umfang-

reichen Arbeiten, welche dem Kriegsministerium und seinem Chef durch die Umformung des Mobilmachungs-Planes erwuchsen. In Uebereinstimmung mit dem (schon seit dem Jahre 1858 an der Spitze des Generalstabes stehenden) General Freiherrn von Moltke wurden damals neue Grundzüge für die Mobilmachungs-Vorarbeiten gegeben, welche noch heute prinzipiell maßgebend sind. Der Schwerpunkt dieser Arbeiten wurde seitdem — unter Festhaltung der von dem Kriegsministerium gegebenen Direktiven — in die General-Kommandos verlegt. Die früher vorhandene, nicht zweckmäßige, übertriebene Zentralisation ward dadurch beseitigt und die Schnelligkeit der Mobilmachung gleichzeitig erheblich gesteigert. Schon im Jahre 1866 sollte die Welt erstaunliche Beweise erhalten, wie nutzbringend und erfolgreich auch diese von Roon geleitete Reform gewesen ist. Abgesehen von dem erwähnten System-Wechsel wurden diese neuen Mobilmachungs-Vorarbeiten übrigens auch noch dadurch besonders umfangreich, daß damals zum ersten Male die Benützung der Eisenbahnen bei dem Aufmarsche der Armeen planmäßig berücksichtigt worden ist. Welche große Rolle den Eisenbahnen dabei künftig zufallen, welche Umwälzung ihre Benützung für die gesamte Kriegführung in fort und fort steigendem Maße haben würde, das konnte damals noch nicht im ganzen Umfange übersehen werden, zumal die bisherigen Erfahrungen auf diesem Gebiete (1859 in Italien 2c.) relativ unerhebliche gewesen waren; um so schwieriger und verdienstvoller waren diese Arbeiten, da sie mit zum Teil noch recht unbekannten Größen zu rechnen hatten.

Als Roon's langjährigster, sehr treuer unermüdlich thätiger und umsichtiger Gehülfe bei den Arbeiten des Kriegsministeriums sei vor Allem noch General von Hartrott genannt. Derselbe wurde schon 1860, damals noch Rittmeister,

sein Adjutant, war dann lange Jahre Chef der Central-Abteilung und zuletzt Direktor des Militär-Oekonomie-Departements im Kriegsministerium [1]). Er hat beide Kriege in dem Gefolge seines Chefs mitgemacht und diesem auch persönlich sehr nahe gestanden. — —

Mit der erheblichen Verstärkung, fast Verdoppelung der personellen Streitkräfte war auch eine erheblich verstärkte Rekrutierung verknüpft. Statt 40 000 wurden fortan (zunächst) alljährlich etwa 60 000 Heerespflichtige eingestellt. Die allgemeine Wehrpflicht wurde damit wieder zur Wahrheit gemacht, die ungleiche Belastung des einzelnen aufgehoben und zugleich die allgemeine Bürde der Dienstpflicht wesentlich erleichtert, da die älteren Jahrgänge der Landwehr nach und nach entlastet werden und jedenfalls nicht mehr in erster Linie zur Verwendung kommen sollten. Natürlich bedingte dieser Kernpunkt der großen Reform auch erhebliche Modifikationen in den Bestimmungen über Wehrordnung, Ersatzwesen und alles, was damit zusammenhängt.

Es muß an dieser Stelle, wie gesagt, darauf verzichtet werden, im einzelnen zu schildern, welche kolossale Arbeitslast Roon auf den erwähnten und noch vielen anderen Gebieten erfolgreich bewältigt hat; nur sei noch kurz daran erinnert, daß er im Januar 1861 auch die obere Leitung der Marine-Verwaltung übernehmen mußte und am 16. April 1861 definitiv zum Marineminister ernannt wurde. Dieselbe energische Hand, welche das Fundament für die Größe des Heeres gelegt hatte, sollte nun auch die Grundlagen für das Aufblühen der Flotte schaffen.

Indessen — der ihm auferlegten Arbeitslast entsprach glücklicherweise auch eine Arbeitskraft, Arbeitslust und

---

[1]) z. Z. Generalleutnant z. D.

Schaffensfreudigkeit, wie sie nur wenigen Sterblichen zu teil ward; und wenn Roon mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so darf doch auch nicht vergessen werden, daß ihm die wesentlichste, notwendigste und wirksamste Unterstützung nie gefehlt hat: nämlich das unbedingte Vertrauen und die unvergleichlich hohe militärische Einsicht seines Königs und Kriegsherrn. War er schon früher dadurch vielfach gestärkt und erhoben worden, so empfing er, seit er Minister geworden, fast täglich die wertvollsten Beweise solchen Vertrauens und zugleich einer so andauernden, wahrhaft rührenden Dankbarkeit des Monarchen, daß alle sonstigen bitteren Erfahrungen dadurch reichlich aufgewogen sind.

Dieses Vertrauens bedurfte er freilich um so mehr, als sein Verhältnis zu der Majorität des Staatsministeriums keineswegs ein normales war und sich nach und nach immer ungünstiger gestaltete, wenigstens im amtlichen Verkehr. Wir wissen bereits, daß Roon sich selbst keineswegs für einen „politischen Mann" hielt. Wohl hatte auch er bestimmte politische Ueberzeugungen, aber er hielt sich, weder damals noch später, je an eine bestimmte politische Partei-Doktrin gebunden und war mit dem festen Vorsatze in das Ministerium „der neuen Aera" eingetreten, sich immer nur auf sein Ressort zu beschränken, um die Reform des Heeres, welche er sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte, zur Durchführung zu bringen. Hätte er dabei die thatkräftige Unterstützung seiner Minister-Kollegen gefunden, welche zu erwarten er berechtigt war, und hätten letztere den Einfluß auf die im Jahre 1861 für die Majorität im Abgeordnetenhause noch entscheidende liberale Partei und deren Führer besessen und ausgeübt, welche man ihnen zugetraut hatte — dann wären die dem Monarchen vor allem am Herzen liegenden Militär-Vorlagen glatt angenommen worden, es wäre kein Verfassungs-Konflikt entstanden

— und Roon wäre wahrscheinlich niemals ein „politischer Mann" geworden. Sobald sein Werk vollendet gewesen, wäre er der weiteren Mitverantwortlichkeit für andere ihm nicht zusagende Maßregeln der Regierung und der herrschenden liberalen Partei mit Freuden aus dem Wege gegangen, zumal ein hohes Truppenkommando seinen persönlichen Neigungen viel mehr entsprochen hätte als der dornenvolle Ministerposten.

Da aber die unbegreifliche Verblendung der liberalen Partei, damals unter Vincke's Führung, die Situation so gründlich verkannte, wie wir es heute gar nicht verstehen können, so hielt er sich für verpflichtet, auf seinem Posten wenigstens so lange auszuharren, bis die Armeereformen die definitive gesetzliche Sanktion erhalten hätten; und er war dazu auch berechtigt, weil sein König während der auf diese Weise eigentlich zwei volle Jahre andauernden Ministerkrisis in den durch die Armeereform entstandenen, bald aber auch in allen anderen Fragen sich stets auf seine Seite stellte und bei sehr vielen Gelegenheiten der Majorität des Staatsministeriums mit Entschiedenheit entgegentrat. So ist es gekommen, daß Roon nach und nach immer mehr gezwungen wurde, sich auch mit politischen Fragen zu beschäftigen, welche seinem speziellen Ressort fern lagen; daß er sich Hilfskräfte suchen mußte, welchen er die Bearbeitung der staatsrechtlichen Aufgaben übertrug, deren Lösung in seinem Sinne ihm am Herzen liegen mußte,[1]) und daß er schließlich danach trachtete, auch eine frische und entschiedene Kraft für das Ministerium selbst zu gewinnen, damit er in dem schweren Kampfe, welchen

---

[1]) Unter ihnen ist besonders der Assessor von Hülsen zu nennen, weil er auch innerlich Roon besonders nahe verbunden war. Dieser ausgezeichnete Mann ist als General-Feuersozietätsdirektor der Provinz Sachsen gestorben.

er gleichzeitig gegen die Opposition in der Kammer und gegen die Majorität des Staatsministeriums führen mußte, nicht mehr allein stand. Schon im Jahre 1860 richteten sich daher seine Gedanken und Hoffnungen auf Herrn von Bismarck, der, bis dahin Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M., kürzlich zum Gesandten in St. Petersburg ernannt worden war. Derselbe war, wie wir sahen, ebenso innig wie Roon selbst, mit Moritz von Blanckenburg, dem damaligen Führer der Konservativen im Abgeordnetenhause, befreundet. Seitdem war für Roon — eben infolge dieser beiderseitigen Freundschaft — die Verbindung mit Bismarck nie vollständig verloren gegangen. Er hatte die urkräftige Eigenart und ganz ungewöhnliche Begabung des jungen Löwen schon bei dessen Auftreten auf dem vereinigten Landtage, mit stets wachsender Sympathie, bestätigt gefunden und der schon damals unvergleichlich tapferen Vaterlandsliebe und Kampfesfreudigkeit desselben die herzlichste Bewunderung gezollt. Wiederholt waren sie dann auch nach dem Jahre 1848 noch in Berührung getreten — (wie dies auch in diesen Denkwürdigkeiten schon mehrfach erwähnt ward); seit Roon Minister geworden, ließ Bismarck keinen Aufenthalt in Berlin vorübergehen, ohne den älteren Freund aufzusuchen; und bei den langen Unterredungen, welche sie dann hatten und an denen gewöhnlich Moritz Blanckenburg als der dritte im Bunde teilnahm, stellte sich eine stets wachsende Uebereinstimmung der politischen Anschauungen und Ziele heraus, verbunden mit herzlicher persönlicher Sympathie. Wenn Roon also in seinen politischen Nöten schon damals an Bismarck dachte, so war das erklärlich genug. Vorerst aber war, bei den Anschauungen des Königs, noch nicht zu hoffen, dahin gerichtete Wünsche erfüllt zu sehen.

In der Frühjahrssession 1861 bewilligte der Landtag den erhöhten Militäretat wiederum nur als Extraordinarium

(Amendement Kühne). Gleichzeitig verlangte das Abgeordnetenhaus die Vorlage eines Gesetzes betreffend Abänderung des Heeresgesetzes vom 3. September 1814. Die liberale Majorität der Kammer sprach es aus, daß sie bei dieser Gelegenheit die Herabsetzung der gesetzlichen aktiven Dienstpflicht von 3 auf 2 Jahre erzwingen wollte. Sie verlangte dies als Kompensation für die durch die Armeereform bedingten Budgeterhöhungen. In Uebereinstimmung mit den wohlbegründeten und durch die höchste Erfahrung gereiften Ueberzeugungen des Königlichen Kriegsherrn mußte Roon derartige Konzessionen, welche die innere Tüchtigkeit der Armee zerrüttet haben würden, mit vollster Entschiedenheit zurückweisen. — Bekanntlich gingen auch sonst die Wogen des politischen Kampfes damals sehr hoch; man erinnert sich, daß in jenem Frühjahr auch die lebhaften persönlichen Angriffe des Abgeordneten Twesten gegen den Chef des Militärkabinets General von Manteuffel erfolgten, die dann zum Duell zwischen beiden Männern führten. Mit Bezug darauf und zur Beurteilung der damaligen Stimmung König Wilhelms — der wegen des sich immer mehr zuspitzenden Konfliktes mit den Kammern die trübsten Befürchtungen für die Zukunft hegen mußte — ist das nachstehende eigenhändige Schreiben des Königs an Roon bemerkenswert:

Berlin, 27. 5. 61. ½12 Uhr Nachts.

Daß der Verlauf dieser Woche das Maaß meiner Leiden voll machen würde, war ich erwartend; daß aber der erste Tag derselben in seiner letzten Stunde dies Maaß schon füllen würde, ahndete mir nicht! Vermuthlich hat General von Manteuffel Ihnen bereits auch Mittheilung von seinem heute vollzogenen Duell mit dem p. Twesten jun. gemacht, den er verwundet, während er unverletzt blieb. Die 2 Anlagen werden Sie über Alles aufklären, wenn Sie es noch nicht sein sollten.

Das Nächste was zu thun ist, ist wohl daß ich ihn sofort von seinen Functionen suspendire, wie er es selbst verlangt und General Alvensleben sofort die Geschäfte übertrage. Nächstdem, glaube ich, wird nichts übrig bleiben, als das Kriegsrechtliche Verfahren gegen ihn eintreten zu lassen, so wie mein seeliger Vater gegen den damaligen Major v. Thile (1818) verfuhr. Doch darüber mündlich das Weitere. So sehr wie Ihre Zeit auch in diesen Tagen beschränkt ist, so muß ich Sie doch schon morgen früh um 8 Uhr sprechen.

In diesem Moment Manteuffel's Dienste zu entbehren, der Triumf der Démocratie ihn aus meiner Nähe gejagt zu haben, das Aufsehen was dies Ereigniß in meiner allernächsten Umgebung machen muß, das sind Dinge, die mir fast die Sinne rauben können, weil es meiner Regierung einen neuen unglückseligen Stempel aufdrückt!! Wo will der Himmel mit mir hin! Wilhelm.

Die in diesem Allerhöchsten Schreiben erwähnten Anlagen enthalten einen ausführlichen Bericht Manteuffel's über das stattgehabte Duell und dessen Veranlassung, und ferner eine Art von Testament des Generals an seinen König, welches diesem ursprünglich nur für den Fall übergeben werden sollte, daß Manteuffel fiel; es war dies eigentlich eine umfangreiche Denkschrift politischen und sehr merkwürdigen Inhalts, die Manteuffel nach Erledigung des Duells nun aber doch mitsandte, da „Sr. K. Majestät daran liegen muß, zu wissen, wie es in der innersten Brust eines Allerhöchstdero geheiligten Person nahestehenden Dieners aussieht“, wie er dabei schrieb.

Manteuffel wurde bekanntlich zu einer kurzen Festungshaft (in Magdeburg) verurteilt. — —

Angesichts der fortgesetzten Opposition der Kammer, der das Gesamtministerium dauernd eine nur schwächliche Haltung und sogar Neigung zeigte, die geforderten Konzessionen zu

bewilligen, mußte der König sich nach und nach — so sehr er dies bisher von sich gewiesen hatte — mit dem Gedanken vertraut machen, Aenderungen in seinem Ministerium eintreten zu lassen, damit die Rechte der Krone entschlossener als bisher gewahrt würden. Ergänzungen mußten ohnehin bald erfolgen. Fürst Hohenzollern, der nominell noch Ministerpräsident war, hatte wegen Kränklichkeit den Geschäften schon längere Zeit fern bleiben müssen; Freiherr von Schleinitz, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, wünschte diesen Posten aufzugeben und sich auf den minder verantwortungsvollen Platz als Hausminister zurückzuziehen (was noch im Laufe des Jahres 1861 geschah); und auch an einen Wechsel im Ministerium des Innern, welches Graf Schwerin verwaltete, scheint damals schon ernsthaft gedacht worden zu sein. Jedenfalls hat sich der König, welchem allein Roon's Haltung noch volles Vertrauen einflößte, mit diesem schon in jener Zeit eingehend darüber beraten, zumal er auch in der damals auf der Tagesordnung stehenden Huldigungsfrage andere Auffassungen hegte wie die Majorität seines Staatsministeriums. Diese scheint, obwohl sie von ihren Gesinnungsgenossen in der Kammer in Hauptfragen im Stich gelassen worden war, und obwohl an allerhöchster Stelle schon so häufig gegen sie entschieden worden war, daß sie nach konstitutionellem Brauche die Kabinetsfrage hätte längst stellen müssen (zumal sie über die Fortdauer des Königlichen Vertrauens im Zweifel sein mußte und außerdem neue Wahlen bevorstanden) im Sommer 1861 noch nicht die Absicht gehabt zu haben, freiwillig zurückzutreten. Roon schrieb am 18. Juni an Perthes Nachstehendes über die damalige Lage:

„Sie gehen, mein theurer Freund, bei Ihrer Beurtheilung der Situation von einer nicht ganz richtigen Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse aus. Die Mitglieder des Staats-

ministeriums, den Kultusminister (Bethmann-Hollweg) und bedingungsweise mich ausgenommen, wollen entschieden nicht abtreten, halten ihren Rücktritt für staatsverderblich und ihren Verlust für unersetzlich. Dagegen wollen sie den König und den Staat in bester Absicht, d. h. in blinder Verehrung der konstitutionellen Doktrin, unpreußisch machen und mit vollen Segeln fortfahren, auf ein parlamentarisches Regiment loszusteuern. — Wohl wäre es vielleicht besser, könnte ihr, bei dieser Tendenz, wie ich meine, durchaus nötiges Abtreten bis nach den Wahlen verschoben werden, um ihnen die Gloriole des politischen Märtyrertums nicht unverdient zu vindiciren: — allein die Verhältnisse liegen nicht so, daß man das, was vielleicht heute schon geschehen kann, unbedenklich um einige Monate aufschieben darf. (Dies würde nur thunlich sein, wenn die Herren wirklich gehen wollten, aber das Gegenteil liegt vor.) Sollen und müssen sie fort, weil ihr Verbleiben nach preußisch-konservativer Auffassung landesverderblich sein würde: so müssen sie fort, sobald es eben geht. „Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!" sagt Wallenstein, und ich füge, in Anwendung auf den vorliegenden Fall, hinzu: ein Narr, ein blöder Thor würde ich mir selbst erscheinen, wenn ich heute die Möglichkeit, das Staatsruder aus den Händen der in gefährlichen Irrthümern und Absichten befangenen Männer zu reißen, nicht benutzte, etwa weil dies in einem späteren Moment noch vortheilhafter sein könnte. Nichts giebt die Garantie, daß es möglich sein wird. Komme was da wolle! nach meinem Ermessen giebt es für Preußen nichts Schlimmeres, als sein Aufgehen in den doktrinären Schwindel. Aus dem Schlammbad einer neuen Revolution kann es neu gestärkt hervorgehen, in der Cloake des doktrinären Liberalismus wird es unrettbar verfaulen.

Halten Sie mich nicht für fanatisch; ich kenne mein

Terrain und die darauf handelnden Personen, weiß, wie schwer Entschlüsse gefaßt werden, namentlich wenn sie das Bekenntniß eines vorangegangenen Irrthums in sich schließen. — Sie werden mir zugeben, daß konkreten Fragen (wie die Huldigung) gegenüber, an denen die Verschiedenheit der Grundanschauungen handgreiflich wird, Entschließungen leichter werden, als bei der Erörterung abstrakter Theorien.

Halten Sie mich auch nicht für falsch. Ich habe meinen Handschuh offen hingeworfen, aber niemand wagt ihn offen aufzuheben. Nur mit der Erklärung, d. h. mit der förmlichen, deutlich und scharf betonten Erklärung: „Sie oder ich!" bin ich aus Klugheitsrücksichten noch nicht hervorgetreten implicite liegt sie aber schon in der gegenwärtigen Situation. Das wissen die Herren gewiß, aber sie sagen das Gegentheil, so ostensible als möglich. — Was ich für jetzt am vortheilhaftesten hielte, ist der Rücktritt einiger der Minister, natürlich der doktrinären Stimmführer, der in festen Parteiverbindungen stehenden, deren Antecedentien ihnen verbieten, bei einem festen starken Königthum stehen zu bleiben. Diese aber wollen am wenigsten, weil sie Fanatiker ihrer Doctrin sind, deren Verlebendigung sie bei ihrem Rückzuge gefährdet glauben. Und dennoch ist es unmöglich, daß sie bleiben, wenn der König — König bleiben will! Sie erkennen, daß die Krisis bei ihrer Culmination angekommen ist. Sind wir auch sehr krank „an der langen Bank", so glaube ich, daß dies leidige Instrument für jetzt zu kurz sein wird.

Sie sehen, ich will keinen sogenannten „Systemwechsel", sondern lediglich die Verleugnung der liberalen Interpretation des November-Programms (von 1858). In einer conservativen Auffassung desselben bin ich ins Amt getreten; ich kann, will und muß daran festhalten, ich muß aber auch wünschen und wirken, daß diese Auffassung, welche die des

Königs ist, und weil sie es ist — zur offiziellen Geltung und Anerkennung gelange. Sollte das offene Bekennen dazu uns nicht vor rothen Wahlen schützen, woran ich noch nicht verzweifle: so mag der daran sich knüpfende Existenzkampf gekämpft werden. Ich vertraue, daß er zum siegreichen Ende und damit zur Gesundheit und Genesung zurückführen wird, und zwar nicht durch reactionäre Recepte, sondern durch eine ehrliche, offene und muthige Anwendung der verfassungsmäßigen Mittel. Gott der Herr wird uns nicht verlassen, wenn wir Ihn nicht verlassen. — Daß aber ein muthiges, entschiedenes und entschlossenes Regieren bei der maßgebenden Person möglich ist, hat die Reorganisation bewiesen. Einigkeit der Anschauungen zwischen dem Herrn und seinen Ministern stärkt und beflügelt alle Regierungsthätigkeit, die bisherige Uneinigkeit schwächte und lähmte, das war unvermeidlich — auf die Wahl der Personen kommt daher alles an! Dem Muthigen gehört die Welt! Der Wahlspruch muß bei der betreffenden Wahl vorzüglich maßgebend sein.

Doch genug! Meine Geister regen sich und ich bin ihnen dienstbar. Bald — in der zweiten Hälfte des Juli sehen wir uns, will's Gott. Ich bin zwar nicht krank, aber abgetreten wie ein alter Jagdstiefel, der des Vorschuhens bedarf. Zu dem Ende will ich auf einige Wochen außer Landes gehen, vielleicht nach der Schweiz." — — —

Daß schon damals die Absicht, Modifikationen im Ministerium eintreten zu lassen, bestanden hat, ergiebt sich auch aus folgendem Handbillet des Königs an Roon:

Berlin 1. 7. 61.

Ich habe Ihnen nicht gleich geantwortet, weil gleichzeitig der Ministerial-Bericht mit der Krönungs-Idee einging und dies ein Conseil auf Mittwoch um 11 Uhr hier bei mir

nöthig macht. Bis nach demselben ist Möller[1]) jedenfalls in Berlin zurückzuhalten. Möller's und Senfft's[2]) Briefe gefallen mir nicht recht. Beide sehen die Frage, wie mir scheint, nicht viel anders an, als die Minister, d. h. Senfft, während M. erst sehen will, ob er eintreten könnte!

Ihre Andeutungen über sich selbst will ich nicht verstehen, da ich niemals annehmen kann, daß Sie mich in diesem Moment verlassen können. W.

Es ist nach den vorliegenden Korrespondenzen in hohem Grade wahrscheinlich, daß während der damaligen Krisis Roon auch die schon von ihm längst gewünschte Allerhöchste Ermächtigung erhalten hat — mit Herrn von Bismarck-Schönhausen in ernste Verhandlungen zu treten und dessen Eintritt in das Ministerium vorzubereiten. Die großen Fähigkeiten und die Thatkraft dieses Staatsmannes waren dem Könige zwar längst bekannt, und aus dem Sybel'schen Geschichtswerke wissen wir heute, daß schon im Jahre 1858 der damalige Prinz-Regent an Bismarck als auswärtigen Minister gedacht, diese Idee aber später wieder aufgegeben haben soll. Es ist auch nicht unbekannt geblieben, daß es anderen Einflüssen gelungen war, den Prinz-Regenten und auch noch den König mit Vorurteilen gegen Bismarck zu erfüllen. Man hatte ihn als politischen Erzreaktionär und Durchgänger geschildert, der als fanatischer „Kreuzzeitungs-Mann" auch ganz ungeeignet zum Mitgliede eines Ministeriums sein würde, welches nach den im November 1858 proklamierten gemäßigten Ansichten des Herrschers die Geschäfte zu führen hätte. Welche Beweise man dafür hatte bringen können, ist nicht bekannt geworden.

---

[1]) Damals Regierungspräsident; war zuletzt als Oberpräsident in Straßburg im Amte.

[2]) Damals Oberpräsident von Pommern.

Roon aber kannte Bismarck's wahre Ansichten besser und war daher in der Lage, nicht nur aus persönlicher Zuneigung für ihn, sondern aus innerster Ueberzeugung, daß dessen Wahl zum Heile des Vaterlandes die denkbar zweckmäßigste sein würde, jenen Vorurteilen bei jeder Gelegenheit entgegenzutreten. In wie hohem Grade er darin Recht hatte, das sollte die Zukunft lehren. Der König jedoch ist anfangs nur zögernd auf den Vorschlag eingegangen, weil er immer noch das zu gewaltthätige Auftreten Bismarck's fürchtete und weil er sich überhaupt, bei der ihm eigentümlichen Anhänglichkeit an seine Umgebungen, zu einem Personenwechsel nur dann entschloß, wenn er von der dringenden Notwendigkeit desselben fest überzeugt war; und diese Notwendigkeit mag ihm damals nachgewiesen sein. Wie dem auch sei, jedenfalls ist nicht zu bezweifeln, daß Roon schon damals befugt gewesen ist, die Eventualität von Bismarck's Eintritt in das Ministerium mit diesem selbst zu erörtern. Es beziehen sich auf diese Verhandlungen die nachstehenden Briefe, welche Bismarck in jenen Tagen an Roon gerichtet hat:

Petersburg 2. July 1861 (eingegangen am 11. Juli).

Lieber Roon!

Ihr Schreiben durch den Engländer kam gestern in Sturm und Regen hier an, und störte mich in dem Behagen, mit welchem ich an die ruhige Zeit dachte, die ich in Reinfeld mit Kissinger und demnächst in Stolpmünde zu verbringen beabsichtigte. In den Streit wohlthuender Gefühle für junge Auerhähne einerseits und Wiedersehen von Frau und Kindern andererseits tönte Ihr Commando: „an die Pferde“ mit schrillem Mißklang. Ich bin geistesträge, matt und kleinmüthig geworden, seit mir das Fundament der Gesundheit abhanden gekommen ist. Doch zur Sache. In dem Huldigungs-

streit verstehe ich nicht recht, wie er so wichtig hat werden können, für beide Theile. Es ist mir rechtlich gar nicht zweifelhaft, daß der König in keinen Widerstreit mit der Verfassung tritt, wenn er die Huldigung in herkömmlicher Form annimmt. Er hat das Recht sich von jedem einzelnen seiner Unterthanen und von jeder Corporation im Lande huldigen zu lassen, wann und wo es ihm gefällt, und wenn man meinem Könige ein Recht bestreitet, welches er ausüben will und kann, so fühle ich mich verpflichtet es zu verfechten, wenn ich auch an sich nicht von der praktischen Wichtigkeit seiner Ausübung durchdrungen bin. In diesem Sinne telegraphirte ich an Schlieffen (?), daß ich den „Besitztitel", auf dessen Grund ein neues Ministerium sich etabliren soll, für richtig halte, und sehe die Weigerung der anderen Partei und die Wichtigkeit, welche sie auf Verhütung des Huldigungsaktes legt, als doctrinäre Verbissenheit an. Wenn ich hinzufügte, daß ich die „sonstige Vermögenslage nicht kenne", so meine ich damit nicht die Personen und Fähigkeiten, mit denen wir das Geschäft übernehmen könnten, sondern das Programm, auf dessen Boden wir zu wirthschaften haben würden. Darin wird m. E. die Schwierigkeit liegen. Meinem Eindruck nach lag der Hauptmangel unserer bisherigen Politik darin, daß wir liberal in Preußen und conservativ im Auslande auftraten, die Rechte unseres Königs wohlfeil, die fremder Fürsten zu hoch hielten. Eine natürliche Folge des Dualismus zwischen der constitutionellen Richtung der Minister und der legitimistischen, welche der persönliche Wille Seiner Majestät unserer auswärtigen Politik gab. Ich würde mich nicht leicht zu der Erbschaft Schwerin's entschließen, schon weil ich mein augenblickliches Gesundheits-Capital dazu nicht ausreichend halte. Aber selbst wenn es der Fall wäre, würde ich auch im Innern das Bedürfnis

einer anderen Färbung unserer „auswärtigen“ Haltung fühlen. Nur durch eine Schwenkung in unserer auswärtigen Haltung kann, wie ich glaube, die Stellung der Krone im Innern von dem Andrang degagirt werden, dem sie auf die Dauer sonst thatsächlich nicht widerstehen wird, obschon ich an der Zulänglichkeit der Mittel dazu nicht zweifle. Die Pression der Dämpfe im Innern muß ziemlich hoch gespannt sein, sonst ist es gar nicht verständlich, wie das öffentliche Leben bei uns von Lappalien wie Stieber, Schwark, Macdonald, Patzke, Twesten und dergl. so aufgeregt werden konnte, und im Auslande wird man nicht begreifen, wie die Huldigungsfrage das Cabinet sprengen konnte. Man sollte glauben, daß eine lange und schwere Mißregierung das Volk gegen seine Obrigkeit so erbittert hätte, daß bei jedem Luftzug die Flamme aufschlägt. Politische Unreife hat viel Antheil an diesem Stolpern über Zwirnsfäden; aber seit vierzehn Jahren haben wir der Nation Geschmack an Politik beigebracht, ihr aber den Appetit nicht befriedigt, und sie sucht die Nahrung in den Gassen. Wir sind fast so eitel wie die Franzosen; können wir uns einreden, daß wir auswärts Ansehen haben, so lassen wir uns im Hause viel gefallen; haben wir das Gefühl, daß jeder kleine Würzburger uns hänselt und geringschätzt und daß wir es dulden aus Angst, weil wir hoffen, daß die Reichsarmee uns vor Frankreich schützen wird, so sehen wir innere Schäden an allen Ecken, und jeder Preßbengel, der den Mund gegen die Regierung aufreißt, hat Recht. Von den Fürstenhäusern von Neapel bis Hannover wird uns keins unsere Liebe danken, und wir üben an ihnen recht evangelische Feindesliebe, auf Kosten der Sicherheit des eigenen Thrones. Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit den Finger für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte

ich von der unseres allergnädigsten Herrn soweit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rathe seiner Krone geeignet finden wird. Deshalb wird er mich, wenn überhaupt, lieber im Innern verwenden. Das bleibt sich aber m. E. ganz gleich, denn ich verspreche mir von der Gesammtregierung keine gedeihlichen Resultate, wenn unsere auswärtige Haltung nicht kräftiger und unabhängiger von dynastischen Sympathien wird, an denen wir aus Mangel an Selbstvertrauen eine Anlehnung suchen, die sie nicht gewähren können und die wir nicht brauchen. Wegen der Wahlen ist es Schade, daß der Bruch sich gerade so gestaltet; die gut königliche Masse der Wähler wird den Streit über die Huldigung nicht verstehen, und die Demokratie ihn entstellen. Es wäre besser gewesen, in der Militärfrage stramm zu halten gegen Kühne, mit der Kammer zu brechen, sie aufzulösen und damit der Nation zu zeigen, wie der König zu den Leuten steht. Wird der König zu solchem Mittel im Winter greifen wollen, wenn's paßt? Ich glaube nicht an gute Wahlen für dießmal, obschon grade die Huldigungen dem Könige manches Mittel gewähren, darauf zu wirken. Aber rechtzeitige Auflösung, nach handgreiflichen Ausschreitungen der Majorität sind ein heilsames Mittel, vielleicht das richtigste, zu dem man gelangen kann, um gesunden Blutumlauf herzustellen.

Ich kann mich schriftlich über eine Situation, die ich nur ungenügend kenne, nicht erschöpfend aussprechen, mag auch Manches nicht zu Papier bringen, was ich sagen möchte. Nachdem der Urlaub heut bewilligt, reise ich Sonnabend zu Wasser, und hoffe Dienstag früh in Lübeck zu sein, Abend in Berlin. Früher kann ich nicht, weil der Kaiser mich noch seh'n will. Diese Zeilen nimmt der englische Courier wieder mit. Mündlich also Näheres. Bitte mich der Frau Gemahlin herzlich zu empfehlen. In treuer Freundschaft der Ihrige

v. Bismarck.

Nachschrift (am Rande): „Mit Schleinitz nehme ich nach Ihrem Schreiben volles Einverständniß an, so daß ich nicht in die geschmacklose Lage komme, gegen meinen Chef zu conspiriren. Sagen und schreiben werde ich natürlich niemand etwas. — Wenn ich den Newaspiegel in der hellen Nacht vor mir sehe, über den Brief hinweg, so wird der Wunsch in mir lebhaft, daß ich nächstes Jahr noch hier sitze. Der Mensch gewöhnt sich an Alles, auch an 60° Breite; und Umzieh'n, Streiten, Aergern und die ganze Knechtschaft Tag und Nacht bilden eine Perspective, bei der ich schon heut Heimweh nach Petersburg oder Reinfeld habe. In bessrer Gesellschaft wie in der Ihrigen kann ich niemals in den Schwindel hineingerathen; aber auf der Sabower Haide hinter den Rebhühnern war es für uns beide behaglicher. Ich werde mich nicht drücken, denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein, aber wenn in 14 Tagen dies Gewitter spurlos an mir vorübergezogen und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Enten—ß wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können.

3. Juli. Ich schrieb dieses heute früh 2 bis 3 Uhr aus Gesellschaft kommend und finde jetzt bei'm Aufsteh'n den Gesammt-Eindruck etwas confus, aber Sie kennen ja meine Ansichten ohnehin, und anders wird man so spät kaum. Geht der König einigermaßen auf meine Meinung ein, dann greife ich das Werk mit Freuden an.

Frankfurt, 17. July 61, früh 6.

Lieber Roon.

wir sollen uns nicht sehen! Meine Absicht, Sie in Berlin zu erwarten, wurde dadurch gestört, daß Schleinitz mich ersuchte, möglichst schleunig nach Baden zu gehen. Nun lese ich,

nachdem ich in Baden durch Geschäfte und Attentat länger als ich dachte aufgehalten, das Sie eben dahin unterwegs sind. Ihr Kriegsministerium, an welches ich gestern telegraphirte, antwortet nicht, obschon es gratis wäre. Ich fragte an, wo Sie wären, wann Sie reisten und bezahlte Antwort. Wüßte ich, daß Sie auf dem nächsten Zuge wären, so erwartete ich Sie hier, deßhalb telegraphirte ich, aber auf's Unsichere hier zu warten, ist mir die Zeit zu knapp . . . und dann können wir im Augenblick kaum mehr thun als Erlebnisse austauschen . . . Einstweilen trinke ich 4 Wochen Kissinger in Reinfeld, dann Seebad. Herzliche Grüße und frohe Schweiz.

Ihr

v. B.

Berlin, 17. July 61.

Lieber Roon!

es ist wirklich wahr, wir sollen nicht mit einander reden. Unter den Gründen, die mich bestimmten, nicht gestern Abend sondern heut früh aus Frankfurt zu fahren, spielte der Wunsch, nicht auf der Bahn an Ihnen ungesehen vorüber zu sausen, die Hauptrolle; ich las in Zeitungen, daß Sie im Begriff seien zu reisen, telegraphirte um Gewißheit, blieb ohne Antwort, bestach den Zugführer bei der Kreuzung zu halten, bis ich mich überzeugen konnte, daß Sie nicht auf dem Berliner Zuge waren . . . und kam hier rechtzeitig an, um von dem alten Portier zu hören, daß Sie vor 2 Stunden abgereist waren. Hätte ich Sie irgendwo auf der Bahn angetroffen, so wäre ich einige Stationen mit Ihnen umgekehrt. So aber sind Sie entweder über Magdeburg gefahren oder wir haben uns im Finstern auf der Höhe von Trebbin gekreuzt. Es nutzt nichts, daß ich Ihnen das schrieb, aber ich habe das

Bedürfniß, meinen Verdruß zu Papier zu bringen und außerdem Ihnen zu melden, daß ich nun 4 Wochen in Reinfeld im blauen Ländchen bleibe, dann entweder nach Stolpmünde oder, wenn es ein kalter Herbst wird, in irgend ein einsames Nordseebad gehe . . .

In treuer Freundschaft Ihr

v. Bismarck.

Bekanntlich hatte schon in der ersten Hälfte Juli die auch in vorstehender Korrespondenz erwähnte Huldigungsfrage dadurch ihren akuten Charakter verloren, daß der König auf die Huldigung verzichtete und sich statt dessen mit der Krönung einverstanden erklärte. Diese fand am 18. Oktober in Königsberg statt. Roon wohnte derselben bei, nachdem er vorher in der Schweiz gewesen war, um dort am 2. September in aller Stille die silberne Hochzeit zu feiern und dann in der zweiten Hälfte des September im Gefolge des Königs die bei Düsseldorf und Köln stattgehabte Königsrevue mitgemacht hatte. Unter den dort gemusterten ca. 50 000 Mann Linientruppen befanden sich auch die neuen Regimenter, welche beim VII. und VIII. Armeekorps errichtet worden waren. Bei beiden Gelegenheiten empfing Roon huldreiche Gnadenbeweise seines Monarchen; die innere Krisis aber war abermals nicht zur Erledigung gekommen. Das Ministerium war im Amte geblieben, und seine schwächliche Haltung konnte es nicht verhindern, daß die im Juni begründete „Deutsche Fortschrittspartei" durch beispiellose Agitationen den Geist der Opposition im Lande immer mehr aufstachelte. — Auch zur Berufung Bismarck's war die Zeit noch nicht gekommen. Der König hatte sich nicht dazu entschließen können, sondern an Stelle von Schleinitz den

Grafen Bernstorff aus London als auswärtigen Minister berufen. Dieser aber verschwieg nicht, daß er dem Rufe nur sehr ungern gefolgt war und sein neues Amt nur als ein Provisorium ansehen könne. Den Gesandtenposten in London hatte er deswegen auch unbesetzt gelassen und sich den Rücktritt in denselben vorbehalten.

Vierzehntes Kapitel.

Die über die Huldigungsfrage entstandene Ministerkrisis, wegen deren im Juli 1861 Bismarck's Berufung in das Ministerium von neuem in Erwägung gezogen worden war, hatte schon Vorgänge gehabt. Häufig waren, auch abgesehen von der Militärfrage, prinzipielle Gegensätze im Staatsministerium entstanden. Zuweilen fand Roon bei Vertretung seines politischen Standpunktes gegenüber der Majorität seiner Kollegen die Unterstützung der Herren von Schleinitz (später Graf Bernstorff) und von der Heydt, in vielen Fällen war er aber auch genötigt, ganz allein ein abweichendes Votum abzugeben, welches dann natürlich auch dem Monarchen gegenüber eingehend begründet werden mußte. Da war es denn unvermeidlich, daß er immer wieder auf das Gebiet der allgemeinen Politik gedrängt wurde und dies um so weniger ändern konnte, als er einerseits in allen Fragen des ganz besonderen Allerhöchsten Vertrauens gewürdigt ward und andererseits die Ueberzeugung gewann, daß es wünschenswert sei, die Zuversichtlichkeit des Allergnädigsten Herrn durch seinen Zuspruch zu stärken und den in jenen inneren Konflikten nicht selten hervortretenden pessimistischen Anschauungen desselben mit freimütigem Patriotismus entgegenzutreten.

In den meisten Fällen ist das mündlich geschehen, aber auch der schriftliche Nachlaß enthält für die von Roon in dieser Richtung geübten heilsamen Einwirkungen vielfache Belege. Einige derselben mögen nachstehend aufgezeichnet werden.

Es handelte sich im Herbst 1860 um Aufstellung des neuen Militär-Etats pro 1861. Nach vorangegangenen Verhandlungen zwischen Finanz- und Kriegsminister, bei denen der Regent sich ganz auf die Seite des letzteren stellte, hatte der Finanzminister von Patow die von ihm anfänglich verlangte Abstreichung von etwas über 1 Million Thaler zwar um die Hälfte reduziert, bestand aber auf der für das Staatswohl angeblich unabweislich gebotenen Herabsetzung um wenigstens 1/2 Million, für die keine Deckung zu beschaffen sein würde, mit größter Hartnäckigkeit. Als die Majorität des Staatsministeriums ihm beitrat und erklärt hatte, sie könne für den Etat die konstitutionelle Verantwortlichkeit nicht übernehmen, wenn dem Votum des Finanzministers keine Folge gegeben würde, ließ der Regent das Staatsministerium benachrichtigen, daß er unter diesen Umständen zur Abdankung entschlossen sei.

In seinem vom 22. September datierten Berichte über die betreffende Sitzung des Staatsministeriums erhob Roon dagegen natürlich die lebhaftesten Gegenvorstellungen. — — — — „Die qu. finanzielle Differenz" — dies machte er selbst von seinem militärischen Standpunkte geltend — „ist doch weder ein Objekt, um Thronwechsel, noch um politische Katastrophen herbeizuführen und zu motivieren! Es ist also in der That ein Prinzipienstreit, der bei dieser Gelegenheit ausgefochten werden muß, aber nur ausgefochten werden kann unter der energischen und weisen Führung derjenigen erhabenen Persönlichkeit, auf welche das engere wie das weitere Vaterland, ja

Europa und die Welt mit so viel berechtigter und anerkennender Hingebung und Bewunderung blickt. Gott lenke das Herz Ew. Königl. Hoheit zum Aufgeben eines Vornehmens, dessen Ausführung die Zustände Preußens und Europas in die unheilvollsten Katastrophen zu führen droht!"

Der Prinz schrieb eigenhändig unter diesen Bericht: „Auerswald war um 9 Uhr heute bei mir zur Meldung dessen, was Sie hier schrieben. Ich theilte ihm nebenstehende Zahl darauf mit, als mein Ultimatum, und las ihm eine sofortige Resignations-Urkunde vor. Er ging zu Patow und dieser ist nun bereit, über diese Différenz-Summe fortzusehen und sie zu bewilligen, will jedoch eine Versicherung haben, daß wenn der Staats-Schatz geleert sein wird, man zu andern Reductionen sich entschließen werde. Da ich die Finanzen nicht ruiniren will und werde, so ist dergl. Versicherung Unsinn, ich will seine desfallsige Ansicht später schriftlich formulirt erst sehen um sie zu beurtheilen und einstige Berufungen auf dieselbe festzusetzen. Auerswald wird um 12½ Uhr den Ministern Mittheilung des Standes der Sache machen und mir dann Meldung erstatten, hoffentlich ist dann die Sache pro 1861 régulirt.

B. 23. 9. 60. Wilhelm, Pz.-R.

Noch ernster als die oben erwähnte Differenz war diejenige, welche im Februar 1861 im Schoße der Regierung entstand, weil sie prinzipiell von weit größerer Bedeutung war. Die Majorität des Staatsministeriums, von ihren angeblichen Freunden und Anhängern in der Kammer gedrängt, aber auch vom eigenen Doktrinarismus verleitet, hatte unter Schwerin's Führung gewisse Gesetzes-Vorschläge ausgearbeitet, welche den sogenannten „Ausbau der Verfassung" in liberalem Sinne bezweckten (Stellung des Abgeordnetenhauses zur Oberrechnungskammer, Minister-Verantwortlichkeit u. s. w.). Auf

die Vorhaltung seines November-Programms — welches die liberalen Minister immer in ihrem Sinne auslegten — hatte der König anfangs mit schwerem Herzen gestattet, daß diese Entwürfe den Kammern vorgelegt würden, weil er als konstitutioneller Fürst sich — trotz besserer eigener Ueberzeugung — dazu für verpflichtet hielt; hatte aber noch in derselben Konseil-Sitzung geäußert, er sei von den Ministern dazu gezwungen worden.

Hieran anknüpfend, berichtete Roon am 1. März 1861 ausführlich über seine Auffassung der Situation:

„Noch tief erschüttert von dem Ausgange der gestrigen Conseil-Sitzung habe ich bis jetzt herzlich gerungen nach der ruhigen Fassung, die ich für nöthig erkannte, um mit einiger Aussicht auf Erfolg zu Ew. Majestät über die augenblickliche Situation zu sprechen. — Dies darf, dies muß ich, denn Ew. Majestät haben mich zu Allerhöchst-Ihrem Rathgeber erwählt; ich muß es aber auch um deswillen, weil ich, nach Ew. Majestät gestrigem Ausspruch, zu einem Ministerium gehöre, welches Ew. Maj. genöthigt habe, Allerhöchst-Dero formelle Zustimmung zu einer Maaßregel zu geben, welche Ihren Ueberzeugungen, Ihrem Gewissen auf's entschiedenste widerstrebt.

Ich für mein Theil bin dadurch in meinen tiefinnersten Gefühlen schwer verletzt worden, denn mein Preußisches Soldatenherz kann den Gedanken nicht ertragen, daß mein König und Herr einen andern Willen über den eigenen stellt; aber ich hoffe zuversichtlich, daß Ew. Majestät mich von der Solidarität für jeden Ihnen etwa angethanen Zwang freisprechen werden.

Es handelt sich im gegenwärtigen Augenblick einerseits um gewisse Bewilligungen, die die Krone vom Landtage,

andrerseits um gewisse Zugeständnisse, die das Abgeordnetenhaus von der Krone erwartet.

Die erstgenannten Bewilligungen beziehen sich auf unerläßliche Bedürfnisse, deren Befriedigung von der ersten aller natürlichen Pflichten, von der Pflicht der Selbsterhaltung, gebieterisch verlangt wird; die dagegen im Austausch begehrten Zugeständnisse sollen unsere Verfassung vervollständigen, nachdem wir ohne diese Vervollständigungen bereits seit einer Reihe von Jahren in constitutionellen Verhältnissen leben und gedeihen, welche von anderen und großen Ländern noch bei Weitem nicht gewonnen sind.

Jene Bewilligungen sind unbedingt erforderlich, diese Zugeständnisse — von gewissem Standpunkte aus — blos wünschenswerth. Die Werthe sind daher ungleich, welche hier ausgetauscht werden sollen.

Dennoch wäre es denkbar, daß Leistung und Gegenleistung, vom Standpunkt des „Rechtsbodens" aus, einander die Wage hielten; daß die Regierung rechtlich verbunden wäre die bezüglichen Zugeständnisse zu machen, weil damit lediglich bestimmte Verheißungen der Verfassungs-Urkunde in's Leben gerufen werden sollen.

Aber unsere „octroyirte" Verfassung ist eine vom Könige einseitig gegebene, kein Vertrag, dessen unverzügliche Erfüllung von dem Contrahenten ohne Weiteres in Anspruch genommen werden kann. Ebenso ist unser Preußisches Königthum kein durch die Verfassungs-Vereinbarung neugeschaffenes, etwa wie das weiland Bürgerkönigthum oder wie das Belgische, sondern vielmehr ein durch unsere großen Herrscher erschaffenes, welches durch die aus freiem Königlichen Entschlusse verliehene Verfassung nicht abgeschafft, sondern nur modifizirt worden ist.

Als Ergebniß des freien Willens eines Königs von

Preußen muß unser Staatsgrundgesetz, so wie es endgültig festgestellt und publizirt ist, in lauterster Wahrhaftigkeit verstanden und in Treue befolgt werden. Demgemäß sind auch die Verheißungen der Verfassung zu erfüllen, aber nicht als unaufschiebliche Vertragsverbindlichkeiten, sondern vielmehr als freiwillig übernommene Verpflichtungen für die Zukunft, deren thatsächliche Erfüllung an fernere freie Königliche Entschließungen geknüpft ist. — — — Bloße äußerliche Rücksichtnahme auf fremde Ueberzeugungen müßte dagegen die traurigsten Mißstände herbeiführen, sollte sie als Motiv für Königliche Entschließungen dienen. In anderen konstitutionellen Staaten ist die Geltendmachung eines Regierungswillens gegen den König denkbar; in Preußen nicht! denn Preußen bedarf, nach seiner ganzen Geschichte, zu seinem Heile eines ganz ungetheilten Königlichen Willens, der seine nothwendige Beschränkung nur in sich selbst und in der dem Geschlechte der Hohenzollern angeborenen Achtung vor dem Gesetze findet.

Diese Auffassung, die allein das Interesse der Krone wahrt, ist die sicherste Bürgschaft für die Fortdauer ihres ungeschwächten Glanzes. Sie schließt gleichwohl weitere Machtentäußerungen nicht aus; noch weniger bezeichnet sie solche als unbedingt verderblich; wohl aber verlangt sie unbedingt, daß alle weiteren Machtentäußerungen in Wahrheit freigefaßte, auf innerster Ueberzeugung fußende Selbstbeschränkungen sein müssen. — Eine solche Auffassung ist daher auch von des Königs ersten Dienern, den Ministern, nach allen Seiten hin festzuhalten und zu vertreten. Vermögen sie dies nicht, entweder weil sie doctrinäre Ansichten von der Verbindlichkeit der Verfassungs-Verheißungen haben, oder weil ihnen der Muth fehlt allen Consequenzen jener Auffassung getrost entgegen zu gehen: so werden sie als Ehrenmänner handeln, indem sie den König bitten, sich

nach anderen Räthen und Vertretern seiner Rechte umzusehen.

Machen sie dagegen den Versuch, den König zu bewegen, in innerem Zwiespalt mit seinen Interessen und seinen innersten Ueberzeugungen von dem, was dem Lande frommt, zu handeln und fremden Anschauungen Folge zu geben: so handeln sie im Interesse der Machterweiterung des Parlaments, und Preußen verlangt ein starkes, thatfähiges Königthum und einen König mit einem kräftigen eigenen Willen!

Und ich hoffe, daß Ew. Majestät Minister sämmtlich diese meine Auffassung theilen.

Wenn aber Ew. Majestät jemals wieder die Erfahrung machen sollten, daß Allerhöchst-Dero gewissenhafte eigene Ueberzeugungen in Widerstreit mit den Meinungen der Majorität Ihrer ersten Diener sich befinden möchten, handele es sich dabei nun um den sogenannten „Ausbau der Verfassung“ oder um irgend eine andere Nützlichkeits-Maaßregel: dann — ich bitte mit der Ehrfurcht und Innigkeit einer mehr als vierzigjährigen Dienertreue — dann erinnern sich Ew. Majestät, daß Ihre Räthe, bei allem ihrem Meinungseifer, doch nicht wünschen können, nicht wünschen d ü r f e n, den Königlichen Willen ihres Herrn zu beugen und einen Zwiespalt in dem landesväterlichen Gewissen desselben zu erzeugen, der sie selbst aufs tiefste beschämen und belasten müßte.

Ueberdies ist ein Drängen in solchen Zwiespalt durch die obwaltenden Verhältnisse keineswegs geboten. Um die großen Zwecke der Regierung zu erreichen, würden übereilte Zugeständnisse an den Parlamentarismus, nach meinem bescheidenen Ermessen, das allerbedenklichste Mittel sein. Der König von Preußen ist in diesem Augenblicke noch im Vollbesitz seiner Souveränität und muß es, im wohlverstandenen Interesse des Landes, bleiben. Es fehlt ihm nicht an ver-

fassungsmäßigen Mitteln, um seinen wohlberechtigten Willen auf gesetzlichem Wege durchzusetzen. Ist dem aber so, warum sollte man zu Mitteln greifen, welche die Macht der Krone, gegen Ew. Majestät Willen, beschränken und verkümmern?

Die Antwort auf diese Frage könnte nur darin gefunden werden, daß man annähme, Ew. Majestät Räthe hielten den unverzüglichen „Ausbau der Verfassung" nach ihren eigenen politischen Ueberzeugungen für eine unausweichliche Nothwendigkeit, oder sie hielten ihre Erfolge in der Kammer ohne solchen Ausbau durch ihre eigenen Freunde in derselben gefährdet, oder sie würden, ohne eine dahin zielende Initiative, mit ihren eigenen parlamentarischen Antecedentien in Widerspruch gerathen. — Dann würde es sich in dieser Frage allerdings weniger um eine konstitutionelle, als vielmehr um eine ministerielle Nothwendigkeit handeln.

Da überdies, unter jener Annahme nur die Einbringung der Gesetze, nicht ihre Durchbringung, also auch nicht der Ausbau der Verfassung, sondern nur die Anläufe dazu beabsichtigt sein würden, oder doch nur beabsichtigt zu sein brauchten: so könnte man vielleicht dergleichen Maaßnahmen als bloße Scheingefechte für ungefährlich erklären, wenn nur nicht ein großer Theil der Nation an solchen Anläufen Aergernis nähme und sie für Beeinträchtigungen der Krone hielte. Ew. Majestät Kriegsminister darf nicht verhehlen, daß solche Ansichten namentlich in dem Theile der Nation Widerhall finden, der Ew. Majestät Waffen führt, und in dem Allerhöchstdieselben immer die festeste Säule Ihres Thrones gefunden haben. Wer es treu mit Ew. Majestät meint, kann nur mit Widerstreben an Möglichkeiten denken, durch welche dieser „rocher de bronce" jemals untergraben werden könnte."

(An dieser Stelle findet sich am Rande der eigenhändige Zusatz des Königs: „Das überlebe ich nicht!")

„Schließlich habe ich noch einmal die Gedanken zu wiederholen, daß Ew. Majestät etwa um des willen, im Widerspruch mit Allerhöchst Ihren gewissenhaften Ueberzeugungen, Zugeständnisse zu machen hätten, um dadurch die großen Aufgaben Ihrer Regierung gefördert zu sehen. Wie aber nun, wenn dennoch die Gegenleistung ausbleibt? Parlamentarische Majoritäten sind stets unzuverlässig gewesen. Empföhle es sich, im Hinblick darauf, nicht viel mehr, zuvor den Beweis der Liebe und des Vertrauens, von welchen oft mit Wahrheit und Wärme, oft aber auch nur mit Ostentation gesprochen wird, zu erwarten? Wird dieser Beweis gegeben, und wird Ew. Majestät Macht dadurch nach Außen wie nach Innen in dem erforderlichen Grade gekräftigt: dann werden Ew. Majestät auch unbedenklicher in Ihren Zugeständnissen sein können. Der Starke und Reiche kann nachgiebig und freigebig sein; so lange aber Macht und Vermögen in zweifelhafter Lage sich befinden, räth die Klugheit vorsichtig und sparsam zu sein."

Am Schlusse des Briefes entschuldigt Roon sich, falls er „in warmem, aber unüberlegtem Eifer für Se. Maj. etwa weiter gegriffen hätte, als ihm streng genommen gezieme." Er rechne auf die Nachsicht nicht nur des Landesherrn, sondern auch des Kriegsherrn.

Der König aber setzte als Antwort eigenhändig darunter: „Es gebührt Ihnen für Ihren Freimuth mein aufrichtigster Dank für ewige Zeiten!

Wilhelm 7/3. 61.

Außerdem hatte der Monarch sein „Einverstanden" — oder „vollkommen einverstanden" an zahlreichen Stellen dieser Immediat-Vorstellung am Rande hinzugefügt.

Auch sollte dieselbe nicht ohne gute Folgen bleiben. Jene Zugeständnisse wurden zurückgenommen, die Genehmigung zur

Einbringung der betreffenden Vorlagen „ajournirt"; und als einige Wochen darauf einer der Minister (wahrscheinlich Graf Schwerin) den Monarchen von neuem drängen wollte zu den verheißenen „konstitutionellen" Konzessionen und, mit seinem Rücktritt drohend, dieselben zu erzwingen suchte, da erhob der treue „Feldwebel" seines Königs, wie Roon von den Patrioten jener Tage oft genannt wurde, abermals und noch nachdrücklicher seine Stimme:

„Es treibt mich (schreibt er im April desselben Jahres), Ew. Majestät an den Inhalt meines Schreibens vom 1. März zu erinnern und Ew. Majestät zu wiederholen, daß Sie, allein Sie Herr sind, keinen Zwang dulden dürfen. Das Vollgefühl Ihrer Königlichen Machtvollkommenheit darf Euer Majestät nicht abhanden kommen, oder die Monarchie Friedrichs des Einzigen, Friedrich Wilhelms des Gerechten ist keine Monarchie, ist überhaupt nicht mehr. . . . Um ein solches Ende abzuwenden, muß jeder treue Mann Kopf und Kragen daransetzen. Wohlan! ich wage es, Euer Majestät die ganze volle Wahrheit zu sagen; es muß geschehen, auch auf die Gefahr hin, Mißfallen zu erregen.

Ew. Majestät werden durch die von Ihnen selbst erwählten Rathgeber zu Schritten gedrängt, die Sie nach Ihrer Ueberzeugung für verderblich halten, folglich nicht thun dürfen und werden. Allerhöchst=Dero Minister halten eben diese Schritte für heilbringend, für geboten, für unerläßlich. Einer derselben hat Euer Majestät angesonnen, seinem Drängen nachzugeben oder ihn zu entlassen. Kann es da . . . eine Wahl geben? — Euer Majestät vermeinen aber, auf diese Entlassung nicht eingehen zu können, weil der Bestand des Ministeriums dadurch gefährdet sei. Das daraus abzuleitende Unheil darf nicht überschätzt werden. Es erweiset sich bei reiflicher Ueberlegung in der That als erträglich. Ew. Ma=

jestät werden kraft Ihrer Königlichen Macht andere Minister ernennen, und wenn Sie solche nicht aus den Führern der lautesten und extremsten Partheien erwählen, so wird das Geschrei der Partheien nicht lästiger fallen, als es ohnedies schon geschieht. Ew. Majestät edle Absichten sind bekannt. Sie wollten und wollen nach der Verfassung regieren, aber Sie wollten und wollen auch als ächter König von Preußen regieren. In diesem Aber liegt die Unzulänglichkeit mehrerer Ihrer gegenwärtigen Rathgeber. Weil Sie verfassungsmäßig regieren wollten, erwählten Sie Männer, die die constitutionelle Doctrin in Preußen ausbilden geholfen, deren Namen daher bei den Partheigenossen einen guten Klang hatten, aber Euer Majestät hatten dabei übersehen, daß sie nur die lautesten, keineswegs aber die berechtigtsten Stimmen im Lande für sich hatten, daß die Consequenzen der constitutionellen Doctrin dieser Männer nur zu vereinen waren mit dem Schein-Königthum Belgiens, Englands oder Louis Philippes, nicht aber mit einem ächt Preußischen Königthum von Gottes Gnaden, mit einem Königthum nach Ihren Intentionen, wie solches in dem Rechtsbewußtsein Ihres Volkes begründet war. Ew. Majestät wollten nicht mit der Vergangenheit brechen; die Continuität des Rechtszustandes sollte gewahrt, gleichwohl die bessernde Hand an das Ueberlieferte gelegt werden. Es konnte nicht überraschen, daß diese verschiedener Deutung fähigen Königlichen Intentionen von Jedermann nach seinen Wünschen und Aussichten ausgelegt wurden. Wie weit darüber zwischen Ew. Majestät und Ihren neugewählten Räthen gleiches Verständniß stattfand, das blieb wohl von Hause aus in Unklarheit. Bei meinem Eintritt ins Ministerium fand ich diese Unklarheit, ja den Gegensatz der Meinungen und Grundanschauungen bereits deutlich ausgeprägt. Ew. Majestät hatten übersehen, daß die parlamentarischen Antecedentien mehrerer

Ihrer Räthe ihnen Partheipflichten auferlegten, die mit den Pflichten gegen Ew. Majestät im schneidendsten Gegensatze standen und stehen. Oft habe ich zu erkennen geglaubt, daß Ew. Majestät Politik wohl die Zustimmung dieser Voreingenommenen gefunden hätte, wenn es ihnen im Hinblick auf frühere Aeußerungen und Partheiverbindlichkeiten nur möglich gewesen wäre. Es ist ihnen absolut unmöglich! In dem Augenblicke, wo sie bona fide Euer Majestät politischen Wegen folgen würden, hätten sie sich in den Augen ihrer Parthei ruinirt; ihr Einfluß wäre dahin; sie würden mit Schmach überhäuft werden. Sie können das nicht und — wollen es auch nicht.

Das ist die Situation! Sie ist entsetzlich, bringt das Vaterland an den Rand des Abgrunds. Ew. Majestät fühlen das mit dem ganzen unermeßlichen Weh, das Ihrem edlen Herzen in solcher Lage natürlich sein muß. Aber sie ist nicht zum Verzweifeln.

Ew. Majestät haben zwei Auswege aus dem Wirrsal des Augenblicks. Der Eine heißt „Nachgeben", ganzes volles unbedingtes Nachgeben, Aufgeben der eigenen gewissenhaften Ueberzeugung, Fesselung des eigenen Königlichen Willens an den Willen der Minister — und führt unwiderruflich auf die Pfade des Königthums von Volkes Gnaden; der spezifische Glanz der Preußischen Königskrone erlischt, aber im Hintergrunde winkt eine Bürgerkrone, und Preußen wetteifert künftig vielleicht mit Belgien in den materiellen Segnungen einer unhistorischen Existenz. Mit der Vergangenheit wäre freilich gebrochen, der Sprung in dieser Richtung wäre groß, aber er führt aus den Verlegenheiten des Augenblicks auf die ebenste Bahn. Alle unzeitige Friction hörte auf, die Staats-Maschine bekäme eine freie Bewegung, und an Beifallsjubel würde es nicht fehlen.

Der andere Ausweg heißt: „Geltendmachung des gesetzlich berechtigten Königlichen Willens!“ Er löset die Fesseln des Adlers; der König von Gottes Gnaden bleibt an der Spitze seines Volkes der Schwerpunkt des Staates, Herr im Lande, unbeherrscht von ministerieller Vormundschaft und parlamentarischen Majoritäten; mit der Vergangenheit wird nicht gebrochen, und die bessernde Hand kann mit weisem Maaße an den Ausbau unseres öffentlichen Lebens gelegt werden. Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanz und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg.

Man hat Ew. Majestät einzuschüchtern versucht durch das laute Geschrei des Tages. Allen unglücklichen Königen, von denen die Geschichte meldet, ist es ebenso ergangen. Nur weil sie an das Gespenst glaubten, schreckte es, ruinirte es sie. Ich beschwöre Ew. Majestät, glauben Sie nicht daran. Sprechen Sie Ein Wort, und das Phantom verschwindet. Dieses Wort heißt „Ministerwechsel“, nicht „Systemwechsel“. Nicht Ihr System, sondern nur die Personen Ihrer in Partheifesseln liegenden Minister mögen Sie wechseln. Sie haben Sich geirrt, nicht in den Zielen, die Sie wollten, sondern in den Werkzeugen, mit denen Sie jenen Zielen zustrebten... Euer Majestät äußerten heute, daß, wenn Sie den Minister, der zurückzutreten begehrt, entließen, andere folgen würden. Ich gebe dies zu, aber ich bebe nicht davor zurück; im Gegentheil, ich würde Gott auf den Knien dafür danken, wenn Ew. Majestät dadurch der Fesseln ledig würden, die Ihr edelstes Selbst jetzt gefangen halten.

Ein Verdacht liegt nahe; ich muß ihm entgegentreten, um der guten Sache willen, für die ich zu sprechen meine. Ew. Majestät könnten glauben, ich spräche für eine andere

Parthei, ich wolle nur, daß Ew. Majestät die Fesseln tauschen sollten. Nichts liegt mir ferner. Weder für die Kreuzzeitungs-Parthei, noch für Graf Arnim[1]), noch für irgend ein anderes Parthei-Interesse führe ich diese dreiste Sprache. Ich rathe vielmehr ausdrücklich davon ab, daß Euer Majestät, wenn Sie, kraft Ihrer Königlichen Prärogative, andere Räthe wählen, solche unter den Vorkämpfern unserer politischen Partheien suchen. Minister mit einer parlamentarischen Vorgeschichte sind Ew. Majestät Ruin. Unter Ew. Majestät Beamten finden sich viele tüchtige Kräfte, die noch nicht gebunden sind durch Parthei-Verbindlichkeiten. Greifen Sie nach solchen, gleichviel ob sie zu der constitutionellen oder zu der conservativen Parthei gezählt werden.

Aber ich bin an der Grenze angekommen, die die Bescheidenheit auch dem Freimuth zu respectiren anräth. Bestimmte Personen will und darf ich daher nicht nennen.

Womit ich die Kühnheit dieses Schreibens rechtfertigen kann? Ich antworte: Mit dem Eifer des tapferen Soldaten, der seinen Fürsten in Banden, des treuen Dieners, der seinen geliebten Herrn am Rande des Abgrunds erblickt. Soll jener zaudern, die Fesseln zu zerhauen, dieser zögern hinzuzuspringen? Gewiß nicht! auch wenn der eigene Sturz damit verbunden wäre. Und noch Eins: ich habe heute in meines geliebten Königs Augen Thränen gesehen, die mich mit Schmerz und Grimm erfüllten. Ich mußte Ew. Majestät Alles schreiben, was ich heute nicht sagen konnte, weil mir das Herz in der Kehle saß. Glauben mir Ew. Majestät, denselben Zorn und denselben Schmerz würden Millionen Ihrer treuen Unterthanen mit empfinden, wenn sie so unglücklich wären, ihren

[1]) Arnim-Boytzenburg der Aeltere, damals maßgebender Führer im Herrenhause.

theuren König in so tiefem Leid, in so schwerer Gewissensangst zu wissen, und Keiner würde zaudern, Ew. Majestät Blut und Leben anzubieten, und Sie aus den Bedrängnissen zu befreien, die das Land mit dem schwersten aller Verluste bedrohen, mit dem Verluste seines Königs.

In tiefster Unterthänigkeit

Roon.

So unhaltbar die Lage schon damals erschien, die bestehenden Gegensätze im Ministerium wurden dennoch wieder übertüncht; die liberalen Minister ließen auf den Wunsch des Königs ihre Rücktrittsgedanken fallen, obgleich die Konzessionen, welche sie zum „Ausbau der Verfassung" und zur Befriedigung der Majorität des Abgeordnetenhauses für unerläßlich erklärt hatten, abermals abgelehnt wurden. Ebensowenig war aber Roon's Stellung erschüttert. Im Gegenteil wies der König den Gedanken, ihn zu entlassen, mehrere Male zurück, obwohl Roon anfangs Juni die dahin gerichteten Bitten in formeller Weise wiederholte und sowohl durch den Umstand des fortgesetzten Zwiespaltes in der Regierung wie durch seine erschütterte Gesundheit motivierte. Als dann aber eine neue Krisis dadurch entstand, daß der König die Huldigung verlangte, die liberale Majorität des Ministeriums dies jedoch für unvereinbar mit der Verfassung erklärte, finden wir Roon, wie aus seinem (bereits mitgeteilten) Schreiben an Perthes vom 18. Juni ersichtlich, nunmehr zum Bleiben entschlossen, zumal der Monarch *seinen* Auffassungen in vollster Ueberzeugung beitrat und Roon jeden Tag neue Beweise des ausdrücklichsten Königlichen Vertrauens empfing. Es folgten dann die bereits erwähnten Verhandlungen mit einigen Persönlichkeiten, deren Berufung in das Ministerium für alle Eventualitäten ins Auge gefaßt war, vor allem mit Herrn

von Bismarck-Schönhausen in Petersburg. Dem mitgeteilten bezüglichen Briefwechsel mit letzterem war ein Telegramm vorangegangen, dessen Konzept (von Roon's Hand) erhalten blieb. Es ist datiert vom 28. Juni und lautete: „Es ist nöthig, die beabsichtigte Urlaubsreise unverzüglich anzutreten „Periculum in mora!“ Antwort telegraphisch an Alvensleben.“ Offenbar beruhte es auf einer schon früher getroffenen Abrede und auf der Notwendigkeit großer Diskretion, daß dieses Telegramm nicht mit Roon's Namen, sondern mit „Moritz C. Henning“ unterzeichnet war. Dies waren nämlich die Vornamen ihres beiderseitigen Freundes Blanckenburg.

Ebenso ist schon bekannt, daß Bismarck's Reise diesmal noch nicht zu dem von Roon gewünschten Ziele führte. In der Konseilsitzung vom 3. Juli war auch die neueste Krisis wieder beigelegt worden, indem der König erklärte, „er müsse zwar in Betreff der Erbhuldigung unverändert das überlieferte Recht der Krone festhalten und sei Willens, dies auch öffentlich kund zu thun; nach dem Vorschlage des Staatsministeriums wolle Er sich aber zur Krönung als dem höheren Akte entschließen“ u. s. w.

Sehr bemerkenswert und in Roon's Sinne als ein erfreulicher Fortschritt zu bezeichnen war es trotzdem, daß dem Protokolle derselben Sitzung von der eigenen Hand des Königs folgender Zusatz beigefügt wurde: „Des Königs Majestät bemerkten hierzu, daß auch Allerhöchst Sie diese Fortentwickelung der inneren Gesetzgebung (welche der Minister Graf Schwerin abermals für ebenso „erwünscht wie erwartet“ erklärt hatte) wollten, daß dazu aber nicht erforderlich sei, daß gewisse reponirte Gesetze unverändert angenommen würden. Die ersten Beamten der Krone wären berufen, dem Souverän ihre Gesetzes-Vorlagen zu machen; dieser habe sie zu prüfen, und bei Nicht-Einverständniß, eine Ausgleichung und Annäherung

der Ansichten zu versuchen. Ein Wille und eine Ansicht müsse zuletzt entscheiden und dies sei die des Königs. Wer von den Ministern sich dessen Entscheidung aus Gewissens-Ueberzeugung nicht anzuschließen vermöge, müsse dann allerdings zurücktreten.

(Allerhöchst eigenhändig gezeichnet) Wilhelm.

Baden 13./7. 61.

Wie man sieht, hatten Roon's eifrige patriotische Worte eine gute Stätte gefunden, und auch dem Gedanken an Ministerwechsel war der König nun schon ernsthaft näher getreten.

In der folgenden Sommerperiode ruhte der Meinungsstreit für eine Weile, um nach den Krönungsfeierlichkeiten um so heftiger zu entbrennen. Das agitatorische Auftreten der neu begründeten Fortschrittspartei ließ neue und heftigere Kämpfe voraussehen. Statt energisch dagegen aufzutreten, suchte die Majorität des Staatsministeriums neue Konzessionen vorzubereiten, mit denen sie den heranbrausenden Sturm zu besänftigen gedachte. Zu dem geplanten Minister-Verantwortlichkeitsgesetz wurde u. a. nun auch die Reform des Herrenhauses auf die Tagesordnung gebracht. Abermals wandte Roon sich (am 10. November 1861) mit einer direkten Eingabe an den König, indem er eine von ihm verfaßte Denkschrift: „Die politischen Partheien in Preußen und das Ministerium" überreichte. In derselben wurde die haltlose Stellung des Ministeriums, auch der eigenen Partei gegenüber, ausführlich geschildert. „Der Regierung fehlt nichts mehr, als eine entschiedene Parthei-Unterstützung; es giebt überhaupt keine ministerielle Parthei, noch weniger eine maßgebende. Es kann keine solche geben, denn es ist dem Ministerium bis jetzt noch nicht gelungen, ein klares und unzwei-

deutiges Programm auszusprechen . . Die Fahne des Ministeriums schillert in wechselnden Farben, leider zum großen Nachtheile des Landes!" Im weiteren wird die bestehende konservative Partei gegen den fort und fort erhobenen Vorwurf, sie plane „Reaktion", in Schutz genommen. „Wir haben die Verfassung; sie ist in voller Geltung und allseitig beschworen; sie könnte daher — den Fall eines revolutionären Rechtsbruchs von unten bei Seite gesetzt — nur durch eine allgemeine Verletzung des Rechtsbewußtseins im Volke willkürlich beseitigt werden. Ueberdies ist die sogenannte Kreuzzeitungs-Parthei, nach den lauten Aussprüchen ihrer Führer, wenngleich sie die Verfassung nie geschaffen haben würde, nun sie einmal da ist, voll Eifer für ihre Erhaltung und für ihre, nach den Ansichten der Parthei zu bewirkende Verbesserung. „Reaktionär" im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Parthei daher nicht, höchstens in einzelnen wenigen Heißspornen, die das Kind mit dem Bade ausschütten möchten . . . ."

Da eine irgend verläßliche oder ausreichende ministerielle Partei nicht existiere, Allianzen mit den Radikalen oder Demokraten aber ausgeschlossen seien, so bliebe doch nur übrig, sich nach Hilfstruppen im konservativen Lager umzusehen, um dem zu erwartenden Ansturm der Umsturzparteien entgegenzutreten. Was thut aber das Ministerium? „Sein offizielles Organ, die Sternzeitung, bewährt im Kampfe mit dem Organe der Konservativen, der Kreuzzeitung, einen Haß und eine Feindseligkeit, welche den Gedanken an Versöhnung mit der Partei geradezu ausschließt, während es die Organe der Demokratie, selbst wenn diese sich in ganz unpatriotischen, die Regierung herabwürdigenden und verdächtigenden Artikeln mit behaglichem Hohn ergehen, mit der zartesten Rücksicht behandelt und kaum hie und da ein männliches Wort der Erwiderung findet. Die neuesten Wahlvorschriften des Ministers des

Inneren, so sehr sie die Unparteilichkeit und Freiheit der Wahlen predigen, sind sie nicht recht eigentlich gegen die Conservativen gerichtet, da an maßgebender Stelle sehr wohl bekannt ist, daß die abzuwehrende Beeinflussung der Wahlen nicht aus dem demokratischen, sondern aus dem conservativen Lager hervorgehen dürfte? — — —

Der König will constitutionell, aber auch conservativ regieren" — heißt es am Schlusse. „Ist das möglich, wenn seine Regierung sich auf eine Partei stützt, die nicht existirt, und auf eine andere, die zwar constitutionell, aber demokratisch-constitutionell gesinnt ist? .... Aus allem Gesagten folgt, daß entweder der König die von ihm als heilsam erkannte Richtung aufgeben und blindlings den Bahnen seines doctrinären Ministeriums, oder daß dies der verderblichen, wiewohl natürlichen Anlehnung an die Demokraten absagen und den richtigen Sympathien des Königs für die gemäßigten Conservativen folgen muß.

Wenn aber weder das Eine noch das Andere geschieht, so wird die Halbheit in Preußen zur Staats-Raison!

Es fragt sich nur, ob die Wahl für den König wie für das Ministerium gleich frei ist?

Diese Frage ist zu verneinen: Das Ministerium kann nicht nachgeben, ohne sich selbst zu vernichten, denn es müßte brechen mit der Vergangenheit und den Parthei-Verpflichtungen seiner hervorragendsten Mitglieder und daher mit diesen selbst; es muß daher seinen Willen durchsetzen oder dem eigenen politischen Bankerutt entgegengehen.

Der König kann nicht nachgeben, ohne mit seiner eigenen Vergangenheit zu brechen, ohne seine besten Ueberzeugungen unter einen fremden Willen zu beugen, ohne

sich selbst, den Interessen seiner Krone und seiner Dynastie untreu zu werden!

In diesem krassen Dilemma giebt es doch nur eine Lösung:

Der König kann nicht abtreten, das Ministerium kann es!" — —

An Perthes schrieb Roon in denselben Tagen Aehnliches: .... „Sie haben leider ganz Recht: der Zersetzungs-Prozeß macht reißende Fortschritte. Auch mich würde der Wahllärm und der Programm-Klüngel nicht beunruhigen, wenn ich irgendwo ein Mittel erblickte, um der Essig-Gährung Einhalt zu thun, die eben deßhalb naturgemäß in die faulende oder stinkende Gährung übergehen muß. .... Das von den sehr ungleichen Kräften an maaßgebender Stelle construirte Parallelogramm ergiebt natürlich eine sehr schiefe Diagonale, wie das neueste, vom Jahrestage von Roßbach (!) datirte Programm Schwerin's darthut. Sie werden darin von meinen isolirten Anstrengungen kaum Spuren entdecken; dennoch bin ich daran, daß es erschien, nicht unschuldig. Es wird nichts ändern an der allgemeinen Confusion, da seine Geburt, wie ich hoffte, nichts geändert hat. — Der Kern- und Angelpunkt der inneren Preußischen Politik ist und bleibt die Armee-Frage. Darum kann, darf und will ich jetzt nicht zurücktreten, wie ich aus tausend Gründen möchte, wenn ich blos mein „Fleisch" fragte; ich darf nicht! Ebensowenig darf ich mich in jener Frage geschmeidig zeigen. Die Armee, der bisher noch einzig verlaßbare Anker und Pfeiler unserer Zukunft, darf in ihrem Selbstbewußtsein, in ihrer Gesinnung nicht beirrt werden; sonst bricht das Chaos herein. Dies durch die Erhaltung der Armee in ihrem äußeren Bestande wie in ihrem inneren Werthe abzuwehren: darin erblicke ich den politischen Theil meiner Aufgabe. Hierin allein vermag ich mit Sicherheit

etwas, darauf also muß ich mich beschränken. Aller sonstige Schaden, den ich nicht abwenden kann, ist nicht irreparable; das Verderbniß der Armee wäre der Ruin aller geordneten sozialen Verhältnisse. Gebe mir Gott der Herr gesunde Augen, Geistesgegenwart, Thatkraft! Er weiß „was für ein Gemächte wir sind;“ Er muß und wird daher das beste thun müssen. Daher ist mein freiwilliger Rücktritt erst dann erlaubt, aber auch geboten, sobald ich erkannt, daß ich jener Aufgabe nicht mehr gewachsen bin, daß die äußeren Verhältnisse mich überwältigen in dieser Frage, wie es leider in anderen geschehen. Und dieser Zeitpunkt ist vielleicht näher als Sie glauben — Eine Regierung, deren eigenthümlichster Charakterzug perennirende Krisen sind — doch — meine Stunde schlägt, die Tretmühle ruft . . . Bitte mir recht bald wieder einige freundliche Zeilen zu gönnen. Auf meinem Isolir-Schemel wirkt Freundes-Zuspruch wie sanfte elektrische Schläge heilend und stärkend. Gott sei mit Ihnen! treu verbunden

Ihr

Roon.

Die Anfang Dezember vollzogenen Wahlen zum Abgeordnetenhause fielen noch schlechter aus, als man gefürchtet hatte. Die Fortschrittspartei hatte im ganzen Lande, besonders auch in den östlichen Provinzen, bedeutende Erfolge. Das Schicksal des Ministeriums war dadurch eigentlich schon besiegelt. Die ohnehin schwache und unzuverlässige ministerielle Partei in der Kammer war ebenso geschwächt wie die Konservativen. Auch Roon und sein Gesinnungsgenosse im Ministerium, Graf Bernstorff, waren nicht gewählt.

„Nach constitutionellem Ritus (so schrieb Blanckenburg am 8. Dezember an Roon) kannst Du nun also nur einpacken

mitsammt Bernstorff — der Durchfall war gründlich! Die „Gespielen“ werden noch gewählt, weil man sie als der Demokratie unschädlich, ja behülflich, kennt, Ihr beide seid bedenklich wegen des Einflusses bei'm König! . . . . Der Ausfall der Wahlen in Pommern ist lediglich durch die Bauern entschieden — die aufgeregt von Kreisrichtern und Juden auf das allerentschiedenste gegen uns Parthei nehmen. Einmal hatte man ihnen eingeredet, wir wären gegen den König! Dies wurde um so leichter geglaubt — da die Regierung hier ja männiglich gegen uns vorging; sodann spiegelte man ihnen eine neue Kreisordnung vor, bei der sie die Majorität hätten und sich alle Communallasten abschütteln könnten. Die Versammlungen waren überall stürmisch — man hörte mich kaum an, sie waren wie bezaubert!

Nun man sieht, was man mit dem Wahlgesetz leisten kann! Das arme Volk! — Und nun? Du wirst denken, jetzt ist der Moment gekommen, wo sicher aufgelöst wird! Ja — wer weiß — ich glaube es nicht . . Man wird jetzt schon Waldeck den Hof machen und bald einsehen, wie sehr man diesen Mann verläumdet hat — er ist gewiß bald der beste „loyalste“ Freund!! Meine Hoffnung steht auf nichts, da ich eben Niemand Muth zutraue. Die jetzt aufgeregten Wellen sind übrigens nicht ganz leicht zu beruhigen . . . . Die Mißgriffe unter der Manteuffelei sind mir immer klarer.

Wenn der König sich nicht jetzt, aber bald, sehr bald aufmacht, dann werden diese ernsten Demokraten bald stückweise und ruhig mit dem bischen Königthum abfahren. — Hoffentlich wirst Du Dich nicht bei Oberrechen-Kammer- und Minister-Verantwortlichkeitsgesetz betheiligen. Daß Du bei der Militairorganisation nachgeben könntest, halte ich natürlich für einen Unsinn — und deßhalb sehe ich Dich auch schon im Geiste in denselben Ruhestand versetzt, in dem ich jetzt bin,

da es mir nicht unwahrscheinlich ist, daß in letzterer Position überall nachgegeben wird .... Ich werde den Muth nicht sinken lassen, aber gegen den Regierungsstrom sind die Conservativen völlig ohnmächtig.

Dein getreuer Neffe Moritz v. Bl.

Aehnliche Stimmungsberichte kamen von den Königstreuen aus allen Provinzen. Perthes schrieb u. A.: „.. sich um eine große Sache, die des Schweißes der Edlen werth ist, mit Gethier sehr niederer Ordnung herumzerren zu müssen, das bringt auch den geprüften Mann in Versuchung; hier beißt, dort sticht oder kratzt oder spuckt jetzt so eine Bestie, und aus allen Löchern und Ritzen heult und pfeift und kreischt es — und dennoch ist die Atmosphäre auch dieses Volkes von Angst geschwängert, es stinkt ordentlich nach Angst ....“

Die Thatsache, daß man sich im neuen Landtage einer fortschrittlichen Majorität gegenüber sehen würde, drängte zu entscheidenden Entschlüssen; dennoch geschah nichts, vielmehr zeigten einige Mitglieder der Regierung auch jetzt noch Neigung zu Konzessionen. Nur Herr von Bethmann-Hollweg erhielt die schon wiederholt erbetene Entlassung, auf welcher er angesichts des Ausfalls der Wahlen mit Festigkeit bestanden hatte. Mehr als je richteten sich auf Roon alle Blicke der Vaterlandsfreunde, weil man allein von seinem Einflusse auf den König noch eine Wendung zum Besseren erhoffte. Unter den vielen herzlichen Zurufen und patriotischen Ermahnungen zum standhaften Ausharren, die Roon in jenen Tagen empfing, befand sich auch nachstehendes bemerkenswertes Schreiben des ihm aus alter Zeit so nahestehenden Prinzen Friedrich Karl:

Berlin, 17. Dezember 1861.

Liebe Excellenz! Wenn es sich in dem morgenden Minister-Conseil um das Fortbestehen des Preußischen Königthums handeln sollte, so bleiben Sie standhaft! Keine Minister-Verantwortlichkeit, denn dann kommt der Schwerpunkt der Gewalt im Vaterlande in die 2te Kammer, statt bei dem Könige zu bleiben, keine Nachgiebigkeit überhaupt in einer wahrhaft revolutionirenden Zeit und einer verlangenden Kammer gegenüber, die weder durch diese Conzession, noch durch irgend welche andere befriedigt werden kann; in Zeiten der Revolution, in denen wir uns offenbar befinden, währt die Befriedigung über Nachgiebigkeit keine 14 Tage, und auch diese ist nur scheinbar, denn die Fortschrittsmänner wollen weiter und weiter bis an das logische Ende der Schreckensherrschaft und der Republik. Jeder Revolution muß man einen Damm entgegensetzen. Wenn wir derselben erst in Form von Aufläufen, Emeuten ꝛc. auf der Straße begegneten, so wäre dies mit Pulver und Blei höchst einfach. Zu solchen Verstößen und Mißgriffen werden es die Fortschrittsmänner von heute nicht kommen lassen. Das ist das Ueble, und das ist der Unterschied zwischen den Demokraten von 1848 und den heutigen Fortschrittsmännern. Es sind andere Mittel, die diese klüger gewordenen Männer anwenden, welche den Fluch für uns haben, daß viele wirkliche Biedermänner sich nicht überzeugen können, daß wir in der Revolution sind. Sind denn nicht blos die Mittel verschieden, die Zwecke aber dieselben? Wollen jene denn nicht, was sie 1848 durch Barrikaden und Sturmpetitionen erreichten, jetzt auch, aber langsamer und im Laufe von Jahren? Darüber muß dem König Licht werden. Seine treuesten Anhänger in den Provinzen, deren letzter Blutstropfen gern für seine Person und für das Königthum verspritzt wird, können es alle bestätigen, daß das

Volk wahrhaft verführt ist. Sollte denn der König glauben, daß die jetzige 2te Kammer wirklich der Ausdruck des wahren Volkswillens ist? Unmöglich, und wenn Er das einsieht, so ist vor der Hand genug erlangt, denn dann muß Er sich sagen, daß es nun darauf ankommt, in geschickter Weise dem Volke diese Kammer in ihrer rothen Nacktheit zu zeigen, um sie dann aufzulösen, daß es aber nicht darauf ankommen kann, wie Er mit dieser Kammer fertig wird, daß es nicht darauf ankommen kann, wie Er mit ihr unterhandelt und welche Conzessionen durch Entäußerung von Rechten des Thrones und der Krone gemacht werden.

Wird aber jetzt als wünschenswerth oder als nothwendig erkannt, mit dieser Kammer, der ich nur die Militär-Vorlage und das Budget vorlegen möchte, nicht weiter zu unterhandeln, so gehört wenig Scharfsinn dazu, sich zu sagen, daß jetzt mit Gottes Hülfe endlich der Augenblick da ist, der Revolution ein mächtiges „Halt“ zuzurufen. Unser König kann das. Mehrere Seiner Minister wollen das nicht. Mag Er Sich dann von ihnen trennen, was beiläufig gesagt nach meiner politischen Auffassung mir in sofern nicht recht wäre, als sie in diesem Falle mit einem gewissen Eklat zurücktreten würden, während ich vielmehr wünschte, daß sie mit ihrer sogenannten Parthei vor der jetzigen Kammer zusammenstürzten, nachdem sich diese Parthei der Mitte, wie alle Mitten, in ihrer ganzen Nichtigkeit und inneren Haltlosigkeit gezeigt haben würde — zur Korrektur des Landes, sich und anderen zur Lehre, um nimmer wieder zu erstehen.

Mag Er Sich alsdann von ihnen trennen. Er wird dies Opfer bringen, so groß es auch in Seinen Augen ist und so sehr es Ihn persönlich auch zu treffen scheint. Also dann andere Minister! Mag der König um Seines Gewissens willen an Seinem Programm festhalten — die Männer, die

Er beruft, um den Staat zu retten, werden in solchem Augenblick nicht darum rechten. — Wen berufen? Wenn ich das preußische Volk, dem die soldatische Erziehung und der soldatische Sinn nicht abzusprechen sind, richtig erkenne, so folgt es am liebsten einem Soldaten. Wenn ich die Situation richtig erkenne, so ist sie derartig, daß ein General mehr denn je an die Spitze des Ministeriums gehört. Haben wir einen Brandenburg? Ich denke, er findet sich. Es kommt hier mehr auf gesunden Verstand und Energie als auf Fachkenntniß an. In letzterer Beziehung können viele Leute aushelfen. . .

Mir ist zu Muth, wie vor einem in Aussicht stehenden schweren Gefecht, in welchem es sich um mein Leben handelte. Und doch ginge ich lieber langsamen Schritts in das tollste Feuer, als ich morgen den Gang thäte, der Ihnen bevorsteht. Gott helfe Ihnen! Gott geleite Sie, Er gebe Ihnen Muth, Kraft und Beredsamkeit, auf daß Sie, wie Er will, auf Herz und Sinn des Königs wirken mögen! Amen!

So bete ich aus Herzensgrunde und mit mir die, welche es im Lande treu mit dem Könige halten.

Euer Excellenz gehorsamster Diener

Friedrich Karl, Prinz v. Preußen.

Die Vorgänge in der in obigem Schreiben erwähnten und einigen darauf folgenden Conseil-Sitzungen können im einzelnen nicht näher mitgeteilt werden. Indessen haben sie zur Klärung der Situation manches beigetragen, und Roon's Operationsplan, der auf ähnlichen Anschauungen wie die obigen des Prinzen Friedrich Karl sich gründete, knüpfte an die dabei gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen an. Auch nahm er in diesen Tagen eine Gelegenheit wahr, den Monarchen von neuem um seine Entlassung zu bitten, falls diese zur

Lösung der Schwierigkeiten auch nur im mindesten beitragen könnte oder falls des Königs Vertrauen zu ihm in irgend einem Punkte schwankend geworden sei. Dies war nicht unbekannt geblieben, und tausende von patriotischen Herzen damals in zitternder Spannung, wie die Entscheidung fallen würde, nicht nur weil sie Roon's Person hochhielten, sondern vor allem weil die Königstreuen vornehmlich in ihm den Repräsentanten ihres politischen Prinzips erblickten, um dessen ganze Zukunft vielleicht für eine lange Reihe von Jahren es sich handelte. „Der gestrige Freudentag (schrieb z. B. Prinz Karl am 25. Dezember) ist mir verkümmert worden, indem die früheren Gerüchte von Ihrem Ausscheiden aus dem Ministerium, verehrter Roon, sich gestern erneut zu verschiedenen malen bis zu mir drängten!! Gott gebe, daß dem nicht so ist — denn der König, mein Allergnädigster Bruder, muß wissen, daß ein solcher Wechsel die Offizier-Korps der Armée tief erschüttern würde, und doch können Ihn nur Soldaten gegen Demokraten beschützen und helfen . . Gott gebe, daß das Gerücht lügen möge."

In der That lehnte der König das Gesuch ab, und Roon hatte sich nun zu neuen Entscheidungs-Kämpfen zu rüsten.

„Meine Lage (so schrieb er damals, 27. 12. 61., an Perthes) ist nicht so übel, als es von Weitem scheinen möchte. Ich habe ein klar erkanntes Ziel vor Augen und operire demgemäß ohne alle Umschweife und Maskenscherze. „Constitutionelle Bräuche" habe ich beobachtet, ohne entsprechenden Erfolg und dadurch eine Position gewonnen, die mich gegen alle möglichen Zwischenfälle sicher stellt. Aber freilich ist mein persönliches Verhältniß von minimaler Bedeutung, in Betracht der großen auf dem Spiele stehenden Interessen. Es findet indeß zwischen beiden eine gewisse Coincidenz statt, die ich für entscheidend halte und zwar gleichmäßig sowohl für die vater-

ländischen als für meine persönlichen Wünsche und Hoffnungen. Gewisse Masken sind abgezogen worden, und wenn dies keine unmittelbaren Folgen hat, so kann man die dafür als Motiv geltend gemachte „Klugheit" beklagen, aber an und für sich ist damit noch nichts verspielt. Dies wird erst dann der Fall sein, wenn jene Folgen auch künftig ausbleiben, sobald man jene sogenannte „Klugheit" nicht mehr vorschützen kann. — Aber ich fürchte, ich werde sibyllinisch und kann doch kaum deutlicher sein, will ich nicht weitläufig werden, was heute nicht geht. Das eine noch zur Aufklärung. Zwei meiner Kollegen stehen unbedingt auf meiner Seite; die Spaltung ist tief und wird nie wieder verharschen, und der König steht prinzipiell in allen Punkten auf unserer Seite. Ohne gewisse Einflüsse wäre die Lösung des allerunnatürlichsten Bündnisses schon erfolgt, aber sie wird erfolgen, sobald die Entscheidung nicht mehr ausgesetzt werden kann, und das wird binnen wenigen Monaten geschehen müssen. — — —

Nun Adieu! Herzliche Grüße und Wünsche zum Neuen Jahr, das für mich und — was wichtiger — für unser theures Preußenland ein entscheidungsreiches werden wird...."

Am 3. Januar 1862 erwiderte Perthes diese Neujahrs-Wünsche: „Möge Gott Sie — — tagtäglich neue Frische und Freudigkeit gewinnen lassen, deren Sie bedürfen, um nach Außen wirken und schaffen zu können. Muth und Kraft und männliche Ruhe möge Gott Ihnen erhalten und vermehren für das schwere Tagewerk, zu welchem Er Sie berufen hat; das bitten und wünschen mit mir Viele in allen Theilen des Landes!

„Meine Lage ist so übel nicht, wie es von Weitem scheinen könnte," schreiben Sie. Uebel scheint dieselbe nicht, weder von Weitem angesehen, noch aus der Nähe, wohl aber groß.

Sie haben die widerstrebendsten Personen und die widerstrebendsten Verhältnisse genöthigt, Sie als Ministerpräsident anzuerkennen, denn Minister-Präsident ist, auch wenn er nicht den Namen trägt, der Minister, der die Richtung bestimmt, in welcher die Regierung sich bewegt. Das haben Sie seit Monaten in wachsendem Maße gethan, und werden, wenn nicht alles täuscht, bald auch die Personen entfernt sehen, deren Verbleiben mit der neu bestimmten Richtung unverträglich ist. Ich schrecke aber vor der Gefahr zurück, daß die Stellung, welche Ihnen, damit Land und Leute nicht in den Abgrund stürzten, durch den Gang der Dinge aufgezwungen wurde, jetzt zu einer dauernden werden könnte. Um jedem einzelnen Ministerium die Richtung zu bestimmen, muß und darf zwar der Ministerpräsident nicht für den Geschäftskreis eines jeden Ministeriums Mann vom Metier sein, aber Sie sind doch nun einmal eine Soldatennatur durch und durch, sind aus einem Holze geschnitten und werden auch im Auswärtigen u. s. w. den Soldaten nie verleugnen und daher für die Stunde der Gefahr und großen Entscheidung der rechte Führer sein, aber nicht verbraucht werden dürfen vor der entscheidenden Stunde. Als ständiger Ministerpräsident würden Sie, scheint mir, unter den jetzigen Verhältnissen Gefahr laufen, dorthin, wohin Sie nicht wollen, geführt zu werden und zugleich das Imponirende für die Persönlichkeiten verlieren, denen imponirt werden muß und denen bisher durch Sie imponirt worden ist, so oft Sie als Soldat auftreten, und denen künftig imponirt werden wird, wenn Sie in dem rechten Augenblick als der rechte Mann erscheinen.

Wenn aber Sie nicht, wen denn sonst könnte man als Führer für die nächste Zeit wünschen? Schwerlich einen Mann, der nach Außen revolutionär auftreten würde, um nach Innen conservativ sein zu können, der die deutschen

Fürsten Preis gäbe um den brandenburgischen Adel zu retten. Das Revolutioniren läßt sich nicht wie der Krimmkrieg localisiren; es frißt um sich wie der Krebs. Wen aber sonst? ich weiß nicht. Weil Sie aber gespart werden müssen, dürfen Sie nicht nur deßhalb eintreten, weil kein Anderer da ist; zu einem Lückenbüßer auch von großen Dimensionen sind Sie viel zu gut. — — —"

„Mein theurer lieber Freund (antwortet Roon Ende Januar) zum Plaudern habe ich, da die Schlacht, die mit Gottes Hülfe eine entscheidende sein wird, entbrennt, allerdings keine Zeit, aber ich muß Ihnen doch sagen, daß ich, Gott sey Dank! gesund und wohlgemuth bin. Gott wird helfen und unser altes gutes Preußen an dem Dummheitsfieber nicht sterben lassen, was gegenwärtig seine Nerven durchschüttelt. — In einer Ihrer letzten Herzensergießungen thun Sie mir wohl viel zu viel Ehre an, und ich kann daher das Attentat gegen meine Bescheidenheit und Demuth, was darin liegt, nicht preisen. In Allem, was wir thun und lassen, ist soviel Zufälliges oder vielmehr Providentielles, daß in der That auf unser Conto nichts gesetzt werden kann als der Sinn und Geist, der zu dem Geschehenen den Anstoß gegeben. — —"

Auf die von Perthes gemachten Andeutungen über Herrn von Bismarck — (aus späteren Briefen ergiebt sich, daß sie sich auf diesen bezogen hatten) — ging Roon nicht ein, denn er konnte das Urteil des Freundes über Bismarck's politische Ansichten nicht für zutreffend erachten; dasselbe ausführlich zu widerlegen, fehlte ihm aber die Zeit; desto nachdrücklicher hat er dies später nachgeholt.

Inzwischen war bereits am 14. Januar 1862 der neugewählte Landtag zusammengetreten. Das Herrenhaus nahm den Gesetzentwurf, welcher im wesentlichen den heute gültigen (jedoch 1887 etwas modifizierten) Bestimmungen über die

Verpflichtung zum Kriegsdienste entsprach, unverändert an. Das Abgeordnetenhaus jedoch verquickte denselben mit andern Maßregeln der Regierung. Seine fortschrittliche Majorität, geführt von Waldeck, Hoverbeck, Twesten, Virchow, griff die Minister des Königs, vor allem Roon auf das heftigste an. Vergebens suchten die Altliberalen einzulenken und stellten sich wenigstens teilweise jetzt auf die Seite der Regierung, vergebens suchten Vincke u. a. ihre bisherigen Irrtümer wieder gut zu machen — es war zu spät, und auch sie mußten die Erfahrung machen: „die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!"

Während Roon in vollster Waffen-Rüstung im Brennpunkt dieses heißen, tobenden Kampfes mit seinen schwankenden Chancen stand, fand er doch noch einige Male Zeit, die Zurufe des Freundes Perthes zu beantworten. „Meine Lage (schrieb er ihm u. a. am 11. Februar) ist im Grunde die alte, nicht große, aber recht schwierige. Mit Gottes gnädiger Hilfe hoffe ich ihr indessen gewachsen zu bleiben oder mit Ehren von der Bühne zu treten. Wenn die demokratische Presse mich zur bête noire macht, die Majorität der „Gespielen" heimlich mit den Gegnern transigirt; wenn die Festigkeit an maßgebender Stelle sich im Augenblick der nahenden Katastrophe noch zu bewähren hat; wenn diese, wie vorauszusehen, Aequinoxial-Stürme bringt, in denen man die Hand nicht vom Steuer lassen darf, ohne den Cours zu verlieren und auf den Sand zu gerathen: so sind das Alles zwar keine Daunenkissen; indeß schlafe ich mit und auf diesen Sorgen Gottlob meist recht ruhig, weil ich vertraue, daß „Recht doch Recht bleiben muß und dem alle frommen Herzen zufallen" werden. Ich bete oft recht herzlich um unverringerte Zuversicht und mache mir dann, wenn sie recht groß und sicher von mir empfunden wird, Gedanken, ob nicht mehr Sorgen

und Vorsicht zu meiner Pflicht gehören, besonders wenn ich mich ertappe, daß ich nahe daran bin die Gegner zu unterschätzen, wozu der Hochmuthsteufel die schwache Natur ab und zu verführen will. „Schlecht und recht, das behüte mich," so sollte man immer denken, aber die Teufeleien ringsum benebeln mir oft den Sinn, der Grimm frißt in mir und Zorn und Haß brennen in meinem Herzen, so daß ich den rechten Leitstern nicht deutlich sehen kann. — — — — Zum Glück finde ich immer bald die richtige „Temperatur" wieder, aber in einem solchen Anfall von Aerger kann man doch viel Schaden thun und viel Gutes unterlassen. Gott helfe! —

Was sagen Sie zu der großdeutschen Teufelei, die der jüngste Würzburger Wechselbalg geboren? Ich denke, sie kann uns nicht viel schaden, sondern klug benutzt nur förderlich sein. Wir werden zunächst durch einige Militair-Conventionen, die zum Abschluß reif, darauf antworten und auf den groben Klotz den groben Keil setzen. Die Anspielung auf Olmütz war nebenbei recht dumm von den Kerlen, aber sie soll mir helfen, diese Dummheit — in der Militairfrage. Was würden Sie aber sagen, wenn selbige nur wegen dieser Dummheit einer-, wegen parlamentarischer Pfiffigkeit andrerseits glatt durchginge? Es ist nicht unwahrscheinlich, trotz alles Gifts und aller Galle, die gegen den Kriegsminister von den Bassermännern gekocht wird. Auch ich bin der Meinung, daß der Konflikt in dieser Frage womöglich überhaupt vermieden werden muß; jede andere Frage eignet sich besser dazu. Wenn's aber nicht sein kann ohne Schade und Schande zu leiden, so würde auch der Handschuh aufgenommen werden müssen. So sagt wenigstens mein trotziges Herz, und ich glaube, daß es hierin recht hat. Jedoch das Spiel könnte verwegene Dimensionen annehmen, wenn sich dem Trotz nicht die nöthige Energie und Thatkraft zugesellt. Darum beten Sie, theurer

Freund, immer recht andächtig das Allgemeine Kirchengebet; ich kenne jetzt für mich kein heißeres, und Gottlob ich verspüre, daß es nicht umsonst gebetet wird, daß es unserm theuern Könige nützt, dem ich meinerseits mich nie inniger verbunden gefühlt habe. Ein König, der ein tapferer Mann, kann Alles; er kann Zauberdinge thun, weil sein Muth der Blitz ist, an dem sich das ganze große Feuerwerk allgemeiner Begeisterung entzündet. — Sie sehen aus diesem Schwätzen, wie viel Zeit ich habe, und doch muß ich noch auf einen — Ball gehen! Wären Sie nur dann und wann ein Stündchen hier! — Grüße, viele herzliche von Ihrem

Roon.

Aus der Antwort ersehen wir, wie ein Mann von der Bedeutung Perthes' in jenen Tagen die deutschen Angelegenheiten ansah. „Das Widrige des jetzigen Geredes mit den Herrn Würzburgern (schreibt er am 15. Februar) liegt doch in der aller Welt unzweifelhaften Gewißheit, daß es unter allen Umständen auf beiden Seiten] vorläufig bei dem Gerede bleiben müsse. Nicht in irgend einer, an sich auch noch so wichtigen Festsetzung der Bundesakte oder Schlußakte hat die Schwierigkeit der deutschen Frage ihren wahren Grund, sondern in der Thatsache, daß zwei Mächte von ungleicher Art, aber von gleicher Kraft durch eine mehrhundertjährige Geschichte einem und demselben politischen Zusammenhange angehörig geworden sind, die bis 1806 deutsches Reich, seit 1815 deutscher Bund genannt wird. — Keine Verfassung vermag dadurch, daß sie Einheit der Leitung juristisch anordnet, die thatsächliche Zweiheit der Lage aufzuheben.

Wenn der engere Bundesstaat unter Preußens Leitung wirklich durch Vertrag zu Stande käme, alle deutschen Staaten mit Ausnahme Oesterreichs umfaßte und mit Oesterreich in einem Bundes-Verhältnisse stände, so würde der durch eine

lange Geschichte begründete thatsächliche Einfluß Oesterreichs auf Deutschland wahrscheinlich nicht abnehmen, sondern zunehmen. . . .

Keine Verabredung, keine Verfassungsänderung wird Preußen wirklich zum Haupte eines engeren Bundesstaates machen, sondern nur eine große europäische Umwälzung, welche Oesterreich als die Macht, die es bisher war, verschlingt.

Im Jahre 1850, so wenig wie im Jahre 1862 kann Preußen eine solche Umwälzung durch Verbrüderung mit der Revolution herbeiführen wollen; und wollte Preußen heute die Revolution aufrufen, so würde heute die Revolution den Ruf nicht hören; das Jahr 1862 ist eben nicht das Jahr 1850. Schon deshalb erscheint Preußen heute nicht mehr als das Schreckbild, welches es 1850 war, und macht durch seine Worte einen noch geringeren Eindruck als damals. . . Die deutsche Frage ist also parlamentarisch nicht zu verwerthen. Ueberdies würde auch kein Mensch glauben, daß der Kriegsminister die Armee reorganisieren wolle zum Besten des engeren Bundesstaates und zum Schaden der unhöflichen Notenschreiber (in Bayern, Hannover ꝛc.). Denkt ihr denn wirklich, fragte schon die Volkszeitung, daß Herr v. Roon auch nur Eine Compagnie für die deutsche Einheit ausrücken lassen wird? — —

Als bête noire würden Sie angesehen in der Presse? Ja und nein. Ich sehe jetzt Zeitungen vielerlei Art durch, aber noch habe ich kein einziges Wort der Mißachtung über Sie gefunden. Als Feind werden Sie und Sie allein betrachtet, den man zwar tödten aber — respektieren müsse. Wenn unsere — — nur so wären, heißt es in immer neuen Wendungen, wie dieser verd— Kerl mit seinen fürchterlichen vielen Runzeln auf der Stirn, wenn er böse wird. — —"

Wie Roon richtig vorausgesehen, brachten die Aequinoktien

1862 in der That endlich Bewegung in die schwülen politischen Verhältnisse. Ein Vorzeichen war zunächst der formelle Rücktritt des Fürsten Hohenzollern (der thatsächlich die Funktionen eines Ministerpräsidenten schon seit längerer Zeit nicht mehr ausgeübt hatte) und seine, auf Roon's Betreiben erfolgte, vorläufige Ersetzung durch den Prinzen Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen (bis dahin Präsident des Herrenhauses). Bald darauf (am 11. März) erfolgte wegen der fortgesetzten tendenziösen Angriffe des Abgeordnetenhauses auf die Regierung, und nachdem es feststand, daß eine Einigung über die Gesetzvorlagen völlig ausgeschlossen sei, die Auflösung des Abgeordnetenhauses, während der König die gleichzeitig von den Altliberalen verlangte Umgestaltung des Herrenhauses entschieden abgelehnt hatte. Jetzt endlich sahen Auerswald, Patow, Schwerin ein, wie unhaltbar ihre Stellung geworden war, und erbaten ihre Entlassung; mit ihnen traten Bernuth und Pückler zurück. Neben Roon blieben nur von der Heydt (der statt des Handels die Finanzen übernahm) und Bernstorff im Ministerium. Letzteres wurde am 19. März durch Jagow, Itzenplitz, Graf Lippe und Mühler ergänzt. Absichtlich war vermieden worden, Männer mit hervorragender parlamentarischer Vergangenheit zu berufen. Das neue Ministerium sollte sich nur als ein Geschäfts-Ministerium charakterisieren. Da indessen seine Mitglieder fast sämtlich der überzeugt-konservativen Richtung angehörten, so wurde es von sämtlichen andern Parteien mit offener Feindschaft betrachtet, der größten Reaktions-Gelüste beschuldigt und stieß überall auf den heftigsten Widerstand, auch in außerparlamentarischen, sehr einflußreichen Kreisen.

Wie die neue Lage sich zunächst in ihren Augen darstellte, ergiebt sich am deutlichsten aus dem nachstehenden Auszuge von Roon's Korrespondenz mit Perthes:

Berlin, 22. März 1862.

. . . „Die Allerhöchste Cabinetsordre vom 19ten März, welche die öffentlichen Blätter mitgetheilt, sowie der vom Staatsministerium gestern berathene Entwurf einer Wahl-Instruction für die Ober-Präsidenten u. s. w., der morgen oder übermorgen gleichfalls zur Publizität gelangen wird; diese sowie alle ferneren Schritte der neuen Regierung werden und sollen ihren Standpunkt zunächst so klar wie möglich stellen; des Buhlens und Kokettirens mit der s. g. öffentlichen Meinung ist es wohl endlich genug. Man soll deutlich und bestimmt erfahren, daß die Regierung verfassungstreu, in der Continuität mit den Grundsätzen des Königs wie solche in dem bekannten November-Programm niedergelegt und von ihm selbst verstanden worden; daß sie (die Regierung), unbeirrt durch Lügen und Verdächtigungen, fest, stramm und unbesorgt von den möglichen Folgen, jederzeit recht zu thun bemüht sein wird . . . Ein solcher fester, selbstbewußter Gang schließt das Entgegenkommen, zu dem Sie rathen, keineswegs ganz aus; er gebietet es vielmehr in gewissem Grade und in einer gewissen Weise. Sie dachten und denken dabei zunächst an die Armee-Frage, richtiger an die Geldfrage. Der neue Finanzminister hat dabei zunächst zu bestätigen oder zu verneinen, ob der abgegangene nicht bisher ein System befolgt hat, durch welches die Königliche Macht planmäßig an das Parlament gebracht werden sollte. Finanzielle Unzulänglichkeiten behaupten und zugleich die Unerläßlichkeit der Fortdauer einer in Form und Wesen besonders lästigen Steuer (des 25%igen Zuschlags zur Einkommen- ꝛc. Steuer) gab eine schneidige Waffe, um damit Conzessionen zu Gunsten des Parlamentarismus von der Krone zu erstreiten. Dieser Plan ist Gottlob in der Hauptsache nicht gelungen. Wenngleich der König bis jetzt noch keine klare Erkenntniß von der

Existenz und der Verderblichkeit jenes planmäßigen Beginnens hat, so hat er doch die drohende Gefahr erkannt und ist am Rande des geöffneten Abgrundes stehen geblieben . . . Ist, wie ich hoffe, der neue Finanzminister im Stande, die Erläßlichkeit des bisherigen Finanz-Systems und seiner Daumschrauben darzuthun; gelingt es ihm die praktischen Beweise beizubringen, daß Preußen finanzkräftig genug ist, seine unentbehrliche Armee in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Stärke zu bezahlen, ohne den verhaßten Zuschlag ferner zu erheben: Dann wird es Zeit sein auf dem Gebiete der militärischen Finanz-Ansprüche, falls die allgemeine politische Lage solches gestattet, sich auf das Nothwendigste zu beschränken und zwar ungedrängt . . . Jedenfalls kann es nicht früher geschehen, als bis die gesetzlichen Fundamente der Reorganisation gelegt sind, und überhaupt kann es nur insoweit geschehen, als es die organischen Bedingungen und das Lebensprinzip der Reorganisation gestatten. Das Wesen der letzteren soll und muß dem Staate erhalten bleiben, und niemals werde ich mich zu einem Rathe entschließen, der die Lebens-Basen der großen Maaßregel in Frage stellt.

Wenn nun aber in dem einen wie dem andern Falle die tendenziöse Opposition eines Unterhauses mit demokratischer Majorität dem gegenwärtigen Ministerium das Regieren unmöglich zu machen droht, — und dieser Fall wird von vielen für den wahrscheinlicheren gehalten — so bin ich meinerseits zu allen Konsequenzen entschlossen, die sich daran knüpfen, und ich glaube in diesem Entschlusse Gefährten zu finden. Erst dann aber beginnt die eigentliche, entscheidende, Krisis; erst dann wird es sich fragen, ob die Krone sich selber treu bleiben will — sonst — hätte ich freilich bisher umsonst gearbeitet und gerungen; denn eine Umkehr zu den Tendenzen des abgelebten Ministeriums wäre das Aufgeben

des historischen Königthums in Preußen und die Inthronisation der Parlamentsherrschaft, die dann ohne Schwierigkeit mit klingendem Spiel als Siegerin einherziehen würde. Ob das zu verhindern überhaupt und im Hinblick auf die maßgebenden Persönlichkeiten und ihre Umgebungen möglich sein wird, Gott weiß es. Aber versuchen muß ich den Kampf, dazu drängt mich meine Pflicht und mein Gewissen . . . Und so helfe Gott in Gnaden weiter! Der kleine David hatte nur Kieselsteine und ein tapferes Herz — — Gott ist es, der den Sieg giebt, nicht Stärke oder Witz.

Von der Flauheit und Selbstsucht der s. g. Conservativen erwarte ich nicht viel . . . Ich bin jetzt ein gefeierter Mann bei ihnen, obgleich ich wahrlich nicht ihretwegen mich bemühte; wenn man nun aber von ihnen etwas Anstrengung verlangt, so machen sie Ausflüchte. . . .

Diesen Brief soll Goltz mitnehmen . . . Wissen Sie keinen Handelsminister? M.'s Eifer ist zweifelhaft und Kühlwetter gefällt mir nicht sehr; ich fürchte er würde uns die Couleur verderben mit seinem 48er Abglanz. — —

Ihr

Roon.

Perthes antwortete (Bonn am 27. März) u. A.:

„Gott sei Dank für soweit, mein lieber und verehrter Freund! Es ward gethan, was ungethan nicht bleiben durfte; möglich ist, daß sehr ernste Zeiten kommen, aber die Neubildung des Ministeriums wird, mag die Zukunft bringen was sie will, immer als eine unbedingte Nothwendigkeit anerkannt werden müssen und daher nie als Ursache der schweren Geschicke gelten können, welche Preußen vielleicht erfahren wird. Sie sind es, der die Neubildung herbeigeführt hat; wo würden wir heute sein, wenn Sie nicht in das Mini-

sterium von 1859 getreten und geblieben wären!? . . . Als Gesammtheit trägt, wie mir scheint, das neue Staatsministerium den politischen Charakter, welchen die Umstände nöthig machten; die innere Auflösung freilich, in welcher sich mit zwei Ausnahmen die einzelnen Ministerien befinden mögen, forderte zugleich Fachmänner, welche der Geschäftsleitung in besonderem Grade mächtig sind; ob die neu eingetretenen Herren wirklich Fachmänner dieser Art sind, kann ich nicht beurtheilen und zur Zeit vielleicht auch kein Anderer.

Zwei Umstände sind wohl für das neue Ministerium nicht günstig: 1) daß v. d. Heydt, weil er als dienstältester Minister immer genannt wird, im Lande . . . als eigentliche Seele des Staatsministeriums betrachtet wird; 2) daß dem Staatsministerium alle bürgerlichen Elemente fehlen; bei ev. Neubesetzung bedeutender Provinzial-Aemter würde es zweckmäßig sein, dies durch Anstellung Bürgerlicher auszugleichen. — — — —

So lange Duncker bei dem Kronprinzen bleibt, wird dieser gewiß Gegner des Ministeriums sein und die Hauptführer der Gothaer werden in Bezug auf Nachrichten prompt bedient werden. Er selbst ist ohne Zweifel doch nur ein Werkzeug in Frauenhand . . .

Ihre eigene Stellung ist weit größer und verantwortlicher als der Name sagt. Sie werden für längere Zeit den Gang des Staatsministeriums bestimmen und dabei, soweit meine Kenntniß der Personen reicht, wenig Widerstand zu überwinden haben, aber auch wohl kaum so viel politische Erkenntniß und Kraft neben sich finden, daß Ihr eigenes Handeln Ihnen als Frucht der Einsicht und des Wollens einer Gemeinschaft erscheinen könnte, und Sie sich eines Theiles der inneren Verantwortlichkeit entlastet fühlten. Sie sind es, das

können und dürfen Sie sich nicht verhehlen, der das Ministerium bestimmt und demselben seine Ziele setzt.

Die Bedeutung dieser Ihrer Stellung wird dadurch noch größer, daß das Ministerium sich nicht als ein Uebergangsministerium ansehen darf; es handelt sich nicht darum, einen einzelnen Entschluß, eine einzelne Einrichtung durchzusetzen, über eine einzelne Gefahr hinweg zu helfen, sondern unser Land auf den Weg zu bringen und auf dem Wege zu erhalten, auf welchem der König und nicht der Landtag sein Führer sein und bleiben kann. Nicht eine Husarenattacke, sondern einen strategischen Plan, nicht einen politischen Blücher, sondern einen politischen Scharnhorst begehrt der März 1862. — — Noch einige Worte über den Eindruck, den das Ministerium macht.

Als die erste Nachricht eintraf, war Alles, ich weiß durchaus keinen andern Ausdruck, verblüfft; am ersten Tage war hier durchaus an Ort und Stelle und weit und breit umher schwerlich ein anderer Mensch als ich, der sich über das Ereigniß freute. Fortschritt, Nationalverein und Gotha machten den Mund sperrweit auf; die katholisch-conservativen Gegner des alten Ministeriums hatten keine andern Worte als: sie kommen nicht durch, sie können sich nicht halten, sie müssen Concessionen machen. Nach einigen Tagen aber schon trat Bewegung ein. Vor Allem Fortschritt, aber auch Nationalverein und Gotha hat die Wahlagitation rüstig begonnen; die katholisch-Conservativen meinen, es sei doch nicht unmöglich, daß das Ministerium sich halte; auf sie hat der Königliche Erlaß vom 20ten und der Circularerlaß vom 22ten günstig gewirkt . . . letzterer ist offen, ehrlich und verständlich . . .

Was aber die Wahlen betrifft, so giebt mein politischer Instinkt mir nur sehr schwache Hoffnung auf ein Abgeordnetenhaus, welches das Auflösungsdekret nicht schon nach Berlin

mitbringt . . . Wohlunterrichtete Katholiken sind der Ansicht, daß in den Städten alle Anstrengungen vergeblich sein und die Wahlen sicher nicht besser, wahrscheinlich schlechter als die letzten ausfallen würden; auf dem Lande aber hoffen sie weit größeren Erfolg, wenn die Staatsbehörden ihren gesetzlich zulässigen Einfluß geltend machen. Zu übersehen ist aber doch auch nicht, daß die Feindschaft der katholisch-kirchlichen Partei gegen staatliche Machtäußerung und gegen Preußen insbesondere seit Anfang vorigen Jahres im raschen Wachsen und in wilder Erregung ist. — Möchte doch der liebe Gott ein Einsehen haben und die Herren Landräthe möglichst wenig Dummheiten machen . . . Gott erhalte Ihnen Kraft und Ruhe!

Ihr

Perthes.

Einige Tage später fährt Perthes in seinen ausführlichen staatsrechtlichen Darlegungen fort; er ist der Meinung, daß für Roon sich die Lage in sofern erheblich geändert habe, als er nunmehr nicht ferner so rücksichtslos den Fachminister herauskehren dürfe. „Die Untersuchung, ob Sie nicht zu sehr Soldat sind, um berufen zu sein, das Staatsministerium zu leiten, hat jetzt seine Bedeutung verloren, denn die Leitung ist in Ihrer Hand; Sie haben sich nicht selbst in diese Lage gebracht, sondern sind in dieselbe durch ein wahrlich nicht vom Zufall gefügtes Zusammenwirken von Ereignissen und Umständen aller Art gesetzt. Die politische Aufgabe zu lösen ist die Pflicht, welcher jede andere Pflicht auch die militärische untergeordnet ist.“ Die politischen Aufgaben des Ministeriums werden dann näher bezeichnet und Ratschläge für die Haltung gegenüber dem Landtage beigefügt, u. a. auch auf Art. 109 der Verfassung hingewiesen, nach welchem die bestehenden Steuern

und Abgaben unter allen Umständen, wie es auch kommen möge, forterhoben und insofern das Fortregieren keinesfalls unmöglich gemacht werden könnte. Im übrigen kommt Perthes aber immer wieder darauf zurück, daß Roon durch seine Stellung als faktische Seele des Ministeriums gezwungen sei, der allgemeinen politischen Lage mehr als bisher Rechnung zu tragen. „Die Armeeorganisation soll und muß uns ihrem Prinzipe nach erhalten bleiben, das weiß ich nicht nur, sondern das fühle ich auch; aber wenn sich der Kriegsminister mit dem factischen Premierminister immer und immer wieder über die große politische Aufgabe — von deren Lösung Sein oder Nichtsein abhängen kann — bespricht: so findet er doch vielleicht Mittel und Wege, um hier und da nachlassen zu können. . . . . . ."

Roon konnte obigem doch nur zum Teil zustimmen . . . . „auf die berührten Materien (so antwortet er am 1. April) kann ich kaum noch eingehen, denn es ist Nacht und die müde Seele sehnt sich nach Vergessen ihrer Sorgen und Gedanken. Nur das Eine möchte ich bestimmt aussprechen: es ist, daß Sie meine Stellung, meinen Einfluß überschätzen, wie meine Mittel. Ich habe schon einige Male im Stillen über Ihren „Herrn der Situation" gelächelt. Sie wissen nicht, daß es gar keinen solchen Herrn bei uns giebt und auch keinen geben kann. Eine Frictions-Maschine ist eben eine Maschine, die immer hin und her geht, hin und hergehen muß. Und wenn nun an maaßgebender Stelle der Irrthum obwaltet, daß die Regierungs-Maschine eben so eingerichtet sein muß, so holt uns eben Alle über kurz oder lang der —

Als Ressort-Chef kann ich nichts nachgeben und, um als Politiker den Ressort-Chef zu nöthigen, fehlt mir jedes sichere Pfand für das Zutreffen der unerläßlichen Voraussetzung. Wenn man mir sagt: „Ich will dies und jenes

nicht," so gilt das vielleicht für heute, aber auch für morgen? — Wenn jemand z. B. blau ist und ganz blau bleiben will, so darf er natürlich sich nicht von und mit rothen oder röthlichen Pinseln bedienen lassen, sonst wird er entschieden wenigstens violett und kein Mensch hält ihn mehr für ächt blau, und wenn seine Freunde ihn dennoch dafür ausgeben, so werden sie ausgelacht.

Die Armee-Reorganisation muß ihrem innersten Wesen und Leben nach erhalten werden. Darüber sind wir einig hie und dort. Die Erklärung, was dazu gehört, geht von mir aus, so lange man allseitig vernünftig ist, aber ist dazu Aussicht? Wichtiger und damit verwandt ist aber der andere, bedeutungsvolle Ausspruch: „das Armee-Gefühl darf nicht verletzt werden," denn mit dem Ruin der Armee-Gesinnung wird Preußen roth und die Krone rollt in den Koth. Wird aber die Gesinnung nicht leiden, wenn man auch nur in der Geldfrage nachgiebt? Ich glaube, derartiges vorher verkündet, erregt homerisches Gelächter und ausgelassene Freude bei den Feinden, ohne daß dadurch eine Stimme gewonnen wird, und der König demüthigt sich damit und mit Ihm die Armee in dem stolzen Selbstgefühl, das aus der Abhängigkeit allein vom Könige und nicht vom Parlament stammt.

Das schließt nicht aus, daß in der Form der Geldforderung dem Vorurtheil der Masse Rechnung getragen werden dürfe.

Und zum Schluß noch Eins! Glauben Sie, daß die liberale Menge, das vulgäre Philisterium hohes Spiel liebt? Ich glaub's nicht. Die Regierung zwingen wollen entweder nachzugeben oder das Schoßkind der verblendeten Affenmutter „Constitutionalismus" zu ersäufen, vielleicht in Blut: Dies hohe Spiel wagt selbst Vincke nicht. Werden die Wahlen,

wie sie waren, so geht's unter allen Umständen um Kopf und Kragen, warum also nachgeben und sich blamiren? Werden sie, wie ich glaube, etwas besser, so wird freilich die Majorität wieder bei den blassen Mittelparteilern sein. Diesen aber kann man durch Entschiedenheit imponiren. Aber Entschiedenheit und Klugheit! Daher immer inniger das sonntägliche Kirchengebet für den König und zwar alltäglich!

Ihr treuer

Roon.

Von den Friktionen, deren Roon in obigem Schreiben Erwähnung that, hatte er in denselben Tagen — also schon bei der Arbeit der neu zusammengesetzten Regierungs-Maschine — weitere Beweise erhalten; so u. a. durch einen Brief des neuen Finanzministers von der Heydt, der zu Ersparnissen im Militäretat riet; ein Brief, wie ihn vielleicht ein Finanzminister an den Kriegsminister oder andere Ressortchefs häufig zu schreiben amtliche Veranlassung hat. Der hier erwähnte Brief erlangte besondere Bedeutung nur dadurch, daß er, wie manche Zeitgenossen sich erinnern werden — durch eine bedauerliche, niemals ganz aufgeklärte Indiskretion der Presse in die Hände fiel und mit vielem Hohn gegen das neue Ministerium und namentlich gegen Roon verwertet wurde.

Auf diesen Brief bezieht sich auch das nachstehende Schreiben des Herrn von Bismarck, mit dem Roon auch während der letzten Krisen in beständiger Verbindung geblieben war.

Petersburg, 12. April 62.

Lieber Roon!

ich weiß nicht, warum ich Ihnen nicht längst geschrieben habe; vielleicht weil man hier die Dinge immer erst erfährt, wenn es nicht mehr lohnt ein Wort darüber zu verlieren. Heut treibt mich der Heydt'sche Brief trotz Courier-Eile einige Zeilen an Sie zu richten. Jener Brief macht den Eindruck und wird hier angesehen, als sei er für die Veröffentlichung geschrieben, ein Manifest in Rechnung auf die Zukunft. Sein Styl ist nicht der einer traulichen Erörterung zwischen zwei Ministern, die sich täglich sehen und einen Büchsenschuß von einander wohnen. So aufgefaßt, schließt man daraus, daß Heydt wiederum mit seiner anerkannten Sagacität einen Wechsel voraussehe, und rechtzeitig in die Richtungslinie der Zukunft einschwenke. Damit bringt man die Stimmung I. M. der Königin gegen die jetzigen Minister in Verbindung. — In 14 Tagen hoffe ich bei Ihnen zu sein und diesem Leiden von Abschiedsaudienzen, Visiten, schlechten Verkäufen und packenden Hammerschlägen ein Ende zu machen. Ich weiß nur, daß ich nach Paris *oder* London gehe, nicht nach welchem von beiden.

Wie kam man eigentlich darauf, den 25% Zuschlag *jetzt* aus dem Fenster zu werfen? Denkt man *damit* die Opposition zu versöhnen? Auf die Wahlen wird das nur wie ein von der aufgelösten Kammer errungener Sieg, wie ein Schnaps für die erlahmende Fortschrittspartei wirken. Kann man diese bisher *gut* eingehende also erträgliche Steuer missen, was ich bestreite, so hätte man in einem kritischen Kammer-Moment die Concession in Handeln und Dingen verwerthen sollen, aber nicht jetzt sein Pulver in die Luft verschießen. Geben wir mit der Militärfrage jetzt nach, ohne

Kampf, aus unbestimmter Wahl-Angst, so sinkt der Respekt vor uns in In- und Ausland in beklagenswerther Dimension. Ich will mich schriftlich nicht stärker ausdrücken. — Die Zeit ist um, auf baldiges Wiedersehen, herzliche Grüße an die Frau Gemahlin.

Ihr treuer Freund

v. B.

Die hier in Aussicht gestellte baldige Anwesenheit Bismarck's in Berlin konnte für Roon nur hoch willkommen sein. Zwar war er auch in der letzten Krisis mit seinem Vorschlage, jenen in das Ministerium zu berufen, noch nicht durchgedrungen, weil der König sich zu diesem für extrem gehaltenen Schritt nicht entschließen und sich von Graf Bernstorff nicht trennen mochte — obwohl letzterer täglich wiederholte, daß er sich nichts mehr wünsche als die Rückkehr nach London. Aber die Anwesenheit Bismarck's und die Möglichkeit ausführlicher mündlicher Erörterungen zwischen dem Monarchen und ihm bot doch für Roon einige Aussicht, dem sehnlichst erwünschten Ziele etwas näher zu kommen. Denn er täuschte sich keineswegs darüber, daß die politische Last für seine Schultern und seine Mittel viel zu schwer sei, um sie auf die Dauer allein tragen zu können. Er bedurfte dringend eines Kampfgenossen, mit dem er sich in allen Grundanschauungen völlig einig wußte und der auch dasjenige mitbrachte, was zu den kommenden Stürmen unentbehrlich war: unbeugsame Energie, hervorragende Begabung und vor allem einen politischen Mut und Unternehmungsgeist, der wirklich Großes nicht nur wünschen, sondern auch leisten könnte. Dies alles, das wußte er, fand sich in Bismarck vereinigt; er kannte keinen anderen Staatsmann, dem er auch nur entfernt ähnliche Thatkraft

und Fähigkeiten zugetraut hätte. Es war sein heißester Wunsch, ihn an die Spitze der Geschäfte zu bringen, und nun hoffte er, es würde endlich gelingen.

Er mußte dies um so mehr hoffen, als er sich schon damals sagen mußte, daß die z. Z. neben ihm amtierenden Kollegen eine derartige Leistungskraft, wie die Situation sie nun einmal forderte, nicht besaßen und nie erlangen würden. Der provisorische Ministerpräsident, Prinz Adolf zu Hohenlohe, trat persönlich wenig hervor und beteiligte sich wegen zunehmender Kränklichkeit bald gar nicht mehr an den Geschäften. Graf Bernstorff bewahrte gegenüber den sein Ressort nicht betreffenden Fragen eine große Zurückhaltung; und den übrigen Ministern fehlte trotz großen Eifers für ihre gute Sache doch das erforderliche Ansehen, so daß sie eine günstige Umgestaltung der inneren Lage nicht bewirken konnten und auch im weiteren Verlaufe der Dinge darauf ohne Einfluß blieben. Dies galt auch von dem Dienstältesten derselben, dem Finanzminister von der Heydt, welchem in Vertretung des Prinzen von Hohenlohe äußerlich die Führung der Geschäfte gebührte. Je mehr das Vertrauen des Königs sich infolgedessen auch auf allen nicht militärischen Gebieten dem tapferen Roon zuwandte — desto mehr empfand dieser doch gerade deshalb in richtiger Selbsterkenntnis die Unzulänglichkeit seiner persönlichen Leistungsfähigkeit; und diese wurde außerdem natürlich auch noch dadurch gehemmt, daß er sich in dieser Lage zwar innerlich für alles verantwortlich fühlen mußte, zum eigentlichen amtlichen Eingreifen aber als einfacher Ressortminister schon formell gar nicht einmal berechtigt war. Und doch konnte ihm nichts ferner liegen, als eine Stellung, mit der eine solche Berechtigung verknüpft gewesen wäre, für sich etwa zu erstreben; um so dringender aber mußte sein Bemühen sein und bleiben, dem Ministerium ein

kräftiges, ein wirkliches Haupt zu verschaffen, einen Mann, der in seinem Sinne und doch gleichzeitig in vollster eigener Initiative die Leitung der Geschäfte nach großen Gesichtspunkten zu führen fähig sein würde.

Sein „ceterum censeo“ war und blieb also: „Bismarck“, und mit solchen Gedanken erwartete er die Ankunft des Freundes mit Ungeduld.

Fünfzehntes Kapitel.

Das im März 1862 neugebildete Ministerium hatte vor allem die Aufgabe, der sich immer mehr ausbreitenden radikalen Strömung im Lande entgegenzutreten und, in allseitiger Wahrung der Verfassung, auch die Rechte der Krone in ungeschmälerter Kraft zu erhalten. In diesem Sinne suchte es auch bei den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause seinen berechtigten Einfluß geltend zu machen.

Es kann hier nicht näher erörtert werden, aus welchen Gründen und unter Einwirkung welcher ungünstigen Verhältnisse der Erfolg den gehegten Erwartungen nicht entsprach; jedenfalls mußte bald mit der Thatsache gerechnet werden, daß die am 6. Mai erfolgten Neuwahlen nicht nur die frühere Mehrheit in das Abgeordnetenhaus brachte, sondern daß fortan Männer von teilweise noch schärfer ausgeprägter Opposition diese Mehrheit verstärkten.

Es konnte daher nicht zweifelhaft sein, daß die Regierung neue und sehr ernste innere Kämpfe zu bestehen haben würde.

Roon schrieb darüber an Perthes am 18. Mai:

„. . . Jedesmal, wenn ich Ihre Zuschriften empfange, mein geliebter Freund, bin ich immer von Neuem frappirt von der Aehnlichkeit, ja Identität unserer Auffassungen der

Verhältnisse im Großen; im Detail sind wohl Nüancen, sie rühren aber daher, daß die Kenntniß der Thatsachen nicht dieselbe sein kann. Demgemäß bin ich auch mit den Aeußerungen Ihres letzten Briefes wesentlich einverstanden. Ich denke vor Jahresfrist an keine Kammerauflösung, es sei denn, es würden, was unwahrscheinlich, von den Landboten geradezu wahnsinnige Uebergriffe gemacht, die ihren Einfluß auf die große Masse der unbewußten Revolutionäre zu ruiniren im Stande wären; sonst nicht, damit wir uns nicht todt, nicht in die Anarchie hinein wählen. Also: Mißtrauensvotum in der Adresse — thut nichts, die Adresse wird entweder nicht angenommen oder kühl und ablehnend beantwortet, unter Hinweis auf das verfassungsmäßige Recht des Königs. Oder: Ablehnung der vorgeschlagenen Gesetze — gut! es bleibt beim Alten. .. Immer kalt Blut, heitere Stirnen, urbane Verkehrs-Manieren, derbe Abfertigungen nur bei entschiedenen Unverschämtheiten, knapp in Worten, kein Versuch des Einschmeichelns oder Gewinnenwollens; alle Berichtigungen sachlich; kein Gezänk über Theorie'n; das ist ungefähr mein Programm, mein Feldzugsplan in seinen allgemeinen Umrissen. Aber freilich, ich bin nicht allein und der neue Apparat knarrt noch vielfältig. Es werden daher auch seitens der Regierung gewiß Fehler gemacht werden, und den Erfolg kann also niemand garantiren. Es laufen auch allerlei Intriguen nebenbei. . . .

. . . Uebrigens wird jetzt die Hessische Frage auf lange hin alle Aufmerksamkeit absorbiren. Dabei sollte es sich auch in Ihren Augen, denke ich, nicht allein um den Rechtspunkt, sondern auch um den politischen Ehrenpunkt handeln, um das Vorgehen der Regierung zu rechtfertigen. ... Freilich ist das Spiel hoch, sehr hoch, denn es muß doppelt sein, einmal für, das andere mal gegen die Revolution oder vielmehr beides zugleich. Was der Ausgang sein wird, Gott weiß es!

Nur soviel scheint mir festzustehen, daß ich ein zweites Bronzell nicht mitmache, daß wir, haben wir A gesagt (und wir haben es) nöthigenfalls das ganze Alphabet folgen lassen müssen. Nunquam retrorsum! Aber die Diplomatie!? — —

Schreiben Sie mir bald, meine Uhr ist abgelaufen. Von der morgenden Eröffnung (des Landtages) habe ich noch gar nicht gesprochen. Ich gehe ihr sehr gleichmüthig entgegen, wie der ganzen Session. Das ist Gottes Gnade! — Daß der König nicht selbst eröffnet ist in der Theorie falsch aber in der Praxis oder besser — unter den gegebenen Verhältnissen und Personen — richtig.

Noch eins! Kühlwetter ist glücklich abparirt! v. d. H. wollte sich Alliancen schaffen — jetzt bekommen wir einen braven und wie ich glaube auch geschickten, energischen conservativen Mann für's Handels-Ministerium: Präsident Holzbrink aus Münster; vielleicht, ja wahrscheinlich ist die Ernennungs-Ordre schon unterschrieben. — Uns fehlt freilich blos noch eine Kleinigkeit, d. i. der Kopf des Ministeriums. —“

Am 19. Mai wurde der neugewählte Landtag eröffnet. Es wurden ihm der Staatshaushalt pro 1862 von neuem und außerdem auch der pro 1863 vorgelegt; zugleich hatte die Regierung nach gründlichen Erwägungen eine Reihe von Zugeständnissen gemacht, welche namentlich die Form (größere Spezialisierung) dieser Etatsaufstellungen und andere auf finanziellem Gebiete laut gewordene Wünsche betrafen.

Das Entgegenkommen der Regierung wurde jedoch sofort durch die feindseligste Haltung und eine Adresse des Abgeordnetenhauses erwidert, welche den schärfsten Ausdruck des Mißtrauens gegen die Räte der Krone zum Ausdruck brachte.

In diesen kritischen Maitagen war inzwischen Herr von Bismarck-Schönhausen aus Petersburg eingetroffen. Während seines Aufenthaltes in Deutschland verweilte er auch

wiederholt in Berlin und wurde mehrere Male in längeren Audienzen vom Könige empfangen. Auch mit mehreren Ministern hatte er längere Unterredungen, vor allem verkehrte er fast täglich im Kriegsministerium. Roon's an seine Person geknüpften Wünsche waren schon damals ihrer Erfüllung sehr nahe. Die Eingeweihten glaubten seine Berufung in das Ministerium bereits unmittelbar bevorstehend. Auch dem Könige konnte es nach dem Gange der Dinge nicht zweifelhaft sein, daß neue und sehr ernste Kämpfe bevorstanden; er hatte sich daher den wiederholten Bitten Roon's, jene Berufung in Erwägung zu ziehen, schon geneigter gezeigt und auch die Schwierigkeiten der Lage bei seinen Konferenzen mit Bismarck in eingehender Weise erörtert.

Ende Mai fand auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin die übliche Frühjahrsparade der Garden statt. Ihr wohnte auch Bismarck bei. Seine hohe Gestalt trug damals schon die bekannte Kürassieruniform mit gelbem Kragen, allerdings nur mit dem Abzeichen eines Majors — und bekanntlich hatte es ihm Mühe genug gekostet, diese Charge zu erreichen. Wiederholt hatte er geltend machen müssen, daß mindestens die Majorsepauletten am Hofe von St. Petersburg unentbehrlich seien, um dem Gesandten Preußens die zu seinem persönlichen Ansehen erforderliche Stellung zu geben: trotzdem war der damalige Chef des Militärkabinets (General von Manteuffel) längere Zeit nicht dazu zu bewegen gewesen, den bezüglichen Vorschlag zu machen.

Als Bismarck sich auf jener Parade zeigte, glaubten viele auch daraus schließen zu dürfen, daß des Königs Befehl ihn bereits an Berlin gefesselt hätte. Es wurde sehr bemerkt, wie lebhaft er mit vielen maßgebenden Personen verkehrte. Jetzt aber — die Parade war beendigt — näherte er sich dem Wagen, in welchem die Damen des Kriegsministers dem mili-

tärischen Schauspiel beigewohnt hatten, um — von ihnen Abschied zu nehmen. Zu ihrer großen Enttäuschung erhielt Frau von Roon auf die gespannte Frage: „Nun — ist es entschieden?" — die unerwartete Antwort: „ja wohl, Se. Majestät haben mich zum Gesandten in Paris ernannt; ich reise morgen ab und komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen."

In der That hatte der König diese Entscheidung getroffen, durch welche der in seinen Augen extreme Entschluß, die Leitung der Geschäfte an Bismarck zu übertragen, zwar noch verzögert, zugleich aber der Vorteil erreicht wurde, daß dieser Gelegenheit erhielt, sich über die Verhältnisse in Frankreich an Ort und Stelle genau zu informieren und die nähere Bekanntschaft des Kaisers Napoleon zu machen. Auch ist jedenfalls — vorbehaltlich des Zeitpunkts — Bismarck's Eintritt in das Ministerium schon in jenen Tagen beschlossene Sache geworden, denn Roon schrieb (am 23. Mai) an Perthes u. a.: „Daß Bismarck Gesandter in Paris geworden, wissen Sie wohl schon aus den Zeitungen. Sehen Sie das immerhin als eine bemerkenswerthe Signatura unserer Zukunfts-Politik an; wissen Sie aber auch, daß er schwerlich lange auf dem dortigen Posten bleiben wird!"

In demselben Briefe ging Roon auch ausführlicher auf die damals schwebende hessische Frage ein, indem er die staatsrechtlichen Bedenken, welche Perthes über das damalige Vorgehen Preußens gegen den Kurfürsten von Hessen geäußert hatte, zu beschwichtigen suchte.

„Sie sind (heißt es da) doch ein viel verstockterer Reaktionär als ich — gedacht habe, daß Ihnen die jedenfalls nur vorübergehende Freundschaft des Nationalvereins und der Beifall der Fortschritts-Partei Vapeurs macht. Ich kann Ihnen nicht viel Trost geben. Mein Wahlspruch: „Thu' was Du sollst und leide was Du mußt!" schloß und schließt heftige

Abmahnungen in unserm Verhalten gegen Kurhessen aus. Ich bin und war stets der Meinung, daß unsere Politik in dieser Sache seit 59, diktirt vom Popularitäts-Schwindel, eine falsche und übergreifende war. Aber wir haben sie gemacht, 3 Jahre lang immer und immer wiederholt: Preußen wird sorgen, daß den Hessen zu ihrem Recht verholfen werde und somit die Schmach von Olmütz gesühnt werde. Sollte nun das Ministerium, welches mit Recht behauptet „in Preußen regiert der König", welches also auch zugeben muß, daß er 1859 wie 1862 regierte, die Continuität des leitenden Regierungs-Gedankens in dieser Sache aufgeben und sich dahin resolviren „59 regierte das Ministerium Hohenzollern so und so — wie es das Ministerium der Gegenwart nicht billigen kann? Da wären wir ja mit beiden Beinen in den Constitutionalismus par excellence hineingesprungen und hätten das ohnehin noch nicht befestigte Vertrauen des Königs, der mit der Frage und ihrer zweideutigen Behandlung identifizirt ist, in die Schanze geschlagen . . . . — — — — ein neues Bronzell oder Olmütz würde uns unrettbar ruiniren in der Gegenwart und schänden in alle Zukunft — ganz unvermeidlich! Unser Auftreten hat der Bundesbeschluß vom 13. hervorgerufen und wird den morgen hoffentlich gefaßten Beschluß wegen der Verfassung von 31 hervorrufen. In soweit haben wir uns unserer Aktion nicht zu schämen, und es soll mir wenig Kopfschmerzen machen, ob der Kurfürst und Oesterreich und seine Satelliten verkünden, der Effekt sei nur ein bundesmäßiger, kein Preußischer. Ein solches Sagen bedingt noch nicht ein allgemeines Glauben. Wenn aber dieser Beschluß morgen nicht gefaßt wird oder wenn dieser Kurfürst ihn nicht schnell und unzweideutig ausführt, so würde ich keine Bedenken haben, wenn wir übermorgen anfingen, neue Deutsche und Preußische Geschichte zu machen. Mit solchem Nichterfolg unserer Pression

wäre nur bewiesen, daß sie nicht stark genug gewesen, folglich stärker werden muß; also: „Gewehr auf!“ denn unsern categorisch geäußerten Willen müssen wir durchsetzen. . . — —

Bei alledem verkenne ich, in Betracht der Personen und Verhältnisse, die Unermeßlichkeit der an ein selbstständiges Vorgehen Preußens sich knüpfenden Folgen keineswegs. Es ist aber besser verbluten als verfaulen. Preußens halbhundertjährige Thatenlosigkeit hat es eben in allgemeine Geringschätzung gebracht. Es muß handeln, Geschichte machen und endlich die Rolle des Amboß mit der des Hammers vertauschen! Es ist freilich ein bedenkliches Omen, daß wir dazu gelangen sollen durch ein Stück aus der Erbschaft des Ministeriums Auerswald, so werden Sie vielleicht sagen; allein ich antworte: wir haben die Erbschaft einmal angetreten, müssen daher auch die von jenem contrahirten Schulden bezahlen oder uns insolvent erklären, und dies wäre das schlimmere. — — —“

Auf die in der Adresse gegen die Minister erhobenen Anklagen hatte der König inzwischen geantwortet, daß er mit seinen Räten in voller Uebereinstimmung sei und daß er das Abgeordnetenhaus ermahne, die ihm, dem Könige, betheuerte Loyalität durch die That zu beweisen.

Als aber der Landtag nach jener vorläufigen Darlegung seiner politischen Gesamtstellung zur Regierung an die eigentlichen Aufgaben der Session ging, zeigte es sich sehr bald, daß deren Erledigung nicht nach dem Gesichtspunkte sachlichen Interesses, sondern vielmehr der systematischen Opposition gegen die Staatsregierung erfolgen sollte.

Vor allem trat dies hervor in dem Verhalten des Abgeordnetenhauses bei Behandlung der großen Hauptfrage — der Militärbudget-Frage; durch geschickte Benutzung des Umstandes, daß die Grundlage für die definitive gesetzliche Re-

gelung der Heeresorganisation noch fehlte, wußten die entschiedenen Gegner der ganzen Armeereform, die bewußten Männer der Fortschrittspartei, allmählich die Fraktion des linken Zentrums von ihrem relativ gemäßigteren Standpunkt zu dem der bloßen Verneinung mit fortzureißen.

Ein ungünstiger Umstand war bei diesen täglich mehr hervortretenden Tendenzen die Zusammensetzung der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses, so zwar, daß die entschiedensten Führer der Fortschrittspartei in derselben einen überwiegenden Einfluß ausübten, die vereinzelten Stimmen der Mäßigung und einer besonnenen Würdigung der Militärfrage dagegen zu keiner Geltung gelangen konnten. Das Bestreben jener radikalen Führer war nun zunächst darauf gerichtet, sich dieser weniger entschiedenen Gegner der Reorganisation nach und nach völlig zu versichern, um gemeinsam mit Majorität auch die extremsten Beschlüsse gegen die Staatsregierung durchsetzen zu können. Dazu brauchten sie Zeit; und da es auch sonst im Interesse dieser faktiösen Opposition lag, daß der Landtag möglichst lange versammelt blieb, um agitatorisch zu wirken, so zog man die Verhandlungen absichtlich in die Länge: beinahe drei Monate wurde die Vorberatung über den wichtigsten Teil des Staatshaushalts, das Militärbudget, ausgesetzt, inzwischen aber in gemeinschaftlichen vertraulichen „freien Konferenzen" des Fortschritts und linken Zentrums (zu denen die Vertreter der Regierung keinen Zutritt hatten) der Plan zur Bekämpfung der Heeresreform vollständig vorbereitet.

Schon im Monat Juli war jeder Zweifel ausgeschlossen, daß schwere Konflikte nicht zu vermeiden sein würden, und daß bald eine definitive Entscheidung fallen müsse nicht nur über die Heeresreform, sondern über die noch wichtigere Frage der Existenz des altpreußischen Königtums: der Radikalismus

hielt seine Zeit gekommen, er wollte eine Kraftprobe wagen!

Inzwischen war Roon nicht unthätig geblieben, um sich auch seinerseits auf die erwarteten Entscheidungskämpfe vorzubereiten, seine Kampfgefährten zu ermutigen und, soviel er es vermochte, auch für den Standpunkt der Regierung im Lande und in der Presse zu wirken; und in demselben Sinne war er auch mit Herrn von Bismarck in beständiger Verbindung geblieben.

„Geehrter Freund (hatte ihm dieser schon am 2. Juni 1862 aus Paris geschrieben), ich bin glücklich angekommen, wohne hier wie eine Ratte in der leeren Scheune, und bin von kühlem Regenwetter eingesperrt. Gestern hatte ich feierliche Audienz, mit Auffahrt in Kaiserlichen Wagen, Ceremonie, aufmarschirten Würdenträgern. Sonst kurz und vertraulich, ohne Politik, die auf un de ces jours und Privataudienz verschoben wurde. Die Kaiserin sieht sehr gut aus, wie immer. Gestern Abend kam der Feldjäger, brachte mir aber nichts aus Berlin, als einige lederne Dinger von Depeschen über Dänemark. Ich hatte mich auf einen Brief von Ihnen gespitzt. Aus einem Schreiben, welches Bernstorff an Reuß gerichtet hat, ersehe ich, daß der Schreiber auf meinen dauernden Aufenthalt hier, und den seinigen in Berlin, mit Bestimmtheit rechnet, und daß der König irrt, wenn er annimmt, daß jener je eher je lieber nach London zurückverlange. Ich begreife ihn nicht, warum er nicht ganz ehrlich sagt, ich wünsche zu bleiben oder ich wünsche zu gehn, keins von beiden ist ja eine Schande. Beide Posten gleichzeitig zu behalten, ist schon weniger vorwurfsfrei. Sobald ich etwas zu berichten, d. h. den Kaiser unter vier Augen gesprochen habe, werde ich dem Könige eigenhändig schreiben. Ich schmeichle mir noch immer mit der Hoffnung, daß ich Seiner Majestät weniger

unentbehrlich erscheinen werde, wenn ich Ihm eine Zeit lang aus den Augen bin, und daß sich noch ein bisher verkannter Staatsmann findet, der mir den Rang abläuft, damit ich hier noch etwas reifer werde. Ich warte in Ruhe ab, ob und was über mich verfügt wird. Geschieht in einigen Wochen nichts, so werde ich um Urlaub bitten um meine Frau zu holen, möchte dann aber doch Sicherheit haben, wie lange ich hier bleibe. Auf 8tägige Kündigung kann ich mich hier dauernd nicht einrichten.

Der Gedanke, mir ein Ministerium ohne Portefeuille zu geben, wird hoffentlich Allerhöchsten Ortes nicht Raum gewinnen; bei der letzten Audienz war davon nicht die Rede; die Stellung ist nicht praktisch; nichts zu sagen und alles zu tragen haben, in alles unberufen hineinstänkern und von jedem abgebissen, wo man wirklich mitreden will. Mir geht Portefeuille über Präsidium; letzteres ist doch nur eine Reservestellung; auch würde ich nicht gern einen Kollegen haben, der halb in London wohnt. Will er nicht ganz dahin ziehen, so gönne ich ihm von Herzen zu bleiben, wo er ist, und halte es nicht freundschaftlich ihn zu drängen.

Herzliche Grüße an die Ihrigen. Ihr treuer Freund und bereitwilliger aber nicht muthwilliger Kampfgenosse, wenn's sein muß; im Winter noch lieber als bei die Hitze!

v. B.

Auf die Anfang Juni erhaltene Antwort Roon's erwiderte Bismarck:

Paris, Pfingsten 62. (eingegangen am 13. Juni.)

Lieber Roon!

ich habe Ihren Brief durch Stein [1]) richtig erhalten, offenbar unerbrochen, denn ich konnte ihn ohne theilweise

---

[1]) Damals Militärbevollmächtigter.

Zerstörung nicht öffnen. Sie können versichert sein, daß ich durchaus keine Gegenzüge und Manöver mache; wenn ich nicht aus allen Anzeichen ersähe, daß Bernstorff gar nicht daran denkt auszuscheiden, so würde ich mit Gewißheit erwarten, daß ich in wenig Tagen Paris verließe, um über London nach Berlin zu gehn, und ich würde keinen Finger rühren, um dem entgegenzuarbeiten. Ich rühre auch so keinen; aber ich kann doch auch nicht den König mahnen, mir Bernstorff's Stelle zu geben, und wenn ich ohne Portefeuille einträte, so hätten wir, Schleinitz eingerechnet, 3 auswärtige Minister, von denen jeder Verantwortung gegenüber der eine sich stündlich ins Hausministerium, der andere nach London zurückzuziehen bereit ist. Mit Ihnen weiß ich mich einig, mit Jagow glaube ich es werden zu können, die Fachministerien würden mir nicht Anstoß geben; über auswärtige Dinge aber habe ich ziemlich bestimmte Ansichten, Bernstorff vielleicht auch, aber ich kenne sie nicht, und vermag mich in seine Methode und seine Formen nicht einzuleben, ich habe auch kein Vertrauen zu seinem richtigen Augenmaß für die politischen Dinge, er also wahrscheinlich zu den meinigen auch nicht. So sehr lange kann die Ungewißheit übrigens nicht mehr dauern; ich warte bis nach dem 11ten, ob der König bei der Auffassung vom 26. v. M. bleibt, oder sich anderweit versorgt. Geschieht bis dahin nichts, so schreibe ich Sr. M. in der Voraussetzung, daß mein hiesiges Verhältniß definitiv wird, und ich meine häuslichen Einrichtungen danach treffe mindestens bis zum Winter oder länger hier zu bleiben. Meine Sachen und Wagen sind noch in Petersburg, ich muß sie irgendwo unterbringen; außerdem habe ich die Gewohnheiten eines achtbaren Familienvaters, zu dem gehört, daß man irgendwo einen festen Wohnsitz hat, und der fehlt mir eigentlich seit July v. J., wo mir Schleinitz zuerst sagte, daß ich versetzt würde. Sie thun

mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich mich sträube; ich habe im Gegentheil lebhafte Anwandlungen von dem Unternehmungsgeist jenes Thieres, welches auf dem Eise tanzen geht, wenn ihm zu wohl wird.

Ich bin den Adreßdebatten einigermaßen gefolgt, und habe den Eindruck, daß sich die Regierung in der Commission, vielleicht auch im Plenum, mehr hergegeben hat, als nützlich war. Was liegt eigentlich an einer schlechten Adresse? Die Leute glauben mit der angenommenen einen Sieg erfochten zu haben. In einer Adresse führt eine Kammer Manöver mit markirtem Feinde und Platzpatronen auf. Nehmen die Leute das Scheingefecht für ernsten Sieg, und zerstreuen sich plündernd und marodirend auf Königlichen Rechtsboden, so kommt wohl die Zeit, daß der markirte Feind seine Batterien demaskirt und scharf schießt. Ich vermisse etwas Gemüthlichkeit in unserer Auffassung; Ihr Brief athmet ehrlichen Kriegerzorn, geschärft von des Kampfes Staub und Hitze. Sie haben, ohne Schmeichelei, vorzüglich geantwortet, aber es ist eigentlich schade drum, die Leute verstehn kein Deutsch. Unsern freundschaftlichen Nachbar hier habe ich ruhig und behäbig gefunden, sehr wohlwollend für uns, sehr geneigt, die Schwierigkeiten der „deutschen Frage" zu besprechen; er kann seine Sympathien keiner der bestehenden Dynastien versagen, aber er hofft, daß Preußen die große ihm gestellte Aufgabe mit Erfolg lösen werde, die Deutsche nämlich, dann werde die Regierung auch im Innern Vertrauen gewinnen. Lauter schöne Worte. Um zu erklären, daß ich mich bisher nicht recht wohnlich einrichte, sage ich den Fragern, daß ich in Kurzem für einige Monate Urlaub zu nehmen denke, um dann mit meiner Frau wiederzukommen.

10. Juni. Die Antwort Sr. M. auf die Adresse macht in ihrer zurückhaltenden Gemessenheit einen sehr würdigen Ein-

druck, und kühl, keine Gereiztheit. Anspielungen auf Schleinitz' Eintritt für Hohenlohe finden sich in mehreren Blättern. Ich gönne es ihm von Herzen, und Hausminister bleibt er dabei doch.

Ich schicke diesen Brief morgen mit dem Feldjäger, der dann in Aachen bleibt, bis er wieder etwas aus Berlin herzubringen bekommt. Meine Empfehlungen an Ihre Damen; den Meinigen geht's gut. In alter Treue Ihr

v. B.

Paris, Sonntag (eingegangen 2. Juli 62.)

Lieber Roon!

ich erfahre eben, daß Frau v. L. in 1/2 Stunde abreist, und beeile mich, ihr diese Zeilen mitzugeben. Ich hatte vor 8 Tagen in einem Privatbrief an Bernstorff den Wunsch durchschimmern lassen, bald etwas mehr Klarheit darüber zu erlangen, ob ich mich hier auf 8 Tage, 8 Wochen oder 8 Monate einrichten könne. Er antwortet mir unter dem 20. Juni, daß er meinen Brief dem Könige vorgelesen, Se. Maj. aber geantwortet habe, daß Sie (S. M.) in diesem Augenblick noch keinen Entschluß fassen könnten. Bernstorff hat darauf zugeredet, mich zu berufen und von andern „Combinationen mit denen sich die Presse beschäftige, und an deren Realisirung die Betheiligten selbst zu glauben anfingen", abgerathen.

Ich sehe danach voraus, daß mein Bleiben hier sich verlängert, und bin sehr zufrieden damit, da ich mir sagen kann, daß ich mich keines Dienstes und keiner Arbeit geweigert habe. Ich denke in dieser Woche auf einige Tage nach London zu gehen, dann vielleicht in Vichy Brunnen zu trinken, in Trouville See zu baden. Nach Preußen komme ich nur, wenn ich gerufen werde, so lange die Ministerkrisis nicht vollständig

erledigt ist. — Herzliche Grüße an die Ihrigen. Seh'n Sie Hans Kleist, so sagen Sie, bitte, daß ich 2 Friedrichsd'or für Stahl's Büste zeichne.

In treuer Freundschaft Ihr

v. Bismarck.

Paris 5. Juli 62.

Lieber Roon

eben komme ich von London zurück; die Leute sind dort über China und die Türkei sehr viel besser unterrichtet wie über Preußen; Loftus muß noch mehr Unsinn an seinen Minister schreiben, als ich dachte. Ich finde eben eine Gelegenheit, morgen früh nach Berlin, und darum schreibe ich diese Zeilen. Vor 10 Tagen telegraphirte man mir, ich solle den Feldjäger schicken, damit er Depeschen abhole; ich schicke ihn, und finde mit Erstaunen, daß er noch nicht zurück ist. Hätte ich das gewußt, so wäre ich noch in London geblieben. Ich werde nun in diesen Tagen um einen Sommerurlaub bitten nach einem französischen Seebade, wo ich dann aber erst Ende July eintreffe, vorher möchte ich nach dem Süden von Frankreich und auf einen Tag nach Neapel, wo ich noch nie gewesen bin. Hier ist gar nichts los; der Kaiser geht morgen in verschiedene Departements, am 11ten nach Vichy, ihm dahin zu folgen scheint mir etwas zudringlich, der Minister geht auch fort, und was soll ich dann noch hier? Die Ministerialräthe unterstehn sich hier kein Wort über Politik zu reden, und wenn ich länger hier noch wohne, so muß ich mich definitiv einrichten, mit Frau und Pferden und Dienern; ich weiß schon nicht was und worauf ich zu Mittag essen soll . . Habe ich meine Sachen erst hier, so ziehe ich in den nächsten 12 Monaten sicher nicht nochmals um, es sei denn nach Schönhausen. Diese Ungewißheit, dieses

„nicht wohnen" kann ich auf die Länge nicht aushalten, dazu bin ich nicht Fähnrich genug.

Jetzt bin ich zu schläfrig, ich gehe herzlich grüßend zu Bett. Treu der Ihrige

v. B.

Paris, 15. July 62.

Lieber Roon

ich habe mir neulich viele Fragen darüber vorgelegt, warum Sie telegraphisch Sich erkundigten, ob ich Ihren Brief vom 26. v. M. erhalten hätte. Ich habe nicht darauf geantwortet, weil ich etwas Neues über den Hauptgegenstand nicht geben sondern nur empfangen konnte. Seitdem ist mir ein Courier zugegangen, der mir seit 14 Tagen telegraphisch angemeldet war, und in dessen Erwartung ich 8 Tage zu früh von England zurückkam. Er brachte einen Brief von Bernstorff, in Antwort auf ein Urlaubsgesuch von mir. Ich bin hier jetzt überflüssig, weil kein Kaiser, kein Minister, kein Gesandter mehr hier ist. Ich bin nicht sehr gesund, und diese provisorische Existenz mit Spannung auf „ob und wie" ohne eigentliche Geschäfte beruhigt die Nerven nicht. Ich ging meiner Ansicht nach auf 10 bis 14 Tage her, und bin nun 7 Wochen hier, ohne zu wissen ob ich in 24 Stunden noch hier wohne. Ich will mich dem Könige nicht aufdrängen, indem ich in Berlin vor Anker liege, und gehe nicht nach Hause, weil ich fürchte auf der Durchreise durch Berlin im Gasthof auf unbestimmte Zeit angenagelt zu werden. Aus Bernstorff's Brief ersehe ich, daß es dem Könige vor der Hand nicht gefällt, mir das Auswärtige zu übertragen, und daß Se. Majestät sich noch nicht über die Frage schlüssig gemacht hat, ob ich an Hohenlohe's Stelle treten soll, diese Frage aber auch nicht durch Ertheilung eines Urlaubs auf 6 Wochen negativ

präjudiciren will. Der König ist, wie mir Bernstorff schreibt, zweifelhaft, ob ich während der gegenwärtigen Session nützlich sein könne, und ob nicht meine Berufung, wenn sie überhaupt erfolgt, zum Winter aufzuschieben sei. — Unter diesen Umständen wiederhole ich heut mein Gesuch um 6 Wochen Urlaub, was ich mir wie folgt motivire. Einmal bin ich wirklich einer körperlichen Stärkung durch Berg- und Seeluft bedürftig; wenn ich in die Galeere eintreten soll, so muß ich etwas Gesundheitsvorrath sammeln, und Paris ist mir bis jetzt schlecht bekommen mit dem Hunde-Bummel-Leben als Garçon. Zweitens muß der König Zeit haben, sich ruhig aus eigener Bewegung zu entschließen, sonst macht Se. M. für die Folgen die verantwortlich, die ihn drängen. Drittens will Bernstorff jetzt nicht abgehn, der König hat ihn wiederholt aufgefordert zu bleiben und erklärt, daß er mit mir wegen des Auswärtigen gar nicht gesprochen habe; die Stellung als Minister ohne Portefeuille finde ich aber nicht haltbar. Viertens kann mein Eintritt, der jetzt zwecklos und beiläufig erscheinen würde, in einem späteren Moment als eindrucksvolles Manöver verwerthet werden.

Ich denke mir, daß das Ministerium allen Streichungen im Militäretat ruhig und deutlich opponirt, aber keine Krisis über dieselben herbeiführt, sondern die Kammer das Budget vollständig durchberathen läßt. Das wird, wie ich annehme, im September geschehen sein. Dann geht das Budget, von dem ich voraussetze, daß es für die Regierung nicht annehmbar ist, an das Herrenhaus, falls man sicher ist, daß die verstümmelte Budget-Vorlage dort abgelehnt wird. Dann, oder andernfalls schon vor der Berathung im Herrenhause, könnte man es, mit einer Königlichen Botschaft, welche mit sachlicher Motivirung die Zustimmung der Krone zu einem derartigen Budgetgesetz verweigert, an die Abgeordneten zurück-

geben, mit der Aufforderung zu neuer Berathung. Eine 30tägige Vertagung des Landtages würde vielleicht an diesem Punkte, oder schon früher, einzuschalten sein. Je länger sich die Sache hinzieht, desto mehr sinkt die Kammer in der öffentlichen Achtung, da sie den Fehler begangen hat und noch weiter begehen wird, sich in Kleinigkeiten zu verbeißen, und da sie keinen Redner hat, der nicht die Langeweile des Publikums vermehrte. Kann man sie dahin bringen, daß sie sich in solche Lappalie wie die Continuität des Herrenhauses verbeißt und darüber Krieg anfängt und die Erledigung der eigentlichen Geschäfte verschleppt, so ist es ein Glück. Sie wird müde werden, hoffen, daß der Regierung der Athem ausgeht. Wenn sie mürbe wird, fühlt, daß sie das Land langweilt, dringend auf Concessionen Seitens der Regierung hofft um aus der schiefen Stellung erlöst zu werden, dann ist m. E. der Moment gekommen, ihr durch meine Ernennung zu zeigen, daß man weit entfernt ist den Kampf aufzugeben, sondern ihn mit frischen Kräften aufnimmt. Das Zeigen eines neuen Bataillons in der ministeriellen Schlachtordnung macht dann vielleicht einen Eindruck, der jetzt nicht erreicht würde; besonders wenn vorher etwas mit Redensarten von Octroyiren und Staatsstreicheln gerasselt ist, so hilft mir meine alte Reputation von leichtfertiger Gewaltthätigkeit, und man denkt „nanu geht's los“. Dann sind alle Centralen und Halben zum Unterhandeln geneigt.

Das Alles beruht mehr auf instinctivem Gefühl, als daß ich beweisen könnte, es sei so; und ich gehe nicht so weit, zu irgend etwas das mir der König befiehlt, deshalb auf eigene Faust nein zu sagen. Wenn ich aber um meine Ansicht gefragt werde, so bin ich dafür, noch einige Monate hinter dem Busch gehalten zu werden.

Vielleicht ist dies alles Rechnung ohne den Wirth, viel-

leicht entschließt sich Se. Maj. niemals dazu mich zu ernennen, denn ich sehe nicht ein, warum es überhaupt geschehen sollte, nachdem es seit 6 Wochen nicht geschehen ist. Daß ich aber hier den heißen Staub von Paris schlucken, in Café's und Theatern gähnen, oder mich in Berlin wieder als politischer Dilettant ins Hôtel royal einlagern soll, dazu fehlt aller Grund, die Zeit ist besser im Bade zu verwenden.

Ich bin doch erstaunt von der politischen Unfähigkeit unserer Kammern, und wir sind doch ein sehr gebildetes Land; ohne Zweifel zu sehr; die Andern sind bestimmt auch nicht klüger, als die Blüthe unserer Klassenwahlen, aber sie haben nicht dieses kindliche Selbstvertrauen, mit dem die Unsrigen ihre . . . Unfähigkeit in voller Nacktheit als mustergültig an die Oeffentlichkeit bringen. Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände, als sämmtliche gelernte Fachmänner, während es doch in andern Länder Viele giebt die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verstehen als Andre, und deßhalb sich bescheiden und schweigen.

Den 16ten. Ich muß heut schleunig schließen, nachdem meine Zeit von andern Geschäften fortgenommen ist. Mit herzlichen Empfehlungen an die Ihrigen bin ich in alter Treue

Ihr v. B.

In denselben Tagen fühlte Roon auch wieder das Bedürfnis, dem Freunde Perthes sein Herz auszuschütten. Im Begriff, eine kurze Erholungsreise zu machen, hofft er während derselben auf eine Zusammenkunft mit P. — Der Arzt hatte ihm die Reise dringend anbefohlen wegen erschütterter Gesundheit, und „da nun die Edelsten und Besten des Landes (wie er am 16. Juli schreibt) die Berathung des Militairetats,

d. h. die commissarische, frühestens erst Ende dieses Monats vornehmen wollen und meine Verse über diese Materie geschrieben sind, so halte ich meine einstweilige Entfernung von hier nicht blos für zulässig, sondern auch für geboten, da ich für die bevorstehenden heißen Tage eine Stählung meiner Kräfte brauche .... Von Politicis heute also nur so viel, daß meine persönliche Stellung zu diesen Dingen Gottlob klar und klarer geworden ist. Ich bekomme entschiedene und giftige Feinde, die sich auch ein wenig vor mir fürchten und andrerseits auch warme Freunde, die meine Schwachheit ein wenig zu verehren belieben. In gewissen hohen Regionen bin ich immer entschiedener la bête, in andern das pis-aller, der Nothnagel vollsten Vertrauens. Bei dieser meiner, wie ich glaube, über meine Kräfte wachsenden Bedeutung fühle ich die Nothwendigkeit in meinen Mußestunden zu meiner Erheiterung die Geschichte von Strafford und Latour, der beiden edlen Grafen zu studiren, welche, gleich mir, die Leidenschaft hatten, sich für die Sache ihrer Souveräne einzusetzen, wiewohl der Unterschied besteht, daß der meinige eine viel bessere Sache hat, als jene, nebst noch einigem anderem. Daher kann auch die vor Jahren von mir selbst ausgegangene Prophezeihung, „daß ich am Halse sterben würde“ auch einen andern Sinn, nämlich den haben, daß der Hals und der ihm angehörende Kehlkopf mit seinen Krämpfen eben meine kranke Parthie ist. — —

Was sagen Sie zu dem Frankfurter Schützenspektakel? .... Viel weniger ärgerlich als die Aufführung eines gewissen Herrn ist mir die Rede von Schulze-Delitzsch, die er in Frankfurt gehalten; ja sie ist mir sogar sehr erwünscht, da sie die Loyalitäts-Maske der Fortschritts-Partei abzieht — — — —

Und die Anerkennung von Italien? Ja, davon will ich nun nicht erst anfangen, denn meine Zeit ist verbraucht. Aber

wie hübsch wäre es, wenn wir alle diese Dinge mit Gemüthlichkeit *besprechen* könnten. — — —“

Nach Berlin zurückgekehrt, setzt Roon am 2. August seine Mittheilungen an Perthes fort:

„— — — Die von den Gegnern aus Unentschlossenheit und Bosheit bisher verschobene Katastrophe naht. In dieser Woche endlich werden die Kommissions-Berathungen über den Militär-Etat beginnen. Ich werde in diesen mein Pulver nicht verschießen. Dagegen bereite ich mich zu den Plenar-Berathungen nach Kräften vor. Mir ist zu Muthe wie den Kämpfern in einem Gottesgerichte zu Sinn gewesen sein mag. Ich habe keine Furcht vor den Gegnern, wohl aber vor meiner eigenen Unzulänglichkeit, und leider habe ich seit Kurzem auch Anlaß, wie ich schon schrieb, an meiner genügenden *körperlichen* Fähigkeit zu zweifeln; Gott helfe! Ich bin so voll von meinem Gegenstande wie ein übervolles Weinfaß, so daß der Stoff nicht völlig auf dem geordneten Wege sondern auch nebenher aus Ritzen und Fugen abzufließen geneigt ist. Ich möchte gern suaviter in modo sein, aber ich besorge, das „fortiter in re“ möchte darunter leiden. Ueberhaupt bin ich kein Mann überlegter Vorbereitung; ich bin eine mehr aus momentanen Antrieben handelnde instinctive Natur. Alles was ich in meinem Leben Zweckmäßiges — freilich auch Verkehrtes — gethan war meist augenblickliche Eingebung. Darum verzichte ich auch auf eine ausgearbeitete Kammerrede, und suche nur mein Material sachlich zu ordnen, was, seiner Ueberfülle wegen, nicht leicht ist. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß ich von Hause aus auf jeden Effekt in dieser Kammer verzichte; ich will *für das Land* und *für die Armee* sprechen: dies Auditorium genügt mir, und ich darf wohl ohne Ueberhebung annehmen, daß man dort geneigt ist, die Ohren zu spitzen, wenn ich auch nur spreche, wie mir's

das Herz eingiebt. Aber freilich fürchte ich hinterher den kolossalen Katzenjammer, der mich immer überfällt, wenn ich gesprochen, weil ich hinterher genau weiß, wie ich's hätte thun sollen und nicht gethan habe. — — —

In herzlichster Freundschaft

Ihr Roon.

So gering die Hoffnungen gewesen waren, welche die Regierung und vor allem Roon auf die oben erwähnten, im August begonnenen Kommissionsberathungen gesetzt hatten: das Resultat derselben übertraf doch noch alle ungünstigen Erwartungen. Die gemäßigteren Elemente der Budgetkommission befanden sich, wie schon erwähnt, in ohnmächtiger Minorität; die eigentlichen Führer der Altliberalen aber, unter deren Auspizien und Einflusse das Werk der Armeereform 1860 als Provisorium ins Leben gerufen war, blieben von den Vorberatungen des Budgets sogar völlig ausgeschlossen. Schon hierdurch war ein offenkundiges Anzeichen gegeben, daß die gegenwärtige Landesvertretung sich nicht bloß im Gegensatz gegen das Verhalten der Staatsregierung, sondern ebensosehr gegen die bisherigen Auffassungen des Landtages zu setzen entschlossen war.

Und so war es denn ein rein negatives Ergebnis, welches sich schließlich aus den wochenlangen Verhandlungen dieser Kommission ergab: der Vorschlag nämlich zur bloßen Ablehnung der gesamten Ausgaben der Reorganisation schon für das Jahr 1862; ein Beschluß, gegen welchen die Vertreter der Regierung, an ihrer Spitze Roon, vergeblich ihre warnende Stimme erhoben hatten, dessen thatsächliche Bedeutungslosigkeit aber außerdem von vornherein einleuchtete. Es zeigte sich auch hier, wie immer, daß eine Einigkeit zum bloßen Verneinen viel leichter zu erreichen ist als eine Ueber-

einstimmung zu positiven Vorschlägen. Nachdem nämlich die Absetzung aller bezüglichen Positionen (die nach Meinung der Mitglieder des linken Zentrums nur eine vorläufige sein sollte) erfolgt war, fand keine der zahlreichen Resolutionen, welche das entstandene Vakuum wieder beseitigen und eine positive Erledigung der schwebenden Differenzen anbahnen sollten, eine Mehrheit der Stimmen; und die Kommission trat also lediglich mit dem Antrage vor das Haus, die ganze Reorganisation, das unter Mitwirkung dreier Landtage vollbrachte Werk des Königs und seines Kriegsministers — schlechthin zu negieren.

So war die Lage, als das Plenum des Abgeordnetenhauses am 11. September in die Beratung des Militäretats eintrat.

Durch eine ausführliche Erklärung der Regierung (durch den Mund des stellvertretenden Vorsitzenden von der Heydt) wurde sie eingeleitet. Diese Erklärung war in sehr versöhnlichem Tone gehalten und begann mit dem Nachweise, daß weder von der Regierung beabsichtigt, noch von dem Landtage erwartet sei, daß die Umgestaltung des Heeres nur eine temporäre Maßregel sein solle; wie vielmehr im Jahre 1860 Einverständnis geherrscht habe, daß jene im Interesse des Landes und des Heeres unabweisbar dauernd geboten sei; die definitive Regelung sei nur dadurch aufgehalten worden, daß vom Landtage eine Abänderung des Gesetzes über die Dienstpflicht für nötig erachtet worden wäre. In diesem Sinne hätte auch seitdem der Landtag die Mittel wiederholt extraordinär bewilligt, die Regierung hätte also auch pro 1862 die erforderlichen Ausgaben vorläufig leisten müssen; auch habe sie darin umsomehr bona fide gehandelt, als schon seit Jahren so verfahren worden sei, und zwar ohne Widerspruch, falls das Etatsgesetz einmal nicht rechtzeitig

zustande gekommen sei; die Regierung erkenne aber an, daß die Formation der Armee, insofern damit eine dauernde Etatserhöhung oder Gesetzesveränderung verbunden sei, als definitiv erst nach erfolgter Zustimmung des Landtages betrachtet werden könne. Die Regierung sei also damit einverstanden, daß die Kosten der Reorganisation zunächst wieder im Extraordinarium (statt im Ordinarium) bewilligt würden, und stelle die Vorlage eines bezüglichen Gesetzes im Januar 1863 mit Bestimmtheit in Aussicht; auch erkenne die Regierung an, daß sie wegen der seit 1. Januar 1862 geleisteten Ausgaben der nachträglichen Genehmigung des Landtages bedürfe.

Eine auf vorstehender Basis erfolgende vorläufige Beilegung des Streites hätte jedoch den Plänen der Fortschrittspartei nicht entsprochen; sie wollte nicht eine Verständigung über die Heeresreform, sondern deren Wiederaufhebung, nicht jene versöhnliche Ausgleichung der Differenzen, sondern den Kampf gegen die bestehenden Gewalten und eine vollständige Demütigung der Krone, der sie ihren Willen aufzwingen wollte. Hatten doch schon in der Kommission die entschiedenen Fortschrittsleute den Sinn ihres Votums dahin erläutert: das Abgeordnetenhaus wollte die Reorganisation schlechthin nicht, wollte vielmehr auf den Etat und die Wehreinrichtungen vor 1859 zurückgehen; sei das Geld für 1862 schon verausgabt, so habe die Regierung sich vor allem zur Umkehr zu entschließen; dann könne sie später die nachträgliche Genehmigung der unwiederbringlichen Ausgaben erhalten.

Vergebens stellte sich Herr von Patow in den nachfolgenden Debatten ganz auf den Standpunkt der Regierung und wies das rechtmäßige Verfahren der letzteren, die bona fide gehandelt habe, nach; vergebens sprach jetzt Vincke in glänzender Rede für die Reorganisation, ihrem Wesen und

Hauptzwecke nach, indem er verlangte, daß etwaige Modifikationen derselben erst bei der Vorberatung des Etats pro 1863 erörtert werden sollten, die pro 1862 geleisteten Ausgaben aber anstandslos zu bewilligen wären; selbst der Fortschrittsmann Twesten machte auf die große Bedenklichkeit und praktische Unzulässigkeit der von der Kommission gestellten Anträge aufmerksam. Auch schien es nach den klaren und eindringlichen Reden, mit welchen Roon den Standpunkt der Regierung darlegte, welche letztere „keineswegs auf das spekuliert, was man einen Konflikt nennt, sondern vielmehr das Bedürfnis fühlt, eine Einigung über die obschwebende Frage herbeizuführen" — einen Augenblick, als sei der Wunsch nach Einigung auch im Hause zum Durchbruch gekommen. In der Budgetkommission aber gelang es sehr bald, den Keim einer versöhnlichen Stimmung wieder zu unterdrücken, indem man, anknüpfend an Roon's am 17. September gefallene entgegenkommende Aeußerungen, den Versuch machte, sofort positive Zusicherungen in betreff des künftigen Gesetzes zu erhalten. Solche Zugeständnisse in betreff der künftigen prinzipiellen Erledigung der Militärfrage konnte und wollte Roon aber nicht geben, mußte vielmehr die Regierung gegen weitergehende Forderungen mit aller Bestimmtheit verwahren. Roon schrieb darüber in jenen Tagen an Perthes:

Berlin, 20. September.

Mein theurer Freund! Vergeblich habe ich in dieser letzten Zeit nach einigen herzstärkenden Worten von Ihnen ausgeblickt; zu meinem Schmerze vermuthe ich daher, daß Sie leidender als sonst sind. Sagen Sie mir das Gegentheil, wenn Sie können! — Soeben komme ich aus der Sitzung des Abgeordnetenhauses, wo die Berathung des Mil.-Etats pro 1862 zu Ende geführt worden ist; am 23ten erfolgt

die Schlußabstimmung. Wie? darüber giebt es nicht den leisesten Zweifel. „Unsinn du siegst!“ und wenn ich dann nicht hinzufüge: „und ich muß untergehen“, so geschieht dies darum nicht, weil ich noch ganz und gar keine Lust, auch keine Veranlassung zum Untergehen fühle. Die aufregende, mir fast allein zugefallene schwere Arbeit hat meine Nerven einigermaßen erschüttert, jedoch nicht in dem Grade, daß ich mich bewogen fände, die Flinte in's Korn zu werfen, wie jetzt einige meiner Amtsgenossen beabsichtigen.

Ja! wir haben wieder einmal Minister-Krisis. Hohenlohe und Heydt wollen bedingungsweise, Bernstorff unter allen Umständen davon. Bismarck-Schönhausen ist heute, nicht berufen, sondern Urlaubshalber hier eingetroffen. Möchte dies zum Heile des Landes, zur Bildung eines in sich homogenen, starken, entschlossenen Ministeriums führen! An maaßgebender Stelle scheint man fest entschlossen, nicht nachzugeben, sondern versuchen zu wollen, ob das Land nicht dieses cynischen und widersinnigen Treibens seiner Boten überdrüssig ist. Der bevorstehende Beschluß, wonach alle Kosten für die Reorganisation pro 1862, die bereits verausgabten inclusive, verweigert werden sollen, falls nicht die Regierung sofort erklärt, die gesetzliche 3jährige Dienstzeit fallen zu lassen und die zweijährige *gesetzlich* einzuführen, ist so terroristischer Natur, daß der König nicht darauf eingehen kann, ohne die Krone tief zu demüthigen. Gleichwohl ist das dem Landtage zustehende verfassungsmäßige Recht der Geldbewilligung so unzweideutig, daß der bevorstehende Konflikt einen tiefen Riß in's Land bringen muß. Mir blutet das Herz bei dem Gedanken an die Schwächung unseres Ansehens im Auslande und die Zerrüttung aller Begriffe und Verhältnisse im Innern, die sich daran knüpfen werden. Aber ich *kann* nicht zu einem schimpflichen Frieden rathen und einen ehrenvollen sehe

ich nicht ab; also Krieg! sollten mich auch alle Schmerzen und Wunden eines solchen zuerst treffen! Was sagt nun Ihr Staatsrecht über die obschwebende schwere Frage, die leider zur brennendsten Partheifrage geworden ist? Ein schwächlicher Versöhnungsversuch (am 17.), bei dem leider mir die Hauptrolle zugefallen war, ist ohne Resultat geblieben und damit von Neuem constatirt, daß die Opposition keinen Frieden, sondern Unterwerfung will. Dem ist ein ehrenhafter Untergang vorzuziehen, ein Schicksal, dem ein heißer Kampf vorangehen wird. Das Gefühl körperlicher Herabstimmung, welches mich bei dem Gedanken schaudern macht, wird mit Gottes Hülfe weichen. Aber entsetzlich ist der andere, daß ich mir von Neuem erst die Waffe mühsam werde schmieden müssen, mit deren Hülfe er auszufechten ist. — Doch — ich bin erschöpft, und daher genöthigt zu schließen, so rhapsodisch diese Mittheilung auch bleiben mag. Uebrigens mache ich auch tröstliche Erfahrungen. Die Armee schickt mir täglich Zurufe. Auch aus anderen Theilen gelangen Adressen und Beifallsäußerungen zu mir, und zu morgen ist mir aus Magdeburg eine Adresse mit 7000 Unterschriften angekündigt. Wenn auch Gott allein die Ehre gebührt, so wird doch ein schwaches Menschenherz durch solche Zeichen ermuthigt. Mit herzlichem Händedruck und Freundesgruß, auch für Ihre liebe und liebenswerthe Frau und die Kinder

Ihr treuer matter Freund

Roon.

Herr von Bismarck, dessen am 20. September erfolgte Ankunft in Berlin in vorstehendem Schreiben erwähnt wird, hatte aus Frankreich das letzte Mal am 12. September (und zwar aus Toulouse) an Roon geschrieben:

„Meine Kreuz- und Querzüge in den Pyrenäen haben

gemacht, daß ich Ihren Brief vom 31. August erst heut hier vorfinde. Ich hatte auch auf einen von Bernstorff gehofft, der mir vor vier Wochen schrieb, daß sich im September die Frage wegen des Personalwechsels jedenfalls entscheiden müsse. Ihre Zeilen lassen mich wieder vermuthen, daß die Ungewißheit um Weihnachten noch dieselbe sein wird wie jetzt. Meine Sachen liegen noch in Petersburg und werden dort einfrieren, meine Wagen sind in Stettin, meine Pferde bei Berlin auf dem Lande, meine Familie in Pommern, ich selbst auf der Landstraße. Ich gehe jetzt nach Paris zurück, obschon ich dort weniger wie je zu thun habe, mein Urlaub ist aber um. Mein Plan ist nun, Bernstorff vorzuschlagen, daß ich nach Berlin komme, um das Weitere mündlich zu besprechen. Ich habe das Bedürfniß einige Tage in Reinfeld zu sein, nachdem ich die Meinigen seit dem 8. Mai nicht gesehen habe. Bei der Gelegenheit muß ich ins Klare kommen. Ich wünsche nichts lieber, als in Paris zu bleiben, nur muß ich wissen, daß ich Umzug und Einrichtung nicht auf einige Wochen und Monate bewirke, dazu ist mein Hausstand zu groß. Ich habe mich niemals geweigert, das Präsidium ohne Portefeuille anzunehmen, sobald es der König befiehlt; ich habe nur gesagt, daß ich die Einrichtung für eine unzweckmäßige halte. Ich bin noch heut bereit ohne Portefeuille einzutreten, aber ich sehe gar keine ernstliche Absicht dazu. Wenn mir Se. Majestät sagen wollte: am 1. November, oder 1. Januar, oder 1. April — so wüßte ich woran ich wäre, und bin wahrlich kein Schwierigkeitsmacher, ich verlange nur $^{1}/_{100}$ der Rücksicht, die Bernstorff so reichlich gewährt wird. In dieser Ungewißheit verliere ich alle Lust an den Geschäften und ich bin Ihnen von Herzen dankbar für jeden Freundschaftsdienst, den Sie mir leisten, um ihr ein Ende zu machen. — — —

Ich hatte nicht gehört, daß der König zum 13ten nach Carlsruh geht. Ich würde S. Majestät dort nicht mehr treffen, wenn ich mich hinbegeben wollte, auch weiß ich aus Erfahrung, daß solche ungerufene Erscheinungen nicht willkommen sind; der Herr schließt daraus auf ehrgeizig drängende Absichten bei mir, die mir weiß Gott fern liegen. Ich bin so zufrieden Sr. M. Gesandter in Paris zu sein, daß ich nichts erbitten möchte als die Gewißheit, es wenigstens bis 1875 zu bleiben. Schaffen Sie mir diese oder jede andere Gewißheit, und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie! — Was verstehen Sie unter „Ende dieser Session?" Läßt sich das so bestimmt voraussehen, wird sie nicht in die Wintersession ohne Pause übergehen? und kann man die Kammern schließen ohne Resultat über das Budget? ich will die Frage nicht gerade verneinen, es kommt auf den Feldzugsplan an.

Ich reise eben nach Montpellier ab, von dort über Lyon nach Paris. Bitte schreiben Sie mir dahin, und grüßen Sie herzlich die Ihrigen.

In treuer Freundschaft Ihr

v. B.

Es mag dahingestellt bleiben, ob Bismarck's am 20. September erfolgte Ankunft auf direkte Veranlassung von seiten Roon's erfolgt ist. In den hinterlassenen Papieren findet sich darüber nichts Bestimmtes. In der vor einiger Zeit veröffentlichten Biographie des verewigten Feldmarschalls Manteuffel wird darüber angegeben, Roon habe an Bismarck telegraphiert: „die Birne ist reif" — worauf Bismarck sofort nach Berlin abgereist sei. Dies kann sich immerhin so zugetragen haben, wenn auch Roon es nicht für richtig hielt, darüber Mitteilung an Perthes zu machen, und ähnliches hat

Roon den Seinigen auch später erzählt: für die Sache selbst ist es nicht erheblich, ob dies so oder etwas anders verlaufen ist. Aus jenem Briefe Bismarck's aus Toulouse wissen wir mit Sicherheit, daß er ohnehin in Begriff stand, nach Deutschland abzureisen; und die Hauptsache war, daß er glücklich zur Stelle war, als die Krisis ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Am 23. September trat nämlich das Abgeordnetenhaus dem oben erwähnten radikalen Antrage seiner Kommission bei: mit 308 gegen 11 Stimmen nahm es das verstümmelte Budget pro 1862 an, nachdem vorher mit 273 gegen 68 Stimmen die gesamten Heeres-Reformkosten aus dem Budget gestrichen worden waren. Das Haus hatte durch dieses Votum den Bestand der preußischen Armee für nichtig erklärt!

In Babelsberg war es, wo selbigen Tages Roon über diese definitiven Beschlüsse des Abgeordnetenhauses Vortrag hielt und des Königs Majestät — welchem die Entlassungsgesuche von Hohenlohe, Heydt und Bernstorff schon vorlagen — erneut seinen Rat verlangte, was in dieser schweren Lage zu thun sei.

„Berufen Ew. Majestät Bismarck" — war, wie schon oft, Roon's Antwort. „Er wird nicht wollen, wird es jetzt auch nicht übernehmen; er ist auch nicht da, es kann mit ihm nichts besprochen werden" versetzte der König. „Er ist hier, er wird Ew. Majestät Ruf bereitwillig folgen" — konnte Roon da antworten.

Die Folge war eine längere Unterredung des Königs mit Bismarck, nach welcher diesem vorläufig der Vorsitz im Staatsministerium übertragen wurde. Wenige Tage darauf erfolgte die definitive Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Minister-Präsidenten: das von Roon lange Ersehnte war damit endlich erreicht!

Die ersten amtlichen Handlungen des neuen Ministeriums Bismarck sind bekannt: am 29. September erschien dieser zum ersten Mal vor der Kammer und zog, um den unausbleiblichen Bruch nicht noch schwerer zu machen, das Budget pro 1863 zurück. Nachdem das Abgeordnetenhaus diesen Schritt durch eine sehr feindselige Resolution, die Ausgaben pro 1862 betreffend, beantwortet hatte, erfolgte am 11. Oktober die Verwerfung des ganzen (verstümmelten) Budgets pro 1862 durch das Herrenhaus.

Am 13. Oktober wurde der Landtag geschlossen. Die budgetlose Regierung begann, sie war unvermeidlich geworden. Das reorganisierte Heer aber — blieb unangetastet. — —

Auf die nach dreijähriger Thätigkeit und Vorarbeit Roon's nunmehr beginnende, anderweitig oft geschilderte Geschichte des Ministeriums Bismarck soll hier nicht näher eingegangen werden. Uebrigens konnte der neue Ministerpräsident einstweilen den Einfluß und die energische Mitwirkung Roon's gar nicht entbehren; er hat sie aber auch nicht entbehrt, da beide Männer eines Sinnes waren, sich gegenseitig stützten und in ihren Zielen — zunächst auch in den Mitteln dazu, sowie in ihren Anschauungen — völlig übereinstimmten.

So ergänzten sie sich in ihrer Wirksamkeit; auch später, als (seit 1869) nach und nach Bismarck's Einfluß in manchen Punkten den des älteren Freundes zu überwiegen anfing, hat letzterer seinen Beistand nie versagt und der genialen Führung des Kollegen fast immer mit vollem Vertrauen folgen können.

Es stand dies auch sehr in Uebereinstimmung mit Roon's Neigungen, da er die ihm durch die Verhältnisse aufgezwungene Teilnahme an der Leitung der allgemeinen Politik nur als einen Notbehelf ansah (wie wir wissen) und es selbst immer sehr wünschte, sich nur auf sein Ressort beschränken zu können.

In den Jahren 1863—1866 (der sogenannten Konflikts-zeit) war jedoch ein solches Zurücktreten Roon's nach den obwaltenden Verhältnissen noch gar nicht möglich; er blieb vielmehr weitaus die wichtigste und stärkste Säule des neuen Ministeriums Bismarck; und wenn also die Denkwürdigkeiten aus diesem Abschnitte seines Lebens mitgeteilt werden, so ist es für unseren Zweck unvermeidlich, wenigstens in flüchtigen Umrissen die damalige innere Gesamtpolitik der Regierung — mit der seine Wirksamkeit auf das innigste verflochten war — zu skizzieren.

Noch im Dezember 1862 erfolgte bekanntlich eine weitere Vervollständigung des Ministeriums: Graf Fritz Eulenburg wurde Minister des Innern (an Jagow's Stelle), der land-wirtschaftliche Minister Graf Itzenplitz übernahm (an Holtz-brinck's Stelle) den Handel, und sein bisheriges Ressort ging an den neu eintretenden Herrn von Selchow über.

Am 14. Januar 1863 wurde der wieder einberufene Landtag im Allerhöchsten Auftrage durch den Ministerpräsi-denten eröffnet. Derselbe kündigte bei dieser Gelegenheit u. a. die Neuvorlage des Staatshaushalts-Etats pro 1863 und auch pro 1864 an, sowie einen Gesetzentwurf zur Abänderung und Ergänzung über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, und brachte im übrigen den lebhaften Wunsch der Staatsregierung zum Ausdruck, dauernde Verständigung über die schwebenden Differenzen und ein möglichst einmütiges Zusammenwirken mit dem Landtage zu erreichen.

Das Abgeordnetenhaus wartete jedoch nicht einmal seine Konstituierung und die Wahl des Präsidiums ab, sondern eröffnete schon im ersten Augenblicke seines Zusammentretens und in Abwesenheit der Minister die Feindseligkeiten von neuem dadurch, daß der einstweilige Präsident Grabow das bisherige Verhalten der Regierung in scharfer und verletzender

Weise verurteilte und damit auf provozierende Weise zu neuen unerquicklichen Kämpfen anregte.

Es folgte Ende Januar eine mehrtägige Adreßdebatte, in welcher seitens der Majorität das Ministerium der Verfassungsverletzung beschuldigt und Ansprüche auf eigene Machterweiterung erhoben wurden, die auf die Unterwerfung der Krone und des Herrenhauses unter den Willen der Mehrheit des Abgeordnetenhauses hinausliefen.

Im Namen der Regierung wies der Ministerpräsident am 27. Januar diese Ansprüche mit vollster Entschiedenheit zurück!

„Durch diese Adresse (so rief er seinen radikalen Gegnern zu) werden dem Königlichen Hause der Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Regierungs-Rechte abgefordert, um sie der Majorität dieses Hauses zu übertragen!“ — Und nachdem er dann die staatsrechtliche Auffassung der Regierung in dem entstandenen Konflikte und — speziell unterstützt von dem Finanzminister Freiherrn von Bodelschwingh — auch über die Auslegung des Artikels 99 der Verfassung (über das Budgetrecht) ausführlich dargelegt hatte, schloß er mit folgenden denkwürdigen Worten, die auch hier angeführt werden mögen, weil sie bezeugen, wie einmütig jetzt das ganze Ministerium den schon früher dargelegten Auffassungen Roon's über die streitigen Punkte beigetreten war:

„Was die Verfassung Ihnen an Rechten zubilligt, soll Ihnen unverkürzt zukommen, was Sie darüber hinaus verlangen, das werden wir ablehnen und Ihren Forderungen gegenüber die Rechte der Krone mit Ausdauer wahrnehmen!

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die Beratung dieses Manifestes, welches unserem Königlichen Herrn überreicht werden soll, gerade zusammenfällt mit dem Geburtstage des jüngsten mutmaßlichen Thronerben. In diesem Zu-

sammentreffen, meine Herren, sehen wir eine doppelte Aufforderung, fest für die Rechte des Königtums, fest für die Rechte der Nachfolger Sr. Majestät einzustehen. Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden."

Denselben Gedanken sprach sodann der Allerhöchste Erlaß vom 3. Februar 1863 aus, durch welchen der König die Adresse beantwortete und dabei in warmen, aber sehr ernsten Worten seine Rechte wahrte. Der Erlaß war ohne Gegenzeichnung, weil der Monarch in dieser Angelegenheit seine ganz persönliche Anschauung und Willensmeinung zum unzweifelhaften Ausdruck bringen wollte. Die am Schlusse ausgesprochene landesväterliche Mahnung zum Frieden und zur Verständigung wurde indessen völlig unbeachtet gelassen: Die gänzliche Fruchtlosigkeit der Session war wiederum von vornherein besiegelt.

Am 8. Februar legte Roon dennoch den angekündigten Entwurf einer Novelle zu dem Gesetz vom 3. September 1814 über die Dienstpflicht vor. Er hatte derselben als Motive eine umfangreiche Denkschrift beigefügt, in welcher die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der ganzen Militärvorlage abermals überzeugend nachgewiesen war. Aber — auch sie blieb wirkungslos gegenüber von Männern, die eben nicht überzeugt sein wollten — und die damals leider über die öffentliche Meinung der großen Menge eine unerklärliche Gewalt erlangt hatten, indem sie dieselbe fortgesetzt mit Mißtrauen gegen die heilsamen Vorschläge Roon's zu erfüllen wußten.

Desto wohlthuender war für letzteren das unbedingte Vertrauen, welches ihm von seiten des Königs fortgesetzt bewiesen wurde.

Am 17. März wurde bekanntlich auf Allerhöchsten Befehl der Jahrestag festlich begangen, an dem vor 50 Jahren der denkwürdige Aufruf Friedrich Wilhelms des Dritten an sein Volk ergangen und fast gleichzeitig das Eiserne Kreuz gestiftet worden war. Die noch lebenden Veteranen des großen Befreiungskampfes versammelten sich zu dieser Feier möglichst vollzählig in Berlin; für die Hilfsbedürftigen unter ihnen wurde bei diesem Anlasse auch materiell (durch Erhöhung der Pensionen ꝛc.) dauernde Fürsorge getroffen. Der König wollte damit auch äußerlich von neuem beweisen, daß er bei der Neugestaltung des Heeres mit der glorreichen Vergangenheit keineswegs brechen oder die ruhmvollen Verdienste der alten Landwehr vergessen wollte.

Seinen alten Mitkämpfern wurden daher in der Hauptstadt hohe Ehren erwiesen. An seinen Kriegsminister aber richtete der Monarch schon in der Frühe jenes Festtages das nachstehende eigenhändige, bisher noch nicht bekannt gewordene Schreiben:

„Wenngleich Sie an den Kämpfen, die wir heute feiern, noch keinen Theil nehmen konnten, so sind Sie durch die Ihnen von mir anvertraute Stellung, ein so muthiger und getreuer Kämpfer im Frieden geworden, daß ich den heutigen Tag nicht vorübergehen lassen kann, ohne Sie vor der Armée, für die Sie unausgesetzt und unerschrocken streiten, um dieselbe für Thaten zu kräftigen, wie die waren die nun ½ Jahrhundert hinter uns liegen — auszuzeichnen. Als Anerkennung Ihrer Leistungen für Thron, Heer und Vaterland verleihe ich Ihnen das Groß-Comthur-Kreuz des Königlichen Haus-Ordens

von Hohenzollern. Möge dasselbe Sie stets erinnern an die nie erlöschende Dankbarkeit

Ihres

Wilhelm R.

Berlin, den 17. März 1863.

Schon im Vorjahre hatte es sich gezeigt, wie wohlthuend die thatsächlich durchgeführten Militärreformen für die wehrpflichtige Bevölkerung waren; denn als damals zwei Armeekorps marschbereit wurden, um den Kurfürsten von Hessen zur Nachgiebigkeit gegen die preußischen Forderungen zu zwingen, brauchten Landwehren nicht aufgeboten zu werden, weil die Einberufung der Reserven genügte; in gleicher Weise konnte jetzt — während des im Winter 1862/63 entbrannten polnischen Aufstandes — verfahren werden. Zum Schutze der preußischen Grenzen und in indirekter Unterstützung der in schwerem Kampfe mit der polnischen Insurrektion stehenden russischen Regierung war auf des Königs Befehl bekanntlich schon Ende Januar die teilweise Kriegsbereitschaft des I., II., V. und VI. Armeekorps angeordnet worden, wiewohl unter Anwendung der größten Sparsamkeit; denn die bei diesen Korps sowie bei einigen Garderegimentern einberufenen Reserven wurden nach Ausbildung der Rekruten sofort wieder entlassen. Den Oberbefehl über jene Truppenmacht hatte General von Werder übernommen. Infolge dieser militärisch-politischen Maßregeln, deren energische und zweckmäßige Durchführung der Thätigkeit Roon's zu danken war, blieb das preußische Gebiet von dem Aufstande mit seinen traurigen Folgen verschont, und wurde die Niederwerfung desselben den Russen erheblich erleichtert. Auch hierzu hatten also die stehenden Truppen vollständig genügt — während man im Jahre 1848 noch gezwungen gewesen war, zum Zweck der

Bekämpfung der polnischen Revolution zahlreiche Landwehren mobil zu machen aus denen fast die Hälfte der damals in Thätigkeit tretenden Truppen bestanden hatte.

Trotz dieser Beweise für die durch die Reorganisation erreichte sehr erhöhte Schlagfertigkeit des Heeres, zu deren Herbeiführung Roon auch die Beschaffung des Kriegsbedarfs an Zündnadelgewehren veranlaßt und die Ausrüstung mit gezogenen Geschützen (Hinterladern) begonnen hatte — wollten die Volksvertreter die Zweckmäßigkeit der Reformen nicht einsehen und verschärften durch ihr und ihrer Presse Auftreten die Opposition von Tag zu Tag noch mehr. Die zur Beratung der Militärvorlagen eingesetzte Kommission verschleppte die Sache in beklagenswerter Weise und kam endlich am 23. April zu einem eingehenden Berichte, welcher den Entwurf vollständig ablehnte. Mit Mehrheit wurden dagegen die Forckenbeck'schen Amendements angenommen, nach denen die Stärke des Heeres und der Landwehr alljährlich nach den Staatsverhältnissen bestimmt, die Militärgerichtsbarkeit eingeschränkt, die Ehrengerichte abgeschafft, die Kadettenhäuser radikal umgestaltet werden sollten. Alle diese Anträge fanden Aufnahme in dem Kommissionsberichte, der zum Ueberfluß noch einen neuen Angriff auf das Recht der Krone dadurch wagte, daß der Kriegsminister in demselben als „ungeeignet zu einem befriedigenden Abschlusse der Heeresreform" bezeichnet wurde.

Freilich konnte es keinen geeigneteren Weg geben, um Roon's Stellung zu befestigen, als solch radikales Gebahren, und je heftiger die Angriffe auf seine Person wurden, desto fester und treuer stand er auf der Bresche, desto glänzender entfaltete er täglich seinen staatsmännischen Charakter und seine große Begabung für die ihm zugefallene Aufgabe.

Zu neuen Kämpfen führten ihn die großen, Anfang Mai begonnenen Militärdebatten im Plenum des Abgeordneten-

hauses. In langer und eindringlicher Rede legte er am 9. Mai abermals die sachlich ganz unwiderleglichen Gründe für die Zweckmäßigkeit der Heeresreformen dar. War doch seine Sache, für die er mit Gründlichkeit und Wärme unermüdlich stritt, zugleich im eminenten Sinne diejenige des Vaterlandes! Mit Recht konnte er ausrufen: „Die Regierung hat ihren im Jahre 1860 eingebrachten Entwurf festgehalten — mit der ihr vorgeworfenen Zähigkeit und Konsequenz — von der man hier gesagt hat: daß sie einer besseren Sache würdig wäre. Meine Herren, eine bessere Sache giebt es nicht!" — —

Unbegreiflich erscheint es uns heute, wenn wir die stenographischen Berichte über jene Maiverhandlungen nachlesen, daß es notwendig war, in so ausführlichen Darlegungen die Zweckmäßigkeit jener inzwischen hundertfach bewährten Reformen nachzuweisen; und fast unverständlich werden sicherlich den zahlreichen Gegnern ferner die Einwendungen jetzt vorkommen, welche sie damals gegen Einrichtungen und Maßregeln anzuführen wußten, die gegenwärtig von ganz Europa als mustergültig angestaunt und — nachgeahmt worden sind.

Noch unverständlicher aber erscheint uns heute die Leidenschaftlichkeit, mit welcher damals sogar Roon's Person angefeindet worden ist, obwohl seine Widersacher doch genau wußten, daß er nur seine Pflicht erfüllte, wenn er seine Vorlagen zu verteidigen und durchzusetzen suchte. Die dabei entstehenden Szenen führten zu einer neuen Katastrophe.

In der Sitzung vom 11. Mai war Roon abermals von mehreren Rednern auf das heftigste angegriffen worden. Der Abgeordnete Professor von Sybel hatte sich sogar dazu hinreißen lassen, den Kriegsminister als „einen unheilvollen Mann in unheilvoller Stellung" zu bezeichnen und ihm jeden Pa=

triotismus abzusprechen u. s. w. Dagegen erhob sich Roon und wies solche Aeußerungen als eine „unberechtigte Anmaßung" zurück. Der Vizepräsident von Bockum-Dolffs unterbrach den Minister und wollte einem anderen Abgeordneten das Wort erteilen. Roon ersuchte, ihn nicht zu unterbrechen, und der darauf folgende Wortwechsel endigte damit, daß der Vizepräsident — unter stürmischem Tumulte — die Sitzung „vertagte", indem er sich bedeckte.

Die Einzelheiten dieser Szene hat der stenographische Bericht aufbewahrt. Was er aber verschwieg, indessen den Augen- und Ohrenzeugen in lebhafter Erinnerung geblieben ist, war der Umstand, daß es sehr lange dauerte, bis man dem Herrn von Bockum-Dolffs den verlangten Hut brachte, und daß, als er ihn dann aufsetzte, es sich zeigte, daß man einen falschen Hut ergriffen hatte, der dem Herrn bis über die Ohren hinabfiel. So entbehrte auch diese stürmische und recht peinliche Szene nicht eines hochkomischen Schlußeffekts, welcher es bewirkte, daß die Abgeordneten sich schließlich unter sehr großer Heiterkeit trennten.

Weder Roon noch ein anderer Minister kehrte in die Sitzung zurück. Vielmehr erfolgte noch am selben Tage eine Erklärung des Staatsministeriums, in welcher dieses sich in der zwischen Roon und dem Präsidenten entstandenen Streitfrage einstimmig auf Seite des ersteren stellte, seine Rechte wahrte und damit schloß, daß „das Staatsministerium sich der Teilnahme an den Beratungen des Abgeordnetenhauses so lange enthalten müsse, bis ihm durch das Präsidium die hierdurch erbetene Erklärung zugeht, daß eine Wiederholung des heutigen, der gesetzlichen Begründung entbehrenden Verfahrens gegen ein Mitglied des Staatsministeriums nicht in Aussicht steht."

Das Abgeordnetenhaus hielt also seine nächsten Sitzungen

in Abwesenheit der Minister. In einer derselben fand sich Herr von Sybel, welcher durch seine persönlich verletzenden Aeußerungen gegen Roon die ganze Szene provoziert hatte, zwar veranlaßt, dieselben zu bedauern und zurückzunehmen, nachdem ihm dieser Entschluß auch durch den Abgeordneten (früheren Minister) Grafen Schwerin nahe gelegt und erleichtert worden war; am 15. Mai beschloß jedoch das Abgeordnetenhaus in Erwiderung auf die Erklärung des Staatsministeriums vom 11. Mai, der in jener Sitzung hervorgetretenen Auffassung seines Präsidenten über die dem Präsidium auch den Ministern gegenüber zustehenden Befugnisse beizutreten und lehnte das anderweitige Verlangen des Staatsministeriums ab.

Letzteres wahrte seinen Standpunkt durch eine abermalige Erklärung vom 16. Mai, indem es den am 11. Mai vom Präsidium erhobenen Anspruch, unter Berufung auf die diesem angeblich zustehenden Disziplinarbefugnisse, einen Minister zu unterbrechen und ihm Schweigen aufzuerlegen, zurückwies.

Das Abgeordnetenhaus aber verharrte bei seinem bezüglichen Votum vom 15. Mai und beschloß, eine Adresse an die Krone zu richten, um seine allgemeinen Beschwerden über das Ministerium vorzubringen.

Vergebens ermahnte auch eine am 20. Mai ergangene Allerhöchste Botschaft das Abgeordnetenhaus, jenen Anspruch fallen zu lassen und den Ministern des Königs die von ihnen verlangte Anerkennung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu gewähren: das Abgeordnetenhaus setzte die „Kraftprobe" fort, es antwortete am 22. Mai mit einer Adresse, in welcher gesagt wurde, daß die Verhandlungen des Hauses Sr. Majestät nicht wahrheitsgetreu vorgetragen seien; daß die Minister fortführen, verfassungswidrige Grundsätze offen auszusprechen und zu bethätigen; dem inneren Zerwürfnis habe sich stets wach-

send die äußere Gefahr hinzugesellt; Preußen stehe fast allein in Deutschland, ja in Europa; das Haus erfülle noch einmal seine Gewissenspflicht, indem es erkläre: das Haus der Abgeordneten habe kein Mittel der Verständigung mehr mit diesem Ministerium; es lehne jede Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Die bestehende Kluft könne nur durch einen Wechsel der Person und durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden.

Die darauf am 26. Mai ergehende Allerhöchste (vom Gesamtministerium gegengezeichnete) Botschaft rügte in ernsten Worten den in der Adresse hervorgetretenen Mangel an ehrfurchtsvollen Gesinnungen gegen den König, wies die gegen das Ministerium erhobenen Beschuldigungen im einzelnen als grundlos zurück, sprach den Ministern im Gegenteil Allerhöchsten Dank und Anerkennung aus und schloß mit den Worten:

„Auch Ich suche, wie Meine Vorfahren, den Glanz, die Macht und die Sicherheit Meiner Regierung in dem gegenseitigen Bande des Vertrauens zwischen Fürst und Volk. Mit des Allmächtigen Hülfe wird es Mir gelingen, die sträflichen Versuche zu vereiteln, welche auf Lockerung dieses Bandes gerichtet sind. In Meinem Herzen steht das Vertrauen auf die treue Anhänglichkeit des preußischen Volkes an sein Königshaus zu fest, als daß es durch den Inhalt der Adresse des Abgeordnetenhauses erschüttert werden sollte. —"

Am 27. Mai wurde darauf der Landtag durch den Ministerpräsidenten geschlossen.

Wenige Tage später, am 1. Juni, erfolgte auf einen eingehenden Bericht des Staatsministeriums eine Allerhöchste Verordnung zur Einschränkung der Preßfreiheit. Ließ sich auch voraussehen, daß dieselbe später nicht die Zustimmung des Abgeordnetenhauses finden würde, so sollte doch durch

diese provisorische Verordnung dazu beigetragen werden, daß die leidenschaftliche und unnatürliche Aufregung, welche in den letzten Jahren infolge des Parteitreibens und der fortgesetzten Agitation der oppositionellen Presse entstanden war, zunächst beschwichtigt würde; die Regierung hoffte, „daß die Preßfreiheit selbst auf den Boden der Sittlichkeit und der Selbstachtung zurückgeführt werden würde, auf dem allein sie gedeihen und sich dauernd befestigen könne.“ Zu diesem Zwecke sollte den verwerflichen Ausschreitungen einer zügellosen Presse soweit Einhalt gethan werden, als dies zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung unter den obwaltenden Verhältnissen durchaus erforderlich sei.

Bekanntlich wurden diese sogenannten Preßordonnanzen, welche gewissermaßen den Höhepunkt des eingetretenen Konflikts markierten, von vielen Seiten auf das heftigste verurteilt und zu den verschärften Angriffen gegen das Ministerium, in außerpreußischen Blättern benutzt. — Dagegen wurde von unparteiischer Seite schon damals die Notlage, in der sich die Regierung befand, richtig gewürdigt. Nicht ohne Interesse ist es, zu erfahren, wie ein gänzlich unbeteiligter und unbefangener, von keiner Parteidoktrin gefesselter Mann, wie es Professor Perthes in der That war, unter dem unmittelbaren Eindrucke der Ereignisse im ersten Halbjahr 1863 die politische Lage und die Handlungen der Regierung beurteilt hat.

Daß Perthes kein Freund Bismarck's genannt werden konnte und diesen nicht nur unterschätzte, sondern sogar, trotz aller Vorhaltungen Roon's, mit Mißtrauen hatte kommen sehen, wissen wir bereits. In einem am 25. Februar 1863 an Roon gerichteten Briefe finden wir ihn noch sehr entschieden auf diesem Standpunkt. Er schrieb damals:

„Einige Monate konnten Sie sich, mein lieber und verehrter Freund, der Hoffnung hingeben, von der wirklichen

Leitung des Staatsministeriums durch die Berufung eines neuen Leiters entbunden zu sein; jetzt müssen auch Sie zugestehen, daß Sie sich der Pflicht nicht entziehen können, das Ministerium, dessen Bildung Ihr Werk war, auch fernerhin, sei es in dieser, sei es in jener Form zu leiten und in einen sicheren, ruhigen, möglichst geräuschlosen Gang zu bringen.

Die Haltung, welche das Ministerium in der inneren Frage dem Abgeordnetenhause gegenüber beobachtet hat, war nicht ohne heilsame Folgen geblieben . . . die Dinge waren wirklich in einem leidlichen Gange, als am 4. Februar die Norddeutsche Allgemeine Zeitung aussprach, daß eine Intervention in Polen für Preußens Interesse nothwendig sei, die gleichzeitigen Maßregeln der Regierung machten deren Absicht, Rußland zu unterstützen, gewiß und verdeckten auch die Art der Unterstützung nur mit einem leichten Schleier. Vielleicht kann auch der Fernstehende die sachlichen, im Inlande wie im Auslande liegenden und die persönlichen aus der Vorgeschichte eines langen Menschenlebens stammenden Gründe so ziemlich ausfindig machen, deren Zusammenwirken den außerordentlichen Schritt der Regierung erklärt; aber ein politischer Akt ist dadurch, daß er erklärt ist, noch nicht gerechtfertigt. . . .

Der verhängnißvolle Schritt wurde freilich nur möglich durch das Zusammenwirken mancher Personen und Umstände, aber Bismarck ist es doch gewesen, der ihn gemacht hat. Nicht ohne ihn, nur durch ihn konnte er gethan werden. Heute so wenig, wie früher wage ich zu behaupten, daß die Berufung dieses Mannes an diese Stelle ein Fehler war, aber ein Unglück war sie gewiß, und Unglück wird sie auch künftig noch bringen, fürchte ich. . . . Es ist ein Jammer um die frische, edle und liebenswürdige Natur, um die Schlagfertigkeit und den guten Schlachtenglauben des Mannes, aber seit Wochen,

seit Monaten verfolgt mich die düstere Ahnung, daß, wenn er nicht heute geht, morgen das Ministerium gehen muß, und geht das Ministerium, so hat die Revolution in Preußen gesiegt!"

So bedenklich, ja gefährlich wurden damals Bismarck's politische Thaten und Absichten von einem der Regierug zugeneigten Manne erachtet! Kann es da Wunder nehmen, daß ihn die Feinde und Gegner noch viel mehr verurteilten und verkannten!? Daß Perthes sich dabei nicht als Prophet gezeigt hat, ist freilich richtig, aber man kann dies wohl entschuldigen, wenn man die damalige Situation bedenkt und sich erinnert, daß sogar Louis Napoleon noch kurz vorher sein Urteil über seinen weitaus gefährlichsten Gegner in den Worten: „ce n'est pas un homme serieux" zusammengefaßt hatte.

„Sie waren es! (so schließt Perthes jenen Brief an Roon) welcher sich der vorwärtsdringenden Revolution breit in den Weg stellte. Sie haben Ihrer Ueberzeugung, Ihrem Muthe, Ihrem Willen einen Ausdruck in dem gegenwärtigen Ministerium gegeben; Sie haben gekämpft und gerungen und bis heute noch keinen Fuß breit Landes verloren. Sie sollen und müssen auch jetzt das Steuer fest in der Hand behalten . . . vor Gott und der Geschichte trägt im gegenwärtigen Augenblicke nicht der Kapitän, sondern der Steuermann die Verantwortung.

Gott sei mit Ihnen, mein lieber kampfbeladener Freund, und erhalte und stärke Ihnen Ihren Muth und Ihre Kraft. — Behalten Sie mich lieb; kein Tag geht hin, an welchem ich Ihrer nicht gedenke.

Ihr Perthes.

„Nicht während ich schrieb, aber bald nachdem ich den letzten Brief an Sie abgeschickt hatte (fuhr Perthes, der immer

noch unter dem Eindruck der ihm so bedenklich erscheinenden Konvention mit Rußland vom 8. Februar 1863 stand, am 4. März fort), stiegen mir doch Bedenken auf, ob es zulässig sei, an den leitenden Minister Preußens so zu schreiben, wie ich gethan; indessen ich beruhigte mich, theils weil ich wirklich ohne allen Anstoß des sittlichen, politischen und socialen Gewissens geschrieben hatte, theils weil mir in Ihnen, ich mag mich stellen wie ich will, nun doch einmal der Mensch den Minister überwiegt. Ihre freundlichen Zeilen zeigen, daß auch Sie keinen Anstoß genommen haben. Von einer Verschuldung anderer Art aber kann ich mich nicht frei sprechen; als Goethe einst eine Recension seines Tasso gelesen hatte, sagte er: „diese Kerle, statt dankbar zu sein, ein Werk wie den Tasso zu haben, mäkeln sie daran herum, finden mit und ohne Grund dieses und jenes nicht recht und verderben sich und Andern die Freude.“ — Auch Sie könnten den conservativen Rezensenten zurufen: statt dankbar zu sein für meinen Tasso, d. h. für ein Ministerium, wie das von mir zu Stande gebrachte, findet Ihr bald mit, bald ohne Grund dieses und jenes nicht recht, was es thut und nehmt durch solches Mäkeln Euch und Andern Vertrauen und Freudigkeit. — Der Vorwurf ist gar Vielen gegenüber nur zu begründet und trifft auch meine Briefe seit Bismarck-Schönhausen's Eintritt, aber doch auch nur die Briefe, denn obschon ich den Dank für das Dasein Ihres Ministeriums während der letzten Monate nicht aussprach, habe ich das Dankgefühl doch in mir gehabt und insbesondere mir und Andern immer wieder gesagt, daß die Regierung durch ihre Behandlung der inneren Fragen, durch ihre Vorlagen, durch ihr Reden und Schweigen im Abgeordnetenhause nicht nur das augenblickliche Vordringen der Revolution verhindert, sondern auch für die Zukunft einen nachhaltigen Widerstand gegen

dieselbe vorbereitet hat. Bismarck-Schönhausen's Ueberlegenheit im kleinen Kriege, seine Gewißheit, unter allen Umständen wenigstens über einen guten Einfall verfügen zu können, die Gewandtheit, mit welcher er das Schwert des Geistes, ohne es zu Sauhieben zu mißbrauchen, führte und die Feinde so aus aller Fassung brachte, daß sie nichts zu Tage fördern konnten als eine Flegelei, hat manches Menschenherz nicht nur ergötzt, sondern auch erfreut und könnte jemand, dem mehr Luft zu Gebote steht als mir, ordentlich Luft machen, auch einmal mit hinein zu reiten in den dicken Haufen. Trotzdem aber verlassen mich die düsteren Ahnungen nicht in Beziehung auf Bismarck's Haltung nach Außen und auf die Folgen, die aus derselben hervorgehen können . . .

Schon manches Mal ist Preußen durch das Unstäte und Springende seiner äußeren Politik, durch die Leichtigkeit, mit welcher es tiefgreifende Pläne aufnahm und wieder fallen ließ, in Gefahr gerathen; es wollte oft schon entgegengesetzte Ziele gleichzeitig verfolgen, oft schon Bestehendes für immer beseitigen, weil es für den Augenblick lästig oder hemmend erschien . . .

Diese in unserm Lande historisch gewordene springende Politik scheint sich nun personificirt zu haben, und die hierin liegende Gefahr wird noch gefährlicher durch das Zusammentreffen mancherlei persönlicher und sachlicher Versuchungen. Ein edles Pferd ist in einen Sumpf gerathen und wird verlockt, seiner Ungeduld durch die gewaltsamsten Anstrengungen Luft zu machen, gleichviel ob es sich durch dieselben weiter hinein oder hinaus arbeitet.

Die ganze Situation verlockt, dem revolutionären Gelüste einen Ausweg zu eröffnen, demselben einen Ausweg nach Außen statt nach Innen zu geben, die Regierung vor der Revolution im Innern durch revolutionäres Auftreten nach

Außen zu retten, also den Teufel durch Beelzebub auszutreiben.

Thaten fordert die Zeit, aber nicht jede Bewegung ist That, und Unruhe ist nicht Action . . . .

Solch' ein edles Roß zu überwachen, ist fast zu schwer für ein Menschenkind, was zugleich noch Kriegsminister ist, und doch müssen Sie es, müssen es bei Tag und Nacht, müssen es in äußeren wie in inneren Verhältnissen, denn von Ihrer Wachsamkeit hängt jetzt Preußens Stellung ab, Gott gebe Ihnen Geduld dazu und Ausdauer und das schärfste Auge . . . .

Daß auch Sie in die Zügel beißen und zum Durchgehen alle mögliche Lust haben, weiß ich recht gut, werde aber mit Ihrer gütigen Erlaubnis jetzt und künftig so thun, als wüßte ich es nicht. — — —"

Bonn den 10. Mai 1863.

Mein lieber und verehrter Freund! wenn ein Kranker mit bleichem Gesicht und mattem Gebein vom Fenster seines wohlerwärmten und gegen jeden Luftzug verwahrten Zimmers draußen einen Mann vorüberschreiten sieht, dem der Sturm Schnee und Eis ins Gesicht jagt und den Mantelkragen über dem Kopfe zusammenschlägt, sagt er wohl leise vor sich hin: Du beneidenswerther Mensch! wer doch wie du mit Wind und Wetter zu kämpfen hätte! So sehe auch ich zuweilen mit förmlichem Verlangen auf Ihr Kämpfen hin und denke: wer doch wie dieser beneidenswerthe Mann von Vaerst und Virchow, von Waldeck und Genossen geplagt werden könnte! Gott erhalte Ihnen Ihre Geistes- und Ihre Körperkraft, denn entbehren können wir Sie nicht. — Preußen ist jetzt so reif für die Aufnahme, so vorbereitet für schnelle Verbreitung einer durch irgend welchen Zufall hervorgerufenen Revolution, wie

vielleicht kein anderes Land; dahin sind wir gekommen, nicht weil die gegenwärtige Regierung zu kräftig, sondern weil die frühere zu matt verfuhr; aber Preußen birgt zur Bändigung und dauernden Ueberwindung einer anfangs triumphierenden Revolution auch heute noch so starke Kräfte, wie vielleicht kein anderes Land, und hat dieselben auch in der diesjährigen Sitzung des Abgeordnetenhauses nicht verloren und nicht geschwächt; das ist für eine Zeit, welche Erfolge und Siege unmöglich machte, nichts Geringes und ist auch dieses Mal Ihr Werk, obgleich der Dank und die Anerkennung, welche in den Wuthausbrüchen der kleinen und großen revolutionären Geister verborgen liegt, seit Monaten schon seltsamer Weise fast ausschließlich dem Ministerpräsidenten zu Theil wird .... Für den bisherigen Verlauf sehr dankbar zu sein, haben wir alle Ursache, aber nun ist, dünkt mich, des Verhandelns auch genug und es scheint sehr gerathen, die Herren Abgeordneten sobald wie möglich dem Kreise ihrer Familie wiederzugeben. Jeder derselben wird freilich in seinem Kreise wühlen so viel er kann, aber die Addition aller Wühlereien der Einzelnen hat nicht das Gewicht, welches dem Gerede der als Abgeordnetenhaus anerkannten Vereinigung derselben beiwohnt. — Wie das jüngste Blaubuch zeigt, hält selbst Lord Russel unsere vereinigten Kreisrichter für ein englisches „Parlament" und beruft sich darauf in diplomatischen Aktenstücken! Wie kann irgend ein fester Gang in den Verhandlungen mit Paris, London u. s. w. eingehalten werden, wenn die Kerls immer dazwischen schreien und die fremden Höfe in den Schreienden die Regierung oder doch die Mitregierung sehen. Auflösung freilich würde nur ein identisches Abgeordnetenhaus herbeiführen und dazu noch der Fortschrittspartei die Wahlbewegung in die Hand geben, aber Schluß der Session, sobald es die Umstände irgend erlauben, — denn an der budgetlosen

Regierung kommen Sie für die nächste Zeit doch nicht vorbei und jeder Tag kann einen Zufall herbeiführen, welcher noch einmal Oel auf die schwarzqualmende Lampe gießt. Mir scheint daher jedes Wort eines Ministers vom Uebel, durch welches die Verhandlung über die Finanzvorlage hinausgezogen werden könnte, denn in Beziehung auf diese dem Hause den Beschluß abzuschneiden, wäre schwerlich richtig.

Die Haltung, welche Preußen während der letzten Monate noch nach Außen eingenommen, ist nun nach dem Außenstehenden durch die mancherlei bekannt gemachten Aktenstücke erkennbar. Louis Napoleon sorgt dafür, daß die Wunde an der Ostgrenze eine eiternde bleibe; Polen soll zu dem preußischen Italien, Posen zu dem Preußischen Venetien werden; in ganz Europa drängt alles zu großen Entscheidungen und in ganz Europa findet sich die als unzweifelhaft angenommene Voraussetzung, daß die Regierung Preußens nicht länger als Monate oder höchstens Jahre denselben Gang in den inneren und äußeren Verhältnissen einhalten könne. Ohne diese durch die Geschichte seit 1840 nur zu sehr gerechtfertigte Voraussetzung wäre die Stellung Ihres Ministeriums im Innern eine ganz andere und stärkere! — und nach Außen! welche Sprünge, welcher unablässige Wechsel, der nicht, oder doch nicht wesentlich, in dem Wechsel der europäischen Verhältnisse begründet war, sondern in dem Wechsel der Preußen leitenden Männer oder der Ansichten, welche dieselben leitenden Männer heute so und morgen anders bewegten! Innerhalb kürzester Zeit:

Allianz mit Frankreich und Rußland ohne Rücksicht auf England und Oesterreich;

Lebhafte Annäherung an Frankreich, Geringschätzung Rußlands, Rücksichtslosigkeit gegen Oesterreich. Französischer Handelsvertrag;

Haltung, welche deutlich zu erkennen gab, daß wenn Frankreich sich nicht so entgegenkommend zeige, wie gewünscht wurde, Preußen seine Allianzen auch an anderen Orten suchen könne.

Nächste Annäherung an Rußland. Convention vom 8. Februar. In den ersten Tagen des März schon wieder Erbitterung auf Rußland.

In den deutsch-österreichischen Verhältnissen war es nicht anders. Für das Auswärtige ist ein Mann, der viele und wechselnde Einfälle hat und Einfälle schnell in Depeschen und Noten verwandelt, ein sehr gefährlicher Mann, mag er Friedrich Wilhelm IV. oder Bunsen oder Heinrich von Arnim oder wie sonst heißen, mag er dieser oder jener politischen Richtung angehören, und ein noch so begabter und ehrenhafter Mann sein. — Wachen Sie, mein lieber Freund, und überwachen Sie unseres Vaterlandes Geschick . . . .

Dienstag, den 11. Mai Abend.

Heute Mittag brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung die Nachricht von der Züchtigung, welche Sie gestern . . ertheilen mußten. Das Nähere läßt sich noch nicht ersehen, aber allem Anschein nach ist nur der Minister, nicht der Mann betheiligt und dafür danke ich Gott, denn unter den jetzigen Verhältinissen wäre ein persönlicher Conflikt das Unglücklichste von Allem. Gott gebe Ihnen Ruhe; auf Ihnen ruht, davon werde ich jeden Tag fester überzeugt, unsere Rettung.

Mittwoch den 13.

Gestern Abend spät brachte der Telegraph die Erklärung des Staatsministeriums; sie konnte nicht anders sein, wie

so — obschon unberechenbar die Folgen sind. Wer doch mit zugreifen könnte! Behalten Sie mich lieb, mein lieber tapferer Freund!

Ihr

Perthes.

Bonn, den 2. Juni 1863.

Auch nach der Königlichen Botschaft vom 20. Mai blieb es mir zweifelhaft, mein lieber und verehrter Freund, ob die Regierung den Landtag sofort schließen oder dem Abgeordnetenhause zuvor noch Zeit lassen würde, die Verweigerung des Budgets ausdrücklich auszusprechen. Sie haben für den sofortigen Schluß entschieden, und mit mir empfindet es noch Mancher als eine Wohlthat, nun nicht länger Tag für Tag Phrasen, fixe Ideen, Unwahrheiten u. dergl. haufenweise aus dem Hexenbrei aufbrodeln zu hören. Gerne hätte ich allerdings in der Botschaft vom 26. Mai die Ausdrücke vermieden gesehen, welche von dem Feinde so gedeutet werden können, als ob die Verfassungs-Urkunde Grund oder doch Stütze von Rechten unseres Königs sei. Nicht oft und deutlich genug kann heut zu Tage gesagt werden: nur der Landtag hat Rechte durch die Verfassungsurkunde und nur durch die Verfassungs-Urkunde hat der Landtag Rechte. Der König aber hat keine Rechte durch die Verfassungsurkunde; sein volles Königliches Recht besteht so wie es in der Geschichte geworden und gewachsen ist auch heute noch und ist nur in den Fällen begrenzt, in welchen die Verfassungs-Urkunde dem Landtage eine Mitwirkung ausdrücklich zuerkennt.

Obschon die alte Wahrheit auch bei dieser Gelegenheit vielleicht recht verständlich hätte ausgesprochen werden können, so klingen doch, trotzdem dies nicht geschehen, die einfachen

das Kind bei dem rechten Namen nennenden Worte des Königs deshalb nicht weniger wohlthuend an das Ohr nach dem vielen wüsten Geschrei der anarchistischen Lust, welche wie jede sündige Begierde hin und her schwankte zwischen Frechheit und Heuchelei.

Die Botschaft hat alles gethan, was der Augenblick erfordert, und doch auch nicht mehr als das, und dafür müssen wir noch besonders dankbar sein. Chronische Uebel lassen sich durch akute Mittel nicht heilen, und der Deckel, welcher den Kasten mit den elementaren Gewalten verschließen soll, darf nicht aufgenagelt, sondern muß aufgeschraubt werden. Der Minister, der sich bewußt ist, den großen entscheidenden Kampf für die Monarchie gegen die Anarchie, für die politische und soziale Ordnung gegen die allgemeine Auflösung auskämpfen zu sollen, wird auch die Kraft finden, seine politischen Ansichten und Wünsche, seine Neigungen und angeborene Natur zu bezwingen, wenn der ernste Beruf es von ihm verlangt. — —

Es ist möglich, daß wir trotz aller Vorsicht und Ruhe dem Tage entgegentreiben, an welchem der König das Land nur retten kann, wenn er seine ganze Macht rücksichtslos entfaltet und, um die Rechtsordnung zu erhalten, Artikel der Verfassung nicht respektirt . . . wenn dieser Tag erscheint ohne Wollen und Zuthun der Regierung, so hilft uns vielleicht unser Herr im Himmel, und wir siegen, wenn auch nicht ohne Kampf, doch ohne Kampf bis aufs Messer.

Ich freue mich, mein lieber theurer Freund, daß wir Sie haben und daß Sie da sind, wo Sie sind, und so fest auf Ihren zwei Beinen stehen können, weil Sie die Hülfe dort zu suchen und zu erbitten wissen, wo sie allein zu finden ist. Sie haben einen schweren Stand, aber Sie bedauern — nein, das kann ich bei dem besten Willen auch heute nicht.

Ein braver junger Husaren-Offizier, der wie noch mancher seiner Kameraden mich jetzt zuweilen besucht, sprach vor einigen Tagen mit wahrer, warmer Theilnahme über Sie; ich lachte ihn aus und fragte, ob er auch Blücher bedauere, weil derselbe auf dem Ritte nach Waterloo stark geschwitzt und das Pfeifen der Kugeln gehört habe? Der Husar beruhigte sich nunmehr; wollte Gott, daß ich Ihren 18. Juni noch miterlebte und feierte!

Bonn, 8. Juni.

Es ist, mein lieber und verehrter Freund, durch den Schluß des Landtages und mehr noch vielleicht durch die Preßverordnung vom 1. und die Verwarnungen vom 5. Juni doch wirklich eine nicht unwesentliche Aenderung in unseren Zuständen eingetreten. Seit Jahren hatten die Landtags-Abgeordneten, die Zeitungsredakteurs und die Clubbisten in „Schlafrock und Pantoffeln" so lebhaft die schweren Opfer, welche sie brächten, bewundert, daß Einzelne unter ihnen, so unglaublich es auch scheinen mag, endlich dahin gelangten, Respekt vor sich selbst und sogar vor ihren Kollegen zu bekommen. Während die Herren in ihren Versammlungen sauren Wein und dickes Bier mit vielem Behagen verzehrten, beklagten sie die schwere Noth der Zeit; während Zweckessen und Dankadressen die einzigen für sie in Aussicht stehenden Widerwärtigkeiten waren, legten sie das feierliche Gelübde ab, kalt und männlich in den großen Gefahren auszuharren, die Jeden bedrohten, der gegen die Herren v. Roon und v. Bismarck eine Rede halte oder einen Zeitungsartikel drucken lasse; während die Frechheit ungestraft und ungehemmt überall sich spreizte, tobten sie über Ministerdespotie, welche das Land drücke wie ein Alp und jede Lebensregung schon in der Geburt ersticke.

Dieses lügenhafte, frivole Spiel mit sehr ernsten Worten und Dingen scheint zu verschwinden; es geht ein Gefühl durch das Land, wie wenn es mit dem Spaßen nunmehr ein Ende habe und dem Einzelnen sein wüstes, leichtfertiges Gethue zwar nicht gerade Hals und Hand, aber doch harte Thaler und vielleicht sogar das jus ambulandi kosten könne. Mag die Verfassungsmäßigkeit der Verordnung vom 1. Juni immerhin disputabel sein, so ist doch bis zum Wiederzusammentritt des Landtages Niemand da, welcher ein Recht hätte, dieselbe in Abrede zu stellen, und steht es auch nur auf sechs Monate thatsächlich fest, daß die Obrigkeit ihr Schwert nicht umsonst trägt, so würde dadurch allein schon alles anders sein — — wenn nicht zugleich öffentlich und ausdrücklich ausgesprochen worden wäre, daß die künftige Regierung den Ernst und die Festigkeit der gegenwärtigen zu teilen nicht gesonnen sei. Die Väter können und sollen, das wissen wir alle, ihre Kinder im Thun und Lassen nicht nöthigen, eine Wiederholung des väterlichen Ich zu sein, aber bestimmtem Thun des Kindes gegenüber hat doch jeder Vater die Möglichkeit zu sagen: nur einmal kann mir das passieren! — —

Bonn, 2. Juli 1863.

Ich freue mich sehr, daß Sie sich entschlossen haben, den heutigen Tag bei den Ravensbergern zuzubringen. Das kräftige, kerngesunde, fromme Volk wird ohne Zweifel seine Gesinnung sehr verständlich ausdrücken und durch derben Jubel zwar Ihren Leib ermüden, aber Ihre Seele erfrischen.

Daß Sie mich in den der Eröffnung des neuen politischen Feldzuges unmittelbar vorhergehenden Tagen noch sehen mögen, danke ich Ihnen herzlich und will Sie dann gern an irgend einem Orte des Thüringer Waldes aufsuchen . . .

Möge die Ruhe, mögen Wald und Luft Sie an Leib und Seele recht stark machen, denn Ihre Frische brauchen wir Alle . . .

Ihr Perthes.

Der vorstehend erwähnte Besuch bei den Ravensbergern wurde von Roon Anfang Juli thatsächlich ausgeführt; es war das einzige Mal in seinem Leben, daß Roon sich aus politischen Erwägungen ein derartiges öffentliches „Anfeiern" hat gefallen lassen; und die Reise ist auch insofern bemerkenswert, als durch die Aufnahme, welche Roon — während nach der Auffassung seiner Gegner dumpfe Reaktion auf dem Lande lastete — gerade in diesen Tagen in den treuen westfälischen Landen gefunden hat, der Beweis geliefert wurde, daß es doch noch große Volksmassen gab, welche nicht nur unverdorben geblieben waren durch die Agitationen der Opposition, sondern im Gegenteil den treuen Mann ihres Königs gerade deshalb um so inniger verehrten, je mehr sein Name von den Gegnern geschmäht und gelästert wurde. Die Ravensberger ehrten in Roon den Mann, der, ihnen auch im kirchlichen Bekenntnis nahestehend, nun schon jahrelang in sturmbewegter Zeit allen Patrioten das schwarz-weiße Banner mutig vorangetragen hatte. Einer schon früher gegebenen Darstellung über jene Festtage ist das Nachstehende entnommen.

Am 1. Juli feierte das 15. Infanterie-Regiment in Minden sein 50jähriges Stiftungsfest, an welchem Roon teilnehmen wollte, da er in diesem Regimente, wie wir erfuhren, lange gestanden hatte. Da luden ihn die Konservativen der Grafschaft Ravensberg ein, doch bei dieser Gelegenheit ihrem Lande einen Besuch abzustatten. Mit Allerhöchster Genehmigung erfolgte am 16. Juni die zusagende Antwort, und überall regten sich nun patriotische fleißige Hände, um dem

geliebten Manne und Soldaten öffentlich zu beweisen, daß doch treue patriotische Herzen weit im Lande für ihn schlügen und die Volksvertreter keineswegs das Volk hinter sich hätten. Am 2. Juli kam Roon in Begleitung einer großen Anzahl Ehrengäste auf dem Bahnhof Herford an, von der Bürgerschaft jubelnd empfangen. Unter Führung des Bürgermeister Strosser setzte sich alsbald der Festzug in Bewegung, in welchem die Fahrt durch die Grafschaft vor sich gehen sollte. An der Spitze 100 geschmückte Reiter — Kolonatensöhne — mit schwarz-weißen Mützenbändern geziert, dann der sechsspännige Wagen mit dem Kriegsminister und über 60 bekränzte Kutschen mit Ehrengästen, Kolonen und Damen, am Schlusse wieder 70 berittene Burschen.

So ging es durch die gesegneten Fluren von Kolonat zu Kolonat; überall waren Ehrenpforten erbaut, reicher Flaggenschmuck zierte die Straßen, die Schüler, Geistlichen und Lehrer standen zur Begrüßung bereit, und viele von Herzen kommende Ansprachen erfreuten den Ehrengast. Deputationen benachbarter Städte schlossen sich an. Ueberall an jubelnden Volksmassen vorüberziehend, endete die Rundreise nachmittags auf dem Sewing'schen Kolonate, wo unter einer alten Eiche die Rednertribüne errichtet worden war. Gegen 10 000 Menschen umdrängten dieselben in dichten Scharen. Hier begrüßte der Bürgermeister Strosser den General noch einmal in patriotischen Worten und betonte, daß es darauf ankäme, gegen das Benehmen des Abgeordnetenhauses öffentlichen und feierlichen Protest einzulegen. Roon wurde gebeten, dem Könige den Dank der treuen Ravensberger für die heilsamen Maßregeln der Regierung zu überbringen.

Als Roon dann die Tribüne bestiegen hatte, versicherte er, diesen Auftrag mit Freuden ausrichten zu wollen. „Ich habe Ihr Ja gehört, ich habe dabei in Ihre blitzenden Augen

gesehen, Se. Majestät wird meinen Bericht mit Freuden empfangen!" Des weiteren führte Roon aus, wie schwer den König die Opposition des Abgeordnetenhauses kränke, wie er, der Minister, sich heute vorkomme wie ein Wandersmann, der lange Zeit sein schweres Bündel durch eine öde Wüste getragen hat und nun plötzlich an eine grüne Oase kommt mit klarer Quelle und freundlichen Menschengesichtern. Es thue ihm wohl, heute in so viel treue Augen und Gesichter blicken zu können, nachdem er so oft in Augen des Hasses und der Feindschaft habe schauen müssen.

Wiederholt wurde die Rede von jubelndem Beifallssturm unterbrochen, der Beifall wollte aber kein Ende nehmen, als Roon mit erhobener Stimme die Schlußworte sprach: „Der König ist mehr als bloß der dritte Faktor der Gesetzgebung, er ist Herr in Preußen und soll König und Herr bleiben. Der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. hat freiwillig einen Teil seiner Rechte dem Volke abgetreten, und nur so viel, als er sich davon entäußerte, ist der König in seiner früheren Macht beschränkt.

— — Aber wie er das Recht des Volkes achtet, so auch sein eigenes ererbtes Recht; darum verlassen Sie sich auf Ihn, Er steht fest. Se. Majestät hat viele bittere Erfahrungen gemacht, man ist seinem Herzen oft wehethuend gegenübergetreten, aber daß man ihm nicht zu nahe tritt, dazu sind wir gut!" Hierbei schlug Roon auf den Waffenrock, der seine kräftige Brust bedeckte, und ein donnerndes Bravo folgte seinen Worten.

An diesem Tage war es auch, wo Roon sich als des Königs „Feldwebel" bezeichnete in der großen Kompanie (Armee genannt), deren Hauptmann der König selbst sei. — Nachdem ging der Jubelzug weiter über Enger zurück nach Herford. Hier nahm Roon noch an einem großen Festmahl

teil, an welchem er einen auf seine Frau und Kinder in Plattdeutsch ausgebrachten Toast zu allgemeiner Ueberraschung im besten pommerschen Plattdeutsch beantwortete.

Großen Eindruck machte auch die Rede des Kolonen Bockschatz aus Jöllenbeck: „Wir wollen kein Volksheer, denn wir haben eins, und zwar ein treffliches, wie kein zweites auf Erden; aus uns ist es hervorgegangen, in unsere Mitte zurückkehrend, mit uns so innig verbunden, wie der Bruder mit dem Bruder; wir wollen kein Parlamentsheer von Turnern und Bürgerschützen, denn es taugt nicht für das Königliche Preußen!"

Jeder der dies schöne — in damaliger Zeit sehr seltene — Fest mitgemacht, behielt davon eine unvergeßliche Erinnerung; jener 2. Juli hatte aber seine segensreichen Folgen nicht nur für jene westfälischen Landschaften, sondern für das ganze Volk, welches von nun an auch anderwärts einzusehen begann, daß es so nicht weiter gehen könne.

Roon kehrte in seine Berufsarbeit zurück und suchte und fand später während einiger Wochen die zur Kräftigung von Leib und Seele erforderliche Erholung; sie war möglich, da in den inneren Kämpfen eine kurze Ruhepause eingetreten war.

Dagegen wurden schon Ende Juli und Anfang August die Gemüter von neuem in lebhafte Erregung versetzt durch die Verhandlungen über die Reform der deutschen Bundesverfassung, für deren Erledigung in ihrem Sinne die österreichische Regierung damals die Gunst der Umstände und den inneren Zwiespalt in Preußen benutzen zu können glaubte.

Bekanntlich war es der Einsicht und Festigkeit des Königs Wilhelm und seiner Regierung zu danken, daß die von seiten des Kaisers von Oesterreich ausgesprochene Einladung zum Fürstenkongresse in Frankfurt a. M. von vornherein abgelehnt wurde; und Bismarck's Energie setzte es durch, daß auch der

später (am 19. und 20. August) durch den König von Sachsen in Baden-Baden persönlich wiederholte Versuch, den König noch zur Teilnahme an jenem Kongresse zu bewegen, definitiv scheiterte. Die bezüglichen Erörterungen gehörten nicht in Roon's Ressort, aber er hat an ihnen damals lebhaften Anteil genommen und vieles dazu beigetragen, daß Bismarck's Auffassungen an diesem entscheidenden Wendepunkte der deutschen Politik zur Geltung gelangt sind. Der Kongreß verlief infolge der Haltung Preußens resultatlos, und die politische Welt — vielleicht noch mit Ausnahme der österreichischen Staatsmänner — begann seit jenen August- und Septembertagen zu ahnen, daß eine Lösung der deutschen Frage sich anbahne, welche der österreichischen Politik sehr verhängnisvoll werden würde. Auch hatte die letztere mit ihrem Auftreten der preußischen Regierung indirekt — sehr wider ihren Willen — einen nicht unwesentlichen Dienst dadurch geleistet, daß die allgemeine Aufmerksamkeit inner- und außerhalb Preußens von dem inneren Konflikte einigermaßen abgelenkt ward, und daß alle Elemente, welche noch preußischen Patriotismus besaßen, die Notwendigkeit zum engen Zusammenschließen und zum Vergessen des inneren Haders zu begreifen — wenigstens anfingen. Gegenüber den gefährlichen Absichten Oesterreichs mußte man — das wurde bald herausgefühlt — zusammenstehen und sogar die verhaßte Regierung unterstützen, wenn nicht alle Hoffnungen, welche der Liberalismus und alle warmen Patrioten seit Jahrzehnten für die Neugestaltung Deutschlands gehegt hatten, unwiederbringlich in Trümmer gehen sollten; und dieselben Erwägungen, welche die Wahrscheinlichkeit der baldigen Lösung der deutschen Frage näher rückten, brachten nach und nach, wenn auch einstweilen noch unbewußt, in den Herzen der patriotischen Volksschichten auch eine andere Auffassung der Militärfrage zustande. Sollte die

deutsche Frage glücklich gelöst werden, dann bedurfte man auch bedeutender Kraftentwickelung; es war damit ein Ziel wenigstens von weitem gezeigt, für welches es sich wohl lohnte, an Gut und Blut größere Opfer zu bringen und für welches eine erhöhte Schlagfertigkeit der Armee doch auch erwünscht sein mochte. Besonders verstärkt wurde diese in der preußischen Volksseele gärende Erwägung, nachdem der Bericht des gesamten Staatsministeriums vom 15. September 1863, welchen dasselbe auf Allerhöchsten Befehl über die Frankfurter Reformakte und das Ergebnis der Verhandlungen des Frankfurter Fürstenkongresses erstattet hatte, bekannt geworden war. In diesem Berichte wurden zum ersten Male in der deutschen Reformfrage ganz neue Gesichtspunkte aufgestellt, durch welche auch die kühnsten liberalen Träume überholt schienen. Ja dieser Bericht verhieß sogar mit deutlichen Worten eine wahre, aus direkten Wahlen hervorgehende Nationalvertretung als ein von den preußischen Reformbestrebungen ins Auge gefaßtes Ziel, indem er die künstlichen und mechanischen Surrogate, welche man in Frankfurt zu diesem Zwecke konstruieren wollte, als gänzlich ungenügend entschieden zurückwies. War damit einerseits diesen österreichischen Vorschlägen ein wirksames Paroli geboten, so wurde man andererseits mit Staunen gewahr, wie ernstlich die so verhaßte Regierung während der stattgehabten Verhandlungen die Würde und Machtstellung Preußens und die Interessen der gesamten deutschen Nation in gleichem Maße zu wahren verstanden hatte und fernerhin zu wahren entschlossen schien. Nebenbei konnte man doch auch nicht umhin, wenn auch zunächst noch ungern und zögernd, die Geschicklichkeit anzuerkennen, welche der Ministerpräsident bei all' diesen Erörterungen gezeigt hatte, sowie den Nachdruck, mit welchem er dabei von seinen Kollegen unterstützt worden war.

So kann man sagen, daß in der Masse des Volkes in diesen Herbsttagen die Opposition gegen die Regierung und auch gegen die Militärvorlagen ihre Bitterkeit und Schärfe schon etwas zu verlieren anfing, wenn auch das Geständnis, daß es so sei, angesichts des Terrorismus der demokratischen Wortführer nur schüchtern zu Tage trat und das frühere Mißtrauen noch oft hervorbrach.

Inzwischen hatte das Ministerium schon vorher die ganz Preußen angesichts des Frankfurter Fürstenkongresses bewegende Stimmung geschickt benutzt, um die Auflösung des Abgeordnetenhauses damit zu motivieren. (Bericht vom 2. September 1863.) Der Bericht bezeichnete es als Zweck der Neuwahlen, der Thatsache Ausdruck zu geben, daß gegenüber einem Versuche zur Beeinträchtigung der Unabhängigkeit und Würde Preußens alle politischen Meinungsverschiedenheiten zurückträten; auch sollte durch den neugewählten Landtag noch in diesem Jahre die Beratung des Staatshaushaltsetats bewirkt und damit über die Militärvorlagen erneute Beschlußfassung ermöglicht werden.

Sämtliche Minister nahmen während der nunmehr beginnenden Wahlbewegung Veranlassung, die unterstehenden Beamten an ihre Pflicht thatkräftiger Unterstützung der Staatsregierung zu erinnern. „Wollte die Staatsregierung die Feinde im eigenen Lager gewähren lassen, so würde sie dadurch zum Verräter an der Sache, deren Verteidigung sie aus voller Ueberzeugung und mit gutem Gewissen übernommen hat."

Auch Roon wies die unterstehenden Beamten der Kriegsverwaltung auf ihre Pflichten hin. Inbetreff der aktiven Personen des Soldatenstandes war es ihm dagegen gelungen, unterstützt von dem in gleichen Anschauungen stehenden Generaladjutanten von Manteuffel, deren Beteiligung

an den Wahlen von diesem Wahltermine an vollständig zu verhindern. Die Rücksicht, daß die Armee aus disziplinären Gründen unter allen Umständen den gefährlichen Wahlagitationen entrückt werden müsse, überwog bei den darüber erfolgenden ausführlichen Erörterungen schließlich alle anderen Erwägungen; namentlich konnte der relativ unerhebliche Ausfall an regierungsfreundlichen Stimmen jener wichtigsten Rücksicht gegenüber gar nicht ins Gewicht fallen.

Die Allerhöchste Kabinetsordre vom 28. September 1863, welche der König als Kriegsherr in dieser Angelegenheit erließ, lautete:

„Die Bestimmungen der Verfassung über die Berechtigung der Militärpersonen zu den Landtagswahlen stehen im Widerspruch mit den bezüglichen Festsetzungen der provisorisch geltenden Wahlverordnung. Die betreffenden Verfassungsartikel, welche — mit wenigen Ausnahmen — der bewaffneten Macht das Wahlrecht nicht gewähren, würdigen damit das Wesen und die Bestimmung der Armee; die bezüglichen Paragraphen der provisorischen Wahlverordnung thun dies nicht.

Die fernere Betheiligung der Armee und Flotte an den Wahlen widerspricht also ebenso sehr dem Geiste und den Intentionen der Verfassung, als der Stellung und den Interessen der bewaffneten Macht.

Ich halte es daher nicht für angemessen, wenn die betreffenden Offiziere und Mannschaften des stehenden Heeres und der aktiven Marine das ihnen nach der provisorischen Wahlverordnung zustehende Recht ferner ausüben.

Daraus folgt von selbst, daß Ich dieselben nicht wie bisher üblich, in irgend einer dienstlichen Form zur Ausübung ihres Wahlrechts angehalten wissen will.

Diese Meine Willensäußerung haben Sie in angemessener Weise allen Kommando-Behörden des stehenden Heeres und der aktiven Marine bekannt zu machen.

(gez.) Wilhelm.

An den Kriegs- und Marine-Minister.

Ueber die Notwendigkeit, die bewaffnete Macht von den politischen Wahlen auszuschließen, herrscht gegenwärtig das erfreulichste Einverständnis. Fast alle Verfassungen haben dahin gehende Bestimmungen aufgenommen. Seit Einführung der Verfassung in Preußen bis zum Jahre 1863 bestand aber bei uns über diesen Punkt noch vielfache Unklarheit. Diese endlich beseitigt zu haben, ist ein seitdem wohl allgemein anerkanntes Verdienst der damaligen Heeresleitung. Mit Recht konnte Roon in dem Zirkular, durch welches er obige Allerhöchste Kabinets-Ordre den kommandierenden Generalen rc. mitteilte, hinweisen auf „die Nachteile, welche bisher durch das Wählen der Armee entstanden sind und ferner entstehen könnten; Nachteile, welche in der Zukunft möglicherweise eine für die Existenz aller gesetzlichen Ordnung im Lande verderbliche Bedeutung erlangen könnten.“ Der Erlaß überläßt es den kommandierenden Generalen, in angemessener Weise dafür zu sorgen, daß die Wahlenthaltung der aktiven Militärpersonen, dem Allerhöchsten Willen entsprechend, eine allgemeine sei; auch verstehe es sich von selbst, daß bei Anordnung des gewöhnlichen Dienstes die bisher übliche Rücksicht auf die Wahltermine nicht ferner zu beobachten sei. Dagegen solle die Aufstellung der militärischen Urwählerlisten, sowie die Anberaumung und Abhaltung der Urwahltermine in der bisherigen Weise erfolgen, und sei eine Abänderung der bezüglichen gesetzlichen und reglementarischen Bestimmungen auch nicht beabsichtigt. — — —

Die allgemeinen Neuwahlen fanden am 20. und 28. Oktober statt. Daß sie wiederum ein ungünstiges Resultat hatten, und die Opposition in fast unverminderter Stärke wiederkehrte, ist bekannt. Anfang November wurde der Landtag mit einer Thronrede eröffnet, in welcher — abermals vergeblich — zur Verständigung ermahnt wurde.

Sechzehntes Kapitel.

In jener Thronrede, mit welcher König Wilhelm am 9. November 1863 in eigener Person den Landtag eröffnete, hieß es (nachdem zur Beseitigung der schwebenden Zerwürfnisse ermahnt worden war) in betreff der Heeresvorlagen:

„Ich habe nicht allein für die innere Wohlfahrt, sondern auch für die äußere Sicherheit des Staates Sorge zu tragen und muß in beiden Beziehungen auf Ihre Mitwirkung rechnen können. . . .

Das Heer ist auch nach der Reorganisation, wie Ich dies schon im Jahre 1860 an dieser Stelle ausgesprochen, das preußische Volk in Waffen, und zwar in größerer Wahrheit denn zuvor; denn während die verstärkte Organisation der Linie eine Erleichterung der älteren Landwehrklassen möglich macht, ist die Gesamtstärke der Landwehr unverändert geblieben. Diese Formation hat sich in den verflossenen Jahren auf Grund der Bewilligungen des Landtages während der Sitzungsperioden von 1860 und 1861 zu einer dauernden Staatseinrichtung ausgebildet, deren Bestand ohne bedenkliche Gefährdung der wichtigsten Interessen des Landes nicht mehr in Frage gestellt werden kann. Die Erkenntnis dieser Gefahr legt Mir die Pflicht auf, Meine nach der Verfassung

erforderliche Zustimmung nur einem solchen Staatshaushalts-etat zu erteilen, durch welchen die Erhaltung der bestehenden Heereseinrichtung sicher gestellt wird. Um den gesetzlichen Abschluß dieser Angelegenheit endlich herbeizuführen, wird Ihnen der umgearbeitete Entwurf eines Gesetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vorgelegt werden u. s. w."

In den während der folgenden Wochen stattfindenden Verhandlungen der Militärkommission war es Roon's Aufgabe, den oben bezeichneten Standpunkt der Regierung und die Prinzipien, auf denen er beruhte, gegenüber den neuen, heftigen Angriffen der gegnerischen Majorität unentwegt festzuhalten. Es geschah dies mit derselben Klarheit und Sachkenntnis wie bei den früheren eingehenden Erörterungen. Die Kommission aber hatte ihre Taktik insofern geändert, als sie den vorgelegten Gesetzentwurf über die Verpflichtung zum Kriegsdienste diesmal erst gar nicht in Beratung zog, obwohl ein solches Gesetz vorher — durch das im September aufgelöste Abgeordnetenhaus — ganz ausdrücklich zur Vorbedingung der Beratung des Militäretats gemacht worden war. Wohl aber hatte die Kommission das Militärbudget durch ihre Vorschläge in einer Weise verstümmelt, daß die Ausführung ihrer Beschlüsse nur durch die Auflösung der Armee möglich gewesen wäre; und zwar erfolgten jene Beschlüsse in denselben Tagen, in welchen die Rüstungen gegen Dänemark schon begonnen hatten, und während das Abgeordnetenhaus gleichzeitig (Adresse vom 18. Dezember 1863 in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit) von der Regierung Schritte verlangte (Lossagung vom Londoner Vertrage, Einsetzung des Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein u. s. w.), die das Vaterland mit allen großen militärischen Mächten Europas in ernste Konflikte verwickelt haben würden. Da war denn Roon vollkommen be-

rechtigt — wie dies namentlich in der Plenarsitzung vom 11. Januar 1864 geschehen ist — dem Abgeordnetenhause Tendenzpolitik vorzuwerfen. „Sie fassen Beschlüsse, welche die Sicherheit des Landes gefährden. . . . Wenn die Regierung solchen Beschlüssen Folge gäbe, würden Sie damit übereinstimmen? Ich bin der Ansicht, wenn die Regierung es thäte, so würde sie des schwersten Vergehens gegen die Sicherheit des Landes sich schuldig machen. Sie wissen dies recht gut, ebensogut wie die Regierung, aber Sie dringen darauf durch Ihre Beschlüsse, meinend, daß die Ihnen mißliebige Regierung dadurch gestürzt werden müsse; Sie stellen die Regierung vor die Alternative: entweder kein Budget oder Ruin der Armee. Sie selbst können gar nicht wünschen, daß Ihren Beschlüssen diese letztere Folge gegeben werde, denn kein Patriot kann es wünschen. Meine Herren! Ich spreche jetzt ein Wort gelassen aus, das vielleicht manchen unter Ihnen verletzt, dennoch erkläre ich, daß ich es nicht unausgesprochen lassen kann, denn es ist Wahrheit, und es ist gut, daß die volle Wahrheit ausgesprochen werde: Sie treiben Tendenzpolitik mit einem solchen Beginnen. Sie wollen das Ministerium stürzen — und fassen Beschlüsse, welche die Sicherheit des Landes gefährden; Sie treiben Tendenzpolitik, aber nicht blos in der Beziehung, daß es sich für Sie dabei um den Sturz des Ministeriums handelt, sondern auch in der Beziehung, daß Sie der Regierung die äußere Politik vorschreiben wollen. . . . In beiden Beziehungen beabsichtigen Sie etwas, was die Verfassung verletzt. . . . Sie sind dabei (bei Ihren Beschlüssen) freilich wiederum in Ihrem formalen Rechte; die Regierung kann Sie deshalb nicht daran hindern. Aber indem ich gegen ein solches Verfahren Protest einlege vor dem Lande, erkläre ich, Sie darin in keiner Weise stören zu wollen. Des-

halb will ich mich auf die Erklärung beschränken, hiermit ein für allemal gegen die aus einem solchen Streben hervorgegangenen Absetzungen Widerspruch zu erheben und auf die Bekämpfung der einzelnen Anträge prinzipiell zu verzichten. Ich glaube, es wird damit Ihrem Wunsche, diese Angelegenheit schnell zu erledigen, entgegengekommen. Wollen Sie nun Ihr hohes Spiel im Vertrauen auf den Gewinn, den Ihnen nach Ihrer Meinung die Zukunft verheißt, fortsetzen: wohlan, so setzen Sie dieses gefährliche Spiel fort."

Bekanntlich geschah letzteres; schon am 25. Januar wurde daher der Landtag durch Schlußrede des Ministerpräsidenten wieder geschlossen, nachdem das Abgeordnetenhaus die Vorschläge seiner Kommission genehmigt, d. h. den Militäretat in der bereits erwähnten Art verstümmelt, und das Herrenhaus sich dadurch veranlaßt gesehen hatte, den ganzen Etat zu verwerfen. Ein Budget war also pro 1864 wieder nicht zu Stande gekommen.

Aber auch sonst war die Session gänzlich unfruchtbar verlaufen. Den neu vorgelegten Etat für 1863 hatte das Abgeordnetenhaus gar nicht in Beratung gezogen und einen Gesetzentwurf, welcher den Artikel 99 der Verfassung ergänzen und erläutern sollte, um der Wiederkehr des budgetlosen Zustandes vorzubeugen, hatte es abgelehnt. Dagegen hatte es die Aufhebung der gegen die Presse ergangenen Verordnungen durchgesetzt und noch kurz vor dem Landtagsschlusse seine Privilegien zu Gunsten einiger Abgeordneten geltend gemacht, welche während des polnischen Aufstandes des Landesverrats angeklagt waren und sich in gerichtlicher Untersuchungshaft befanden. Die Regierung hatte diesen Anträgen Folge gegeben mit Rücksicht auf den Wortlaut der betreffenden Verfassungsbestimmungen und aus Achtung vor den letzteren, während das Abgeordnetenhaus seinerseits nicht nur bei Ver-

werfung der zur staatlichen Existenz erforderlichen Militärkredite fortgesetzten Mißbrauch mit seinem ihm formell zustehenden Geldbewilligungsrechte getrieben, sondern sogar die Zustimmung zu einer Anleihe von 12 Millionen Thaler verweigert hatte, deren die Regierung des Königs zur Durchführung der Bundesexekution in Schleswig-Holstein und der damit zusammenhängenden kriegerischen Aktion bedurfte.

Bekanntlich ließ sich aber das Ministerium trotz jener systematischen Feindseligkeit der Abgeordnetenmajorität nicht irre machen in der Durchführung der ihm durch den Willen des Königs und die politische Lage zugewiesenen Aufgaben.

Sich stark fühlend durch das volle Vertrauen ihres Monarchen und die sie beseelende glühende Vaterlandsliebe, sowie in voller Einsicht der Wichtigkeit ihrer Entschließungen für die ganze Zukunft Preußen-Deutschlands — war und blieb die Regierung entschlossen, auf Grund der bestehenden Gesetze die ihr zustehende Exekutivgewalt auch anzuwenden, d. h. wirklich zu regieren; und ist allmählich dazu gelangt, ein treues, gewissenhaftes und kräftiges Regiment herzustellen, sowie manche Schäden der inneren Zustände nach und nach wieder auszuheilen. — Vorläufig trat jedoch die Erledigung aller Fragen der inneren Verwaltung ganz in den Hintergrund im Vergleich zu den wichtigen Entscheidungen, welche in betreff der schwebenden deutschen auswärtigen Angelegenheiten zu treffen waren. Diese hatten den Ministerpräsidenten und nicht minder den Kriegsminister in den letzten Monaten schon viel lebhafter als alle Verfassungswirren beschäftigt und forderten nunmehr die volle energische Thätigkeit dieser leitenden Männer während des begonnenen Jahres 1864.

Durch den plötzlichen Tod des Königs von Dänemark war die seit 1848 gewissermaßen versumpfte schleswig-holsteinsche Verfassungsfrage, als der würdige Deutsche Bund auf

Preußens Anregung sich soeben angeschickt hatte, ihr mit der hergebrachten Vorsicht „im Exekutionsverfahren" einigermaßen ernstlich zu Leibe zu gehen, ganz unerwartet akut geworden; und noch unter den Augen des am 25. Januar geschlossenen Landtages, ja unter dem lärmenden Widerspruche desselben, waren bekanntlich alle die politischen und militärischen Schritte erfolgt, welche schon am 1. Februar — zum atemlosen Erstaunen, ja Entsetzen des deutschen Philisters und der europäischen Kabinette — die vereinten preußischen und österreichischen Waffen über die Eider führten. Nachdem der Feldzug begonnen, galt es nun dafür zu sorgen, daß „kein Fuß breit deutscher Erde verloren gehe und ebenso kein Titel deutschen Rechtes geopfert werde."

Die große Schnelligkeit und Ordnung, mit welcher die Mobilmachung der preußischen Truppen sowie ihre Zusammenziehung und Beförderung nach dem Kriegsschauplatze sich vollzogen hatte, bildete einen sehr erfreulichen und bemerkenswerten Gegensatz zu den früheren Mobilmachungen. Hierzu kam, daß unter den Komplettierungsmannschaften der ins Feld gestellten preußischen Truppen (ca. 37 000 Mann mit 110 Geschützen) sich nur 3000 Landwehrleute befanden, während nach der früheren Organisation etwa 20 000 derselben hätten einberufen werden müssen; und daß von den zwölf mobil gemachten preußischen Infanterieregimentern acht zu den neu formierten zählten.

Hatte Roon damit schon bei Eröffnung des Feldzuges einen neuen Beweis für die erhöhte Schlagfertigkeit der Armee und der von ihm durchgeführten Heeresreformen geliefert, so lagen auch in seiner Hand alle weiteren Maßnahmen, welche während des ganzes Feldzuges zu treffen waren, um die gute Verpflegung der alliierten Truppen sowie reichliche Nachschübe sicher zu stellen. Durch die vorsorgliche und energische Thätig-

keit, welche das Kriegsministerium hierbei unter seiner Leitung entwickelte, hat Roon die nötigen Grundlagen nicht nur für den Beginn, sondern auch für den glücklichen Fortgang der siegreichen Operationen geschaffen.

Aber auch auf den Gang der Operationen selbst hat er während dieses Krieges einen sehr erheblichen Einfluß ausgeübt, da er der erste militärische Ratgeber des Kriegsherrn war und der Chef des Generalstabes der Armee damals noch keineswegs die maßgebende Stimme hatte, welche ihm bei den späteren Feldzügen, in denen der König die Armee ins Feld begleitete und persönlich kommandierte, eingeräumt worden ist.[1]) Auch blieb während dieses dänischen Feldzuges, mehr als bei irgend einem anderen der neueren Zeit, die militärische Thätigkeit der Armee fast unausgesetzt den hemmenden Einwirkungen der damals bekanntlich ganz ungewöhnlich ver-

---

[1]) In früherer Zeit war, wie die älteren Offiziere wissen, das Verhältnis zwischen dem Kriegsministerium und dem Generalstabe der Armee derartig geregelt, daß letzterer vom Kriegsministerium „ressortierte", d. h. diesem in gewissen Grenzen unterstellt war wie dies noch heute in den nichtdeutschen Armeeen der Fall ist. Der Chef des Generalstabes hatte also auch keine Immediatstellung zum Monarchen, alle seine Eingaben wurden diesem sogar durch Vermittelung des Kriegsministeriums vorgelegt. Später und nach Einführung der Verfassung wurde dies, zumal die Geschäfte des Kriegsministeriums sich erheblich vermehrt hatten, abgeändert, und der Chef des Generalstabes der Armee erhielt eine ähnliche Immediatstellung direkt unter dem Könige, wie die kommandierenden Generale sie schon vor ihm besaßen; es war dies auch deswegen zweckmäßig, weil damit die persönliche Stellung des Königs als Kriegsherr der Armee richtiger zum Ausdruck gelangte. Trotzdem blieb der Kriegsminister, in demselben Umfange wie für die übrigen Teile der Armee, auch für die Thätigkeit des Generalstabes mit verantwortlich; und niemals ist eine Bestimmung gegeben worden, daß dies etwa in Kriegszeiten aufzuhören hätte! auch war durch obige Ressortveränderung dem Chef des Generalstabes das Recht zum Immediatvortrage bei dem Kriegsherrn noch keineswegs beigelegt worden.

wickelten politischen Lage unterworfen. Diese überwinden zu helfen, dazu war der Rat und Einfluß Roon's ganz besonders geeignet, weil die Einsicht des Militärs und des Staatsmannes sich in seiner energischen Person vereinigte, auch dem die Politik leitenden Minister von Bismarck damals niemand so vertraut war und so nahe stand wie er. Indem beide Männer, beständig Hand in Hand, zielbewußt vorwärts gingen und sich in ihren Leistungen glücklich ergänzten, gelang es, den von Dänemark mit kurzsichtiger Zähigkeit fortgesetzten Kampf so zu Ende zu führen, daß er den Siegern schließlich das volle Recht gab, über Schleswig-Holstein in Gemäßheit der Waffenentscheidung zu verfügen; und welch eine gewichtige Grundlage dieser Erfolg der ferneren Entwickelung der preußischen Politik — der inneren sowohl wie der äußeren — während der nächsten Jahre gegeben hat, das bedarf heute nicht mehr der Erörterung. — —

Der Verlauf des deutsch-dänischen Krieges selbst ist durch das betreffende Werk des Großen Generalstabes [1]) in eingehender Weise geschildert worden. Dort ist bereits hervorgehoben, wie erheblich auch diejenigen Erfahrungen, welche auf allen militärischen Gebieten damals gemacht wurden, den nachfolgenden großen Kriegen zu gute gekommen sind; ganz besonders hatte auch die von Roon geleitete Heeresverwaltung zahlreiche neue Erfahrungen zu machen und später zu verwerten. Das Generalstabswerk hat zwar die Einwirkung des Kriegsministeriums während des Feldzuges auch schon gelegentlich erwähnt, mußte sich aber natürlich, seiner Aufgabe entsprechend, vor allem mit der Darstellung der eigentlichen

---

[1]) Der deutsch-dänische Krieg 1864, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte (Berlin 1886 u. 1887, E. S. Mittler & Sohn).

Operationen und der mit diesen in Zusammenhang stehenden strategischen und taktischen Beziehungen und Erfahrungen beschäftigen; um seine Angaben zu vervollständigen, wird es sich daher rechtfertigen, aus den hinterlassenen Papieren hier noch einige eigenhändige vertrauliche Korrespondenzen hinzuzufügen, aus welchen der Umfang von Roon's persönlich mitwirkender Thätigkeit während der bezeichneten Episode ersichtlich wird, und auch sein wichtiger Einfluß auf die politisch-militärische Leitung des Feldzuges näher gewürdigt werden kann.

Bekanntlich unterzeichneten Herr von Bismarck-Schönhausen und Graf Károlyi am 16. Januar 1864 das Protokoll, durch welches die Ausdehnung der Operationen der preußisch-österreichischen Truppen auf das Herzogtum Schleswig formell vereinbart und damit der Krieg sehr wahrscheinlich ward. Verabredungen in betreff der Versammlung der alliierten Truppen waren schon vorangegangen; und hierauf bezieht sich nachstehende Zuschrift Bismarck's an Roon:

Berlin, 12. Januar 1864.

Ich habe plötzlich Angst, daß das Eis zu früh schmilzt, und daß die Oestreicher, wenn ihre Truppen wirklich, wie sie behaupten, jeden Tag aufbrechen können, und ihnen vielleicht mehr Eisenbahnmaterial zu Gebote steht als uns, früher als wir an der Eider eintreffen könnten. Das würde dann Seiner Majestät unangenehm sein. Ist es nicht am Besten, die 5tägigen Eisenbahn-Vorbereitungen zur Abfahrt von Minden[1]) sofort zu treffen, damit am 17. oder 18. sicher gefahren werden kann? Sollte die ganze Operation, quod Deus avertat, in's Stocken gerathen, so hätten wir die Kosten

[1]) zum Transport der 13. Division.

vergeblich aufgewendet, und die Division stände an der Elbe statt an der Weser; das wäre so schlimm nicht, wie im anderen, doch wahrscheinlicheren Falle die Verspätung. Oder sind vielleicht die Anordnungen schon getroffen? Dann habe ich nichts gesagt und revoziere diese Tinte. Nach den Aeußerungen des Königs gegen Sie zweifle ich nicht, daß die Sache ihren Gang geht. Nach Hannover (wegen Harburg) habe ich nicht geschrieben, da Sie schließlich der Sicherheit des Elb-Ueberganges wegen Wittenberge vorzogen.

Ihr

v. Bismarck.

General Freiherr von Manteuffel an Roon.

Berlin, 17. Januar 1864.

Ew. Excellenz berichte ich gehorsamst, daß der König das Commando der jungen Garde-Division an Generallieut. Mülbe oder Generallieut. Zastrow geben will . . .

Ich soll morgen 1/4 11 Uhr zum Könige kommen. Ew. Excellenz haben wohl die Güte mir Ihre Instruction hierneben zu bemerken und mir den Brief morgen früh wieder zu schicken.

Die Instructions-Entwürfe, die Ew. Exc. mir haben zugehen lassen, habe ich noch nicht vom Könige zurück. Der Passus in Betreff des Einschreitens gegen Sächsische und Hannöver'sche Truppen kann wohl nur durch direkte Ordre an die Generale gehen und muß nach meiner Ansicht den Charakter einer geheimen Vollmacht haben. Morgen früh will der König die Sachen schicken, und ich überreiche sie Ew. Ex. dann gleich. Ist bei diesen Verhältnissen, da die Brigaden Canstein und Gondrecourt bis zu Antritt des Ober-Commandos unter General v. Hake's Befehl stehen, es nicht am besten, wenn

der Feldmarschall auch schon am 20. das Ober-Commando antritt?

In sehr herzlicher aufrichtiger Verehrung

E. Manteuffel.

Berlin 20. Januar.

Ew. Exc. benachrichtige ich gehorsamst, daß Se. Maj. der König gestern mir gesagt haben, daß Se. K. Hoheit der Kronprinz in das Hauptquartier des Feldmarschalls zu gehen wünschten . . Dem General Mülbe wollen Se. Maj. das Commando der mobilen Garde-Division geben . . . Ich bemerke auch gehorsamst, daß ich bis jetzt noch nichts über die Mobilmachung des Garde-Husaren-Regiments habe und daß, soviel ich mich erinnere, Ew. Exc. auch noch von einer Batterie sprachen . . . .

Nach dem Schreiben des Generals v. Hake scheint sich die Sache zu beschleunigen. Ueber Marschdirektion an die Garde-Truppen würde ich in den Ordre-Entwürfen nichts sagen, sondern weitere Bestimmung vorbehalten und nur erwähnen, daß die Division erst am Tage des Ausmarsches unter Befehl des Generalfeldmarschalls tritt.

E. Manteuffel.

Berlin, 29. Januar 1864.

Ew. Exc. hätte ich gern heute auf dem Balle gesprochen. Mir will es nicht in den Kopf, daß England, nachdem Preußen dem Drängen der eigenen Kammer, dem Drängen der Presse und Democratie des Landes, dem Drängen des Deutschen Geschrei's, dem Drängen sämmtlicher Deutschen Staaten, der Abstimmung am Bundestage widerstanden hat, um den Boden des Vertrages von 1852 aufrecht zu erhalten, jetzt an Preußen eine categorische Frage thut, was es thun

würde, wenn es Schleswig eingenommen. Graf Bernstorff ließ einmal den Englischen Gesandten 3 Tage auf eine Antwort warten, und nachdem er sie gegeben, kam der Englische Gesandte und sagte, er könne sie nicht verstehen. „Ja," antwortete Graf Bernstorff (ich meine den alten, unter Friedrich Wilhelm dem Dritten) — „ich habe auch drei Tage nachgedacht, um sie so zu fassen." — Ich sollte denken, die Antwort müßte jetzt ähnlich sein und Verwunderung über die Frage aussprechen, nachdem man sich vergeblich 8 Tage den Kopf zerbrochen, um die Motive zu ihr zu ergründen. Dem Drohen fremder Mächte eine doch gewissermaßen bindende Erklärung zu geben widerspricht dem Nationalgefühl; ich sollte nicht meinen, daß England gleich und ohne sich mit Frankreich geeinigt zu haben, wozu doch auch noch Zeit gehört, Krieg ankündigt. Inzwischen aber haben wir mit Gottes Hülfe geschlagen und gesiegt und dann ist die ganze Situation im Innern und nach Außen geändert. Ich glaube die Differenz zwischen König und Ministerium besteht nur in einem Wie und nicht in einem Was, und glaube, daß man noch ein der Königlichen Auffassung entsprechendes Wie finden kann.

Diese Sentiments trage ich Ew. Exc. noch um Mitternacht vor und nur Ihnen, nicht anderwärts. Ich bin sehr müde.

In treuer Verehrung

E. Manteuffel.

30. Januar.

Ew. Exc. melde ich gehorsamst, daß ich mit dem 11 Uhr-Zuge zur Armee gehe, um doch auch im Feuer gewesen zu sein bei meinen grauen Haaren. Se. Majestät hatten es mir längst erlaubt, haben aber heute früh die Entscheidung noch vorbehalten; vorher aber wollte ich nicht gern darüber

sprechen, damit Ew. Exc. mich nicht in den schweren Streit der Pflichten gegen Pflichten setzten ....

Sollte mir etwas Menschliches passiren, so nenne ich Oberst Treskow als meinen Nachfolger und empfehle Oberstlieut. Vegesack aus voller Ueberzeugung auf das Dringendste ... Und nun sage ich Ew. Exc. Adieu und bitte den lieben Gott, daß er Ihnen Kraft und Gesundheit verleihe in der schweren Zeit, wie er es bisher gethan, und daß wir uns ohne kummervollen Blick wiedersehen.

In sehr aufrichtig herzlicher Verehrung

E. Manteuffel.

Bismarck an Roon.

Berlin, 1. Februar 1864.

Mit herzlichem Danke remittire ich die Anlage. Einigkeit mit Wien über Fassung der Antwort an England noch nicht hergestellt. Morgen vielleicht Conseil, nach unserer Besprechung.

Wrangel muß m. E. schleunig angewiesen werden, die zwischen Holstein und Schleswig streitigen Theile, welche die Sachsen nicht besetzt haben, für uns festzuhalten, insbesondere Kronwerk und Bahnhof bei Rendsburg. Von Frankfurt aus ist der Bund schon darüber her, und Sydow sehr dafür (!) das den Bundestruppen einzuräumen, was sie einzunehmen nicht wagten und wollten, weil sie fürchteten, dann auf Widerstand zu stoßen und unsere Reserven heranziehen zu müssen. Die Oertlichkeiten sind für uns auch militärisch wichtig, und wir wissen nicht, ob wir mit den Sachsen auf dem Fuß bleiben, daß wir unsere Verbindungen in ihren Händen lassen können. Geht es nicht, daß wir in den Besitz der anderen holstein'schen Bahnhöfe, und namentlich in dem von Kiel bleiben?

Ist es denn wahr, daß Wrangel seine Truppen „Armee von Schleswig-Holstein“ amtlich titulirt? Das wäre politisch ganz unzulässig und eine nutzlose Herausforderung der fremden Mächte.

Ihr

v. B.

Nachschrift.

Soeben geht mir ein Telegramm zu, daß ein Graf Baudissin in Gettorf (Schleswig), nachdem unsere Truppen Eckernförde genommen, den Herzog Friedrich in Gemeinschaft mit andern Mitgliedern der Ritterschaft als Souverän proklamirt habe. Der Feldmarschall darf dies zwar seiner Instruktion gemäß nicht dulden. Aber es empfiehlt sich vielleicht, ihn telegraphisch (chiffrirt) wiederholt zu ersuchen, daß er mit aller Entschiedenheit gegen diese Demonstration einschreitet und ihre Wiederholung bei Strafe verbietet.

Ihr

v. Bismarck.

Roon antwortete auf obiges:

Nach den beifolgenden Dispositionen des Prinzen Friedrich Karl (4 Anlagen) ist es nicht wahrscheinlich, daß Ihr Telegramm die Wahrheit sagt. Eckernförde ist heute noch nicht genommen und Gettorf stark von uns besetzt. Wrangel ist in oder vorwärts Rendsburg bei den Oesterreichern, die Telegraphendrähte bei Rendsburg von den Dänen zerstört. Von Kiel nach dem Hauptquartier des Prinzen geht kein Draht. Ich werde sogleich an Wrangel schreiben. Der Prinz, der sein Hauptquartier heut in Hohenlieth, ½ Meile von Gettorf hat, würde Demonstrationen nicht dulden. Die Anlagen erbitte ich morgen zurück!

v. Roon.

Die erwähnten Anlagen bestehen aus einem Berichte des Prinzen Friedrich Karl, datiert Kiel, den 31. Januar, welchen

dieser eigenhändig direkt an den König erstattet (nebst Marsch-Dispositionen ꝛc. für den 1. Februar), und welchen der König an Roon überwiesen hatte. In diesem Berichte heißt es u. a.:

„Die Truppen sind wohlauf . . . Der Schnee liegt noch. Wir haben 4° Kälte gehabt, aber unter Mittag taute es auf den Straßen der Stadt.

Kiel ist durch die preußischen Soldaten erobert worden, womit ich sagen will, daß das ursprüngliche Mißtrauen der Einwohner geschwunden ist. Die Einwohner grüßen sehr höflich und schon gestern hatte Kiel wieder alle Flaggen aufgezogen.

Der preußische Consul hat sich uns mehrfach nützlich erwiesen. Ich habe hier das Gerücht ausgesprengt, daß der Kronprinz und der Feldmarschall morgen Abend hier Quartier nehmen werden und die Quartiere machen lassen; desgleichen, daß am 2. oder 3. die unter meinem Befehl stehenden Truppen von ihnen inspicirt werden sollen. Niemand ahnt unser morgendes Vorgehen.

Im Hafen von Eckernförde lagen bis heute früh 2 Kriegsschiffe, wobei Thor. Andere werden heute erwartet. Um mit diesen ein ernstes Wort zu sprechen, habe ich drei 6pfünd. Batterien gegen den benannten Hafen dirigirt. Die Dänen sind aber sehr vorsichtig, werden wahrscheinlich immer Dampf machen oder haben und sich in diesem Falle schleunig entfernen. — Ich kann natürlich nicht wissen, inwiefern meine Maßregeln zu dieser und zur Ueberraschung der Vortruppen gelingen werden, doch hoffe ich Gutes. Der bürgerliche Verkehr nach dem Feinde hin ist natürlich noch nicht unterbrochen, also Verrath leicht.

Die Befehle, welche gestern der Feldmarschall (in Bordesholm) gab, und die vielen Kleinigkeiten, die er vortrug, waren

eigentlich unverständlich. Hernach hatte ich eine kurze Unterredung mit General von Falckenstein, wo Nachstehendes festgesetzt wurde:

1. das Vorgehen des preußischen Corps am 1. Februar nach Harzhof und Gegend;
2. am 2. ist mein Auftrag, die Befestigungen bei Kochendorf und Holm zu überwinden, die Passage durch Eckernförde frei zu machen und bis gegen Missunde vorzugehen.
3. Am 3. die Bewältigung von Missunde.
4. Am 4. oder womöglich in der Nacht zum 4. der Brückenschlag.

Ich werde suchen Ew. Majestät während der Gefechte durch Telegramme Nachricht von wichtigen Ereignissen zugehen zu lassen.

Das Blut der Soldaten werde ich schonen und alle Befehle Ew. Majestät gewissenhaft im Auge haben und befolgen . . . —"

Das am 1. Februar vormittags 11 Uhr 46 Minuten eingegangene Telegramm des Feldmarschall Wrangel lautete (datiert „von dem Felde nördlich des Kronwerks Rendsburg"):

„Die alliierte Armee hat heute 7 Uhr Vormittags mit ihren Spitzen die Eider überschritten."

General Vogel von Falckenstein, Chef des Generalstabes der alliierten Armee, an den Kriegsminister von Roon.

H.-Qu. Damendorf, 5. Februar 1864.

Ew. Exc. geehrtes Schreiben beantworte ich erst heute, da nach Empfang desselben Ihnen anderseits die Berichtigung über die Proklamation des Herzogs von Augustenburg in Eckernförde sogleich zugeschickt worden ist. Bis jetzt sind alle

Operationen ganz befriedigend ausgeführt worden, von großer Entscheidung wird der morgende Tag sein. Gelingt unser Vorhaben, dann dürften Sie in kürzester Zeit gute Nachricht erhalten, wo nicht, dann würden wir noch ein schweres Stück Arbeit vor uns haben, das nicht in einem Tage zu vollenden sein wird, „die Ueberwindung der Dannewerke", von wo aus wir seit dem 3. täglich mit einigen 84pfündigen Geschossen begrüßt werden.

Der politische Theil unserer Mission soll aufs entschiedenste durchgeführt werden, ob Schwierigkeiten sich nothwendig dem entgegenstellen müssen, das lassen Sie sich von Herrn von Bismarck einfach mit ja oder nein beantworten — ein Mehreres zur Zeit nicht. — Es geht über menschliche Begriffe es zu fassen, welche Schwierigkeiten schon jetzt meinerseits zu überwinden gewesen sind, um unser Vorgehen nicht zu Schanden zu machen[1]).

Gott sei Dank! finde ich für unsere militärische Operation allgemeine Unterstützung und zwar in der ersten Linie bei S. K. H. dem Kronprinzen, dem Prinzen Fr. Carl und dem General Gablenz und so hoffe ich die Scylla zu überwinden, ohne in Charybdis zu fallen.

Ew. Exc. lege ich ans Herz durch Nachsendung von Truppen für unsere Position im Rücken zu sorgen. Rendsburg ist sehr stark von den Sachsen besetzt, diese wollen auch Kiel wieder besetzen, beide Orte dürfen nur allein in unsern Händen sein.

Derjenige Theil Schleswigs, der von uns besetzt worden, ist ganz ausgesogen, es ist kein Fuhrwerk zu bekommen.

---

[1]) Diese Bemerkung bezieht sich, wie aus anderen Zuschriften hervorgeht, auf die großen Schwierigkeiten bei dem dienstlichen Verkehr mit dem 80jährigen Feldmarschall.

4000 in Holstein requirirte Wagen sind in Bewegung, um unsere Verpflegungs- und sonstige Kriegs-Bedürfnisse nachzufahren, die Wege oft grundlos, ein Nachfahren von Bivouakholz und Lagerstroh ist undenkbar, man legt sich, soweit es geht, in Alarmhäuser und nimmt für den Bivouak was man bekommen kann. Der diesjährige Februar erinnert mich lebhaft an den vom Jahre 1814 nur mit dem Unterschiede, daß die Verpflegung bei uns bis jetzt eine außerordentlich gute ist . . . . . .

Feldmarschall Frh. von Wrangel an Kriegsminister von Roon.

Flensburg, 11. 2. 64. Nm. 2 Uhr.

Verehrte Excellenz und lieber Freund.

Haben Sie meinen herzlichen Dank für Ihr vertrauliches Schreiben vom 6. d. M. — worauf ich zu erwidern die Ehre habe, — daß mein politisches Verhalten hier im Herzogthum Schleswig aus dem heute früh an S. M. den König abgesandten Telegramm — u. aus meinen auch unter dem heutigen Tage abgesandten Bericht — deutlich zu ersehen ist.

Wie ich übrigens über unsere politische Lage denke, das habe ich in einem Schreiben an des Königs Majestät einige Tage vor meiner Abreise in Berlin eingereicht, von diesem Schreiben hat der König auch an Minister v. Bismarck offizielle Kenntniß gegeben; auch heute denke ich noch so, wie ich es in dem Briefe dargelegt habe —, nichts desto weniger werden meine militärischen Handlungen so bemessen — wie es der Wille und Befehl meines Königs ist — und dann werden Sie auch mit mir zufrieden sein.

Gott befohlen.

v. Wrangel.

Bismarck an Roon.

(Berlin 15. Februar 64.)

Unter obwaltenden Umständen billigt der König meinen Antrag, daß Wrangel Befehl erhalte, die Gränze von Jütland nicht zu überschreiten, ehe das Einverständniß mit Oestreich herbeigeführt ist. Um es herbeizuführen, schreibe ich nach Wien.

Der König erwartet Ihren Vortrag wegen telegraphisch an Wrangel zu gebenden, aber streng zu secretirenden Befehls.

Ihr

v. Bismarck.

Roon erstattete diesen Vortrag noch selbigen Tages, aber wegen vorgerückter Stunde schriftlich. In dem bezüglichen Schreiben, durch welches er die zu chiffrierende Depesche zur Genehmigung vorlegte, fügte er hinzu: „Da unsere Vortruppen heute schon in Hadersleben sind, so ist Gefahr im Verzuge, und es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn das Telegramm noch heute abginge."

Dies Telegramm ging auch noch am selben Abend im Hauptquartier (Apenrade) ein und erregte dort, wo man die politische Situation nicht vollkommen zu übersehen vermochte, die militärische Lage aber voll auszunutzen strebte, sehr lebhaftes Mißvergnügen. Das Werk des großen Generalstabes hat[1]) des Telegrammes und seiner Entstehungsgeschichte Erwähnung gethan, sowie der Gegenvorstellungen des Oberkommandos, und auch des auf Allerhöchsten Befehl ergangenen Schreibens des Kriegsministers, in welchem das vorläufige Verbot wegen Ueberschreitung der jütischen Grenze noch einmal schriftlich wiederholt ward[2]). Dagegen verschweigt das

[1]) S. 230 und 231.

[2]) S. 235.

Generalstabswerk die persönlichen Reklamationen, welche der greise Feldmarschall in dieser Angelegenheit in einer der nächsten Nächte von Hadersleben aus telegraphisch nach Berlin und zwar direkt an den König gerichtet hat. Der alte Herr hatte dies Telegramm heimlich, d. h. ohne seiner Umgebung etwas davon mitzuteilen, selbst aufgesetzt und sofortige Expedition befohlen. Da dasselbe sich in sehr drastischen, den Blücher-Stil etwas imitierenden und dabei sehr unhöflichen Worten über die Einmischung der Diplomaten in die militärischen Operationen aussprach und nicht einmal chiffriert worden war, so wären fast persönliche Differenzen zwischen Bismarck und Wrangel dadurch entstanden; doch gelang es Roon und Manteuffel, die dadurch zwischen beiden eingetretene Spannung im Laufe der nächsten Wochen wieder auszugleichen [1]).

In denselben Tagen war der Generaladjutant Freiherr von Manteuffel mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs und persönlichen Aufträgen für den König von Sachsen nach Dresden gegangen; König Wilhelm wünschte mit diesem persönlichen Schritte zu zeigen, wie unlieb die infolge verschiedener Reibungen damals bekanntlich eingetretene und immer schärfer werdende Spannung zwischen der preußischen und einigen anderen deutschen Regierungen (namentlich Sachsen und Hannover) ihm sei, und hoffte die mit der Occupation von Holstein 2c. zusammenhängenden Differenzen durch seine persönliche Intervention am schnellsten zu beseitigen. General von Manteuffel berichtete über den vorläufigen Erfolg seiner Mission am 16. Februar aus Dresden an den König. In diesem Berichte wird zunächst seine gute und wohlwollende

---

[1]) Der Verfasser gehörte damals dem Stabe des Oberkommandos in Schleswig an.

Aufnahme seitens des Königs von Sachsen erwähnt. Dann fährt er fort:

„Mit Minister von Beust hatte ich eine lange Unterredung. Er fährt heute Nachmittag nach Würzburg und meint, daß es für die dortigen Verhältnisse von Wichtigkeit sei, daß er meine Aufträge gehört, daß aber sein König schwerlich vor seiner Rückkehr werde antworten können; ich gab ihm zur Erwägung, ob es in Berlin einen guten Eindruck machen würde, wenn ich bis zu seiner Rückkehr hier spazieren ginge, und daß es jedenfalls gewisse Dinge in betreff der militärischen Fragen in Holstein gäbe, die sein König als Herr des General Hake vorläufig und gleich erledigen könne. Herr von Beust hatte den Brief Ew. Majestät noch nicht gelesen und ging zum Könige; ich habe mir mit ihm ein neues Rendezvous um 3 Uhr gegeben. Ew. Majestät Gesandten habe ich dann aufgesucht und habe ihn kurz von dem Inhalt meiner Unterredung in Kenntniß gesetzt. Ich habe den Eindruck, daß für die unmittelbar vorliegenden Fragen Ew. Majestät Brief von Erfolg sein wird — ob er auch Einfluß auf die Dauer haben wird, kann ich noch nicht beurtheilen. — —

Manteuffel.

General von Falckenstein an den Kriegsminister.

Hadersleben d. 3. März 1864.

Ew. Excellenz wollen aus den Anlagen gefälligst ersehen, was ich in Folge der von Ew. Excellenz durch meinen Sohn mir zugegangenen Mittheilung nach Besprechung mit Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen und mit Höchstdero Einverständniß an den Oberst von Blumenthal[1]) geschrieben und als Antwort darauf erhalten habe.

---

[1]) Chef des Generalstabes des Prinzen Friedrich Karl.

Hiernach dürfte Ew. Excellenz Ermessen anheimgestellt werden, ob unsere Flotte nach der Flensburger Bucht zu dirigiren, resp. dort zu stationiren wäre.

Wenn von dieser ganzen Angelegenheit ich Seiner Excellenz dem Feldmarschall keine Mittheilung gemacht, so liegt der Grund darin, daß der Feldmarschall ein für allemal nichts von mir vorgetragen wissen will, worüber er nicht direkt selbst in Kenntniß gesetzt worden.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz haben auch Kenntniß von diesem Schreiben.

v. Falckenstein.

Der vorerwähnte Schriftwechsel zwischen Falckenstein und Blumenthal erörterte die Notwendigkeit zu baldigem ernsten Vorgehen bezw. zur Belagerung der Düppelstellung, zu welchem Zwecke der Kriegsminister die Absendung schwerer Geschütze bereits angeordnet und die Mitwirkung der Flotte in Aussicht gestellt habe. — —

Auf die ersehnte und am 6. März abends bei dem Oberkommando der alliierten Armee endlich eingelaufene Allerhöchste Erlaubnis zur Ueberschreitung der jütischen Grenze[1]) bezieht sich nachstehendes Billet Bismarck's an Roon (vom 5. März 64).

„noch nicht fertig, nicht loslassen! kein Feldjäger heut. Der schriftliche Text ist unterwegs, kommt voraussichtlich heut Abend oder morgen früh hier an, wird von Karolyi und mir vollzogen, und dann kann das alte Kind morgen, wenn alles gut geht, telegraphisch ermächtigt werden, mit neuen Stiefeln ins Wasser zu patschen.

Ihr v. B.

[1]) S. 326 des Generalstabswerkes.

Nach dem Einmarsche in Jütland wurden Anfang März zwar neue Erfolge erzielt, aber die Umstände fügten es, daß dieselben wiederum den österreichischen Waffen zufielen (Gefecht bei Veile ꝛc.). Um so lebhafter wuchs daher von Tag zu Tag der Wunsch und das politische Bedürfnis der leitenden Berliner Kreise, daß auch die preußischen Truppen bald größere Erfolge erringen möchten. Die Thätigkeit derselben war durch den in diesen Wintermonaten besonders beschwerlichen Vorpostendienst gegenüber der Düppelstellung und durch zahlreiche kleinere Gefechte, infolge deren die Dänen nach und nach völlig in die Verschanzungen gedrängt wurden, zwar erheblich in Anspruch genommen, aber ein großer Sieg, eine Entscheidung war noch nicht errungen worden und wurde mit steigender Ungeduld erwartet. Prinz Friedrich Karl dagegen hielt ernstere Unternehmungen ohne Mitwirkung der Flotte und vor erheblicher Verstärkung an Belagerungsgeschütz für aussichtslos. Auch wollte derselbe seinen Plan, mit dem Angriff auf die Düppler Schanzen gleichzeitig nach Alsen überzugehen, nicht fallen lassen, und dadurch verzögerte sich der Beginn der förmlichen Belagerung in nachteiliger Weise.

Am 12. März empfing Roon vom General Manteuffel einen Bericht nebst vertraulichem Schreiben des Prinzen Friedrich Karl an den König zur Begutachtung, in welchem der Prinz seinen Standpunkt in dieser Angelegenheit darlegte[1]).

General von Manteuffel schrieb dazu:

„Darf ich meinen Gesammteindruck über beide Pièceen aussprechen, so ist es eine alte Erfahrung, daß ein General, der seine nächste Aufgabe nicht lösen will, Schwierigkeit auf

[1]) S. 389 und 390.

Schwierigkeit thürmt, die feindliche Stellung und Stärke hervorhebt, die seine herabsetzt und seine Energie bei Entwerfung weiterer Projekte zu zeigen sucht. Der Fall liegt hier vor. Ew. Excellenz theile ich vertraulich die Abschrift eines Briefes mit, den ich vorgestern an den Prinzen gerichtet. Das Lesen der beiden obigen Piecen hat mir gezeigt, daß es nöthig war, Seiner Königl. Hoheit seine moralische Stellung zu den Düppeler Schanzen zu verdeutlichen zu versuchen; ich fürchte nur, daß meine Feder allein zu schwach ist. Der König spricht in seinen Bemerkungen von Hofkriegsrath; gewiß richtig, aber das ist nicht Hofkriegsrath, wenn ein General eine bestimmte Aufgabe erhält, und wenn dann darauf gehalten wird, daß er diese ausführt. Den Sturmversuch unter dem Vorwande einer Unternehmung in die Ferne, die von Wind, dänischer und preußischer Flotte abhängig bleibt, aufzuschieben, ist nicht Lösung der Aufgabe."

Roon vertrat ganz dieselbe Ansicht und brachte sie in einem schon am 13. März an den König erstatteten kurzen Berichte sehr energisch zum Ausdruck. In demselben Schreiben erbat er die Erlaubnis, den General von Moltke einweihen zu dürfen[1]), bevor er über die Sache und die dem Prinzen Friedrich Karl zu erteilende Antwort Vortrag erstattete. Zugleich beantragte Roon baldige Entscheidung, „weil Gefahr im Verzuge". Der König erklärte sich durch Randverfügung noch am selben Tage einverstanden und gestattete auch, daß General von Moltke mit zum Vortrage käme. Am 14. März fand dieser gemeinschaftliche Vortrag statt. Aus

---

[1]) Ressort-Eifersucht kannte Roon also nicht, wie man sieht; er selbst beantragte die Heranziehung des Chefs des Generalstabes zu den Beratungen, die sich nach dem bisherigen Gebrauche durchaus nicht von selbst verstand!

dem Generalstabswerke, welches S. 388 und 389 darüber eingehende Mitteilungen macht, wissen wir, daß General von Moltke früher Zweifel an der Ausführbarkeit des Ueberganges nach Alsen vor Einnahme der Düppel-Stellung ausgesprochen hatte; für das Projekt selbst war er jetzt aber günstiger gestimmt, und im Anschluß an seinen am 14. d. erstatteten Vortrag legte er eine Denkschrift vor, welche in ihren Resultaten wahrscheinlich übereinstimmte mit seinem Berichte vom 24. März (Anlage Nr. 46 des Generalstabswerkes). Auf jene Denkschrift bezieht sich der nachstehende, am 16. März nochmals an den König erstattete Bericht Roon's:

„Ew. K. M. die mir zur Kenntnißnahme allergnädigst mitgetheilte Denkschrift des Gen. Lt. Frh. von Moltke allerunterthänigst zurückreichend, erlaube ich mir dazu folgende unmaaßgebliche allgemeine Bemerkungen, über deren Richtigkeit Allerhöchstdero Weisheit befinden wolle.

Die Denkschrift reproduzirt die Ansichten, welche Ew. Majestät am 14. d. M. in meinem Beisein vorgetragen wurden und die Allerhöchste Zustimmung fanden. Sie ist mit der vorsichtigen Behutsamkeit abgefaßt, welche dem commandierenden General — wie dies Ew. Majestät grundsätzlich wollen — die volle Freiheit für seine Entschließungen und Unternehmungen beläßt, neben der ganzen Verantwortlichkeit für dieselben.

Ew. Majestät wollen die Erreichung des durch Allerhöchste Befehle und Anordnungen vorgezeichneten Zweckes, aber auf die Wahl der Mittel zu diesem Zwecke keinen beschränkenden Einfluß ausüben. Demgemäß beurtheilt die Denkschrift auch eins der von dem commandirenden General ganz vertraulich vorgeschlagenen Mittel in einer durchaus ruhigen und objektiven Weise. Sie erklärt die Anwendung

dieses Mittels, selbst ohne Mitwirkung der Flotte, für möglich, falls gewisse Eventualitäten eintreten sollten.

Indem Ew. Majestät daher die Denkschrift, mit Allerhöchst Ihrer Zustimmung versehen, S. K. Hoheit mittheilen, ohne über den qu. Plan etwas Weiteres zu sagen, entsteht die Gefahr, daß man, entweder die Ankunft der Flotte oder das Eintreten jener gewissen (oder vielmehr ungewissen) Eventualitäten erwartend, bis dahin nichts Ernstliches zur kunstgerechten oder gewaltsamen Ueberwältigung der Stellung unternimmt; daß man sich darauf beschränkt, wie bisher zu recognosciren, zu tasten, einzuschüchtern, aber im Wesentlichen, d. h. zur Erreichung des von Ew. Majestät bezeichneten Zweckes der Ueberwältigung der feindlichen Stellung, keinen Schritt vorwärts kommt, so daß man, falls die Ankunft oder Mitwirkung der Flotte unmöglich wird, oder falls nicht etwaige andere günstige Eventualitäten eintreten, sich nach weiteren 4 Wochen in Bezug auf den vorliegenden Operationszweck noch genau so weit vom Ziele findet wie seither.

Dieser Gefahr bitte ich Ew. Majestät allergnädigst vorzubeugen, indem Allerhöchstdieselben, bei Uebermittelung der Denkschrift, es ganz bestimmt aussprechen, daß Ew. Majestät, ungeachtet der in der Denkschrift bedingt anerkannten Ausführbarkeit des Planes, sicher darauf rechnen, daß man inzwischen zu der von Ew. Majestät entschieden gewollten Erreichung des vorliegenden Operations-Zweckes mit Nachdruck und Umsicht alle die Mittel in Anwendung bringe, welche dazu reichlich bewilligt worden sind. Wenn das gestern eingegangene Telegramm über die anscheinende Erfolglosigkeit einer Beschießung der feindlichen Werke aus 26 Geschützen berichtet, so beunruhigt mich dies sehr lebhaft, nicht weil ich an der Tüchtigkeit oder Wirksamkeit unserer Artillerie verzweifele, sondern weil ich darin der Vorstellung zu begegnen

glaube, es sei überhaupt nichts zu machen als etwa durch Ausführung des vorgeschlagenen Planes. Soll dieser aber überhaupt ins Leben treten, was ja unter Umständen möglich und nützlich sein kann, so wird das doch nur dann unter günstigen Chancen geschehen können, wenn der Vertheidiger von Düppel durch den Nachdruck unseres Frontal-Angriffs so vollständig beschäftigt und absorbirt wird, daß er alle Kräfte anspannen muß, um sich seiner zu erwehren.

Noch Eins muß ich wiederholt hervorheben.

Ew. Majestät Armee muß in diesem Feldzuge irgend einen erheblichen Erfolg gewinnen, um den erlangten Respekt im Auslande wie im Inlande nicht nur nicht zu verlieren, sondern in einem solchen Grade zu erhöhen, daß wir dadurch über viele Schwierigkeiten hinweggehoben werden. Ew. Majestät Armee brennt darauf. Sie fühlt, daß die Opfer, welche sie bringt, für des Thrones und des Landes Ehre und Größe gebracht werden und daß aus dem unvermeidlich vergossenen Blut reicher Segen für Preußen aufsprießen wird.

Aus allen diesen Erwägungen bitte Ew. Majestät ich allerunterthänigst, Sr. Königl. Hoheit bei Uebersendung der Denkschrift es ganz bestimmt auszusprechen, daß Sie, wiewohl die bedingte Ausführbarkeit des Planes anzuerkennen sei, dennoch mehr auf die unverzögerte, umsichtige, tapfere und nachdrückliche Führung des direkten Angriffs Ihre Hoffnung setzen, als auf die nur bedingt mögliche Ausführung eines Planes, den die Zukunft vielleicht nicht begünstigt.

In tiefster Ehrfurcht

v. Roon.

Prinzipiell wich Roon also von der Moltke'schen Auffassung besonders dadurch ab, daß er mit größter Energie auf

eine baldige und sichere Entscheidung drängte und für das Uebergangsprojekt sich wegen der so großen Unsicherheit der Chancen nicht zu erwärmen vermochte; auch Manteuffel teilte vor allem diese Auffassung: „Es giebt in der gegenwärtigen Kriegslage kein wichtigeres Kriegsobjekt als den Ruhm der Preußischen Armee“, schrieb er in diesem Sinne in denselben Tagen an Roon, und beide suchten ein bezügliches Eingreifen zu erwirken. Es wurde auch soviel erreicht, daß in der Nacht vom 29. zum 30. März endlich die 1. Parallelle eröffnet und zwei Nächte später bekanntlich der Batteriebau begonnen ward. Aber beides sollte doch nur die Aufmerksamkeit des Feindes ablenken, denn Prinz Friedrich Karl dachte noch an keinen ernsten förmlichen Angriff, blieb vielmehr bei seinem Vorhaben, mit ca. 20000 Mann auf Kähnen und Pontons bei Ballegaard über den dort 1900 m breiten Meeresarm nach Alsen überzusetzen. Alle Vorbereitungen waren so umsichtig als möglich getroffen worden, um dies schwierige Unternehmen in der Nacht vom 1. zum 2. April auszuführen. Der eingetretene Sturm jedoch, welcher auch die vorbereitete und geplante Unterstützung der Kanonenbootflotille von Stralsund aus unmöglich machte, ließ die Ausführung zunächst aufschieben; und als der Sturm auch in der folgenden Nacht anhielt, mußte der Plan bekanntlich ganz aufgegeben werden.

Roon hatte also mit seiner Auffassung Recht behalten. Die Schwierigkeiten jenes kühnen Projekts waren eben zu groß und unberechenbar, dasselbe war allzu abhängig von der Laune der Elemente. Leider hatten die dafür nötigen Vorbereitungen die Lösung der Hauptaufgabe (Ueberwältigung der Düppeler Schanzen) wieder erheblich verzögert. Es vergingen u. a. noch mehrere Tage, bis die bei Ballegaard placiert gewesenen 50 schweren Geschütze in die Angriffsbatterieen ge=

schafft werden konnten. Indessen hatte Roon sofort am 6. April eine Allerhöchste Ordre an den Feldmarschall Wrangel, zur Mitteilung an den Prinzen Friedrich Karl, erwirkt, welche ausdrücklich befahl, daß „der direkte Angriff als der sicherere, wiewohl langsamere Weg nunmehr vorzugsweise ins Auge gefaßt werden solle." Schon einige Tage vorher war auch eine weitere erhebliche Verstärkung der Belagerungsgeschütze befohlen und in jener Allerhöchsten Ordre vom 6. April gleichzeitig der Generalleutnant Hindersin mit der technischen Leitung des gesamten Artillerieangriffs beauftragt worden. Zu jeder dieser Maßregeln hatte Roon die Initiative ergriffen, wie aus den von seiner Hand geschriebenen Ordreentwürfen ersichtlich. Die telegraphischen Remonstrationen, welche Prinz Friedrich Karl gegen die Ernennung Hindersin's an den König richtete, wurden zurückgewiesen; und erst von da an nahm der Angriff seinen ungestörten Fortgang.

General von Moltke schrieb darüber an Roon:

Berlin, 7. April.

— — Es ist wohl anzunehmen, daß . . . nun die ernstliche und gleichzeitige Beschießung der Stellung durch alle sehr bedeutenden Mittel der Artillerie bewirkt wird.

Die Landung auf dem nördlichen Theil der Insel Alsen halte ich immer noch für die entscheidendste Operation, weil sie durch Vernichtung des dänischen Landheeres den Krieg zu Ende bringt, was durch Wegnahme der Düppelstellung noch nicht erreicht wird. Sie ist aber, vollends jetzt, wo die Ueberraschung wegfällt, kaum anders ausführbar, als unter Mitwirkung unserer Flotte. Auf diese unsichere Eventualität hin können die Batterieen bei Ballegaard nicht armirt gehalten, der ernstliche Angriff auf Düppel nicht ausgesetzt bleiben. Gelingt es indeß unseren Schiffen auszulaufen, so wird bei

sofortiger telegraphischer Benachrichtigung es auch möglich sein, ihnen binnen 24 Stunden in der Alsener Föhrde den nöthigen Schutz durch Strandbatterien zu gewähren, indem dazu schweres Geschütz entweder von der nach und nach ankommenden Artillerie-Verstärkung oder selbst vorübergehend aus der Angriffs-Parallele entnommen und durch gezogene Feld-6pfünder verstärkt wird. — —"

Berlin, 8. April 1864.

Euer Excellenz übersende ich beifolgend s. p. r. den Bericht des Hauptmann v. B. (der sich auf dem Kriegsschauplatze befand) vom 6. d. M. Abends.

Prinz Friedrich Karl hält noch an seinem ursprünglichen Gedanken fest, bei Satruper Holz den Sund zu überschreiten und für diesen Zweck einen Theil der schweren Geschütze in Reserve zu halten. Man hat die zweckmäßige Auskunft ergriffen, dies Geschütz östlich Rackebüll zu placiren. Die Geschütze bleiben dabei nahe zur Hand, wenn man den Uebergang über das Wasser forciren will, was schließlich doch einmal geschehen muß.

Sonntag soll ein allgemeines 3tägiges Feuer eröffnet und dann gestürmt werden.

Mir macht die Sachlage ganz den Eindruck, als ob die Dänen wohl an einem der nächsten Tage die Düppelstellung räumen könnten, um ihre Armee in Sicherheit zu bringen. Die Landung auf Alsen event. auf Fühnen wird dann auf's Neue in Betracht treten.

v. Moltke.

Auch am 11. April teilte General von Moltke weitere Berichte aus dem Hauptquartier des Prinzen mit (vom Oberst von Blumenthal). Darin wird u. a. erwähnt: — — „Die Dänen haben eine Marine-Brigade formirt, die zu kleinen

Landungen benutzt und auf 3000 Mann gebracht werden soll. Sie haben vor einigen Tagen unsern Ulanenposten an der Gjenner-Bucht aufheben wollen, was ihnen nicht gelungen ist. Dann bedrohten sie Apenrade, wo sie uns — durch einen Spion gewarnt — wachsam und verstärkt fanden; und jetzt glaube ich wollen sie nach Fehmarn — — —"

Für die Insel Fehmarn, deren glückliche Ueberrumpelung seinerzeit große Freude erregt hatte, war schon einige Zeit vorher der Minster von Bismarck besorgt gewesen, wie sein nachstehendes, Ende März geschriebenes Billet an Roon zeigt:

„Ist nicht 2 Compagnien in Fehmarn sehr viel zu wenig? Ole Bull wird Succurs von Alsen holen, den Fehmarn-Sund dänisch occupiren, und unsere beiden Compagnieen sind in der Mausefalle, wenn unsere Artillerie nicht besagten Sund beherrscht. Wir haben ja Truppen in Holstein übrig, warum sollten wir die Insel nicht stärker besetzen? Verzeihen Sie mir diese Majors-Betrachtungen.

Ihr v. B.

Bekanntlich wurde die Besatzung Ende März in der That verstärkt, und zwar auch durch Artillerie; und später stellte sich heraus, daß noch weitere Verstärkungen notwendig wurden, weil die Dänen wiederholt versuchten, sich der Insel wieder zu bemächtigen. — —

Wegen Mitwirkung der Flotte an den Unternehmungen gegen Alsen war Roon — in seiner Eigenschaft als Marineminister — auch mit dem Prinzen Adalbert in dauernder Verbindung. Er schrieb demselben u. a. ausführlich am 9. April, um ihn über die Verhältnisse bei der Armee, das Mißlingen des Uebergangs bei Ballegaard 2c. zu orientieren und zugleich aufzufordern, sich dennoch fortgesetzt bereit zu halten, um in einem günstigen Momente einzugreifen. Am 13. April be-

antwortete der Prinz-Admiral dieses Schreiben mit einem sehr eingehenden Berichte über die Situation, in welcher sich die preußischen Seestreitkräfte seit dem Seegefechte bei Jasmund befanden. Am Schlusse dieses Berichtes heißt es: „So sehr ich nun bedaure, meine Mitwirkung einem Unternehmen versagen zu müssen, welches auf die Situation unserer tapferen Armee einen so wesentlichen Einfluß zu üben bestimmt ist, ebenso sehr und noch dringender wird es mir zur Pflicht, die Machtlosigkeit zu betonen, in welcher unsere Marine sich gegenüber der täglich wachsenden Ueberlegenheit Dänemarks zur See befindet ꝛc."

Bekanntlich wurde — wohl hauptsächlich infolge dieses Berichtes, um die Mitte des April die Absicht, die Flotte bei den Unternehmungen des Landheeres mitwirken zu lassen, endgültig aufgegeben.[1])

Inzwischen war der Angriff auf die Düppelstellung seit dem 6. April sehr erheblich gefördert worden. Am 15. April schrieb General Moltke an Roon:

„— — Der auf gestern anberaumt gewesene Sturm ist infolge eines durch Oberstlieut. v. Strubberg (Flügel-Adjutant) überbrachten Schreibens Sr. Majestät des Königs verschoben. Heute Abend wird die 3. Parallele auf 200 bis 250 Schritt vor den Schanzen herangelegt werden; am 16. oder 17. soll gestürmt werden, wenn nichts dazwischen kommt. — — —"

Ebenfalls am 15. April schrieb Feldmarschall Wrangel ausführlich an Roon und übersandte einen genauen Plan von Düppel und aller Angriffsarbeiten und Batterieen. „Die Armee (heißt es dann) ist von einem unübertreffbaren Geist, nach Ruhm und Auszeichnung dürstendem Streben beseelt — um sich so des Vertrauens ihres heißgeliebten theuren Kriegs-

---

[1]) Vergl. S. 466 des Generalstabswerkes.

herrn würdig zu zeigen — und glauben Sie mir, der Sturm würde, auch heute unternommen, gewiß und zuversichtsvoll gelingen — doch des Königs Andeutung gegen den Kronprinzen, aber mehr noch das Schreiben an Prinzen Friedrich Carl, ist die Veranlassung, daß der Sturm noch um ein paar Tage herausgesetzt worden ist. — — Könnte ich an diesem Ehrentage, mit den Waffen in den Händen, meinen Tod finden — dann mein lieber Roon — würde ich der Glücklichste von allen sein und mein König und mein Freund würde mein nie vergessen."

Nach lebhaften Lobsprüchen über Haltung und Leistungen der Infanterie und Artillerie tadelt der Feldmarschall die Kavallerie, die, trotz des sie beseelenden guten Geistes, den Vorposten- und Sicherheitsdienst zu sehr vernachlässige. Das sei 1807 und 1813/14 nie vorgekommen. — —

Am 16. oder 17. April ging die Disposition des Prinzen Friedrich Karl zum Sturm auf Düppel ein. Der König schickte sie sofort an Roon. General Manteuffel war mit der Disposition nicht einverstanden; man könne zwar nicht von weitem urteilen, aber man müsse doch die künstliche Zusammensetzung der Kolonnen tadeln. Wer kommandiert sie? wer die Reserve? wer das Ganze? Dann . . . dann ist nichts als Detail darin, dann — dann gefällt mir die ganze Disposition nicht.

Der König hatte bei Uebersendung hinzugefügt:

B. 17. 4. 64. 3/4 11 Uhr Vrm.

Mit Bezug auf die Anlage, scheint es mir gebothen, den Prinz Admiral zu benachrichtigen, chiffrirt, daß in diesen Tagen es zum Sturm auf Düppel-Schanzen kommen kann, so daß es nöthig erscheint, daß er von heute an, die Dänische Flotte in der Ostsee beschäftigt, damit sie nicht auch noch

zur Unterstützung nach Alsen steuert. Der Prinz müßte zu ergründen suchen, ob etwa eine détachirung zu solchem Zwecke geschehen ist, um dann vielleicht einen Coup zu wagen.

Der Prinz F. K. hat mir die Disposition zum Sturm eben eingesendet und Oberstlieut. v. Strubberg schreibt mir, daß der 18. wahrscheinlich zum Sturm bestimmt sei! — während der Prinz nichts davon meldet. Jedenfalls ist eine Benachrichtigung an den Prinz-Admiral schleunig nöthig. Wenn Manteuffel Ihnen die heutige Meldung noch nicht sendete, so fordern Sie dieselbe gleich von ihm.

Wilhelm.

Unter diesem Briefe findet sich von Roon's Hand die Notiz: „Die Depesche an Prinz Adalbert sogleich aufgesetzt und um 1 Uhr expedirt. v. R.

Nach dem am 18. April ausgeführten siegreichen Sturme, aber bevor nähere Nachrichten vorlagen, berichtet General Moltke wieder an Roon (19. April):

„— — Oberst v. Blumenthal schreibt mir, es habe erst die Ansicht vorgewaltet, man müsse sich mit Besetzung der Schanzen begnügen, ich glaube aber das wäre falsch, wir müssen wenigstens versuchen, beide Linien auf einmal zu bekommen, sonst können wir zum zweiten Male belagern. Ich fürchte, es kann etwas Massacre geben, unsere Leute sind bei ihrer sonstigen Gutmüthigkeit doch sehr erbittert darüber, daß die Dänen bis zum letzten Moment schießen, dann die Gewehre wegwerfen und um Pardon bitten.

Von dem Uebergange der Brigade Goeben nach Alsen, welcher in hohem Grade entscheidend sein mußte, schreibt mir Oberst Blumenthal nichts — — — Nachricht hierüber wäre sehr wünschenswerth. v. Moltke.

General von Goeben hatte bekanntlich nur demonstriert, weil er für einen wirklichen Uebergang die Umstände nicht günstig genug fand.

Gleichfalls sofort nach Eingang der Siegesnachricht schrieb der König, wie es scheint an Manteuffel:

„Ich habe den undämpfbaren Drang der Armee vor Düppel meinen Dank selbst zu sagen. Ich könnte noch heute Abend oder morgen per extra Zug hindampfen und den dritten Tag zurück sein.

Sprechen Sie mit Roon. Was meinen Sie Beide? — Um 4 Uhr bin ich von Magdeburg zurück. Wilh.

„83 Kanonen!

4600 M. u. gegen 100 Offiziere gefangen. Unser Verlust 60 Offiziere, 6 todt und 600 Mann. — Blessirt GLt. Manstein u. Raven leicht, Oberst Bentheim und Korth desgl. —"

Auch den Kronprinzen hatte der König von seiner Absicht in Kenntnis gesetzt, wie nachstehende Depesche zeigt.

Flensburg, 20./4. 6[48] Nm.

Königs Majestät, Berlin.

Alle glückselig über diese unerwartete Freude. Garde im Marsch auf Fridericia, wird in Apenrade festgehalten werden, damit Du sie morgen noch sehen kannst.

Friedrich Wilhelm
Kronprinz.

Der König sandte das Telegramm an Roon mit dem Zusatze: „Ich habe geantwortet, daß die Garde jedenfalls halt machen soll, weil diese Operation, gegen meinen Befehl durch sie begonnen hat. W.

Roon durfte bekanntlich seinen Monarchen auf dieser Reise zum Kriegsschauplatze begleiten und auch seinerseits die siegreichen Truppen begrüßen; er sah dort die Fahnen der vergrößerten Armee mit jungen Lorbeern wieder! Ein schönerer Lohn konnte ihm nicht werden; aber auch eine neue äußere Anerkennung empfing er durch die nachstehende Allerhöchste Ordre:

„Sie haben Mir bei der für den Staat so erfolgreichen Neuorganisation der Armee und in der umsichtigen Verwaltung Ihres umfangreichen Ressorts ausgezeichnet wichtige Dienste geleistet, und haben somit zu den glänzenden Resultaten, welche ein Theil der Armee auf dem Kriegsschauplatze errungen hat, wesentlich beigetragen. Ich ergreife mit besonderer Genugthuung die Gelegenheit Meiner hiesigen Anwesenheit, um auch Ihnen ein öffentliches Zeichen Meiner Königlichen Anerkennung dadurch zu geben, daß Ich Sie zum Chef des Ostpreußischen Füsilier-Regiments No. 33, an dessen Spitze Sie bereits als Commandeur gestanden haben, ernenne. Mögen Sie hierin zugleich einen erneuten Beweis Meines Ihnen gewidmeten persönlichen Wohlwollens erblicken.

Flensburg den 23. April 1864.

Wilhelm

An den Kriegs- u. Marine-Minister General-Lieutenant von Roon.

Die empfangene Auszeichnung war insofern eine besonders große, weil die hohe Ehrenstelle eines Regimentschefs nach sonstigem Herkommen nur den ältesten Generalen der Armee verliehen zu werden pflegt, während Roon sich damals noch in der Generalleutnantscharge befand.

* * *

Inzwischen waren außer dem Schwert auch die Federn sehr thätig. Als am 18. April 1864 die Entscheidung bei Düppel fiel, waren schon seit Wochen diplomatische Verhandlungen im Gange gewesen, welche bezweckten, den deutsch-dänischen Streit durch eine europäische Konferenz zu schlichten. Die englische Regierung hatte bei diesen Bestrebungen die Führung übernommen; sie sowohl wie überhaupt die neutralen Mächte standen damals mit ihren Sympathieen auf seiten Dänemarks, so daß bekanntlich mehr als einmal eine europäische Einmischung und ein allgemeiner Krieg sehr wahrscheinlich wurden. Nur durch diese mindestens sehr wohlwollende Haltung der Neutralen gegenüber der dänischen Regierung erklärt sich auch die Zähigkeit, mit welcher letztere bei jenen diplomatischen Vorverhandlungen und auch während der Londoner Konferenz selbst ihre politischen Ansprüche und Ziele festhielt; hatte sie doch anfänglich sogar die von England gemachten Konferenzvorschläge ganz abgelehnt, weil sie damals (Ende Februar und später) bestimmt darauf rechnete, mit Hilfe von England und Rußland die deutschen Mächte auch ohne Konferenz zum Nachgeben zu zwingen. Andererseits war für die letzteren die Situation nicht ohne Schwierigkeiten: sie wollten sich keinenfalls in den Arm fallen lassen, aber sie wünschten ebenso dringend eine europäische Verwickelung, bei welcher die damalige Konstellation ihnen ungünstige Chancen bot, zu vermeiden. Die Verhandlungen mußten also nicht nur mit zielbewußter Thatkraft, sondern auch mit großer Behutsamkeit geführt werden, um die Neutralen nicht zu verletzen und immer wieder zu beruhigen. Das nächste Ziel — welches aber nicht bemerkt werden durfte — war, vor allem für Preußen, den Termin für den Zusammentritt der Konferenz, da man diese selbst nicht vereiteln konnte, wenigstens möglichst lange hinauszuschieben. Denn man wollte auf der

Konferenz keinenfalls erscheinen, bevor ein entschiedener Erfolg auf dem Kriegsschauplatze erreicht worden war; und es war einer der ersten, nicht unwichtigen diplomatischen Erfolge Herrn von Bismarck's, daß es ihm in der That gelang, ohne sich mit den Neutralen zu brouillieren — jenes Ziel zu erreichen: die erste allgemeine Sitzung der Konferenz fand bekanntlich am 24. April, acht Tage nach dem Siege von Düppel, statt. Dabei wirkt die Erinnerung erheiternd, daß gerade Bismarck's intimste Gegner: der deutsche Bund und dessen Vertreter — Herr von Beust (!) ihm dazu dienen mußten, seine Absicht durchzusetzen. Denn die nachträglich beantragte Heranziehung des deutschen Bundes zu der Konferenz — welche preußischerseits mit ernster Miene für unerläßlich wichtig erklärt wurde — hat bekanntlich den Beginn der Konferenzarbeiten nicht unerheblich verzögert.

Noch lieber freilich hätten die preußischen Staatslenker es gesehen, wenn sie die Konferenz überhaupt hätten verhindern können. Denn gutes hatten sie nach der damaligen Situation von ihr keinenfalls zu hoffen. Roon sowohl wie die übrigen militärischen Führer verabscheuten überhaupt alle diplomatische Einmischung, welche bisher noch niemals den Erfolgen der preußischen Waffen entsprochen hatte; und um die Nachteile solcher Intervention möglichst zu vermindern, drangen sie nun mit um so größerem Eifer auf eine möglichst energische Fortsetzung der militärischen Operationen, eine Absicht, welche durch die am 29. April erfolgende Besitznahme der von den Dänen geräumten Festung Fridericia auch noch begünstigt wurde. — In diesem Sinne und als Resultat der in denselben Tagen stattgehabten Beratungen schrieb General von Manteuffel (am 30. April) u. a. an Roon:

„. . . ich bin der Ansicht, Gen.-Lt. Falckenstein das Commando (in Jütland) und Generallieut. Moltke zum Feld-

marschall (Wrangel) noch heute Abend! Der Feind ist demoralisirt und sucht seine Hilfe wo anders, als in der eigenen Kraft. Wären wir gleich nach Düppel auf Fridericia gerückt, so hätten wir es mit den Oesterreichern gemeinschaftlich nach kurzem Kampfe genommen; jetzt bin ich der Ansicht, so schnell als möglich nach Alsen und nach Fühnen. Ist der Feind ganz demoralisirt, so gelingt beides; stecken doch politische Finten dahinter, so wird es Nothwendigkeit, sie zu durchhauen, und das geschieht durch rasches, kühnes, energisches Handeln. Ich erachte es für zu wichtig, daß Gen.-Lt. Moltke sogleich abreist . . . es ist zu wichtig, daß die richtige Organisation in das Hauptquartier kommt. Falckenstein kann dann auch zeigen, was er kann, während man heute sagt, er habe die Oberkommando-Sachen mehr oder minder verwickelt. Die Situation ist militärisch und politisch so wichtig, daß die Hinsendung des Chefs des Generalstabes gerechtfertigt ist."

* * *

General von Moltke übernahm bekanntlich schon am 2. Mai die Geschäfte als Stabschef beim Oberkommando. Die Verhandlungen der Londoner Konferenz ließen indessen einen für die Erreichung weiterer militärischer Erfolge ungünstigen Ausgang befürchten. Unter diesem Eindrucke telegraphierte Roon am 6. Mai (chiffriert) an Feldmarschall Wrangel, Veile:

„Der König befiehlt: Die Festung Fridricia darf nicht vertheidigungsfähig bleiben, wenn wir sie verlassen. Abschluß eines Waffenstillstandes, der die Räumung mitbedingt, scheint nahe. Daher muß sogleich geschehen, was noch geschehen kann. Es scheint entsprechend, wenn der Platz auf seiner Nordfront geöffnet wird. Nächste Conferenz-Sitzung: Montag den 9ten d. M.! Der Kriegsminister v. Roon.

Die am 12. Mai beginnende Waffenruhe beließ alle Truppen beider Parteien in den innegehabten militärischen Positionen, so daß die Sorge wegen Fridericias hinfällig ward.

Aber auch sonst war die Spannung und Sorge gerade in jenen Wochen, in denen die Londoner Konferenzverhandlungen stattfanden, für Roon sehr groß. Wußte er doch, wie viel auf dem Spiele stand, wenn diese glücklich begonnene Aktion etwa politisch resultatlos im Sande verlief. Am 24. Mai schrieb er u. a. an Moritz von Blanckenburg:

„Ob ich etwas zur Regulirung meiner alten Nerven in diesem Sommer werde thun können, hängt von Lord Pam, Louis Napoleon und einigen anderen hochgestellten Schelmen ab. Wenn wir wieder losschlagen, so kann ich schwerlich fort . . . Uebrigens stehen unsere Actien nicht schlecht, da unsere Politik im Ganzen und Großen obsiegen wird, wie ich hoffe. Die Annexion und ihre Möglichkeit wird übrigens nicht in London, sondern in Wien entschieden werden, da wir die Verbindung mit Oesterreich höher veranschlagen als alles andere. Es kommt nur darauf an, ob man in Wien die Herzogthümer uns lieber gönnt als dem Augustenburger, denn die Trennung von Dänemark ist nicht mehr zweifelhaft. Wenn man in Wien die nöthige Courage vorräthig hat, so wird man — gegen Compensationen — dort auch geneigter sein, uns die Vergrößerung zu gönnen, als der Augustenburger Herrschaft zuzustimmen, und das ist jetzt die alleinige Alternative. Sonderbar, daß der größte Widerstand gegen Preußens Vergrößerung bei uns selbst in einem gewissen Lager anzutreffen ist. Umsonst können wir aber nicht gefochten haben!“

* * *

Wenige Tage später schienen aber die Befürchtungen, daß die Londoner Verhandlungen doch einen ungünstigen Aus-

gang nehmen könnten, wieder zu überwiegen. Es handelte sich um Verlängerung der Waffenruhe, und die deutschen Bevollmächtigten hatten den Antrag gestellt, daß der Herzog von Augustenburg als Souverän eingesetzt werden sollte. Die entschiedene Ablehnung dieses letzten Antrages seitens der Dänen nicht nur, sondern — glücklicherweise — auch seitens der Neutralen war noch nicht bekannt, als Roon sich gedrungen fühlte, seine Besorgnisse über zu große diplomatische Nachgiebigkeit ausführlich zu Papier zu bringen. Es geschah dies in folgendem an Herrn von Bismarck gerichteten Schreiben:

„Die Armee hat keine Berechtigung zu politischen Meinungs-Aeußerungen; sie ist das Instrument, von dem die Politik den geeigneten Gebrauch macht, dessen Existenz für den wirksamen Erfolg der diplomatischen Action zwar unentbehrlich, auf den dieser letzteren zum Grunde liegenden politischen Gedanken indeß niemals bestimmend einwirken darf.

Dieser Satz, theoretisch oder in abstracto vollkommen richtig, erleidet doch in seiner praktischen oder concreten Anwendung mancherlei Einschränkungen.

Es gab und giebt kaum eine Armee, welche sich lediglich als politisches Instrument, als Lanzette für den diplomatischen Operateur auffaßt und begreift; selbst bloße Landsknechte und Söldner werden, darüber hinaus, eigene durch Standes-Interessen oder Vorurtheile diktirte Empfindungen und Vorstellungen, Sympathien und Antipathien haben, die man nicht ungestraft ignoriren darf, weil die völlige Nichtbeachtung dieser Eigenschaften des Instrumentes seine Schneidigkeit und Brauchbarkeit in Frage stellen würde. Und je entwickelter das Standesgefühl in einem Heere sich befindet, desto empfindlicher und kitzlicher wird es für alles, was seine Interessen und Vorurtheile verletzt oder zu verletzen scheint. Ist aber die

Politik in ihrer Ausübung die Kunst, welche mit Interessen und Vorurtheilen zu rechnen hat, so wird sie sich auch ihre Aufgabe nicht dadurch leicht zu machen suchen dürfen, daß sie diese oder jene theoretisch nicht berechtigt scheinenden Interessen bei ihrem Calcül außer Betracht läßt . . .

Aber genug solcher allgemeinen Sätze!

In ihrer Anwendung auf unsere gegenwärtige Situation komme ich zu folgenden Resultaten:

1. Der Widerwille unserer Armee gegen die Fortdauer eines Waffenstillstandes, dessen Bedingungen — gleichgiltig durch wessen Verschulden sie stipulirt wurden — in ihrer Unbestimmtheit, Zweideutigkeit und offenbaren Nachtheiligkeit, den Besiegten zum Herrn in einem ihm mit den Waffen abgenommenen Lande, den Sieger eben daselbst zu einem kaum geduldeten Gaste in einer Herberge machen, dessen Dasein ihm durch alle Mittel raffinirter Chicane und Prellerei verleidet werden kann — dieser Widerwille ist m. E. völlig begreiflich und berechtigt.

2. Dieser Widerwille ist aber zugleich sehr beachtenswerth. Für die Würdigung diplomatischer Finessen fehlt in der Armee das entsprechende Organ; desto reger ist die Empfindung für die Unleidlichkeit der täglich gefühlten Demüthigung und Vernachlässigung der eigenen Interessen. Die Armee aber — und zwar nicht bloß die von den nachtheiligen Verhältnissen in Jütland unmittelbar betroffenen Truppen — legt die Nachtheile der Situation der Regierung und zwar zunächst den leitenden Organen ihrer Politik zur Last, und diese Imputation findet ihren Reflex in der Volksmeinung; nicht die Presse, sondern alle aus Jütland ins Vater-

land kommenden Briefe tönen davon wieder. — Stützt sich aber eine Regierung — und dies ist unser Fall — vornehmlich auf den bewaffneten Theil des Volkes und dessen Angehörige, so ist die Meinung des Heeres über das politische Thun und Lassen der Regierung gewiß nicht gleichgiltig.

3. Dieser letztere Satz findet seine allgemeine Anwendung, abgesehen von den jütischen Waffenstillstands-Verhältnissen, in vollstem Maße auch in Bezug auf die künftigen Friedensbedingungen. Die Armee, mit Freuden bereit, Blut und Leben für Preußens Ruhm und Erweiterung ferner hinzugeben, würde es als tiefe Kränkung empfinden, wenn — was hoffentlich nicht zu besorgen — ein fauler Frieden zu Stande käme. Volle Genüge würde nur die Einverleibung der Herzogthümer gewähren. Aber man hat auch in der Armee eine dunkle Vorstellung von den einem solchen Arrangement feindlichen Strömungen in gewissen hohen Regionen und erwartet daher nicht das Höchste, sondern nur Angemessenes und Preußens Würdiges. Man vertraut dem bisher als glücklich und geschickt bewährten Piloten, daß er, durch alle Klippen hindurch, das Schiff in einen sturmsicheren, guten, nicht in einen bloßen Nothhafen leiten werde, in welchem zu verweilen eben so unmöglich sein würde als ihn wieder zu verlassen. Es ist überflüssig zu sagen, daß ein solcher Ausgang aller bisherigen ruhmvollen Operationen unserer Politik — das unrühmliche Ende des jetzigen Regiments in Preußen sein würde!

Berlin, 29. Mai 1864. v. Roon.

Auch in den nächsten Tagen waren Roon's bezügliche Besorgnisse noch nicht gehoben, wie aus seiner Korrespondenz mit Moritz von Blanckenburg hervorgeht. Blanckenburg hatte geschrieben: „... ich habe das Buch von Warnstedt gelesen und muß sagen, daß dadurch die Augustenburger Aktien steigen .... Würde nicht ein Dorf von Schleswig abgeben; würde mit dem Augustenburger demonstriren und prozessiren und, je nachdem, ihn einsetzen — wenn er Urfehde schwört und wir preußische Bataillone in Rendsburg und Kiel behalten" ... Darauf antwortete Roon (am 31. Mai) u. a.: „... ich bin Deiner Meinung: nicht ein Dorf von Schleswig möchte ich abgetreten sehen; leider hat sich Otto (Bismarck), wie ich fürchte, schon auf einen andern Boden gestellt; ich meine er hätte es nicht nöthig gehabt, denn an das Gespenst eines großen Europäischen Krieges glaube ich für jetzt nicht ..."

An demselbem Tage hatte Graf Bernstorff in London neue Instruktionen für die Konferenz erhalten; Roon fügte, nach Einvernehmen mit Bismarck, solche für Oberstleutnant von Stiehle (der nach London gesandt worden war) hinzu. Stiehle sollte dadurch „die Qualität eines militärischen Souffleurs und Wörterbuchs" für Bernstorff beigelegt werden. — —

Auch die allgemeinen Armee-Angelegenheiten beschäftigten Roon in diesen Tagen wieder lebhaft; denn am 3. Juni legte Manteuffel eine Promemoria über Avancements-Verhältnisse und höhere Stellenbesetzungen vor mit dem Hinzufügen, er erachte es für erforderlich, daß Roon selbst dem Könige darüber Vortrag halte und seine Ansichten ausspreche.

Ebenso blieb Roon in direkter Verbindung mit General Freiherrn von Moltke. Dieser schrieb ihm u. a.:

Louisenlund bei Schleswig, 5. Juni 1864.

Ew. Excellence geehrtes Schreiben vom 2ten d. M. habe ich erhalten. Nachdem die Konferenz in London an diesem Tage zu keinem Resultate geführt hatte, sind diesseit alle Anordnungen getroffen, dahin, daß am Mittag des 11. Juni alle 3 Corps in sich concentrirt stehen. Der Anmarsch beginnt im allgemeinen nicht vor dem 8ten d., so daß er contremandirt werden kann, wenn in der Sitzung morgen den 6ten eine Verlängerung der Waffenruhe beliebt und die Nachricht davon baldig und offiziell hierher mitgetheilt wird.

Sehr unerwünscht wäre eine Verlängerung auf sehr kurze Fristen, da jedesmal eine Concentration 6 Tage vor Ablauf befohlen werden muß.

Schwerlich wird man in London für die Verlängerung der Waffenruhe bessere Bedingungen jetzt noch durchbringen, als die einmal acceptirt sind. Das Verhältniß einer Armee im eroberten Lande, welche dennoch gehalten sein soll, „de ne pas entraver la marche du gouvernement ordinaire“ dieses selben Landes — ist ein sehr eigenthümliches. Wir gehen von der Ansicht aus, daß die Armee sich ihr Recht überall selbst nimmt, daß sie Vergehen gegen ihre Sicherheit und Autorität vor ihr eigenes Forum zieht und nach ihren eigenen Gesetzen aburtheilt. Ohne Reibungen kann das nicht abgehen, und es laufen täglich Beschwerde-Briefe vom Königl. Dänischen Commissar ein. Das Oberkommando läßt sich auf keine prinzipielle Discussion ein, sondern erledigt jeden einzelnen Fall so gut es geht. General Falckenstein erledigt die Dinge im Norden mit Energie, die nicht ohne Erfolg bleibt, dort ist einige Mäßigung nöthig, um nicht wirklich die Bedingungen des Waffenstillstandes zu überschreiten.

Rühmend anzuerkennen ist der Gehorsam des Oesterreichischen Corps-Commando's.

Für die nächsten Operationen ist allerdings eine größere Anzahl von Ruderern nöthig. Ich möchte nicht gern die Intentionen meines Commandirenden [1]) durchkreuzen, aber es scheint mir vollkommen zu genügen, wenn 2, höchstens 3 Pontonnier-Compagnien in der Friedensstärke zu den schon vorhandenen hinzutreten.

Sie müßten wenn möglich am 10ten, spätestens am 11ten in Flensburg eintreffen, was sich von Berlin aus wohl noch nach Eingang des Resultats der Conferenz vom 8ten bewirken läßt.

Das Eintreffen einiger kleinerer Dampfschiffe in Flensburg und Kolding wird unser vortrefflicher Armee-Intendant besorgen.

Wegen einer bedeutenden Zahl kleinerer Kielboote wird das Nöthige von hier aus verfügt werden.

Für eine Expedition gegen Fühnen stehen nur Oesterreicher unmittelbar à portée. Das 3te Corps muß dazu erst nach Veile herangezogen werden.

Die Dänen stehn, soweit hier bekannt, noch mit 10 Bats. u. 20 Escadrons 3 Batterien nördlich des Liimfjord, und geben uns durch ihr Vorgehen vielleicht die Gelegenheit zu einer Schlacht im freien Felde. Das wäre das Wünschenswertheste. Muß diese Hoffnung aufgegeben werden, so bleibt nur Fühnen, wo allein den Dänen der Todesstoß versetzt werden kann.

Diese Operation war, wie Euer Excellence bekannt, Anfangs Mai beabsichtigt und vollkommen vorbereitet. Sie wurde verzögert, nicht durch eine Weigerung, aber durch die

---

[1]) Dies war bekanntlich seit kurzem Prinz Friedrich Karl statt des abberufenen Feldmarschalls Wrangel.

an und für sich ganz begründeten Bedenken der Oesterreicher; dann ganz verschoben durch den Waffenstillstand.

Wenn aber die Landung auf Fühnen sich als das einzige Mittel erweisen wird, Dänemark zu zwingen, werden die Oesterreicher jedenfalls mitgehen, und ich glaube, daß man sie füglich gar nicht davon ausschließen kann. Die Sache wird von Veile und Kolding aus durch preußische und österreichische Brigaden, und zwar in der Stärke von mindestens 20 bis 25 000 Mann auszuführen sein. Das Commando muß dann der Prinz Friedrich Karl selbst übernehmen.

Für die politischen Mittheilungen bin ich sehr dankbar. Ich habe darin kein Urtheil. Soll das Land selbst befragt werden, was in diesem ganz besonderen Falle doch nicht ganz ungereimt wäre, so scheint mir die Fragstellung:

1. deutsch oder dänisch? dann dem deutschen Theil
2. augustenburgisch oder preußisch?

Viele der großen Grundbesitzer und höheren Verwaltungsbeamten würden sich jetzt in letzterer Richtung aussprechen.

In aufrichtiger Verehrung

v. Moltke.

Am 7. Juni schrieb Roon an Bismarck:

„Der König hat die von mir vorgelegte Ordre wegen Verstärkung der Pontonniere auf dem Kriegsschauplatze zu zeichnen sich bis dahin vorbehalten, wo Sie ihm über Annahme oder Ablehnung der 14tägigen Fortdauer der Waffenruhe Vortrag gehalten hätten. So wenig wahrscheinlich es mir auch ist, daß die Ablehnung vorgezogen worden, daß mithin die Beeilung der Pontonnier-Frage geboten ist: so bitte ich dennoch, daß Sie mir hierunter mit zwei Worten sagen

möchten, wohin das Zünglein der Wage sich geneigt, damit ich in keinem Falle versäume, zeitgerecht das Nöthige zu thun.

Herzlichst

v. Roon.

und Bismarck antwortete: „Oestreich hat bereits nach London für 14 Tage Verlängerung instruirt, allein unter der Bedingung daß wir einverstanden. Se. Maj. war, in Abneigung Stintenburg [1]) wehe zu thun, von Hause aus Advokat der von Ihnen heut bekämpften Ansicht, jeder Vertretung derselben durch mich vorbeugend. Verlängerung auf 14 Tage also anzunehmen und stelle ich anheim Ober-Commando demgemäß zu instruiren.

Ihr

v. B.

In Rücksicht auf die Stimmung der Neutralen gewährte Preußen denn auch bekanntlich — trotz aller oben erörterten Bedenken — die Verlängerung der Waffenruhe bis zum 25. Juni. Damit war die Expedition nach Fühnen bis auf weiteres aufgegeben; und in den am 24. Juni abgeschlossenen Karlsbader Abmachungen wurde bald darauf von dem Uebergange nach Fühnen erneut Abstand genommen und zunächst die Besitzergreifung von Alsen und ganz Jütland als Ziel der gemeinsamen Operationen Preußens und Oesterreichs bezeichnet.

Zu den Konferenzen in Karlsbad befand sich, wie bekannt, König Wilhelm seit dem 18., Minister von Bismarck seit dem 19. daselbst, sodaß direkte Besprechungen mit Kaiser Franz Joseph und Graf Rechberg stattfinden konnten. Auch Roon ging am 23. Juni nach Karlsbad, wo er die Siegesfreude über die Eroberung von Alsen miterlebte, kehrte aber

[1]) Gut des Grafen Bernstorff, des Botschafters in London.

Anfang Juli nach Berlin zurück, während der König zur Kur in Karlsbad blieb und in seiner unmittelbaren Umgebung auch Bismarck.

Dieser schrieb u. A. am 8. Juli:

Lieber Roon

ich weiß nicht, durch wen die Mittheilung hierher gelangt ist, Wrangel beabsichtige den König hier zu besuchen. Lauer deprecirt dagegen. Er sagt die Kur verlaufe, ungeachtet Se. Maj. nicht unter 3 bis 4 Glas Sect bei 3 Becher Sprudel trinken, so unerwartet gut, daß er sich vor jeder Aenderung in der täglichen Lebensgewohnheit und Umgebung des Königs fürchte. Der Feldmarschall werde ihn geniren und aus dem Behagen bringen, ernst und eindringlich reden, u. dergl. mehr. Ich kann dem alten Herrn nicht schreiben er solle fortbleiben, nur melden was Lauer sagt, und Ihnen überlassen, ob Sie es utilisiren können. Sehr in Eile, trotz dem Bummler-Leben, aber stets im Train.

Ihr

v. B.

Weitere Korrespondenzen mit Bismarck in jenen Tagen, meist in Chiffretelegrammen geführt, beziehen sich u. a. auf eventuelle Unternehmungen der österreichischen und preußischen Flotte. Diese letzteren, sowie eine neu geplante Unternehmung gegen Fühnen, kamen aber bekanntlich nicht zur Ausführung, da Dänemark zuerst unter der Hand und am 15. Juli amtlich den Regierungen von Preußen und Oesterreich den Wunsch zur Einstellung der Feindseligkeiten und Anknüpfung von Friedensverhandlungen hatte ausdrücken lassen.

Letztere begannen (nach Abschluß einer Waffenruhe einstweilen bis 31. Juli) — wie bekannt — am 25. Juli in Wien; Preußen war dabei durch den Ministerpräsidenten

von Bismarck selbst vertreten; um Auskunft über militärische Fragen zu geben, war Oberstleutnant von Stiehle zu seiner Verfügung gestellt worden und aus dem Hauptquartier der verbündeten Armee daher gleichfalls nach Wien gegangen. Roon dagegen begleitete den König nach Gastein.

Von Wien aus schrieb Bismarck am 25. Juli:

Lieber Roon

im Begriff zur Conferenz zu gehen, zwei Zeilen. Der Hannoveraner schlug mir eben vor[1]), durch Räumung Rendsburgs und Einrücken von Hannöverischen Truppen ihnen militärische Satisfaction zu geben, dann wollten sie nachher aus Holstein ganz abziehen.

Ich sagte das ginge nicht, der König glaubte Seinerseits Satisfaction durch Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen, die unsere Posten angegriffen, zu fordern zu haben. Ich kann in der Sache ohne Auftrag Sr. Maj. nicht verhandeln, und müßte erst selbst bei'm Könige sein, ehe ich mich damit befaßte. — Schiffe in Waffenruhe nach dem Kampfplatz halte ich nicht für ehrlichen Krieg. Rechberg sehr betroffen über den Gedanken.

Eiligst Ihr

v. B.

Am folgenden Tage (26. Juli) rapportierte Oberstleutnant von Stiehle an Roon, er sei soeben in Wien angekommen ꝛc. . . . „Es geht hier aus Allem der entschiedene Widerwille

---

[1]) Bekanntlich war es am 17. Juli zu Rendsburg zu Händeln zwischen den Bundestruppen (Sachsen und Hannoveranern) und Preußen gekommen, und der Konflikt durch Räumung von Rendsburg seitens der ersteren, sowie Besetzung durch preußische Truppen am 21. Juli einstweilen beseitigt worden.

hervor, die Operationen auf die beiden dänischen Inseln auszudehnen und die Kaiserliche Escadre in die Ostsee oder in das Kattegat zu senden.

Ich brachte hierher die Anschauungen des Hauptquartiers mit, daß, wenn Englischen Drohungen einmal Trotz geboten würde, es den Krieg sicherer und schneller beenden würde, wir gingen mit Hilfe der Flotte (von Ebeltoft bei Horsens aus) nach Seeland, statt nach Fünen, weil nur die Bedrohung von Kopenhagen die dänische Demokratie bezwingen kann.

Wird aber selbst nur die dänische Escadre durch die Nordsee-Flotille wie bisher festgehalten, so läge die Expedition einer Division des 2ten Armee-Corps von Rügen oder Stralsund aus nach Seeland mit Hilfe unserer Ostsee-Escadre nicht außer der Möglichkeit, wir halten während der Zeit die feindliche Armee am kleinen Belt fest.

Alle diese Betrachtungen werden müßig, wenn heute oder morgen ernsthafte Friedens-Basen gewonnen werden, — es sind nur noch fünf Tage bis zum Wiederbeginn des Krieges!

Hier ist Alles mit dem Rendsburger Vorfall beschäftigt und — erregt. Feldm. Lt. von Franckh sagte mir jedoch: Bestätigt sich eine ernsthafte Bedrohung der Preußischen Lazarethe durch die Hannoveraner, dann kann Niemand Ihnen das eingeschlagene Verfahren verdenken. — —"

Die Friedensunterhandlungen nahmen bekanntlich einen sehr schnellen und glücklichen Verlauf. Dänemark mußte sich überzeugen, daß von den Neutralen keine Hilfe mehr zu hoffen war, und gab infolgedessen allen Widerstand als nutzlos auf.

Schon am 3. August konnte Roon seiner Gemahlin aus Gastein mitteilen:

„... ich eile Dir zu sagen, daß Alles gut steht, sowohl die vaterländischen Angelegenheiten einschließlich der Gesundheit

des Landesvaters, als die der Familie, namentlich des Hausvaters. Gestern Abend kamen unter einem krachenden Donnerwetter Moritz (Blanckenburg) u. Th., später auch Bismarck glücklich hier an. Die Freude war groß, auch die des Königs, der Bismarck die gnädigsten und herzlichsten Worte adressirte, wegen des glücklich und glorreich hinausgeführten Friedenswerkes, welches in der That auch alle Erwartungen übertrifft. Zwar ist der eigentliche Friedensschluß noch nicht erfolgt, aber abgesehen davon, daß Bismarck hofft, er werde in 3 Wochen etwa zu Stande kommen, da es sich blos noch um Formalien und Nebenbedingungen handelt, so ist auch die Hauptsache wirklich geleistet, da die Dänen den Verbündeten die drei Herzogthümer abtreten und wir bis dahin Jütland unter den gegenwärtigen Bedingungen im Besitz behalten; und dies Alles ist in aller Form stipulirt und von den beiderseitigen Regierungen genehmigt und verbrieft! Wir werden nun unsere Truppen reduziren und theilweise ins Vaterland zurückziehen, da gleichzeitig ein bis zum Friedensschluß dauernder Waffenstillstand ausgemacht ist. Das Uebrige wirst Du binnen Kurzem in den Zeitungen lesen, also basta!

Wie dies Alles so glücklich gekommen, das ist Gottes Wille, der den Uebermüthigen in Kopenhagen plötzlich Verzagtheit ins Herz goß, und wenn man die weiteren Nebenumstände kennt, die sich aber zur brieflichen Mittheilung nicht eignen, so muß man Gott doppelt danken . . .

. . . Der König reist am 14. oder 15ten von hier ab, nach Baden? nach Wien? Ersteres wahrscheinlich, letzteres nur möglich, aber sehr wünschenswerth; ich muß aber, um 21 Bäder zu nehmen, noch einige Tage länger bleiben, weil ich alle Donnerstage ausgesetzt habe und aussetzen mußte, da ich meine Vorträge nicht aussetzen konnte, und geistige Anstrengung sich mit dem Baden nicht verträgt.

Abends. Wir sind heute hier viel herumgestiegen d. h. Moritz, Th. und ich, und Nachmittags war auch Bismarck mit seinem „zerknüllten Hut" in unserer Begleitung. Beschreibungen nutzen nichts, besonders schriftliche, wenn man nicht sehr ausführlich sein kann, und für mündliche Mittheilung muß auch noch etwas übrig bleiben. — M. u. Th. bleiben bis zum 6ten hier. Giebts Gott, spritzen wir dann mitsammen in die „Futsch", worauf sie über Gosau und Aussee Brück rc. nach Wien fahren . . . Was meine ferneren Pläne anlangt, so ist das wahrscheinlichste, daß ich am 20. August, vielleicht einige Tage früher oder später, wieder in Berlin sein werde . . .

W. Gastein, 10. August 64.

. . . in Pommern könnte ich unter allen Umständen nicht vor dem 20ten sein, obgleich ich nicht mit nach Wien gehe, was mir und Dir sehr lieb sein muß, wegen der damit verbundenen Hetze. Der König reist am 15., vielleicht erst am 16. von hier ab, will aber erst am 20. in Wien anlangen, weil am 18. des Kaisers Geburtstag ist; er wird 3 Tage dort bleiben, dann nach Baden peitschen und am 9. oder 10. September in Berlin sein, vielleicht auch später . . .

Der König hat heute 3 Gemsen geschossen, das sind die 3 Herzogthümer, und eine 4te krank geschossen, das ist Jütland. Ich bin nicht mit gewesen, weil ich mich schonen und pflegen muß . . .

Den 14. August . . . ich bin im Begriff zum Könige zu gehen, wo es sich um eine sehr wichtige Entscheidung handelt, habe daher nicht mehr die rechte Ruhe zum harmlosen Plaudern. Daß ich nicht mit nach Wien gehe, ist mir sehr lieb. Die 3 Tage dortiger Hetze werden nicht aufgewogen durch ein Couvert an Kaiserlicher Tafel oder durch

ein paar gnädige Worte, und was ich mir aus etwaigen Orden mache, das weißt Du. Die Hetze bei schlechtem Wetter könnte ohnehin die günstigen Folgen meiner Kur in Frage stellen. Also tröste Dich darüber! mir ist's ganz recht. An Verdienst ist dort nichts zu erwerben und eitler Ehre sollen wir nicht nachjagen."

* * *

Der König war, von Bismarck und dem Generaladjutanten von Manteuffel begleitet, nach Wien abgereist. Von hier aus empfing Roon, kaum nach Berlin zurückgekehrt, den Allerhöchsten Auftrag zu einer Reise in ganz anderer Richtung: vorläufig durch ein Telegramm wurde er angewiesen, sich demnächst in das Lager von Chalons zu dem Kaiser der Franzosen zu begeben.

Diplomatische Rücksichten hatten den König bewogen, dem französischen Kaiser gerade damals einige Artigkeiten zu erweisen. Auf die in dieser Hinsicht an den preußischen Gesandten gemachten Eröffnungen hattte dieser am 19. August aus Paris telegraphisch geantwortet:

„. . . ich habe dem Kaiser gegenüber zur Sprache gebracht, daß es Sr. Majestät dem Könige angenehm sein würde, Preußische Offiziere in Chalons und Französische in Berlin zu sehen. Der Kaiser erwiederte, daß es ihn ebenfalls sehr freuen würde. Von meinem Standpunkte möchte ich empfehlen, bei Auswahl der Personen Bedacht zu nehmen, daß keine politische Mission vermuthet werden könne. Diesfallsige falsche Auffassungen im Publikum würde den Kaiser sehr in Verlegenheit setzen.

Nach anderweitigen vertraulichen Erkundigungen wünscht man wegen sehr beschränkter Räumlichkeiten, daß der General keine zu zahlreiche Begleitung habe . . .

Der Kaiser hat in erwarteter Weise Bedauern über Nicht-Begegnung mit Hoffnung auf künftiges Jahr und dem Bemerken geäußert, daß ja keine brennende Frage zur Verständigung vorliege. Ich habe befohlenermaßen geantwortet und mich jeder Andeutung anderweiter Pläne vorläufig enthalten.

Der Kaiser reist nicht vor dem 25ten, wahrscheinlich am 26ten in das Lager. Ich bitte mich jetzt baldigst zur Anmeldung unter Nennung des Generals in den Stand zu setzen.

Goltz.

Infolgedessen war Roon auf Allerhöchsten Befehl zum Chef dieser militärischen Mission bestimmt und empfing durch ein Königliches Handschreiben, datiert Wien, den 21. August, seine Instruktion.

Dieselbe wies vor allem darauf hin, daß Se. Majestät wünschten, „alles zu vermeiden, was der Reise den Charakter einer politischen Mission geben könnte. . . . Ihre bloße Anwesenheit bei den Manövern wird dazu dienen, unsere freundlichen Beziehungen zu documentiren. Ich wünsche daher, daß Sie selbst jede Initiative zu politischen Eröffnungen vermeiden und den militärischen Charakter Ihrer Mission aufrecht erhalten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Ihnen von amtlichen Personen eine solche entgegengebracht werde; aber der Kaiser selbst wird vielleicht im Gespräch mit Ihnen die politische Lage berühren. In diesem Falle wollen Sie sich auf den Standpunkt stellen, daß Ich die freundlichen und nachbarlichen Beziehungen zu Frankreich zu wahren und enger zu machen wünsche, und daß Meine Regierung in diesem Sinne zu wirken bemüht ist. Es wird nicht schaden, wenn Sie in diesem Punkt eigene persönliche Wünsche für größere

Annäherung und intimere Beziehungen etwas stärker und lebhafter in den Vordergrund treten lassen, indem Sie dabei festhalten, daß Sie keine politischen Instructionen haben. Meinen Gefühlen der Achtung und Sympathie für den Kaiser können Sie einen lebhaften Ausdruck geben. Sie werden aber dabei immer im Auge behalten müssen, daß von unserer Seite keine Aeußerung fallen darf, welche nicht an den anderen Höfen, und namentlich in Wien, bekannt werden könnte; denn Wir haben keine Sicherheit, daß nicht dahin Mittheilungen darüber gemacht werden würden.

(gez.) Wilhelm.

Es folgte nun noch mehrfacher Depeschenwechsel mit Bismarck und Manteuffel, durch welchen die zur Begleitung bestimmten Offiziere, der Tag der Abreise rc. festgesetzt wurde. Graf Goltz teilte mit, daß der Kaiser erst am 28. August nach Chalons abgehen und 4—5 Tage da bleiben würde. Ferner erbat und erhielt Roon die Erlaubnis, auch den Kriegshafen von Cherbourg zu besuchen, der ihn in seiner Eigenschaft als Marineminister interessierte.

Roon trat am 26. mit seinen Begleitern die Reise an. Er schrieb darüber an seine Gemahlin:

Cöln, 27. August 1864.

Gestern Abend wohl, aber müde angekommen .... fand ich verschiedene Depeschen vor. Ihr Inhalt besagt, E r wird erst am 29ten ins Lager kommen und uns nicht vor dem 30ten Morgens dort sehen. Wir haben daher hier auf einmal 24 Stunden übrig, die ich natürlich vorzugsweise in Bonn zubringen werde. Ich denke .... übermorgen in Chalons (Hôtel de la Cloche) um 5 Uhr Nachm. anzulangen und andern Morgens nach dem Lager zu fahren. Er bleibt bis Freitag den 2ten, ich natürlich nicht länger, gehe dann

also, wenn ich die Erlaubnis für Cherbourg erlange, nach Paris u. s. w. . . .

Im Grunde genommen ist diese ganze kleine Reise eine große Thorheit, nachdem man ihr jeden politischen Beigeschmack zu nehmen so besorgt gewesen ist; aber sie muß nun doch gemacht werden. . . .

Nancy, 29ten August 64.

. . . Da bin ich noch in Nancy, das ich schon heute Mittag verlassen sollte. Er hat zum zweiten Male seine Abreise verschoben, kömmt nun erst morgen ins Lager und will mich erst übermorgen empfangen. Danach werde ich morgen Mittag nach Chalons abreisen, um dort eine Nacht zu schlafen und am andern Morgen ins Lager zu fahren, d. h. vorausgesetzt daß nicht noch eine neue Aenderung eintritt, was ja sehr möglich ist. Auf diese Weise kann ich vielleicht hier noch eine lächerliche Person werden. Hätte mir der König nicht untersagt, über Paris zu gehen, so würde ich dort mit mehr Anstand u. Vergnügen haben warten können. — (Später) So eben überfiel mich der Oberst des hier stehenden Dragoner=Regiments, der hier in Abwesenheit des Herzogs von Magenta, der das Lager befehligt, kommandirt. Er hat mir seine Dienste für morgen aufgenöthigt, ich werde mit ihm die Kasernen und Ställe besuchen und mich sehr strapaziren mit der fremden Zunge . . aber was hilfts? — Wir sind gestern Abend hier angekommen, nachdem ich den vorgestrigen Tag mit Perthes und theilweise mit C. zugebracht. Mit beiden war ich vorgestern in Rolandseck, und da das Wetter kühl aber heiter, so habe ich sehr genußreiche Stunden verbracht, die ich gern mit Dir getheilt hätte. Während der gestrigen Fahrt hatte ich ein Vergnügen anderer Art. Ich begegnete dem General von Bonin in Bingerbrück, der zur Inspizirung nach Saarlouis u. Trier ging, gegen mich über=

schwänglich höflich, aber natürlich nichts weiter war. Es fehlte die Nöthigung mit ihm im selben Coupé weiter zu fahren, was mich ganz befriedigte. In Saarbrück verabschiedeten wir uns unter tausend Händedrücken von einander, und nun ging's in's Land der rothen Höschen hinein. Mir kam sehr lebhaft die Erinnerung an meine 1852er Reise mit Hirschfeld. Aber hier bin ich freilich nicht wieder bei'm Bischof, sondern in einem recht sauberen Hôtel (d'Angleterre) abgestiegen, wo uns auch nichts abgeht. Ich habe den Vormittag wie Nachmittag mit Flaniren und Spazierfahrten in die Umgegend zugebracht, und es hat mich interessirt die Landesart zu beobachten. Nachmittag war ich zuerst in dem eine Meile entfernten großen Karthäuser Kloster, was kaum der Mühe lohnt, wenn man, wie ich, die Chartreuse's bei Pavia u. Grénoble gesehen hat. Sodann war ich in St. Nicolas, dahin gelockt durch eine kolossale gothische Kirche in einem kleinen, fast ärmlichen Fabrikorte, wo man Wollenwaaren macht und Salz siedet. — — —

Camp de Châlons, 31./8.

Gestern früh neue Depesche mit der Einladung um 4 Uhr in Châlons zu sein, von wo der Kaiser uns gleich mit ins Lager (1 Meile entfernt) führen wollte. Da dies unmöglich war, so brachte ich meinen Vormittag hin mit Besichtigung der Kaserne und Ställe unter Führung des Obersten de Séligné, der mit uns dejeunirte. Um 1/2 1 Uhr verließen wir Nancy, trafen unterwegs, ich glaube in Toul, mit Freund Patow und seiner Familie zusammen (die auf der Reise nach Biarritz) und um 1/2 6 Uhr in Châlons ein. Der Kaiser war vor einer Stunde passirt und hatte uns einen Extrazug zur Disposition gestellt. Jetzt rasch in's Paradezeug. Um 1/2 7 Uhr waren wir in der Lager-Station, von wo uns ein vierspänniger Postzug direkt zum Kaiserlichen Pavillon führte.

Man war schon bei Tafel. Bei meinem Eintritt erhob sich der Kaiser und die Gesellschaft. Der Kaiser entschuldigte sich und ich mich. Zu beiden Seiten des Kaisers saßen Prinz Napoleon u. Pr. Humbert, ich zwischen diesem u. Marschall Forey. Verdorben habe ich mir den Magen bei dieser Gelegenheit gewiß nicht. Marschall Forey war liebenswürdig, Prinz Humbert unverständlich; der Kaiser redete mich verschiedentlich an, stellte mir auch seinen Prinzen (in der Uniform eines Grenadier-Corporals) vor, einen hübschen Knaben von gesundem Aussehen, ohne alle Napoleonischen Züge. Nach der Tafel stellte der Kaiser mich seinem Cousin vor und ihn mir und sprach dann lange mit mir deutsch und zwar in sehr eingehender liebenswürdiger Weise über Militär-Einrichtungen, kein Wort Politik; gab mir selbst Feuer zur Cigarre u. s. w. Dann großer Zapfenstreich mit chinesischen Lampen, das ganze Lager schien sich flammend gegen den Kaiserlichen Pavillon zu bewegen, ein prächtiges Schauspiel. Der Kaiser rief mich laut an seine Seite auf den Podest, damit ich besser sehen könne. Es dauerte ziemlich lange, und die Abendkühle mahnte zur Vorsicht. Endlich wurden wir entlassen, und ich durch General Le Pic in mein Quartier geführt: ein kleiner Salon u. Schlafkabinet, Alles sehr sauber, scheinbar ganz neu, aber anspruchslos. Auch das Bett war sehr gut, aber ich schlief nur wenig; die Eindrücke des Tages waren zu mannigfaltig.

.... 1/9. 63. Morgens. Gestern mit dickem Kopfe und engem Halse aufgestanden, hatte ich das Vorstehende zu Papier gebracht, als ich um 10 Uhr zum Dejeuner zum Kaiser mußte, was eigentlich schon Diner war. Nach 11 Uhr zu Pferde zum Manöver, der Kaiser fuhr, wegen eines Rheumatismus im linken Bein, und stieg erst gegen Ende des Manövers zu Pferde. General Castelnau, die rechte Hand

des nicht anwesenden Kriegsministers, schien angewiesen mir zu dienen und lösete diese Aufgabe en merveille. Während des Manövers, über welches ich hier nicht sprechen will, redete Napoleon mich verschiedentlich an, hörte es gerne, was ich ihm Angenehmes über die Beweglichkeit seiner Artillerie sagte, sprach über die unsrige anerkennend aber mit einem gewissen Zweifel. Auf dem Heimweg ritt ich mit General Castelnau durch einen großen Theil des Lagers, wo musterhafte Ordnung, Reinlichkeit, selbst Zierlichkeit herrschte (Statuetten u. Denkmale aus Kreide in Lebensgröße, von Unteroffizieren und Soldaten gefertigt ꝛc.). Um 5 Uhr Diner. Marschall Canrobert war angekommen, ich war sein Tischnachbar. Nach der Tafel eine Cigarre und schleichende Promenade vor dem Pavillon. Der Kaiser nahm mich bei Seite und plauderte ½ Stunde mit mir, meist deutsch, suchte mich sprechen zu machen. Ich erbat die Erlaubniß, nach Cherbourg gehen zu dürfen. Bereitwilligst und gnädigst zugestanden. Meine Qualität als Marine-Minister und mein Streben nach Vorbildern führte das Gespräch auf England und Englische Politik. Ich sprach mit Lebhaftigkeit, wiewohl en ma qualité de particulier. Er approbirte, bestätigte und ergänzte „Große Worte und keine Thaten," sprach auch über die Kronprinzessin. — Dann militärische Gegenstände, Bewaffnung, Ajustement — les mystères de la jambière. Er äußerte sich keineswegs enthusiastisch über französische Einrichtungen, forderte mich auf, die Leute selbst zu hören, trat an die Wache und fragte: „Etes-vous contents de votre habillement surtout des jambières?" — „Pas beaucoup" war die Antwort, und nun entstand eine Conversation, die mir sehr merkwürdig war wegen der vollständigen Unbefangenheit und Freimüthigkeit der Unteroffiziere und Soldaten, die keineswegs unehrerbietig war, aber sehr fern von allem Zwang.

Wir kehrten um zur Gruppe der Generale und Offiziere, die sich mit dem kleinen Prinzen zu thun machten. Ich beklagte mich, daß er mich ganz übersähe. Er rief ihn heran, stellte mich ihm mit gnädigen Worten vor; ich erbat mir seine Hand, die er mir dann treuherzig nach Kinderart mit einem Schlage reichte. Später mußte er sein kleines Gewehr holen, ein Oberst commandirte, und er machte alle Handgriffe mit vielem applomb. Am Morgen war er auf einem kleinen arabischen Falben zu Pferde gewesen, immer vor dem Kaiser, der, glaube ich, mehr nach ihm als nach dem Manöver schaute. — Nach dieser Vorstellung kamen, es dämmerte, Wagen, um ins Theater zu fahren, was mit Kaiserlicher Subvention in Mermillon, dem nächsten Dorfe, aufgeschlagen. Ich wurde vom Kaiser auf seinen Wagen genöthigt, eine große Char-à-banc, auf dem der Kaiser, die Prinzen und Marschälle wie die Pökelhäringe Platz nehmen mußten. Im Dorfe brillante Illumination. Trotz derselben ein Herr in weißer Halsbinde, den guéridon in der Hand, rückwärts schreitend, leuchtete dem Kaiser vor. Zwei kleine Stücke, von denen ich wenig verstand, große Hitze, 1/2 10 Uhr Heimkehr.

Die Nacht besser geschlafen; mein Hals war freier: „Votre rhume sera cuite par la chaleur et la transpiration.“

Heute früh geweckt durch Deinen lieben Brief . . . . ich schließe mit tausend Grüßen, es ist 1/2 11 und ich muß zum Déjeuner. Was dann der Tag bringen wird, ist unberechenbar, und ich will die Absendung dieser Zeilen deßhalb nicht verschieben. . . . Heut Abend bin ich vom 100sten Regiment zum Theater geladen; nach dem Frühstück gehe ich mit dem Kaiser ins Lager und werde unter Anderem beim 33. Regiment ein neues Gepäck kennen lernen. . . .

Paris, 4. September.

. . . vorgestern am 2ten bin ich hier angekommen, nachdem ich mich an diesem Tage nach der großen Parade beim Kaiser verabschiedet, der gestern ebenfalls das Lager verlassen hat. Du wirst aus der Zeitung ersehen haben, daß der Kaiser mir am 1. September bereits das Großkreuz seines Ordens verliehen und dabei die liebenswürdige Aufmerksamkeit gehabt hat, mir die Decoration durch seinen kleinen Herrn Sohn ins Zimmer zu senden. Meine Wohnung lag ganz in der Nähe des Kaiserlichen Pavillons. Der Kaiser folgte, wie irgend ein anderer gemüthlicher zärtlicher Vater es auch wohl thun würde, seinem Kleinen von ferne, um zu beobachten, ob derselbe seinen Auftrag glücklich ausrichten würde, und blickte ihm um die Ecke nach, bis der kleine Prinz in meinen Pavillon eingetreten war. So erzählte mir ein Augenzeuge. — — Selbigen Tages nach der Tafel forderte der Kaiser mich auf, ihm Vorschläge in Betreff meiner Herrn Begleiter zu machen, denen er dann andern Tags vor der Parade gleichfalls Decorationen verlieh.

Ich glaube mich nicht zu irren, daß — wenn meine Mission den Zweck hatte, freundschaftliche Relationen zwischen uns und den Franzosen herzustellen, oder zu erhalten — selbige als wohl gelungen zu erachten ist. Es ist für mich ein erhebendes Gefühl wahrzunehmen, wie man hier, trotz alles eigenen Selbstgefühls und aller Ueberhebung, Respekt vor uns gewonnen hat, den wir auch bestens bei Kräften zu erhalten bemüht sein wollen. Darüber künftig mehr!

Meinen gestrigen Tag habe ich vorzugsweise verwendet mich auszuruhen und an Se. Majestät zu berichten. Heute bin ich in die Kirche gegangen und habe eine sehr schöne französische Predigt gehört, von der mir kaum ein Wort entgangen ist. Der Prediger Valette gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Kanzelrednern, die es überhaupt giebt und

gegeben hat. Außerdem ist mir der Tag schnell und angenehm genug vergangen. Morgens empfing ich nach einander Literaten, Diplomaten und Offiziere in mannigfaltigem Wechsel. Nach der Kirche machte ich Besuche. Abends 6 Uhr ging ich zum Diner in ein Kaffeehaus am Boulevard des Italiens und habe dann über eine Stunde vor dessen Thür gesessen und mich ergötzt sowohl am Gespräch mit meinen Begleitern, als am bunten Wechsel in dem vorübergehenden Sonntags-Publikum. Erst um ½10 Uhr kam ich nach Hause (Hôtel de Londres, Rue Castiglione) — und eilte zu Dir. — — —

Morgen früh 11 Uhr fahre ich nach Cherbourg, wo ich erst gegen 10 Uhr Abends anlange; ich denke zwei Tage dort zu bleiben, am 8. und 9. wieder hier zu verweilen ... ich muß hier noch meine Relationen zum hiesigen Ministerium des Krieges und der Marine anknüpfen, resp. fester schürzen, um damit dem Dienste des Königs zu nützen. ...

Cherbourg, 6. September.

... Heute, so oft und gefährlich ich auch schon krank gelegen, habe ich erfahren was Todesangst heißt, als mich beim Aufstehen einer dieser furchtbaren Beklemmungsanfälle mit einer Macht erfaßte, wie nie zuvor." ... Roon beschreibt ausführlich die Erscheinungen dieses schweren, mit seinem seit Jahren schon sehr lästig empfundenen Halsleiden zusammenhängenden Anfalls, „denn (fügt er hinzu) zwischen uns muß Wahrheit sein, und es ist zärtlicher und herzlicher Dich mit trüben Nachrichten auf Zukünftiges vorbereiten, als Dich mit schwarzen Nachrichten überraschen lassen."

— — „Es wäre indessen ein falscher Eindruck (fährt er später fort), wenn man aus diesen Zeilen folgern wollte, daß ich mich ernstlich krank fühle. Nein, ich konnte um 12 Uhr schon ein Rebhuhn verzehren, ½ Stunde später dem

Marine-Präfecten Admiral Dupuys meinen Besuch machen und darauf bis 5 Uhr auf den Werften und in den Magazinen und Werkstätten des Marine-Arsenals umherwandeln, ohne daß ich davon besonders fatiguirt worden wäre. . . . Immerhin werde ich meine Kräfte schonen müssen und daher (wie Oberstlt. v. Thile[1]) Dir schon mittheilen wird) erst am 11ten Abends in Berlin sein, wenn Gott es gnädig zuläßt. . . . Die Vergänglichkeit unseres Daseins ist mir heute wieder einmal sehr lebhaft zum Bewußtsein gekommen. . . .

Wenn wir immer bedächten, daß jeder Augenblick uns vor die Schranken der Ewigkeit führen kann, so würden wir auch rechtzeitig unser Haus bestellen. . . .

Paris, 9ten Abends.

. . . Deinen gestrigen Geburtstag habe ich auf dem Lande zugebracht bei Graf Clermont-Tonnère, der mich so herzlich eingeladen hatte, daß ich nicht widerstehen konnte. Darüber mündlich mehr! Es war das Hübscheste und Interessanteste, was mir in Frankreich begegnet ist. Abends 11 Uhr traf ich hier wieder ein. . . . —"

Die Rückkehr nach Berlin erfolgte dann am 11. oder 12. September. — —

Die nächsten Monate gehörten den durch den Kriegszustand und die folgende Demobilmachung vermehrten Arbeiten seines Ressorts. Sie erlaubten Roon nicht, Berlin noch einmal auf längere Zeit zu verlassen, obwohl seine Gesundheit einer Erholung noch recht bedürftig war. Die Rücksichten auf letztere mußten um so mehr zurücktreten, als durch die mehrwöchentliche Abwesenheit Herrn von Bismarck's ihm auch

---

[1]) Damals Chef der Zentralabteilung im Kriegsministerium, später Kommandierender des VIII. Armeekorps.

dessen Vertretung zufiel, und zwar in einer Zeit, in welcher auf mehreren Gebieten nicht unwichtige Verhandlungen schwebten. Am 18. September ersuchte Bismarck ihn (von Reinfeld in Pommern aus), bei dem Könige eine Verlängerung seines Urlaubs zu erwirken, wiewohl der Kaiser von Rußland in denselben Tagen erwartet wurde. Bismarck's Gemahlin war damals sehr leidend. Nachdem er deren Zustand eingehend geschildert, fügt er hinzu: „Bitten Sie Gott mit mir, daß es hier bald besser wird. Ist es nöthig, daß ich komme, gleich komme, so lassen Sie es mich ohne Weichlichkeit wissen. Geht es aber ohne, so wäre es mir eine große Wohlthat. .... Für die Zollverhandlungen mit Oestreich ist es ganz günstig, wenn man im Ministerium sich eine Zeit lang auf meine Abwesenheit berufen kann."

Am 22. September gab Bismarck demnächst seine Ansicht ab über die Behandlung der damals ein gewisses Aufsehen erregenden Schmiesing-Kerssenbrock'schen Angelegenheit, mit der sich, wie man sich erinnern wird, auch die Presse damals beschäftigte und zu der infolge Immediatvorstellung sogar das Staatsministerium Stellung nehmen mußte. „Mir scheint es richtiger (schreibt Bismarck), daß die Antwort rein ressortmäßig vom Kriegsminister, nicht vom Staatsministerium gegeben wird. — Mit meiner Frau geht es unter Gottes Beistand täglich etwas besser, aber langsam .... ich würde jetzt abreisen, wenn ich nicht selbst unwohl wäre. Mein alter nervös-rheumatischer Schmerz sitzt mir unter dem linken Schulterblatt quer durch den Leib und ich wage nicht ihn hart zu behandeln, weil ich vor fünf Jahren so schlimme Erfolge damit gehabt habe.... Mich zieht es sonst nach Berlin; es sitzt dort nahe an unserem politischen Herzen ein geheimräthlicher Rheumatismus im Handels- und Finanz-Ministerium, für den uns bisher das richtige Senfpflaster fehlt. Die Herren

sind sich darüber ganz klar, daß sie der jetzigen Regierung Verlegenheiten bereiten, wenn sie unsere Beziehungen zu Oestreich und Baiern durch unnöthige Schroffheiten erschweren, von denen wir nicht den mindesten realen Vortheil haben, höchstens den augenblicklichen Kitzel triumphirender Zeitungs-Artikel, die praktisch keinen Pfifferling werth sind, und die wir auf dem Felde der wirklichen Politik theuer zu bezahlen haben werden. Ich kann von hier aus gegen diesen politischen Fehler nicht mit Erfolg ankämpfen, weil ich die Gefühlsseite des Königs gegen mich habe, die durch eine gewisse systematische persönliche Einwirkung sowie durch dienstbare Geister auf diesem Punkte so wundgerieben ist, daß jeder auf Bestellung geschriebene Zeitungsartikel hinreicht unsern Herrn schmerzlich zu berühren und Ihm den Eindruck einer Niederlage zu machen. Ich würde, wenn ich in Berlin gewesen wäre, mich für Bewilligung des 14tägigen Aufschubs, den Oestreich wünschte, eingesetzt haben; von hier aus kann ich das nicht, wenn der König nicht von Hause aus mit mir einverstanden ist.

Ich muß der Post wegen schließen, nach deren unzweckmäßiger Combination der Brief um 12 Uhr hier aufgegeben sein muß, um 30 Stunden später nach Berlin zu gelangen, während 14 Meilen Chaussee und 70 Meilen Eisenbahn doch stets in weniger als 20 Stunden gefahren werden. Schneller wird es dem Hinterpommern nicht gegönnt. . . .

Herzliche Grüße an Ihre Damen und Moritz.

Der Ihrige

Meine Frau empfiehlt sich.

v. Bismarck.

Biaritz, den 7. Oktober 1864.

Lieber Roon

allen Ihren Zweifeln zum Trotz sitze ich hier im Angesicht des Meeres und höre sein Brausen durch das offene Fenster in der wärmsten Sommernacht, die ich in diesem Jahre erlebt habe; mein erstes Bedürfniß bei der Ankunft waren Sommerkleider, von denen mir nicht träumte, als ich vorgestern früh fröstelnd durch das bereifte Baden fuhr. Ich habe mein erstes Bad genommen und befinde mich so wohl daß ich auf dieser Welt kein Verlangen weiter habe als Nachricht, und zwar gute, von meiner Frau; die letzten am Dienstag in Baden erhaltenen waren vollständig erwünschte, aber bei 300 Meilen Entfernung werde ich doch die Sorge nicht los daß es inzwischen anders sein könnte . . ."

Es folgen nun ausführliche Mitteilungen über Persönlichkeit, Zuverlässigkeit ꝛc. eines gewissen Armand, der dem preußischen Marine-Ministerium Schiffe geliefert hatte und mit letzterem in Streit geraten war. Bismarck rät zu gütlichem Vergleiche. „. . Ich sitze um die ungewöhnliche Stunde von halb 8 hier am offenen Fenster, und das Meer sieht im Sonnenlicht so blendend wie im Juli aus. Gestern Abend saßen wir um 10 Uhr noch an der See, und nach dem Bade wird auf einer Klippe im Freien gefrühstückt. Ich glaube nicht, daß ich hier jemals wieder fortgehe, wenn ich meine Frau nur erst hier hätte. — Herzliche Grüße an die Ihrigen und die Herren Collegen.

Ihr v. B.

Biaritz, 16. Oktober 64.

Lieber Roon

ich benutze einen Courier um einige Zeilen ohne postalische Einmischung zu schicken. Sie kennen wahrscheinlich die

Frage die zwischen uns und Wien schwebt, sonst wird Thile [1]) sie Ihnen vortragen. Es handelt sich um die an sich gleichgültige Frage, ob in sechs oder wieviel Jahren mit Oestreich verhandelt werden soll oder nicht, über Zolleinigung nämlich, die an sich unmöglich ist, da Frankreich auf jede Begünstigung, die wir Oestreich gewähren, ein Recht hat. Nun erklärt Rechberg, und wahrscheinlich sagt er die Wahrheit, daß sein Verbleiben im Amte von der Bewilligung dieser für uns unschädlichen Zusage abhänge. Delbrück und Pommeresche, und mit ihnen Itzenplitz und Bodelschwingh, sagen nun, es sei gleichgültig, ob Rechberg und die österreichisch-preußische Allianz mit ihm, fallen oder nicht, und wollen Wien abschlägig bescheiden. Geschieht das, so sieht man dort soviel wenigstens klar, daß bei uns auf die Allianz so gut wie kein Werth mehr gelegt wird, und man nimmt seine Maßregeln danach. Zunächst in der dänischen Sache, wo man sich, mit Schmerling an der Spitze, auf die Beust-Pfordtensche Seite wirft. Aber in allen anderen Richtungen ist der Bruch mit Oestreich ein unzeitiger, und ich sage mich von aller Verantwortung für die Rückwirkung dieses Fehlers auf unsere auswärtige Politik los.

Es ist klar, daß Delbrück, bei aller technischen Nützlichkeit, doch nebst andern Geheim-Räthen einer politschen Farbe angehört, die es gern sieht, wenn das jetzige Ministerium Schwierigkeiten findet, und, wo keine sind, sucht man welche zu schaffen.

Wollen Bodelschwingh und Itzenplitz Delbrück's Politik gegen mich durchführen, so mögen sie auch Delbrück zu ihrem Collegen für das Auswärtige machen, und mir nicht zumuthen daß ich den Fehler ausbade, der damit gemacht wird,

---

[1]) Damals Unterstaatssekretär im auswärtigen Ministerium.

wenn man Oesterreich jetzt, vor dem Friedensschlusse, so behandelt, daß Rechberg und der Kaiser überzeugt sein müssen, wir hätten uns schon anderweit engagirt, und der Bruch sei nur noch eine Zeitfrage.

Sonst geht es mir gut, die Bäder thun mir wohl, obschon seit 4 Tagen kalter Ostwind weht; das Wasser hat doch noch 14 Grad. Ueber acht Tage hoffe ich den Heimweg anzutreten, 1 bis 2 Tage in Paris zu bleiben.

Herzliche Grüße.

Ihr v. B.

In derselben Angelegenheit schrieb Herr von Thile an Roon:

Berlin, 20. Oktober 1864.

Ew. Excellenz

den anliegenden, mir soeben durch Feldjäger über Paris zugegangenen Brief des Herrn v. Bismarck ganz ergebenst übersendend, bemerke ich, daß mit der gleichen Gelegenheit auch der angekündigte Bericht des Ministers in der Zollsache eingelaufen ist. Ich habe denselben sofort an Se. Maj. gesandt. Der Inhalt ist mir, da qu. Schreiben verschlossen war, noch nicht bekannt, doch kann ich aus einem mir gleichzeitig zugegangenen Privatschreiben Herrn von Bismarck's schließen, daß sein Standpunkt zur Sache unverändert ist, d. h. daß er den Bruch des Preußisch-Oesterreichischen Bündnisses für jetzt und vor Regelung der Dänischen Sache als einen großen politischen Fehler erachtet.

Seiner Majestät habe ich gestern einen ersten vorläufigen Vortrag über diese ernste Angelegenheit gehalten und dabei namentlich ein Privatschreiben von Baron Werther an mich vorgelegt, wonach der Sturm der antipreußischen

Parthei gegen Graf Rechberg immer heftiger wird. Graf R. ist der Ansicht, daß unsere Bewilligung des leidigen Artikel 25 baldigst kommen müsse, wenn sie den drohenden Umschwung der österreichischen Politik noch abwenden soll. Dies ist schlimm, denn wenn hier jene (meines Erachtens ganz unverfängliche) Conzession überhaupt durchgeführt werden soll, so wird das kaum ohne Herrn v. Bismarck's persönliche Dazwischenkunft möglich sein, also nicht vor 8—10 Tagen. Es handelt sich also darum, diese Frist zu gewinnen. Ich habe mir daher von Sr. Majestät die Ermächtigung erbeten und sie auch erhalten, vorläufig dem Grafen Rechberg durch Chotek und Werther begreiflich zu machen, daß für eine den Oesterreichischen Wünschen entsprechende Entschließung Sr. Majestät ziemlich viel Aussicht vorhanden sei, wenn man uns in Wien jene billige Frist gewähre, wenn nicht, so sei eine Ablehnung des Art. 25 mit Bestimmtheit zu erwarten.

Der zähe Widerstand der Herren Fachminister, wenigstens des Herrn v. Bodelschwingh und ihrer Räthe dauert fort. Der Erzherzog Leopold hat dem Könige auch über die Sache im eindringlichen Tone gesprochen und anscheinend einigen Eindruck gemacht.

Die Friedensartikel sind uns nun sämmtlich völlig redigirt zugegangen, und da Se. Majestät die Unterzeichnung ebenso beschleunigt wünscht wie Graf Rechberg, so zweifle ich nicht, daß wir über einige Detailbedenken rasch hinwegkommen und die Unterzeichnung in den allernächsten Tagen geschehen lassen können.

Mit aufrichtiger Verehrung 2c.

v. Thile.

Wie man sieht, waren schon damals die Keime reichlich vorhanden, welche im folgenden Jahre die Zwietracht zwischen Preußen und Oesterreich üppig wuchern ließen und den völligen Bruch vorbereiteten. Dennoch gelang es, trotz der vorhandenen Spannung, das gemeinsame Friedenswerk noch glücklich zu stande zu bringen. Wie bekannt, wurde am 30. Oktober der „Wiener Friede“ unterzeichnet; und am 16. November, an welchem Tage der Austausch der Ratifikation erfolgte, richtete König Wilhelm nachstehendes eigenhändiges Schreiben an seinen Kriegsminister von Roon:

„Der glorreiche Krieg gegen Dänemark ist durch einen ehrenvollen Frieden beendigt. Der zum Kampf berufene Theil meiner Armee, hat durch ausgezeichnete und überraschende Thaten, neuen unvergänglichen Ruhm sich erworben, und dargethan, daß das Heer in allen seinen Theilen und zu jedem Augenblicke, Kriegsbereit ist. Andere Theile der Armée haben während fast $1^1/_2$ Jahren mühevollem und anstrengendem Dienste obgelegen und durch die Vollbringung der ihnen gestellten Aufgaben, Ehren und Anerkennung sich erworben, während die Friedensthätigkeit der, ihre Garnisonen nicht verlassenhabenden Truppen, unablässig auf deren Kriegstüchtigkeit gerichtet war.

Wenn somit die gesammte Armée, meinen Erwartungen in allen Stücken vollkommen entsprochen hat, so gebührt Ihnen, dem ich die Pflege dieses Kleinods Preußens übertragen habe, meine vollste Anerkennung für die Art und Weise, mit welcher Sie Ihrem Amte vorstehen, und wodurch das Heer vollständig vorbereitet und ausgerüstet zu den ihm gestellten Aufgaben auszog. Indem ich Ihnen meinen tiefgefühlten Dank für Ihre unablässige Thätigkeit ausspreche, der Ihnen auch für die Thätigkeit gebührt, die Sie der Marine widmen, die, so jung und gering sie auch erst ist,

dennoch in Hingebung, Thatkraft und Tapferkeit mit der Land-Armee gewetteifert hat, — verleihe Ich Ihnen, als öffentlichen Beweis meines Dankes und meiner Anerkennung, das Großkreuz meines Rothen Adler-Ordens, das hierbei erfolgt.

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Auch von anderen Seiten empfing Roon vielfache Anerkennungen, so vom Kaiser Franz Josef von Oesterreich, der ihn schon mehrfach ausgezeichnet hatte. Besonders wertvoll aber war das Handschreiben, welches dieser Monarch am 19. Dezember 1864 an Roon richtete. Dessen (früher schon in die Oeffentlichkeit gelangter) Wortlaut soll hier nicht wiederholt und nur erwähnt werden, daß „Anerkennung und Dankbarkeit" in demselben gleichfalls in sehr warmen Worten zum Ausdruck gebracht wurden. — —

* * *

Mit bezug auf des Kriegsministers Familienleben ist hier noch einzuschalten, daß er in der zweiten Hälfte Oktober, nach der Rückkehr aus Frankreich, auch wieder einmal nach Zimmerhausen reiste, und zwar diesmal mit großem Gefolge. Sein ältester Sohn hatte sich nämlich einige Zeit vorher — zu seiner großen Ueberraschung und ebenso herzlichen Freude — mit der ältesten Tochter von Moritz von Blanckenburg verlobt, also mit der Enkelin von Roon's Lieblings-Cousine Jenny (geborene von Franckenberg) [1]. Jetzt sollte die frohe Hochzeit sein, und die Hochzeitsgesellschaft, bestehend außer dem

---

[1]) Siehe I. Band, 1. Abschnitt.

Bräutigam [1]) aus der ganzen Roon'schen Familie und zahlreichen stattlichen Freunden derselben sowie des Blanckenburg'schen Hauses, sammelte sich, nachdem die Eisenbahn verlassen war, zu weiterer vergnügter Landfahrt merkwürdigerweise in demselben Städtchen Alt-Damm bei Stettin, an welches sich aus Roon's Kindheit so bemerkenswerte Erinnerungen knüpften und in welchem genau 50 Jahre vorher Eduard von Blanckenburg, der Großvater der jetzigen Braut, mit der genannten Jenny von Franckenberg vor dem Traualtare gestanden hatte. — —

[1]) Damals Hauptmann im Generalstabe.

Siebzehntes Kapitel.

Wenn auch Ende Oktober 1864 der Friede mit Dänemark unter den günstigsten Bedingungen zu stande gekommen war, so begannen bekanntlich doch nun erst die Hauptschwierigkeiten zur Lösung der Frage, wie die Zukunft von Schleswig-Holstein zu regeln sei. Die schon in den letzten Monaten — bei den erwähnten Zollverhandlungen, speziell über Artikel 25 — eingetretene Spannung zwischen den bisherigen Alliierten vergrößerte sich nach dem Rücktritt des Grafen Rechberg noch mehr, da der Einfluß des Herrn von Schmerling auf die neue österreichische Regierung täglich an Boden gewann, und auch andere Strömungen am Wiener Hofe in antipreußischem Sinne verstärkt zur Geltung gelangten.

Wenn sich also der politische Horizont in dieser Richtung allmählich verfinsterte, so hatte die preußische Regierung natürlich um so mehr Veranlassung, beste Beziehungen zu Rußland zu pflegen und den von dort aus laut werdenden Wünschen thunlichst zu entsprechen. Kaiser Alexander war schon im Juni einmal in Berlin gewesen; seit seiner damaligen Unterredung mit Bismarck konnte, wie wir heute wissen, der Londoner Traktat von 1852 in betreff der Herzogtümer als „überwundener Standpunkt“ angesehen werden. Auch fernerhin

war die Haltung Rußlands bisher eine relativ wohlwollende geblieben, was sich u. a. im Herbste bei einem zweiten Besuche des Kaisers zeigte; und bekanntlich war es vor allem König Wilhelm selbst, welcher von jeher, und jetzt ganz besonders, auf die Erhaltung dieses guten Einvernehmens den größten Wert legte. In diesem Sinne schrieb er z. B. — nachdem der Aufstand in Polen niedergeworfen und die Zurückziehung der preußischen Truppen von den polnischen Grenzen angeordnet worden war — an Roon:

„Der Kaiser Alexander und jetzt auch Graf Berg[1]) haben den Wunsch ausgesprochen, daß mit Zurückziehung unserer Truppen von der polnischen Grenze doch nicht jede Ueberwachung derselben aufgegeben würde. Ich versprach dem Kaiser, daß theils Dislocationsveränderung, theils ab und zu mobile Colonnen die Grenze im Auge behalten würden. Die Anordnung solcher mobilen Colonnen soll nunmehr den 4 Commandirenden Generalen aufgegeben werden, die theils nach Gegenden sich zu begeben haben, wo Anzeichen von Unsicherheit bemerkbar wird, theils aber auch ohnedem, damit die Provinz die Wachsamkeit der Regierung sichert.

23. 11. 64. W.

Von demselben Tage wie dies königliche Handbillet ist eine Zuschrift Bismarck's datiert, aus welcher sich ersehen läßt, wie scharf gespannt andererseits schon damals die Beziehungen zu dem „österreichischen Alliierten" waren. Bismarck schrieb nämlich:

(Mittwoch 23. 11. Abends.)

Lieber Roon

ich lese mit einiger Beunruhigung von unsern Truppenmärschen durch Lübeck und Mecklenburg, während die Oester-

[1]) Damals Statthalter in Warschau.

reicher zum Theil noch Kolding umschweben. Es wäre sehr bedenklich, irgend einen Moment eintreten zu lassen, in welchem unsere Streitkräfte nicht den vereinigten Bundesgenossen (Oesterreicher, Sachsen und Hannov.) zweifellos überlegen wären. Bei der Schwäche unserer Cadres kommen wir doch nicht etwa dahin? Bitte beruhigen Sie mich. In Flensburg soll kein Mann von uns sein. In 8 Tagen kann es auf Kraftentwicklung ankommen, und ich möchte lieber, daß wir uns lange und zahlreich in Holstein umhertrieben, den Executions-Sergeanten aus seinen Quartieren aufstören und sie für uns verlangen. Können wir dieß nicht morgen besprechen?

Ihr v. B.

Roon antwortete darauf sofort (auch eigenhändig):

Berlin, 24. 11. 64.

Es ist angeordnet, daß Gen. Falckenstein mit 18 Bataillons (à 650 M.), 8 Schwadronen, 4 Batterien ꝛc. so lange in den Herzogthümern bleibt, bis die ablösenden Truppen in gleicher Stärke (die Bats. jedoch nur zu 518 M.) dort eingetroffen. Mit Ausnahme des 61. Regiments, welches schon am 28. d. M. dorthin abgeht, wird die Chaine anglaise des Kommens und Gehens am 6. Dezember beginnen und bis zum 13. dauern. Für den Fall politischer Nothwendigkeit ist nichts leichter, als die dortigen 18 Bataillons ꝛc. nicht abrücken zu lassen, wohl aber die zur Ablösung bestimmten, so daß wir uns ohne Schwierigkeit bis auf 36 Bats. 16 Escadrs. 5—6 Batterien in den Herzogthümern verstärken können. — Es würde nun m. E. eine sehr wirksame, leicht verständliche Demonstration sein, wenn jetzt, um den Ernst unsers Verlangens der Räumung darzuthun, befohlen würde, die abzulösenden Truppen bleiben in folle dort (marschiren nicht successive ab) bis alle ablösenden dort angekommen sind. Die Nothwendigkeit

einer solchen Demonstration würde Sr. Majestät vorzutragen sein. Herzlichst guten Morgen!

Ihr v. R.

Am Rande dieses Schreibens hat Roon notiert: „mündlich erläutert und weiter entwickelt, woraus die entscheidenden Dispositionen vom 24. 11. folgten."

Diese Dispositionen waren, wie wir wissen und wie auch durch die ausführliche Darstellung dieser Krisis[1]) bestätigt ist, getroffen worden, weil die Preußische Regierung die sofortige Räumung von Holstein seitens der Bundestruppen (Sachsen) mit großer Entschiedenheit verlangt hatte; ein Verlangen, welches bekanntlich Anfang Dezember auch durchgesetzt wurde, nachdem die österreichische Regierung, wenn auch zögernd und ungern, der preußischen Forderung zugestimmt hatte.

Im Zusammenhange mit obigem steht auch die Anfrage, welche Roon am 27. November an Bismarck richtete:

„. . . In der gegenwärtigen Situation und weil die Angelegenheit unverzüglich entschieden werden muß, bitte ich um gefällige sofortige Rückäußerung, ob das 37. Regiment, welches von Mainz nach dem Großherzogthum Posen geht . . . den kürzeren und wohlfeileren Weg über Dresden einschlagen und Herrn von Beust ängstigen soll oder nicht?" — worauf Bismarck kurzer Hand erwiderte: „Wir könnten den Durchzug durch Sachsen immer nur in der Form und unter Rubrik einer „Gefälligkeit" nachsuchen, und die Tonart dazu ist im Register unserer Beziehungen augenblicklich nicht zu finden. Eine andere würde einfach auf Ablehnung stoßen. Ich stimme deßhalb nicht für den Durchzug.

v. B.

---

[1]) In dem Sybel'schen Werke, IV. Kap. 2.

Die weitere Entwickelung der Verhandlungen in und um Schleswig-Holstein, die Erörterungen mit dem Bundestage und mit Oesterreich bis zu dem im Frühjahre 1866 erfolgenden völligen Bruch sind bekannt. Roon hatte mit diesen Fragen der auswärtigen Politik zunächst nur insoweit zu thun, als sein Ressort direkt davon berührt wurde, und obige Beispiele zeigen, wie innig beide Staatsmänner Hand in Hand zu gehen pflegten. Aber auch indirekt hat Roon die Bismarck'sche Politik von 1864 bis 1866 in jeder Weise und mit seinem ganzen Einflusse gefördert und deren Pläne mit dem ehrlichen Eifer und Enthusiasmus unterstützt, welcher ihm eigen war — zumal dann, wenn er, wie hier der Fall, die Anschauungen und Ziele des leitenden Staatsmannes in vollkommenster Uebereinstimmung teilte, seiner Führung also mit wahrer Freude folgte. Die nachstehenden Aufzeichnungen werden diese Einigkeit zwar — beiläufig — noch mehrfach bestätigen; aber dem Gange der auswärtigen Politik in dieser Periode hier im einzelnen zu folgen, ist aus den angeführten Gründen nicht erforderlich. Roon hat in betreff der günstigen, ja glänzenden Lösung der auf diesem Gebiete schwebenden Fragen schon damals nie den geringsten Zweifel oder gar Sorge empfunden, weil niemand so wie er vertraut war mit Bismarck's Plänen, aber auch mit dessen Thatkraft und Geschicklichkeit, und weil er auf die Schärfe und Schneidigkeit der von ihm selbst geschmiedeten Waffen mit unbedingter Zuversicht blicken durfte.

Anders verhielt es sich in betreff der inneren politischen Fragen: hier war die Hoffnung auf endlichen Sieg eine viel geringere; vieles war unerledigt geblieben, und bald sollte es sich zeigen, daß insbesondere der Verfassungskonflikt trotz aller frischen Lorbeeren und ungeachtet der Erfolge auf dem auswärtigen Gebiete nichts von seiner Schärfe verloren hatte.

Noch bevor die Kammer wieder zusammengetreten, hatte Roon diese Schwierigkeit schwer zu empfinden; er hatte schon bei Aufstellung des neuen Militärbudgets wiederum erhebliche Differenzen mit dem Finanzministerium und scheint infolge derselben (noch im Herbste 1864) sogar ernstliche Rücktrittsgedanken gehabt zu haben. Wenigstens tritt der nachstehende, auch sonst bemerkenswerte Brief des Generals von Manteuffel u. a. derartigen Absichten entgegen.

„Eure Excellenz (so heißt es darin) habe ich noch nicht gedankt für Ihren freundlichen, interessanten Brief vom 30. Oktober . . . der zweite Punkt ist der, daß Ew. Excellenz von Ihrem Rücktritt sprechen und daß die Assoziation der Ideen Sie dabei an mich denken ließ. Ew. Excellenz habe ich ja so oftmals über mein politisches Glaubensbekenntniß gesprochen. Ich hätte wohl schon vor vielen Jahren, noch über die neue Aera hinaus, politische Stellungen erhalten können; — und auf Bedingungen könnte ich eine solche einnehmen; diese machte das moderne Verfassungsleben unmöglich, und so habe ich gedient im Militärdienst. Wie könnte ich einen Boden, dem ich in den Zeiten meiner Kraft mich nicht gewachsen fühlte, jetzt wo ich gebrochen bin, betreten? Ew. E. mußte ich das schreiben, obgleich der ganze Fall Gott sei Dank gar nicht in Frage kommt, da Dr. Böger mir gesagt hat, daß es Ihnen wieder gut ginge und daß Ihre Constitution nach wie vor ihre Frische und Energie besäße. Ich mußte es aber schreiben, weil ich so viel Werth darauf lege, gerade von Ew. E. gekannt zu sein, auch in den wenigen, ich möchte es bezeichnen selbstlosen Charaktereigenschaften, die ich neben meinen vielen Doctrinen und Absurditäten und Schwächen und Fehlern besitze. Abgesehen von Allem aber sind Ew. E. einmal in das Schiff mit Sr. Majestät gestiegen

und müssen nun mit das Steuer lenken — rudern werde ich Ihnen gern nach wie vor helfen!

Also wieder Kämpfe mit den Finanzen! Im Wallenstein steht: „Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben!“

Ich möchte nun doch gern Ew. Excellenz meine Ansicht über innere und äußere Politik vortragen, aber der Brief hat mich schon übermatt gemacht. Nur glaube ich — unsere Infanterie-Cadres müssen verstärkt werden, diese ewigen Reserve-einziehungen stören alle bürgerlichen Verhältnisse.

Also empfangen Ew. E. nochmals meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief; ich habe mich wahrhaft gefreut als ich Ihre Schriftzüge endlich einmal wieder sah. In unwandelbarer Verehrung

E. Manteuffel.

Die Differenzen mit dem Finanzministerium scheinen bald ausgeglichen worden zu sein. In einem aus jenen Tagen stammenden Billet Bismarck's schreibt dieser: ... „Bodelschwingh hat sich zwischen 1 und 2 Uhr bei mir ansagen lassen, wahrscheinlich um die Militär-Budget-Sache zu besprechen, die der König mir zur Aeußerung zugefertigt hat. Ist es nicht nützlich, wenn Sie auch kommen?

Ihr v. B.

Daß die Rückzugsgedanken — wahrscheinlich infolge des bewirkten Ausgleichs — aufgegeben waren, zeigt u. a. ein Brief Roon's an Blanckenburg vom 9. Dezember 1864, welcher nichts mehr davon erwähnt, obwohl Roon darin u. a. schreibt: „Es waren gestern fünf Jahre, daß ich in das Staatsministerium eingeführt wurde, und was hat sich seitdem alles zugetragen! Wie viel habe ich zu denken und zu danken, wenn ich mich erinnere, wie Gott der Herr mich, meiner

Unzulänglichkeit ungeachtet, seitdem so vielfältig als Instrument gebraucht hat, um aus dem Damals das Jetzt zu machen. Um so demüthiger müßte man sein, aber dennoch attrapirt man sich zuweilen auf stolzen Gedanken, wenn man wahrnimmt, wie oft und wie vielfach die Menge stumpf und gedankenlos die Gegenwart nur gerade hinnimmt und kaum — als Stuhlgang der Vergangenheit, keineswegs als ihre Frucht aufzufassen weiß. . . ."

Das Jahr 1865 brachte für Roon neue Reibungen und heiße Kämpfe. Während der Vorbereitung der Militärvorlagen kam es im Januar 1865 u. a. auch zu ernsten Auseinandersetzungen zwischen ihm und General Manteuffel. Aus der betreffenden Korrespondenz möge erwähnt werden, daß Roon bei diesem Anlasse — wie auch schon bei früheren — sich gezwungen fand, die allzu weit gehenden Ratschläge Manteuffel's zurückzuweisen, da er sie für Bevormundung erachten mußte; er war der Meinung, er dürfe sich dies, trotz der sehr vertrauten Stellung Manteuffel's zum Könige, nicht bieten lassen. Im Laufe der Erörterungen drückte Manteuffel, der seine Eigenschaft als unmittelbarer Ratgeber des Königs geltend gemacht hatte, dann wiederholt den Wunsch aus, die Stellung als Chef des Militärkabinets aufgeben zu dürfen, und bat Roon, ihm zu einem Kommando in der Armee behilflich zu sein. Dazu kam es zwar vorläufig noch nicht, und die beiden Männer, welche so manchen ernsten Strauß, neben einander fechtend, bestanden hatten, versöhnten sich auch wieder; aber die Schwierigkeiten, welche das Nebeneinanderwirken des Kriegsministers und des Kabinetschefs naturgemäß hatten und immer haben werden, und zu deren Ueberwindung bei der eigentümlich zarten Natur der Stellung beider zum Könige und zu einander von beiden Seiten permanent eine nicht geringe Selbstverleugnung geübt werden mußte — waren bei

dieser Gelegenheit sehr deutlich hervorgetreten und haben auch bei Roon zweifellos den Wunsch zurückgelassen, daß diese Situation bei passender Gelegenheit geändert werden möchte, so lebhaft er im übrigen nicht nur Manteuffel's Charakter und hervorragende Leistungen zu schätzen wußte, sondern auch sein heilsames Wirken zum Wohle der Armee immer mit Wärme anerkannt hat.

Immerhin hat es noch Monate gedauert, bis der König seine Zustimmung zu anderweitiger Verwendung des Generals Manteuffel gegeben hat, da er an diesen gewöhnt war und sich nicht von ihm trennen mochte. Zunächst kam die Angelegenheit zur Erörterung, nachdem General von Bonin, der Kommandierende des 8. Armeekorps, gestorben war. Manteuffel schrieb am 14. März an Roon:

„Ew. E. schreibe ich noch zwei vertrauliche Worte. Ich erachte die baldige Besetzung des 8ten Armeekorps für geboten; die Stelle ist wichtig. . . . Der König sagte mir heute, nach vielem Hin- und Herdenken komme er doch immer auf General Herwarth. Ich stimmte ihm bei, sagte aber, der Herwarth'sche Posten müsse sogleich wieder besetzt werden, denn sonst würde es gerade jetzt den Eindruck machen, als gäbe man die Herzogthümer auf. . . .

Zu General Moltke hat der König Vertrauen als Chef des Generalstabes, und im Innern denkt der König doch noch die Armee in einem Kriege zu commandiren und ist in seinem Gedankengange da an Moltke gewöhnt . . . ich sagte dem Könige ferner, ich selbst sei in die Situation gelangt, wo er würde entscheiden müssen, ob ich mich zu Tode avancirt habe, d. h. daß ich in der Anciennität soweit heraufgerückt sei, daß ich ein Commando in der Armee bekommen oder gehen müsse. Wolle Se. Majestät meinen Vorschlag, so sei es der: General Herwarth 8tes Armee-Corps — ich Commando in Schleswig.

Ich ginge dann vor Uebernahme desselben nach Wien, um mich beim Kaiser zu melden und könne in bezug auf den gemeinschaftlichen Gang der Verwaltung in den Herzogthümern wirklich durch meine Verhältnisse in Wien nutzen. Der König meinte, so viele könnten doch nicht übergangen werden und brach ab. Ich halte es aber doch für Pflicht, Ew. Excellenz meine Ansicht vorzutragen, weil ich den Gedanken über meine Verwendung für richtig und allen gegenwärtigen Verhältnissen entsprechend halte. Ew. Excellenz schreibe ich sehr eilig, auf Ihre Güte und Nachsicht rechnend, aber das Schreiben nicht verzögernd, weil ich die Sache eben für wichtig genug erachte, sie Ew. E. in die Hand und zur Erwägung zu geben. . . ."

Die Sache wurde im März nicht entschieden und ruhte auch im Juni noch; eine Notiz von Roon's Hand vom 13. Mai besagt: „Heute einen letzten Versuch gemacht, um Manteuffel's Ernennung für Holstein und seine Sendung nach Wien zu bewirken — mit zweifelhaftem Erfolge." Am 4. Juni schrieb Manteuffel ihm wieder, aber in einer andern Angelegenheit, brachte dabei auch seine damaligen politischen Sorgen zur Sprache:

„. . . ich bitte Ew. E. herzlich, Bismarck im Auge zu haben und Fühlung mit ihm zu halten. Ich fürchte heißsporniges Blut und das darf nicht sein. Ich bitte Euer E. wiederholt, die Sachen zu überwachen; es giebt zu hohes Spiel; und der Staat ist die Hauptsache. . . ." Am Schlusse desselben Schreibens heißt es u. a. in Anspielung auf den andauernden inneren Konflikt:

„Sonst weiß ich nichts Neues, als daß Napoleon (d. h. der wirkliche) als Lieutenant Ludwig den 16ten tadelte, daß er die rebellische Kammer nicht zum Teufel jagte; und daß er, älter geworden, im Jahre 1815 eine rebellische Kammer

duldete und dafür von ihr abgesetzt wurde. In herzlichster Verehrung E. Manteuffel.

Erst am 29. Juni konnte Manteuffel (aus Karlsbad) melden, daß Se. Majestät ihn mit dem Oberbefehl in den Herzogtümern beauftragt habe; „... ich soll aber vorläufig im Gefolge Sr. Majestät noch verbleiben. Ich glaube, dies hängt mit der angekündigten Reise des Kaisers Franz Joseph nach Gastein zusammen. Nun, die Ordrevollziehung ... ist immer ein Schritt weiter. Ich möchte Ew. E. einen langen Brief schreiben und Ihnen vieles sagen und aussprechen; der Tag war stürmisch, es ist spät und der Courier will fort, ich kann Ew. E. nur bei meinem Scheiden aus dem Amt meinen oft ausgesprochenen Dank wiederholen für die Güte, die Sie vielfach für mich gehabt, und für die Nachsicht, die Sie auf meine Schwächen und Gebrechen genommen haben. Der liebe Gott segne Ew. E. in Ihrem Amte und gebe Ihnen Kraft und Sieg. ... Die Geschäfte habe ich bereits an Treskow abgegeben."

Aber am 18. August befand sich Manteuffel noch immer im Allerhöchsten Gefolge (jetzt in Gastein). Von dort aus schrieb er an diesem Tage an Roon: „Ew. E. wenigstens zwei Worte zu schreiben, bevor ich Gastein verlasse, nachdem es nun feststeht, daß ich aus meiner Moses-Situation erlöst werde — drängt mich mein Herz. Wie die Sachen diplomatisch liegen, werden Ew. E. durch Minister Bismarck wissen. Ich schreibe Ihnen nur, daß der König bestimmt hat, daß ich ihn noch nach Ischl und dann am 23ten bis Augsburg begleiten, dann aber mein Commando antreten soll. Ich war aus Berlin fortgegangen in der Voraussetzung, in 8 Tagen oder in 10 Tagen wieder dort zu sein, muß also jetzt dahin wieder zurück, um wenigstens meinen Schreibtisch zu ordnen. Ich will versuchen, dies in einem Tage fertig zu bekommen

und, da ich vor dem 25ten nicht eintreffen kann, am 27ten spätestens nach den Herzogthümern abgehen, um doch wenigstens die Truppen noch während des Manövers zu sehen. Bin ich erst dort, so mache ich Ew. E. officielle Meldung und werde dann Ihre Güte und Nachsicht und Geduld wohl durch vielfache Briefe in Anspruch nehmen. — Nur einen Gedanken möchte ich Ew. E. schon heute vortragen: Der September rückt heran, und tritt der Frost ein, so läßt sich nicht arbeiten. Wie die Dinge aber im Frühjahr aussehen werden, weiß Niemand. Ist es nicht geboten die kurze Zeit zu benutzen, und wenn es nicht anders geht wenigstens passagere Fortificationen zur Sicherung von Alsen anzulegen? Ich glaube auch, daß es einen moralischen Eindruck auf die Herzogthümer, auf Oesterreich, auf unsere Nation macht, wenn man sieht, daß wir uns wirklich zur Vertheidigung des Landes einrichten. — Ich muß schließen; der König ist Gott sei Dank wohl. . . . E. Manteuffel.

Am 24. folgte dann (aus München) die weitere Meldung, daß Manteuffel zum „Gouverneur des Herzogthums Schleswig" ernannt worden und nun von Sr. Majestät aus dem Allerhöchsten Gefolge entlassen sei. . . . „Von meinen Gefühlen spreche ich nicht, ich habe die im Auswärtigen Ministerium gefertigte Ordre über meine Ernennung gestern Abend erhalten und bin nun definitiv aus Verhältnissen geschieden, mit denen ich mich doch mehr verwachsen fühlte als ich glaubte. . . ." —

Als Roon obige Nachrichten über die definitive Ernennung Manteuffel's empfing, hatte er die parlamentarische Kampagne des Jahres 1865, die für ihn eine ganz besonders anstrengende und aufregende gewesen war, schon hinter sich. Freilich hatte dieselbe die Situation der inneren Politik so gut wie gar nicht verändert und in ihren Einzelheiten ist sie aus den

stenographischen Berichten ersichtlich; da sie aber eine für Roon's politische Thätigkeit sehr bemerkenswerte war, so möge sie nachstehend wenigstens in einem kurzen Rückblicke skizziert werden.

Der im Januar einberufene Landtag der Monarchie wurde am 14. desselben Monats mit feierlicher Thronrede eröffnet. In derselben wies der König u. a. auf die durch den siegreich beendeten Krieg bewährte neue Heeresorganisation und deren Vorteile auch „für die Erwerbs- und Familienverhältnisse“ hin und fügte am Schlusse hinzu: „Es ist Mein dringender Wunsch, daß der Gegensatz, welcher in den letzten Jahren zwischen Meiner Regierung und dem Hause der Abgeordneten obgewaltet hat, seine Ausgleichung finde. Die bedeutungsvollen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit werden dazu beigetragen haben, die Meinungen über das Bedürfnis der verbesserten Organisation des Heeres . . . aufzuklären. . . . Der Wohlfahrt Preußens und seiner Ehre ist Mein ganzes Streben, Mein Leben gewidmet. Mit dem gleichen Ziel vor Augen, werden Sie, wie Ich nicht zweifle, den Weg zur vollen Verständigung mit Meiner Regierung zu finden wissen. . . .“

So versöhnlich diese Sprache vom Throne, aus dem Munde eines siegreichen Königs auch lautete: bei der Majorität des Abgeordnetenhauses fand sie abermals nicht das gewünschte Echo. Sie wurde im Gegenteil schon am folgenden Tage beantwortet durch neue Anklagen, welche der Präsident des Hauses, Grabow, gegen die Regierung erhob, deren Verfahren er der herbsten Kritik unterzog, zugleich die Lage des Landes in den düstersten Farben schildernd. Der Präsident erklärte sogar unter Beifallsrufen aus der Versammlung, der Gegensatz sei nie schroffer gewesen als jetzt, und eine Verständigung sei nur möglich, wenn die Regierung sich entschließe, die Wege des Abgeordnetenhauses zu gehen.

Das aber hieß: Abschaffung der neuen Heeresverfassung, Auflösung der siegreichen jungen Regimenter! Wenn also das Ministerium, und mit ihm Roon, einen Augenblick gehofft hatte, daß die Gesinnungen der Majorität angesichts der politischen und militärischen Erfolge sich geändert hätten — so mußte diese Illusion sehr bald aufgegeben werden. Solche Erwägungen wurden auch dem Monarchen vorgetragen; und mit bezug darauf schrieb der König u. a. an Roon (Berlin 5. März 65):

„Auf Ihre heutige Frage, wohin ich eigentlich mit diesem Abgeordnetenhause kommen wolle, Arrangement oder Rupture, war meine Antwort: 3jährige Dienstzeit und jetzige Kopfzahl der Armee mit in Aussichtnahme der manquirenden 20 Escadrons. Ich setze aber nun noch hinzu: Das Militair-Budjet in folle! Die Contingentirungs-Frage schließt immer noch nicht dieses Budjet in sich. Denn wenn die einzelnen Posten des Milit.-Budjets noch nach etwaigem Rekruten-Contingents-Arrangement von der Kammer discutirt würden, so setzt sie natürlich zuerst die Cadetten- und Unteroff.-Schulen auf den Aussterbe-Etat, etc. Dann stehen wir also schlechter als Budjetlos, weil wegen solcher Raten-Posten das Herrenhaus schwerlich das ganze Budjet verwirft. Aus diesen Gründen ist also jedes Arrangement, was nicht das vorgelegte Milit.-Budjet in folle zu Stande bringt, unannehmbar. Das mußte ich noch hinzusetzen. W.

Mitternacht.

Nach diesen Anschauungen hatte sich das Verhalten sämtlicher Minister in der Militär-Budgetfrage zu regeln, und ihr Auftreten war um so entschiedener und überzeugungsvoller, als sie sich in dieser für den Staat wichtigsten Lebensfrage

auch innerlich in vollster Uebereinstimmung mit ihrem königlichen Herrn befanden.

Roon hatte zunächst am 20. März — bei Beratung des Generalberichts der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses — Veranlassung, seine Vorlagen in ausführlicher Rede zu vertreten. Sagte er sich auch, daß es nicht möglich sein würde, die Majorität umzustimmen (und ganz hatte er selbst diese Hoffnung noch nicht aufgegeben), so war es doch jedenfalls seine Pflicht vor dem Lande, ja vor ganz Europa, den Beweis von der Richtigkeit und Unerläßlichkeit der Regierungsmaßregeln zu führen. Er that also seine Schuldigkeit, wenn er sich auch nicht verschwieg, daß er dabei schon hundertmal dargelegte Argumente — vielleicht ohne allen Erfolg — wiederholen müsse.

Roon wies nach, wie unbegründet es sei, von der angeblichen „Unerschwinglichkeit" des Militäretats zu reden; daß man sich in betreff der alten Militärverfassung Jahrzehnte lang unrichtigen Illusionen hingegeben hätte. Er verglich die jetzigen und früheren Ausgaben für die Armee, legte es dar, daß die früheren — relativ zu den Staatseinnahmen — noch höhere gewesen seien, verglich jene Ausgaben auch mit denen der Nachbarländer, wies auf das erforderliche richtige Verhältnis der Stärke der Friedensarmee zum mobilen Kriegsheere hin, dabei an die Ansichten Boyen's anknüpfend, machte auf die Lage, die ungünstigen Grenzen — und dennoch großen Aufgaben Preußens aufmerksam; wies es ferner nach, daß gerade die Reorganisation die Bildung eines wahren Volksheeres bezwecke, dessen Friedenskadres indessen nach technischen Notwendigkeiten bestimmt werden müßten, damit ein brauchbares Volksheer entstehen könnte. Die Nützlichkeit der Ausbildung und militärischen Erziehung der ganzen Nation auch für den bürgerlichen Beruf, die Notwendigkeit der Aufrecht-

erhaltung der gesetzlich bestehenden dreijährigen Dienstzeit bildeten den weiteren Inhalt dieser mehrstündigen, dies ganze Gebiet erschöpfenden Rede, in welcher auch noch erneut darauf hingewiesen wurde, daß die Landwehr — wenn auch mehr in Reservestellung — in ihrer ganzen Totalität erhalten werden solle. Roon schloß mit dem Hinweise auf die Zwecke und politische Bedeutung der Reorganisation und warnte in patriotischen Worten noch einmal vor den Gefahren einer einseitigen Parteitaktik.

Am folgenden Tage, in der Sitzung vom 21. März, wandte er sich sodann gegen einige Ausführungen der Gegner und sprach es aus, daß das Material der preußischen Armee, in welcher die Blüte der Nation thatsächlich diene, das kostbarste und in vielen Beziehungen auch tüchtiger und brauchbarer sei als das anderer Armeen. Auch in dieser Hinsicht unternähme es die Reorganisation, noch weitere Verbesserungen einzuführen; es sei auch für das Material in bezug auf Bewaffnung ꝛc. gleichzeitig alles geschehen, um die Qualität noch zu erhöhen — aber die Notwendigkeit, auch in quantitativer Hinsicht Fortschritte zu machen, sei doch dadurch noch nicht beseitigt; wolle man das nicht einsehen, so könnte eine Verständigung eben nicht erreicht werden, die Regierung müsse aber dann konstatieren, daß daran nur die schroffe Haltung des Abgeordnetenhauses schuld sei.

Schon zwei Tage später, am 23. März, war Roon veranlaßt, seine so ausführlichen Darlegungen vom 20. nochmals und mit der gleichen Unermüdlichkeit zu wiederholen. Er erläuterte noch näher den Begriff der Armee als einer wahren Volksschule, machte darauf aufmerksam, wie unbegründet und unberechtigt es sei, die Frage der gesetzlich bestehenden Dienstzeit bei der Fahne immer wieder zu verquicken mit der Reorganisation, welche an dieser ja nichts ändern wolle; ging

dann spezieller ein auf die mehr staatsrechtlichen Fragen: Die Schuld am Konflikt und die Ausdehnung desselben — die Stellung und die Pflichten des Ministeriums und die nach Meinung der Kammer berechtigten, nach seiner Ansicht aber ganz unmotivierten sogenannten konstitutionellen Postulate und wies zum Schluß sehr eindringlich darauf hin, daß die Kammer selbst durch ihre abweisende und unversöhnliche Haltung es verschulde, wenn die streitige Angelegenheit aus einer Rechtsfrage zu einer Existenzfrage geworden sei.

Während die Verhandlungen über die Budgetvorlagen noch fortdauerten, brachte Roon am 5. April auch einen Gesetzentwurf betreffend einen außerordentlichen Kredit für die Marineverwaltung ein und begründete denselben — in seiner Eigenschaft als Marineminister — näher. Besonderes Aufsehen erregte diese Rede damals um deswillen, weil Roon es mit voller Bestimmtheit aussprach, daß Preußen entschlossen sei, im Besitze des Kieler Hafens zu bleiben, während bis dahin über die Wege, welche die preußische Regierung bei Lösung der holsteinschen Frage gehen würde, noch viele Zweifel geherrscht hatten. — Roon fügte der Vorlage noch eine ausführliche Denkschrift bei, welche den „Plan zur Erweiterung der preußischen Kriegsmarine" enthielt und motivierte. In Ergänzung dieser Schriftstücke wurde — wie hier im Anschlusse vorweg bemerkt sei — mit der Marinevorlage pro 1866 auch noch eine Denkschrift beigefügt, welche weiteres „über die Gründung eines Marine-Etablissements in der Kieler Bucht" nebst eingehenden Motiven enthielt.

Wegen der Ueberlassung von Kiel mußte mit der Oesterreichischen Regierung bekanntlich noch lange verhandelt werden, da diese infolge von Roon's Erklärung Protest erhoben hatte; aber der König blieb in diesem Punkte ganz fest, wollte auch

kaum in die betreffende von Bismarck für Kiel gebotene Konzession willigen, wie sein nachstehendes Handbillet an Roon zeigt:

B. 25. 4. 65.

Bismarck hat mir gestern die Oesterreichische Note wegen Kieler Ausgleichung durch Verminderung unserer Truppen vorgetragen. Ich kann mich dazu nicht verstehen, da jede Concession an Oesterreich mit neuem Undank und Prétensionen erwiedert wird. Wann haben Sie heute oder morgen Zeit zu mir zu kommen? W.

Erst im August beim Abschluß des Gasteiner Vertrages wurde diese Kieler Frage im preußischen Sinne definitiv entschieden, indem preußisches Kommando, preußische Besatzung des Hafens und preußische Befestigung von Friedrichsort zugestanden ward. — Ende April kam es dann zu weiteren ausführlichen Verhandlungen über die Militärvorlagen im Plenum des Abgeordnetenhauses. Roon hatte bei den Diskussionen über das Militärbudget, welche vorstehend erwähnt wurden, seine Ansichten so eingehend erörtert, daß er kaum noch etwas hinzuzufügen hatte. Auch wurde es ihm, wie er sich äußerte, „nicht leicht, ohne Bitterkeit den Kampf fortzusetzen, dessen man müde ist, und dessen Hoffnungslosigkeit jedenfalls nicht ermuthigt zu seiner Fortsetzung, besonders dann nicht, wenn man, wie ich, sehr häufig nicht mit sachlichen, sondern vielmehr mit politischen Parteimotiven bekämpft wird." In seiner wiederum fast drei Stunden währenden Rede bekämpfte er zunächst, durch polemische Angriffe dazu genötigt, die Ausführungen der Gegner und konnte dabei nicht umhin, denselben zuzurufen: „Es giebt Parteien, welche auf die Fortdauer des Konflikts spekulieren" — ging aber alsdann mit unermüdlicher Amtstreue von neuem in die materielle

Erörterung sämtlicher Streitpunkte ein, indem er alle Einwürfe mit Gründlichkeit und Sachkenntnis so klar und überzeugend widerlegte — daß den Gegnern bei der Unmöglichkeit, seine Argumente sachlich zu bestreiten, gar nichts übrig blieb, als die Diskussion über die politische Rechtsfrage wieder aufzunehmen; und in dieser bestanden sie — „auf ihrem Schein“.

So konnte denn der Ausgang auch dem unverwüstlichen Optimisten bald nicht mehr zweifelhaft sein: der Friede war abermals nicht herzustellen, die Session mußte wiederum resultatlos schließen. Auch die von dem Abgeordneten Bonin am 2. Mai vorgeschlagenen Abänderungsanträge, welche die Fixierung des Friedensstandes der Armee bezweckten, konnten das nicht verhindern. Roon äußerte sich in betreff derselben, da er sie eben erst kennen lernte, zunächst ausweichend. Am nächsten Tage scheint darüber eine Konseilsitzung stattgefunden zu haben, denn der König schrieb an Roon:

Berlin 3. 5. 65, 10 Uhr Abends.

Die ganze heutige Diskussion habe ich nur zugelassen, um zu hören, ob meine seit 3 Jahren feststehende Auffassung: daß jede Art von Contingentirung der Stärke der Armée die Königliche Macht schmälert, durch neue Argumentationen erschüttert werden könnte. Daß dies nicht der Fall ist, habe ich offen und wiederholt ausgesprochen. Dennoch habe ich Sie aufgefordert eine Formulirung zu versuchen, die im Sinne des Ministeriums wäre. Nach genauer Prüfung Ihrer Anlage bleibt für mich stets die Auffassung bestehen, daß die quest. Schmälerung durch jede Concession der Art unwiderruflich eintritt: ist sie erst eingetreten, so ist sie nicht nur für alle Zeiten feststehend, sondern sie wird jährlich durch neue Beschneidungen des Militair-Budjets. nur eine **erste** Con-

cession gewesen sein, die unabänderlich zu immer neuen führt, kurzum wir sind dann auf den plan incliné, wo dann keine Rettung mehr ist! Auch ist die ganze Forderung der Contingentirung nichts als ein Mißtrauen gegen meine Person, wie ich dies heute auch schon sagte, und dieser Ansicht kann ich nur durch Consequenz in meiner Stellung würdig entgegentreten. Heute wurde immer vom Eindruck auf das Volk für Neu-Wahlen gesprochen; leider hatte ich vergessen zu fragen, welchen Eindruck die Sache auf die Armée machen wird? Die Antwort ist sehr einfach: den allerniederschlagendsten Eindruck! Und diesen Eindruck soll ich der Armée aufzwingen, nachdem sie glorreich aus einem Kriege hervorgeht?

Aus allen diesen Gründen kann ich auf keine Art von Contingentirung eingehen.

Ich verlange, daß Sie mit dieser Abweisung der Contingentirung so spät als möglich hervortreten, damit man erst siehet, wie sich die Partheien zum ganzen Amendement stellen, wodurch Ihre Position bei der Erklärung leichter wird.

Wilhelm.

Schon am folgenden Morgen fügte der König seinen obigen Weisungen noch folgende hinzu:

B. 4. 5. 65.

Der Schluß meines gestrigen Briefes, denke ich mir, demonstrirt so ungefähr, wie Bismarck es angab:

1. während der General-Discussion womöglich gar nicht Ihrerseits sich zu äußern.
2. wenn sich durch die Débatten schon bei der General-Discussion zeigt, daß man das Bonin'sche Amendement annehmen will incl. der Contingentirung, dann zu äußern: daß damit die a l t e Armée-Verfassung

wieder eingeführt wird (Bonin § 1 u. 2), plus der Contingentirung, also etwas hergestellt wird was das Gouvernement als unhaltbar erklärt, plus der Verminderung der Kron-Rechte!!

3. oder diese letztere Ansicht sich ganz aufzusparen, bis die Special-Discussion gleiche Ansichten und Absichten, wie eben angeführt, ergiebt;

4. würden Sie gedrängt, gleich sich über die Contingentirung auszusprechen, so würden Sie sagen müssen, daß darüber erst eine Ansicht zu fassen sei, wenn die von der Regierung gewollte Reorganisation feststände, doch muß diese Auffassung von Ihnen sehr verschleiert nur gegeben werden, damit man am Schlusse jede Contingentirung verwerfen kann und muß. W.

7 Uhr Morgens.

Obige Instruktionen zu befolgen, wurde Roon in der folgenden Sitzung vom 4. Mai sehr leicht gemacht durch das Verhalten der Kammer. Denn das Bonin'sche Amendement fand so wenig Unterstützung, daß Roon, als er wegen seines Schweigens über dasselbe zur Rede gestellt ward, mit Recht erwidern konnte, „es liege doch in der That nicht in der Aufgabe der Regierung, Anträge speziell zu diskutiren, die so wenig praktischen Erfolg haben."

Erwähnenswert ist ferner noch die Sitzung vom 5. Mai, in welcher Roon gezwungen wurde, sich gegen parlamentarische Ungebühr resp. Zügellosigkeit zu verwahren. Der Abgeordnete Gneist hatte sich soweit vergessen, der Regierung, als deren Vertreter Roon anwesend war, vorzuwerfen, ihre Maßregeln trügen „das Kainszeichen" des Eidbruchs an der Stirn, und diesen Vorwurf sogar ganz persönlich gegen Roon zu richten.

Dieser ward durch diese Rede, welche eben so ehrfurchtverletzende Aeußerungen gegen die Krone wie beleidigende Angriffe gegen die Minister enthielt, und welche der Präsident dennoch ungestraft hingehen ließ, genötigt, sich selbst sein Recht zu verschaffen, indem er erwiderte, „daß jene Aeußerung jedenfalls an der Stirn trüge den Stempel der Ueberhebung und der Unverschämtheit“ — worauf dann der genannte Abgeordnete sich veranlaßt sah zu revozieren. — —

Noch einmal — bei den Schlußabstimmungen über die Militärvorlagen — nahm Roon das Wort zu einer mit dem Staatsministerium vereinbarten Erklärung, in welcher er u. a. aussprach, daß die . . . Beschlüsse des Hauses, ausgeführt, erstens den Bestand und den Organismus der Armee auf das tiefste zerrütten würden; zweitens, daß damit, wie überhaupt, zumal aber im gegenwärtigen Augenblick, die wesentlichsten Interessen des Thrones und des Vaterlandes preisgegeben werden würden. „Denn die Desorganisation der neuerlich mit neuen Siegesehren geschmückten Armee ist gleichbedeutend mit der politischen Degradation Preußens und mit der Verzichtleistung auf seine politische Mission;“

drittens, daß die Königliche Staatsregierung sich in der Unmöglichkeit befindet, den beantragten Verstümmelungen des Militärbudgets, die gleichbedeutend mit der Verstümmelung der Armee sind, zuzustimmen. — —

„Die Verantwortlichkeit für alle gemeinschädlichen Folgen, die aus einem die lebenskräftige Existenz der Armee wesentlich beeinträchtigenden unausführbaren Votum erwachsen, muß lediglich dem Abgeordnetenhause zugewiesen werden. . . .“

Trotzdem und obwohl die schon damals recht gespannte Situation den deutschen Mittelstaaten und auch Oesterreich gegenüber den Abgeordneten wohl bekannt war, obwohl deren große Majorität selbst nichts sehnlicher wünschte als

eine baldige Regelung der deutschen Frage im Sinne des Nationalvereins, die ohne schweren Kampf mit Oesterreich doch gar nicht denkbar war: trotz alledem lehnte das Haus, immer noch in der Hoffnung, dadurch das verhaßte Ministerium stürzen zu können, die Kosten der Reorganisation wiederum ab; es bestand „auf seinem Schein" und schien das „fiat justitia — pereat mundus" zum Motto seiner politischen Weisheit erwählt zu haben. — In denselben Tagen hatte Roon in dem Ehrenhandel Bismarck-Virchow das Interesse des Ersteren zu vertreten und ihm die verlangte Genugthuung zu verschaffen.

Am 17. Juni wurde die Session geschlossen. In der bei diesem Anlasse gehaltenen Rede des Ministerpräsidenten von Bismarck wurden die (unerheblichen) Resultate der Landtagsarbeiten aufgezählt. Größer war das Sündenregister, indem die Regierung u. a. konstatierte:

„Durch die Verwerfung des Militärgesetzes hat die unter der Mitwirkung früherer Landtage in das Leben gerufene und durch die kriegerischen Ereignisse des vorigen Jahres bewährte neue Heereseinrichtung, unter Gefährdung der eigenen Sicherheit des Landes, aufs neue in Frage gestellt werden sollen. Das Haus der Abgeordneten versagt die Mittel zur Herstellung einer den gegenwärtigen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechenden Kriegsflotte; es versagt den von ihm verlangten Beistand zur Gewinnung der Früchte der mit so vielem teuren Blute errungenen Siege des verflossenen Jahres. Ja, es hat sich von den glänzenden Thaten und Erfolgen der Armee losgesagt, indem es, wie früher die geforderte Anleihe, so jetzt die nachträgliche Genehmigung der verausgabten Kriegskosten verweigert hat!

Das Staatshaushaltsgesetz, dessen Zustandekommen nach Artikel 62 und 99 der Verfassungsurkunde von dem Zu-

sammenwirken aller bei der Gesetzgebung beteiligten Faktoren erwartet wird, ist auch in diesem Jahre an der Weigerung des Abgeordnetenhauses, die zur Aufrechterhaltung des Heerwesens unerläßlichen Mittel zu bewilligen, gescheitert . . . . .

Die Regierung Sr. Majestät ist bestrebt, das . . . ihr erteilte Mandat ihres Königlichen Herrn nach Kräften auszuführen. Sie wird, unbeirrt durch feindseligen und maßlosen Widerstand in Rede und Schrift, stark im Bewußtsein ihres guten Rechts und guten Willens, den geordneten Gang der öffentlichen Angelegenheiten aufrecht erhalten und die Interessen des Landes nach außen wie nach innen kräftigst vertreten. Sie lebt der Zuversicht, daß der Weg, den sie bisher inne gehalten, ein gerechter und heilsamer gewesen ist, und daß der Tag nicht mehr fern sein kann, an welchem die Nation, wie bereits durch tausende aus freier Bewegung kund gewordener Stimmen geschehen, so auch durch den Mund ihrer geordneten Vertreter ihrem Königlichen Herrn Dank und Anerkennung aussprechen werde."

In der That hatte schon während der oben skizzierten heißen parlamentarischen Kämpfe eine starke Opposition gegen das Abgeordnetenhaus auch in den Massen begonnen. Zahllos waren auch die Zurufe und Zustimmungsadressen, welche Roon persönlich aus dem ganzen Lande — von Privaten und Korporationen — empfangen hatte und noch empfing. Wohl wurde er dadurch zuweilen erfreut und getröstet — aber im ganzen legte er doch wenig Wert auf derartige Kundgebungen: „heute Hosianna schrei'n — morgen kreuzigen" — pflegte er oft zu sagen. Oft enthalten seine Briefe sehr drastische Ausdrücke dieser Anschauung. So schrieb er am 26. Juni z. B. seiner Frau nach Erdmannsdorf; die Familie war dort mit königlicher Erlaubnis im Schlosse zum Sommeraufenthalte,

und Roon wollte im Juli dorthin folgen: . . . „überhaupt ist mir der ganze Erdmannsdorfer Aufenthalt durch Deine letzten Nachrichten ein wenig verleidet worden. Wenn ich dort keine Ruhe finden soll, und wenn alle alten Scheusäler aus Warmbrunn angekeucht kommen, um mich zu belästigen, so bäumt sich mein Ruhebedürfniß in mir, und ich entfliehe in irgend eine Gebirgsbaude oder zum Oberförster in den Wald; ich will mich nicht besehen lassen wie Murphy oder Tom Pouce! — — Bismarck ist gestern nach Karlsbad, vorgestern seine Frau mit Mariechen nach Homburg, die Jungen nach Reinfeld abgereist. Gestern war ein Diner bei'm Türken (fête du Sultan), bei welchem ich eine französische Rede halten mußte. Sie war unübertrefflich — kurz, machte aber einen unbeschreiblich scheußlichen Eindruck, weil der Champagner fast ungenießbar war und doch getrunken werden mußte."

Einige Tage später konnte Roon sich los machen, um den Seinen zu folgen, wo er denn auch in einigen relativ ruhigen Wochen seine Erholung fand. Ganz ohne Geschäfte und Korrespondenzen blieb er freilich auch dort nicht. Sehr erfreut wurde er aber unter anderm durch nachstehenden, liebenswürdigen Brief seines gnädigen Königs:

Carlsbad, 9. 7. 65.

„Ich danke Ihnen für Ihr Schreiben und freue mich Sie in dem schönen Erdmannsdorf zu wissen, das Ihnen hoffentlich Kraft und Stärkung zu neuen Obliegenheiten geben wird. Ich habe Ihrem Ministerium eine schleunige Berichterstattung aufgegeben über eine Beschleunigung der anzufertigenden 4 und 6pfündigen Geschütze nebst Munition und Festungs-Dotirungen 2c. namentlich des südlichen Kriegstheaters, à tout évènement! Kunowsky[1]) hat dieselbe Aufforderung

[1]) Damals Artillerieinspekteur.

erhalten. Die Ihnen bereiteten Ovationen freuen mich ungemein und ich sage mit Ihnen, daß es doch noch Menschen giebt, die „mit diesem Ministerium“ — zufrieden sind.

Ich bin gespannt wie in Wien die Crisis überstanden werden wird; die Concessionen sind immer gefährlich, und die Klemme ist freilich schlimm, zwischen Geldmangel und Concessionen. Wohl uns mit unserer Finanz-Lage! Mit den besten Empfehlungen für Ihre Familie

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Mir geht es hier sehr gut; die Hitze ist 25° seit mehreren Tagen, nachdem ich 3 Tage geheitzt hatte!“

Zehn Tage nach Empfang obigen Schreibens, am 21. Juli, schreibt Roon seiner Frau aus Regensburg — wohin er wegen entscheidender Entschlüsse in bezug auf Schleswig-Holstein und eine betreffende nach Wien zu richtende Note gerufen worden war — . . . „Die Geschäfte sind hier leicht und schnell erledigt worden, was doch gelegentlich auch bei guten Sachen geschieht. Der König reiset morgen früh um 8 Uhr weiter, und ich werde Regensburg schon um 10 Uhr verlassen, um die Nacht vom 22ten zum 23ten in Prag zuzubringen, dort auch vielleicht den Sonntag zu verweilen und dann über Reichenberg und Schreiberhau zu Euch zurückzukehren. . . .

„Bei die Hitze“ hat das Schreiben sein Lästiges. Außerdem muß ich in 1/2 Stunde zum Könige zum Thee oder „Bier“, wie man hier in Bayern sagt. Der König ist sehr heiter, aber auch angegriffen von der Hitze, wie alle Welt . . .“

Nach Erdmannsdorf zurückgekehrt, fand er hier sogar Muße zu Freundschaftsbriefen. So an Moritz Blanckenburg

(am 1. August). Nachdem er Familienangelegenheiten besprochen und sein „Schlaraffenleben“ geschildert, fährt er fort: „Die Regensburger Reise und das Kölner Fahnenschwenken liegen nun hinter uns. Erstere hätte ich mir wohl erlassen können, denn in Regensburg herrschte die größte Uebereinstimmung, während ich angenommen hatte, Otto (Bismarck) würde dort meiner Unterstützung bedürfen. Es ist Geld da, genug um uns freie Hand in der auswärtigen Politik zu geben, nöthigenfalls um die ganze Armee mobil zu machen und einen Feldzug hindurch zu bezahlen. Das giebt unsrem Auftreten gegen Oesterreich den nöthigen applomb, so daß wir hoffen dürfen, man werde auch ohne Krieg, den wir alle nicht wünschen, den berechtigten Forderungen nachgeben. Irre ich nicht, so ist man in Wien schon jetzt auf dem Rückzuge.[1]) Woher das Geld? Ohne Gesetz-Verletzung, vornehmlich durch ein Arrangement mit der Köln-Mindener Eisenbahn, welches ich und selbst Bodelschwingh (der Finanzminister) für sehr vortheilhaft erachten.

Die Kölner Affaire hätte ich gern vermieden gesehen, als sie im Anzuge war. Ich würde das Fest nicht beanstandet haben. Nachdem dies die dortige Regierung einmal gethan, so wäre es eine Niederlage gewesen, sie zu desavouiren. Die faktische Verhinderung des Bankets u. s. w. ist aber — da die befürchteten und andrerseits gehofften revolutionären Folgen ausgeblieben sind — m. E. für das Ansehen des Gouvernements, im Auslande namentlich, von entscheidender Bedeutung; cfr. die Englischen, Französischen und Oesterreichischen Zeitungen! Jedermann hat im In- wie im Auslande erkannt aus der Verhinderung einer vielleicht nicht ungesetzlichen, jedenfalls aber

---

[1]) In der That erfolgte im August die in Gastein abgeschlossene Uebereinkunft.

durchaus unpassenden Demonstration, daß es der Regierung weder an Entschlußfähigkeit noch an Macht fehlt; daß es ihr möglich ist zu thun — wenn auch nicht zu lassen —, was sie für angemessen erachtet, ohne daß ernsthafte Folgen sich daran knüpfen, wie die Doktrin der revolutionären Parthei und ihrer Affiliirten voraussetzen läßt. Dies hat namentlich in Wien imponirt, u. wird auf die dortigen Entschlüsse nicht ohne Einfluß bleiben; hat es doch selbst dem Nassauer Sultan Muth gemacht, und in Hannover, Kur-Hessen, Oldenburg u. s. w. Beifall gefunden. Aber Eulenburg[1]) sagt: „ich freue mich auf den Rabatz, den mir die Geschichte im nächsten Januar machen wird." — —

Wie lange ich hier die guten Tage noch ertrage, weiß ich nicht, aber ich glaube es geht noch eine ganze Weile, ohne daß ich mich nach Wechsel sehne, meine daher auch nicht von Deiner gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Die Belagerungsübung bei Neisse u. die Königs-Revue bei Merseburg würden mich ohnehin da oder dorthin locken, wenn ich mich ennuyirte. Zu Dir komme ich vielleicht im Herbst oder Winter, um zu jagen. . . ."

Erst im September nach Berlin zurückgekehrt, folgen von dort wieder Berichte an die Gemahlin. Am 12. schreibt er u. a. . . „Hier im Wesentlichen alles in Ordnung. Bismarck nicht zu Hause, daher im Hotel Royal meinen Hunger gestillt. Heut um 12 Uhr nach Babelsberg — um 3 Uhr mit Sr. Majestät zurückgefahren. Um 6 Uhr bei Bismarck gegessen mit Graf Arnim, Eulenburg, Keudell, Abeken u. Arnim-Kröchlendorf. Um 8 Uhr Conferenz mit General von Tresckow. . Morgen Vortrag bei Sr. Majestät, dann Diner u. s. w. Uebermorgen früh Abreise nach Kiel, wo ich Freitag verweile,

[1]) der Minister des Innern.

um am Sonnabend heimzukehren u. am Sonntag mit Sr. Majestät nach Merseburg zu gehen. Kurz! die Tretmühle hat mich wieder, und ich sehe daraus keine Rettung, noch weniger eine Wiederkehr zu den stillen lieben Laren von Erdmannsdorf.

Natürlich brennt hier vieles und zum Löschen eignet sich nicht jeder . . . .

Daß ich jetzt und nicht nach dem Manöver nach Kiel gehe, hat übrigens seine besonderen triftigen Gründe, von denen später. Ich würde danach, d. h. Ende September und Anfang Oktober noch freie Hand zu irgend einer Exkursion erhalten . . ." Die nächsten Briefe sind aus Kiel, vom 17. und 19. September. Es heißt darin u. a.:

„Uebermorgen fahre ich auf der Vineta nach Sonderburg, kehre selbigen Tages hierher zurück . . Heute habe ich bei Gablenz auf dem herzoglichen Schlosse sehr österreichisch gegessen; das beste an dem Diner war die Tafelmusik. Morgen kommt Manteuffel hier an; ich aber speise mit der Marine auf der Arcona, und freue mich darauf um so mehr, als ich dadurch in den Stand gesetzt wurde, eine zweite Einladung des Herrn Statthalters abzulehnen. Heute Morgen war ich in Friedrichsort. Morgen früh besuche ich die Flotte und die östlichen Umgebungen des Hafens. Auch wir haben herrliches Wetter — bis jetzt . . .

(am 19.) . . Die Loreley und der Komet haben Husum bereits verlassen; es ist also nicht möglich, von hier aus nach der Jade zu gehen; ich kehre daher morgen nach Berlin zurück, um am 21. nach Merseburg weiter zu fahren und dort bei dem schönen Wetter noch 2 Tage den Manövern beizuwohnen, was Verschiedene gern zu sehen scheinen. Natürlich kehre ich dann am 23. mit Sr. Maj. heim nach Berlin; ich weiß aber noch nicht, ob es die Geschäfte erlauben werden, Euch aus

Schlesien abzuholen. . . . Uebrigens ist es fast gewiß, daß vor des Königs Abreise nach Baden und vor Bismarck's mehrwöchentlicher Abwesenheit in Biaritz noch vielfach conferirt und deliberirt werden wird, so daß es mir schwer fallen würde mein Fortgehen vor meinem eigenen Gewissen zu rechtfertigen.

Sind Se. Majestät und Bismarck abwesend, so würde ich freilich noch nach der Jade gehen können . .

Gestern habe ich unsere Schiffe besucht und einigen Preußischen, ja auch Oesterreichischen Kanonendonner in der Kieler Bucht veranlaßt und dann auf der Arcona ein vergnügtes Mittagsmahl eingenommen. Als ich Abends um 7½ Uhr hierher zurückkehrte, fand ich einen Auflauf vor meinem Hôtel, veranlaßt durch die mir von Gablenz zugesandte Oesterreichische Militär-Musik, die meiner harrte, um mir ein Ständchen zu bringen. Zwischen die Flotten-Parade und das Diner fiel Manteuffel's Besuch, der meinetwegen von Schleswig gekommen war, aber gleich nach seinem Diner bei Gablenz wieder abreiste.

Heute früh um 6 Uhr fuhr ich wieder an Bord der Vineta, um nach Sonderburg zu gehen und durch den Alsensund. War das bei dem schönen freundlichen Wetter eine erquickliche und interessante Fahrt! In der That müßte der Marine-Minister sich öfter einschiffen, um sein Interesse für die Flotte anschaulich zu machen und Vertrauen zu gewinnen bei seinen Untergebenen. Wie können sie es haben, wenn sie nicht glauben können, daß der Minister die Verhältnisse des Seemannes einigermaßen kennt?! Wenn ihm die Gelegenheit fehlt, nach ihren Bedürfnissen zu fragen, ihnen zu zeigen, daß er ein Herz für sie hat. Daher wäre es freilich besser, wenn ein wirklicher Seemann Marine-Minister wäre; ich wünschte, Contre-Admiral Jachmann wäre es — nun wer weiß! — —"

In der oben erwähnten Unterredung mit General von Man-

teuffel handelte es sich u. a. um die damals zwischen diesem und Bismarck entstandenen Differenzen, in denen Roon vermittelte[1]); außerdem aber auch um die umfangreichen Vorschläge, welche Manteuffel zur Befestigung von Düppel-Sonderburg, Kieler Hafen, sowie zu andern für die Marine erforderlichen Bauten gemacht und in einem sehr eingehenden Privatschreiben (Schloß Gottorf, 16. September) noch näher erläutert hatte. In demselben Schreiben drang Manteuffel auch darauf, daß mindestens zwei starke Korvetten und zwei Panzerschiffe (als Batterie) im Kieler Hafen, möglichst in Dienst gestellt, verbleiben möchten zur Verfügung des Gouvernements: „dann haben wir Kiel, und Europa sieht, daß wir es haben."

Jene Besprechungen mit Manteuffel wurden indessen noch in sehr eingehender Korrespondenz fortgesetzt, bald nachdem Roon nach Berlin zurückgekehrt war. Am 6. Oktober schrieb Manteuffel ihm von Schloß Gottorf aus:

„E. E. trage ich eine sehr große Bitte vor. Aber da ich einmal schreibe, so kann ich es auch nicht ohne das alte Vertrauen thun, und indem ich diesem entspreche, erhalten Sie zugleich die Gewähr, daß meine Bitte selbst um so selbstloser ist. Kurz also, ich habe den König gebeten, mich von meiner Stellung in bezug auf die Civil-Verwaltung zu entbinden und mir bloß das Kommando über die Truppen in Schleswig zu belassen. Es ist mir schwer geworden, denn ich liebe bereits meinen Beruf und ich gewinne Terrain! Aber ich bin Offizier. Im Jahre 1858, glaube ich, trug ich dem Könige vor, daß General Willisen die Division verlieren müsse, weil er ein Amt unter einem Civilminister verwalte. Der König respectirte das militärische Prinzip. Jetzt wo es meine persönliche Existenz betrifft, soll ich es verleugnen. Graf Eulenburg hat mir

[1]) bei Sybel IV. S. 229 gleichfalls erwähnt.

gesagt, ich solle die Stellung eines Ober-Präsidenten bekommen. Ich habe Briefe und Vorwürfe von dem Könige bekommen, bereits am 18. September, zwei Tage nach Antritt meines Amtes: „den Lord erkenn' ich, meinen Feind —" nicht meinen gütigen König in diesen ungütigen Worten. Wie aber der Lord mein Gegner geworden — ich begreif' es nicht. In meinem Leben bin ich nicht so unschuldig in solche Verhältnisse gekommen. Noch nie habe ich in solchem Einverständnisse mich mit einem Minister geglaubt als in dieser Schleswig-Holstein'schen Sache mit Minister Bismarck. Ich will meine Instructionen jedem Kriegsrecht vorlegen, ob ich gegen Wortlaut oder gegen Geist gehandelt habe — und: ordre — contre-ordre, désordre! Das durfte ich nicht — — — wenn man es mir gesagt hätte zu der Zeit als ich die großen Gesandtschaftsposten ausschlug, weil ich nicht unter Civilisten stehen wollte (und das war noch dazu mein Vetter, der 5 Jahre älter war als ich) — wenn man mir da gesagt hätte, ich würde eine Anweisung von Herrn von Bismarck ruhig hinnehmen, dem Minister des Innern dem Grafen Eulenburg, amtlich Auskunft zu geben, weil er die Intentionen des Königs kenne, eine Kenntniß, die der Minister mir wenige Tage zuvor zugesprochen hatte — ich hätte gelacht. — Ich hab's gethan, weil Graf Eulenburg im Auftrage des Königs kam und mir einen Brief Seiner Majestät brachte. Ich habe also Graf Eulenburg nur gebeten, mit den Organisations-Bestimmungen zu warten, bis ich die Provinz bereist. . . Er hatte mir zugesagt, dahin zu wirken, Minister Graf Bismarck hat mir aber sagen lassen, durch Präsident Zedlitz, in den nächsten Tagen würde ich die Ordre bekommen, wonach ich die Stellung eines Oberpräsidenten, er die eines Regierungspräsidenten erhalte. Darauf habe ich den König gebeten, mich vorher zu entbinden von der Civilverwaltung, weil ich als General nur

commissarisch und unter seinem unmittelbaren Befehl solche Civilverwaltungsstelle einnehmen könne. Glauben Ew. Excellenz, es ist am besten, daß der König mich gehen läßt. Minister Graf Bismarck kann nur Maschinen oder politische Gegner erzeugen; ich will weder das eine noch das andere werden, ich gehe, aber indem ich gehe, ist mir der Dienst des Königs — ich habe den Herrn vielleicht nie lieber gehabt als bei'm Aussprechen dieser Bitte — und des Staates gerade ebenso theuer, als wenn ich selbst in ihm wirkte. — Deshalb bitte ich Ew. Excellenz herzinnig meine Bitte zu gewähren. Es handelt sich um die Schiffbarmachung der Schleimündung bis nach Kappeln." Hier folgen ausführliche Erörterungen über die Details dieses Ausbaggerungsplanes, von dem Handel und Gewerbe der Stadt Schleswig und aller Uferortschaften abhingen; die Kosten seien auch leicht zu beschaffen rc. Manteuffel fährt dann fort: „Unmögliches verlange ich nicht, nur Mögliches, und wenn niemand mehr mir gesunden Verstand und Urtheil zutraut, so zeigen Excellenz mir, daß Sie mich nicht so schnell als die andern aufgeben, und erfüllen Sie meine Bitte! Ich kenne wenig Menschen, die so schnell und energisch handeln, wenn sie einmal einen Gedanken ergriffen haben, als Ew. Exc. Ergreifen Sie den meinen, es ist dem Vaterlande ein Dienst geleistet. Wie bei einer Cavallerie-Attacke ist hier der Moment Alles. An den König habe ich geschrieben, daß ich Ew. Exc. meine Bitte vortragen würde.

Gestern war ich in Friedrichsort. Ich bin der Ansicht, das Etablissement muß der Marine zurückgegeben werden. Es gehört zu ihr und ihre Seeartillerie kann nicht einmal exerzieren am Geschütz ohne die Friedrichsorter Kanonen. Daß die erste Besetzung durch Infanterie aus politischen Gründen geboten war, sehe ich ein; jetzt wo die Oesterreicher bereits ihre Kieler Garnison vermindert, wo unser Kieler Landterrain

erobert ist, und die Festungsbauten in den nächsten Tagen beginnen, ist Infanterie in Friedrichsort nicht mehr nöthig aus politischen Gründen. Ich habe auf eine Aufforderung des Königs in diesem Sinne an Se. Majestät geschrieben und bin der Ansicht, daß das 43. Regiment zurückgezogen wird, und daß Kiel dann Friedrichsort mit besetzt durch Marine-Detachements. Ich hoffe, Excellenz sind hiermit einverstanden."

(Folgen noch einige Angaben über die Befestigungsbauten ꝛc.)

„Ew. E. sehen, daß ich Ihren Wünschen gemäß Kiel im Auge und Athem behalte. In dem dummen Abdruck meiner frei gehaltenen und ohne Stenographen hinterher zusammengestellten Rede fehlt der Satz (hinter der Festungsarbeit): „Unsere junge Krieges- und Siegesmüthige Flotte hat Anker in Kiel geworfen!" — Das ärgert mich, wie überhaupt die ganze Rede, die ich nie gehalten hätte, wenn ich nach allen Desaveux und nach Graf Eulenburg's Sendung und Herrn v. Keudell's [1]) Correspondenzen nicht gezwungen worden wäre, mit meinem Ich als Nominativ hervorzutreten, um meinen persönlichen Einfluß zu bewahren. Seit dem 10. September bin ich mit nichts als mit Rechtfertigungen beschäftigt und mit Auseinandersetzungen, daß das was gestern geschehen, weil es vorgestern befohlen, nicht sofort geändert oder rückgängig gemacht werden könnte, weil heute das Gegentheil befohlen worden sei.

In Behandlung von Personalien hätte man mir in Bezug auf die Manipulation doch wenigstens etwas Vertrauen schenken können.

Ich bin in meinem Innern wahrhaftig nicht bitter und

---

[1]) Damals im Zentralbureau Bismarck's.

gereizt — wahrhaftig nicht, mich betrüben nur die Mißverständnisse, denn weiter ist es nichts — weil sie uns nachtheilig sind. Gute Nacht, Ew. Excellenz. In sehr herzlicher unwandelbarer Verehrung

E. Manteuffel.

Es ist bekannt, daß die „Mißverständnisse" zunächst beigelegt wurden, was der allgemeine Vertrauensmann Roon wieder bewirkte; aber ebenso — daß während der ferneren Amtsführung des energischen und eifrigen Manteuffel (und eben wegen dieser seiner Eigenschaften) die Reibungen mit den Ministerien nie ganz aufgehört haben, welche auch noch vermehrt wurden durch zu weitgehende finanzielle Anforderungen Manteuffel's. Der Ausbruch des Krieges hat dann von selbst, drei Vierteljahre später, dieser Stellung Manteuffel's in Schleswig ein Ende gemacht; im Oktober 1865 war dies trotz seiner Vorstellungen noch nicht genehmigt worden.

Im Monat Oktober gönnte Roon sich noch eine Erholung durch eine Reise „nach dem heidnischen Preußen", wie er der von Berlin noch abwesenden Gattin schrieb, — zur Inspizierung der dortigen Remontedepots 2c. Bei dieser Gelegenheit wollte er auch den Grafen Keyserlingk in Rautenburg besuchen und nach Ibenhorst zur Elennjagd gehen. Von Tilsit aus berichtete er am 13. Oktober darüber:

„Nachdem ich gestern einem armen Elch viel Schmerzen verursacht und heute einen andern glücklich erlegt habe, bin ich hierher zurückgekehrt, ohne in Rautenburg vorgesprochen zu haben. Zwar war der Graf zu Hause und ließ mir sagen, daß er mich erwarte, allein wer in das Land kommt, wird sich bald überzeugen, daß die scheinbar kürzesten Entfernungen Tagereisen erfordern, und meine Tage sind gezählt. . . ."

Ragnit, 15./10.

.... Meine Reise hat mir eine Reihe neuer interessanter Bilder, Wahrnehmungen und Aufschlüsse gegeben. Was die Bilder belangt, so ist das Niederungsland zwischen Ruß und Gilge, in welchem Ibenhorst liegt, wirklich sehenswerth, ja theilweise malerisch; entschieden pittoresque sind die Ufer des Niemen (Memel) hier und von hier aufwärts, besonders bei Ober-Eißeln. Und fruchtbar ist der Boden überall (mit Ausnahme des Haffstrichs), so daß er reichlichst trägt, wenn ihm die Sonne nicht zu karg zugemessen wird. Die Bevölkerung, so verrufen einerseits wegen der mit dem Schmuggel nach Rußland verbundenen Demoralisation und ihrer damit wie mit dem Klima zusammenhängenden Fuselgier, andrerseits wegen des Erfolges, den die Volksverführer hier seit lange gewonnen, ist dennoch so übel nicht, wie es scheint. Sie ist disponirt sich der Autorität zu fügen, die „Gewalt über sie hat" und den Willen, ihre Macht zu gebrauchen. Daran eben hat es bisher gefehlt. In dieses sog. „Halb-Sibirien" hat man nicht immer die besten Organe geschickt. Wo ein tüchtiger Beamter sich fand, glaubte man die Anerkennung dadurch bethätigen zu müssen, daß man sie in mildere, weniger abgelegene Gegenden versetzte. Das gilt auch von den Richtern und den Geistlichen. Daraus ist die moralische Agonie zu erklären, in der sich diese derben, harten und hartnäckigen Litthauer befinden, die darin den Polacken gleichen, daß sie ihrer naturwüchsigen Rohheit einige Kulturflittern aufgeklebt. So fand ich gestern auf dem Felde bei Ober-Eisseln eine Arbeiterin im Krinolin mit Flachskehren beschäftigt. Die eigenthümliche und kleidsame Landestracht aber verschwindet mehr und mehr, indem man sich einer schäbigen und schmutzigen Modernität befleißigt. Das Erscheinen des hartköpfigen Kriegsministers in diesem Lande ruft nicht nur die Neugier, sondern

auch einigermaßen den der Regierung schuldigen Respekt wach. Hier und in Tilsit war dies sogar nicht ohne Unbequemlichkeiten für mich. — Es ist keine Kunst, diese rohe Masse konfuse zu machen; wenn man ihr aber die starke Hand zeigt, so ist sie und wird sie ebenso folgsam und gehorsam als man nur wünschen kann. Der falsche Liberalismus hat überhaupt nur so lange Macht über die Menge, als man ihm gestattet, das Maul unverschämt aufzureißen und dadurch den Wahn zu nähren, daß ihm Recht und Macht zur Seite ständen. — Doch — wohin gelange ich? Interessanter als diese politischen Exclamationen wäre es mir, zu wissen, wie es Dir und den Kindern ergeht? Aber ich erfahre es nicht — Deine Briefe haben mich nicht gefunden, und ich kann daher Euch alle nur Gottes gnädigem Schutz empfehlen; ich hoffe am 18. wieder bei Euch zu sein." — —

Der nun folgende Winter brachte noch verschiedene dienstliche Arbeiten, die zur Verbesserung der Heeresverfassung notwendig waren, an der Roon unverdrossen weiter arbeitete; u. a. wurden besondere Festungsartillerieregimenter errichtet, und das Artilleriematerial sowohl für die Feldtruppen wie für die Festungen und die Marine fortgesetzt vermehrt und verbessert.

So kam das Jahr 1866 heran, welches Roon's Leistungen in das herrlichste Licht stellen und dem viel Verkannten jegliche Genugthuung bringen sollte. In Ruhe konnte er die Vorbereitungen zur Mobilmachung und zum Kriege treffen — denn daß letzterer nicht zu vermeiden sein würde, war schon im Dezember mehr als wahrscheinlich und seit der österreichischen Depesche vom 7. Februar 1866 [1]), in welcher die preußischen Beschwerden gänzlich ablehnend beantwortet

---

[1]) Vergl. Sybel IV, 270 ff.

wurden, so gut wie gewiß geworden. Auf diplomatischem Gebiete hatte Bismarck die Rüstungen bekanntlich schon im Spätherbste 1865 mit voller Entschiedenheit begonnen, als er die Anerkennung des Königreichs Italien auch durch die deutschen Mittelstaaten (mit Ausnahme Hannovers) durchsetzte und durch Abschluß des Handelsvertrags mit Italien eine noch größere Annäherung an dessen Regierung veranlaßte. Der förmliche Bündnisvertrag für den Kriegsfall wurde, nach der Sendung des Generals Govone, bekanntlich erst im März verhandelt und Anfang April unterzeichnet. Auch mit dem Kaiser Napoleon waren Unterhandlungen gepflogen worden, deren Ausgang Frankreichs Neutralität wenigstens ziemlich wahrscheinlich machten.

Zu den militärischen Rüstungsvorarbeiten fand Roon um so mehr Zeit, als er durch Parlamentsdebatten jetzt verhältnismäßig wenig gestört wurde: der Landtag der Monarchie wurde zwar (durch den Ministerpräsidenten Grafen Bismarck) am 15. Januar 1866 wieder eröffnet; aber zu eingehenden Verhandlungen über das Etatsgesetz und die Militärfragen kam es diesmal nicht; nachdem das Haus der Abgeordneten mehrere Beschlüsse gefaßt hatte, welche als verfassungswidrige Uebergriffe und Kompetenzüberschreitungen von der Regierung zurückgewiesen werden mußten, sah sich der König dadurch veranlaßt, die Session schon am 23. Februar schließen zu lassen, „weil (wie es in der Schlußrede hieß) auf dem von dem Abgeordnetenhause eingeschlagenen Wege das Land noch ernsteren Zerwürfnissen entgegengeführt und die Ausgleichung der bestehenden auch für die Zukunft erschwert werden würde. . . .“

*   *
*

Die Haltung Oesterreichs war seit Anfang Februar schon so ablehnend, ja feindselig gegen alle preußischen Wünsche geworden, daß der König sich veranlaßt sah, einen großen Kronrat zu berufen, welcher in eine umfassende Erwägung der Gesamtlage einzutreten und die nächsten Schritte in Ueberlegung zu ziehen hatte. Diese Konseilsitzung fand bekanntlich am 28. Februar statt. In derselben wurde zwar ein Entschluß zum Kriege noch nicht gefaßt, auch keinerlei Rüstungsmaßregeln angeordnet — aber es zeigte sich, daß der König und fast alle seine Ratgeber prinzipiell darin einverstanden waren: die deutsche Bundesreformfrage wie auch die schleswig-holsteinsche müsse, nötigenfalls durch Krieg mit Oesterreich, alsbald entschieden werden; nur der Kronprinz und Minister Bodelschwingh sollen widersprochen und vor dem „Bruderkriege" gewarnt haben.[1])

Roon schrieb darüber einige Tage später (7. März) an Moritz von Blanckenburg:

„. . . Die, wie Du schreibst, unter den wilden Pommern cursirenden Gerüchte über das Conseil am 28. v. M. sind natürlich nur von dem üblen Willen gegen Bismarck erfunden. Wenn einer der Anwesenden, seinen Amtseid aus den Augen setzend, darüber geschwatzt hätte, so hätte er zugleich unverschämt lügen müssen, wenn er Bismarck's Ueberstimmung behauptet hätte. Ich kann Dir natürlich nichts Näheres mittheilen, das aber glaube ich aussprechen zu dürfen, daß in dem Conseil die allervollständigste Einmüthigkeit der Ansichten und der Ziele zu Tage getreten; keine Spur eines Gegensatzes.

Wir sind s e h r einig, aber „Wir" sind nicht immer zu schnellen Entschlüssen und Handlungen geneigt. D i e s e r Gegensatz, wenn es einer ist, hat indeß bei dem beregten

---

[1]) Vergl. Sybel IV, S. 280 ff.

Conseil auch nicht die kleinste Rolle gespielt. Eure Gerüchte sind eitel Wind...." —

Die militärischen Vorbereitungen Oesterreichs, welche bald nach jener Konseilsitzung begannen, zwangen dann einige Wochen später zu Gegenmaßregeln; aber nur zögernd und sehr allmählich wurden die Beschlüsse dazu gefaßt.

Am 21. März erst schrieb der König an Roon:

„... Ich werde Sie heute um ½1 Uhr bei mir erwarten, um über Rüstungs-Maasregeln zu bestimmen, wie Ihnen Bismarck gesagt haben wird" — und ordnete gleichzeitig an, daß auch die Generale von Alvensleben und von Tresckow sich zur angegebenen Stunde einfinden möchten.

Diese Vorbesprechungen führten nun auch zu weiteren Resultaten und eingehenden Beratungen; infolge derselben schreibt u. a. General von Tresckow der an die Stelle Manteuffel's als vortragender Generaladjutant und Chef des Militärkabinets getreten war am 25. März an Roon:

„Ew. Excellenz sind vielleicht auch damit einverstanden, daß es sich empfehlen möchte, den Generallieutenant von Moltke — in seiner Eigenschaft als zukünftigen Chef des Generalstabes des Armee-Ober-Commandos — schon jetzt öfters zu den Besprechungen bei Sr. Majestät dem Könige heranzuziehen, wenn es sich um Dinge handelt, die in das Ressort des Generalstabs-Chefs gehören. Ew. E. haben vielleicht die Gewogenheit mir kurz hierunter mitzutheilen, ob sich morgen schon Gelegenheit zu einer derartigen Heranziehung des Generals von Moltke bieten möchte, und ob Ew. E. überhaupt damit einverstanden, event. ob die Befehle Sr. Majestät des Königs einzuholen sind....[1])

---

[1]) Roon war damit völlig einverstanden, da er von jeher die beste Meinung über Moltke's bedeutende Eigenschaften hatte und mit dessen

Ich glaube, die jetzige Situation fordert gebieterisch, daß mit den Vorarbeiten zur Aufstellung von Armeen begonnen werde ... eine Mobilmachung könnte uns alle überraschen..."

Entscheidende Befehle waren aber auch jetzt noch nicht von Allerhöchster Stelle zu erlangen. Gegenströmungen mancher Art machten sich geltend und verursachten wohl noch häufige Reibungen und Aufschübe. Wenig erfreut darüber schrieb Roon z. B. am 26. März an Blanckenburg:

„... Auch hier stehts nicht gut. Unser Freund Otto B. in herkulischer Tag- und Nacht-Arbeit nervös abgenutzt, in seinem grandiosen Bedürfniß nach Erstattung verbrauchter Kräfte voll rücksichtsloser Ansprüche an seine Verdauungsorgane, hat jetzt mit der Rebellion seines bis dahin treuesten und gehorsamsten Unterthanen, seines Magens, zu kämpfen. Er litt vorgestern an so heftigen Magenkrämpfen und war gestern in Folge dessen so außerordentlich herabgestimmt, so reizbar und verärgert — angeblich um Kleinigkeiten — daß ich auch heute noch nicht ohne Besorgniß bin, da ich weiß, was auf dem Spiele steht, und daß er gerade jetzt alle Kräfte seiner Seele, ungestört von körperlichen Einflüssen, dringend bedarf. Vollständige Geistesfreiheit und ein schlechter Magen und gereizte Nerven sind schwer zu vereinigen. Inzwischen geht bis jetzt alles gut; d. h. König und Ministerium sind einig; B.'s krankhafte Ungeduld und Bodelschw.'s büreaukratische Difteleien und Bedenklichkeiten halten gleichwohl nicht alle Mißtöne fern. — Die Oesterreicher sind an unseren Grenzen in fieberhafter militärischer Thätigkeit, und wir haben noch keinen Finger gerührt. Damit ist aber doch eine große

---

Vorschlägen fast stets übereinstimmte; aber auch aus Obigem ergiebt sich wieder, daß die Teilnahme des Chefs des Generalstabes am Immediatvortrage keineswegs selbstverständlich war.

Verantwortlichkeit verbunden, und ich frage mich oft, wie lange diese Ruhe ohne Schaden wird fortgesetzt werden können. Sind aber einmal die Rüstungen im Gange, so wird dem Ausholen entweder das Losschlagen oder — was schlimmer — das Ausgelachtwerden folgen, falls der gewetzte Degen resultatlos wieder eingesteckt wird. . . .

Auf die von Dir angeregte Arbeiterfrage kann ich mich heute nicht einlassen, da ich gleich zum Könige muß. . . . Wann kommst Du her? Wärest Du jetzt hier, so wäre es mir um Bismarck's und seiner Frau willen sehr lieb! . . ."

Blanckenburg antwortete u. a.: „. . . die österreichischen Rüstungen bestärken mich in der Meinung, daß sie nun so weit sind, daß sie — wie ein wahnsinniger Spieler — Alles auf eine Karte setzen. Wenn wir rüsten — müssen wir auch schlagen — oder ganz Schleswig-Holstein einstecken. . . . Daß Otto nervös, wundert mich nicht, ist mir aber schmerzlich; kommen kann ich nicht, da es hier sehr krauß aussieht. . . ."

Der am 27. März stattfindende Kronrat beschloß dann die ersten Rüstungsmaßregeln und partielle Reserveeinziehungen. Bismarck schrieb mit Bezug darauf am 28. März an Roon: „Es ist sehr zu wünschen, daß der König noch morgen seine definitiven Befehle giebt. Donnerstag [1]) wird er nicht in der Stimmung für dergleichen sein. Sie seh'n ihn morgen . . . können Sie nicht einrichten, daß er uns beide nachher zum Vortrag befiehlt? Ich gehe nicht aus vorher."

Die Befehle wurden in der That am 29. März unterzeichnet; wie schwer sie dem friedliebenden Sinne des Königs geworden, zeigt sein noch am selben Nachmittage an Roon gerichtetes Billet: „Ich hatte Ostern ganz vergessen; wäre es

[1]) Gründonnerstag fiel auf den 30. März.

noch möglich, den Abgang der Ordres bis Sonnabend zu verschieben? Fragen Sie Bismarck deßhalb und schreiben Sie dann Antwort. W.

Die Ereignisse der nächsten Tage waren auch nicht geeignet, dem Könige den so gewaltigen Entschluß zum Kriege zu erleichtern. Am 5. April schrieb er an Bismarck: „Sehr unangenehm bin ich berührt durch die Bayerische Schwenkung, die, wenn auch nur Württemberg hinzutritt, fast 100 000 M. mehr gegen uns, alliirt mit Oesterreich, entgegenstellen werden, d. h. wir müssen nun auch das 7. Corps gegen Süden disponible haben, wodurch also unsere, durch Moltke berechnete gleiche Stärke in Böhmen, wenn das 7. u. 8. Corps mit herangezogen würde, um 60 000 Mann vermindert wird, welche wir jenen 100 000 Mann im Süden nur entgegenstellen können. Sie wollen dies gleich an Moltke und Roon mittheilen. Ihre Sprache gegen Hannover ist völlig correkt — wie aber wird die Antwort sein? sie kann uns wiederum 10 000 M. kosten! (gez.) Wilhelm.

Die militärischen Ratgeber andererseits hätten wohl gewünscht, daß das Tempo bei den Rüstungsmaßregeln etwas beschleunigt worden wäre — von ihrem nur auf die prompte Lösung der kriegerischen Aufgaben gerichteten Standpunkte aus gewiß mit vollem Rechte. Der König aber wurde — das ist bekannt — auch von sehr abweichenden Ratschlägen und Einflüssen bestürmt; auch war es ihm nicht verborgen, daß dieser mit Oesterreich und halb Deutschland zu führende Krieg im Lande — und zwar eigentlich bei allen Parteien — keineswegs populär war. Da konnte es nicht wunder nehmen, wenn er sich immer wieder davor scheute, den Bruch definitiv zu vollziehen — und auch über den Ausgang des Kampfes und die beiderseitigen Streitkräfte noch häufig schwere Bedenken hegte.

Solche ihm mitgeteilte Bedenken faßte u. a. General von Moltke ins Auge, als er am 5. April eigenhändig an Roon schrieb:

„Ew. Excellence erwiedere ich bei Rückgabe der Anlage ergebenst, daß mein Bericht an Se. Majestät über den Stand der Nachrichten ꝛc. vom 3. d. M. wörtlich derselbe ist, wie der auch Ihnen zugegangene.

Daß die Oestreicher — wenn man ihnen Zeit dazu läßt — nahezu ebensoviel Truppen wie wir versammeln können, ist nichts Neues, ich habe es in allen früheren Conferenzen [1]) ausgesprochen.

Es kommt aber nicht auf die absolute Zahl der Truppenstärke, sondern wesentlich auf die Zeit an, in welcher sie auf beiden Seiten zur Geltung gebracht werden können. Und grade in dieser Hinsicht bezweckte die Zusammenstellung am Schlusse meines Berichtes den evidenten Vortheil klar und sichtbar zu machen, in welchem wir uns während voller 3 Wochen befinden, wenn wir die Initiative ergreifen oder doch wenigstens nicht später als Oestreich mobilisiren . .

Es kann Niemands Absicht sein, den König zu einem Krieg wie dieser zu überreden, sondern ihm durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beschlußfassung zu erleichtern.

Diese Sachlage wird nun, wenn Bayern zu Oestreich hält, nicht unwesentlich verändert, nicht durch die bayerische Armee, sondern durch die event. Benutzung der bayerischen Bahn Regensburg-Prag für östreichische Truppen-Transporte,

---

[1]) Also auch damals fanden militärische „Konferenzen“ statt, keineswegs ein einseitiger Vortrag des Generalstabchefs, wie später in Anspruch genommen worden ist.

welche dadurch um volle 15 Tage abgekürzt werden. Ich behalte mir eine demnächstige Mittheilung hierüber vor.

v. Moltke.

Roon hat am Rande dieses Schreibens notiert: „5/4. zustimmend und den Grund meines Verlangens erklärend beantwortet.“ — —

Auf ein Schreiben Roon's an Manteuffel vom 2. April, in welchem u. a. auch die damalige gespannte Situation und die Schwierigkeiten zum Entschlusse zu kommen, erörtert wurden, antwortete M. am 4. April aus Schloß Gottorf u. a.: „Ließe mein Gedächtniß nicht so schrecklich nach, so würde ich statt Ew. Excellenz Gleichniß über Ihre und Bismarck's Stellung lieber Schiller citiren. Nun weiß ich die Worte nicht mehr ganz richtig und bin ich bei meinen geographischen Kenntnissen selbst in Gefahr, mich in der Himmelsgegend zu irren, ich citire doch frisch darauf los: „Steuere muthiger Segler, immer, immer nach West, dort muß die Küste sich zeigen, liegt sie doch klar und deutlich vor deinem Verstand . . .“ — das rufe ich Ihnen und rufe ich Bismarck zu. Nur tüchtig los gesteuert! Alles graziöse Intriguiren wird übersteuert! . . . . —“

Die damalige Haltung der vaterländischen Presse war bekanntlich auch nicht gerade geeignet, die Situation zu erleichtern. Man erinnere sich, daß die Fortschrittspartei auch damals die Parole ausgegeben hatte: „Diesem Ministerium keinen Groschen“ — und dem entsprach auch die Rücksichtslosigkeit und Unvorsichtigkeit, mit welcher liberale Zeitungen die Schritte der Regierung und alle militärischen Maßnahmen erörterten. General von Tresckow beklagte sich in mehreren Zuschriften bitter darüber und bat Roon wiederholt dringend, ein Einschreiten dagegen zu veranlassen . . „die Zeitungen

bringen täglich alle mögliche Details über die Armirung der Festungen, über die Organisation unserer Artillerie und über allerhand Dinge, die interessant für unsere Gegner sind. In Oestreich darf nichts gedruckt werden, was auf die Armee 2c. 2c. Bezug hat. Wir wissen deßhalb auch nicht, wie es jenseit der Grenze aussieht, während man in Oestreich ganz genau unterrichtet ist. Außerdem erhalten die Behauptungen, daß wir fortwährend rüsteten, durch die Mittheilungen unserer eigenen Blätter stets eine neue Unterlage.

. . . (15. April). Ew. Exc. erwähnen eines Briefes des Kaisers Franz Joseph an Se. Majestät. Ich habe nichts davon gehört und möchte die Wahrheit dieses Gerüchtes auch in Zweifel ziehen. Im gestrigen Vortrage kam die Situation mehrere Male zur Sprache, doch habe ich nichts vernommen, was darauf hindeuten könnte . . . .

In der Vossischen Zeitung vom 14. April steht ein langer detaillirter Aufsatz über die voraussichtliche Stärke unserer Kriegsbataillone, über die Jahrgänge der Reserven 2c. und Landwehrleute und die Vertheilung derselben zu den Linien- und Landwehrbataillonen. Demnächst eine Uebersicht über die jetzige Organisation unserer Artillerie, bis auf die neueste Formation der reitenden Batterien für den Fall der Mobilmachung. Es sind dies höchst interessante Mittheilungen für das Ausland, jedenfalls aber schädlich für uns." — —

Roon that, was ihm möglich, um eine größere Enthaltsamkeit der Presse herbeizuführen, anderseits war er aber auch zu gerecht, um die gelegentlichen patriotischen Leistungen auch der gegnerischen Presse zu verkennen. So schrieb er am 25. April dem Könige:

„Ew. K. Majestät haben vielleicht einen Augenblick der Muße, um einen Blick auf den Leitartikel der heutigen

National=Zeitung zu werfen, den ich um deßwillen für interessant halte, als daraus hervorgeht, wie die demokratische Partei allmählig Preußisches Ehr= und National=Gefühl wieder zu gewinnen scheint — —" Der König bemerkte am Rande: „Scheint ganz erfreulich. Oestreichs große Rüstungen scheinen mir sehr ernst von uns angesehen werden zu müssen." — Ueber die Lage im allgemeinen schrieb Roon am selbigen Tage an Blanckenburg . . . „Außerdem will ich Dir zu Deiner Beruhigung mittheilen, daß ich seit Montag wieder an des Königs Zuversicht glaube, seitdem ich Veranlassung zu der allerschärfsten und schneidigsten Aussprache gegeben über Das, was Wir wollen, und Das, was Wir entschieden nicht wollen. Otto (Bismarck) ist darüber fast gesund geworden, hat wenigstens zwei Nächte hintereinander gut und viel geschlafen, und man kann wieder hoffen, daß es bald wieder gut mit ihm gehen werde, besonders wenn er das nächtliche Arbeiten aufgeben wollte. Wir sind heute hier in einiger Spannung, ob Kaiser Franz Joseph heute, wie er angeboten, die Abrüstung befehlen wird oder nicht. Bis jetzt fehlt noch jede offizielle Nachricht über die Aufnahme unserer Depesche vom 21. d. Uebrigens liegt es auf der Hand, daß wir einem solchen Befehl gegenüber sehr auf der Hut zu sein haben; ich hoffe daher, daß wir die Pferde nicht verkaufen werden, die wir doch in einigen Monaten wieder kaufen müßten, wenn mich nicht Alles täuscht; die Leute können wir jeden Tag wieder haben . . . .

Die Verhältnisse im Lande scheinen einem Umschlage entgegen zu gehen; ich glaube an eine Modification der alten Partheibildungen. Mag's kommen, wie es will; ich sorge dafür, daß die Armee womöglich immer besser und schneidiger wird, denn der Moment ist nicht fern, wo es mit Schiller's Reiterlied heißen wird:

„Auf des Degens Schneide die Welt nun liegt;
Drum wohl wer den Degen jetzt führet,
Und bleibt Ihr nur wacker zusammengefügt,
Ihr haltet die Welt und regieret."

Das ist meine politische Aufgabe, daß die Armee wacker zusammengefügt bleibt; das Uebrige mag der Dreihärige besorgen, den Gott in Gnaden gesunden und gedeihen lassen möge! . . . ."

Mit seiner Antwort sandte Blanckenburg zu Roon's Geburtstag „ein Zimmerhäuser Federvieh „als Gratulant". Ich denke mir, daß Du in dem kommenden Lebensjahre ganz besonders gute Nerven u. Muskeln gebrauchen wirst. Kampflustig war der schwarze Bursche sein Leben lang allermeist, und roth und röther wurde sein Zornkamm, wenn man ihm östreichische Melodien vorpfiff . . .

Deine Nachrichten haben mich sehr erfreut, besonders auch was unsere großen und größten Sorgenkinder anlangt! Energie im Reden ist schon gut . . . möge die That nicht ausbleiben! . . .

Ueber die ganze deutsche Politik kann man abweichender Meinung sein (ich nicht); aber wenn man auch nur so weit eingeweih't ist — wie ich — kann ein Preuße nicht mehr rückwärts rathen. Es nimmt ja auch den Anschein, als wenn man dies an maaßgebender Stelle erkennt. Hat man den italienischen Dolch aus der Scheide fahren machen, so kann man nicht zurück, auch wenn er etwas frühzeitig zufährt; m. E. sind die Brücken rückwärts abgebrochen. Ohne Schwertschlag kann es nicht abgehen, es sei denn, daß Fr. J. ganz aus seiner lothringisch=habsburgischen Hülle herausspränge und Alles bewilligt, was wir mindestens gebrauchen.

Ich habe wahrlich keine Ursache, als Privatmann und Grundbesitzer . . ., den Krieg zu wünschen; ja ich weiß, daß

Ihr in Berlin die Leistungsfähigkeit der großen Grundbesitzer weit, weit überschätzen möget — ich weiß daß hier zu Lande ²/₃ keinen Krieg pekuniär ertragen können — dessenungeachtet bin ich dafür und möchte meinerseits es nicht mit verschulden, daß die vielleicht in einem halben Jahrhundert nie äußerlich so günstig gebotene Gelegenheit vorübergeht, daß Preußen seinem wahren deutschen Rufe folgt und seine deutsche Pflicht erfüllt . . ." — —

Daß freilich abgesehen von der liberalen Opposition auch viele Konservative — innerhalb und außerhalb der Regierung — der letzteren damals nicht zustimmten, — ist bekannt. Minister von Bodelschwingh's Bedenken gegen den Krieg waren seit dem Ministerrat vom 28. Februar noch immer mehr gewachsen; anknüpfend an die Anfang Mai beabsichtigte Vermehrung der Pferde-Ankäufe ersuchte er u. a. in einem Schreiben vom 2. Mai Roon ganz direkt, diese Maßregel rückgängig zu machen resp. diesen Wunsch dem Könige vorzutragen, „weil mir sehr daran liegen muß, daß Se. Majestät in dieser ernsten Zeit über meinen Wunsch nicht in Zweifel kommen, der unverändert auf Erhaltung des Friedens und deßhalb auf Vermeidung alles Provozirenden gerichtet ist [1]) . ." Noch viel dringender und feierlicher lauten die Abmahnungen eines andern hervorragenden Konservativen, des Präsidenten Ludwig von Gerlach. Dieser schrieb an Roon in denselben Tagen: „Gestern nicht persönlich mich vorstellen zu können, habe ich sehr bedauert. Im Vertrauen auf die Güte und Nachsicht, welche Sie mir so oft bewiesen, würde ich Sie, bei allem was mir heilig ist, — was Ihnen und mir heilig ist, will ich sagen —, würde ich Sie beschworen haben, das

---

[1]) Bodelschwingh erbat bekanntlich bald darauf seine Entlassung und wurde durch Herrn von der Heydt ersetzt.

ganze Gewicht Ihres ehrenhaften Charakters und Ihrer hohen Stellung einzulegen, um diesen „unheilvollen“ Krieg, wie unser Kronprinz ihn vor einigen Tagen genannt hat, von uns abzuwenden. Auch den Sieg vorausgesetzt steht die Zerrüttung des Vaterlandes, des preußischen und des deutschen, in Aussicht. Die Herrschaft des Auslandes — des Bonaparte und des italienischen Revolutionswesens — und, was das allerschlimmste, die Befleckung des Gewissens des greisen Königs und des gesammten Landes sind Erfolge, die in nächster Nähe drohen. Schon bahnt sich im Innern das Eindringen derjenigen Elemente in die Regierung an, welche Ew. Excellenz und Graf Bismarck drei Jahre lang, mit Hülfe aller Ihrer treuen Verehrer — zu denen auch ich mich zählen darf — so tapfer und erfolgreich bekämpft haben. Hören Sie ruhig und freundlich die Warnung des 71jährigen Greises an, der auf Erden nichts mehr sucht, und der Ew. Excellenz von Herzen alles irdische und ewige Heil erbittet . . .“ Roon bei seinen Anschauungen war von der Unrichtigkeit dieser Ratschläge überzeugt, so wohlgemeint sie auch waren; aber was man auch von ihnen denken mochte: in der damaligen Situation kamen sie jedenfalls viel zu spät; die Haltung Oesterreichs hatte inzwischen alle Zweifel und alle Unentschlossenheit beendet, welche bisher dem Konflikte der Meinungen entsprungen waren, und man befand sich nunmehr auch auf preußischer Seite inmitten der eifrigsten Vorbereitungen zu einer sehr energischen Kriegführung; man wollte, man konnte aber auch nicht mehr zurück.

Manche Einzelheiten über die in jenen Wochen kurz vor dem Kriege stattgehabten politischen und mititärischen Erwägungen sind auch neben den ausführlichen offiziellen Darstellungen bemerkenswert, sie mögen also hier noch Platz finden.

Der König an Roon (eigenhändig).

Berlin, 3. 5. 66.

Oesterreich wird also nicht abrüsten! Mutius [1]) meldet daß 12000 M. zwischen Troppau und Jägerndorf bestimmt stehen. Wäre nicht zu morgen das Conseil angesetzt, so würde ich sofort den Transport der Waffen und Effecten aus den Zeughäusern von Ratibor, Gleiwitz nach Cosel anordnen, und von Hirschberg, Jauer, Löwenberg, Görlitz, Liegnitz nach Glogau; Schweidnitz, Münsterberg nach Glatz; — aber es wäre möglich, daß morgen beschlossen würde, sogar diese Landwehren einzuziehen und in diese Festungen gleich zu werfen. Also muß man es noch beschlafen! W.

Mitternacht.

General Freiherr von Manteuffel an Roon.

Schloß Gottorf, 7. Mai 66.

Herzlichen Dank für Ihr Telegramm und Ihr Schreiben betreffs der Heranziehung der Lauenburger Dragoner-Escadrons. Ich habe in Folge des letzteren den bereits gegebenen Befehl sofort zurückgenommen. Aber ich hätte das Regiment gern hier zusammengehabt und ausgenutzt, ehe es in seine Ordre de bataille zurückträte. Es ist doch von politischer Wichtigkeit, daß Holstein von den Oestreichern geräumt wird, und wir uns Holsteins und der Ressourcen Hamburgs mit einem Schlage bemächtigen, wenn's losgeht. Ich glaube, bis das geschehen, muß ich meine Truppen behalten, und bis dahin ist jede Ablösung aufzuschieben. Jemehr Truppen ich dann habe, je schneller werden die Oestreicher geschlagen. Ist diese Oestreichische Brigade (Kalik) vernichtet, so ist der moralische Eindruck hier im Lande, und ich glaube überall so, daß ich dann

[1]) Damals Kommandierender General in Schlesien.

von Hamburg aus anstatt zwei — drei Infanterie-Regimenter abgeben will und mit 1 Inf.-Regiment und den Ersatztruppen und was man für die Befestigungen bestimmt, die Herzogthümer in Ordnung halten, auch gegen Dänemark, denn dann habe ich die ganze Bevölkerung. Die schnelle Besitzergreifung von Holstein reagirt außerdem auf Dänemark, weil es dort den Respekt gegen die Preußischen Waffen wieder lebendig macht bei dem Pöbel, von dem sonst nach meinen Nachrichten zu befürchten ist, daß er das Ministerium stürzt und zum Kriege treibt. Kurz, meine Ansicht ist, daß wenn's losgeht, die hiesige Flanke der operirenden Armee gesichert sein muß durch ein so entscheidendes Vorgehen, daß es moralischen Effekt macht und daß noch Zeit ist, die hier dann wegzunehmenden Truppen zur rechten Stunde auf dem entscheidenden Schlachtfelde zu haben ... Aber sind das Sentiments, die ich Ew. Excellenz vortrage ... Oestreich-Augustenburg hat verbreitet, Preußen könne Oestreich und Deutschland — dies sei gegen Preußen — nicht widerstehen, und es müsse Schleswig nächstens räumen. Das ist Unsinn, aber die Leute glauben es, man mag machen, was man will. Wird jetzt nur ein Truppen-Körper zurückgezogen, so erhält das Gerücht neue Nahrung und schwächt unsere Anhänger, die gerade jetzt den Muth bekommen, hervorzutreten ....."

General von Tresckow an Roon.

Berlin 13. 5. 66.

Ew. Exc. übersende ich anliegend ganz gehorsamst den Entwurf zu einer Ordre, welche den übrigen Ordres in Bezug auf die Armee in der Lausitz zu Grunde zu legen sein möchte.

Zunächst kommt es auf den Namen an, denn dieser muß in den Ordres erwähnt werden. Das Bedenken in Bezug

auf den Namen „Armee in der Lausitz“ kann ich nicht theilen. Es erscheint mir aber auch ebenso unbedenklich den Namen: I. Armee zu wählen . . .

Vielleicht erbitten Ew. E. morgen einen Vortrag bei Sr. Majestät . . —“

Obiges wurde, wie Roon am Rande notiert hat, durch Besprechung am 14. Mai erledigt.

Der König an Roon.

Berlin 17. 5. 66.

Aus der Anlage werden Sie ersehen, wie bedroht die Rheinprovinz durch die Süd-Deutschen ist. Bismarck ist daher sehr erschreckt, daß heute beschlossen ist, dieselbe ganz Preis zu geben, minus der 8000 Mann unter General Beyer, die natürlich gegen 30 000 M. nichts vermögen. Theilen Sie dies Alles an General Moltke mit, und wenn Sie Beide mich sprechen wollen, so bin ich morgen von ½12 Uhr an zu Haus[1]). W.

General von Moltke an Roon.

Berlin 18. 5. 66.

. . ich halte es ebenfalls für nützlich, daß eine Besprechung der Sachlage mit den Armee-Befehlshabern, unter Zuziehung der Generalstabs-Chefs und Oberquartiermeister, stattfinde.

Die Ziele und Absichten können allerdings nur sehr im Allgemeinen angegeben werden, so lange der Entschluß zur Initiative nicht gefaßt ist, und unsere Maasnahmen wesentlich

---

[1]) Obige Allerhöchste Erwägungen führten zu dem, das ganze VIII. Korps anfänglich am Rheine belassenden Befehle, über welchen General von Moltke klagte (vergl. seine „Denkwürdigkeiten“ Band III. Seite 424, Anmerkung.)

von den Entschließungen des Gegners bedingt werden. Doch können die Hauptgesichtspunkte gestellt werden, was um so wünschenswerther ist, jemehr den Befehlshabern nachmals in der Ausführung freie Hand zu lassen sein wird. Sobald die Generale v. Voigts-Rhetz u. v. Blumenthal angekommen sind, könnte die Besprechung stattfinden."

Contreadmiral Jachmann an Roon.

Kiel, 15. Mai 66.

Euer Excellenz beehre ich mich auf das hochgeehrte vertrauliche Schreiben vom 12. d. ganz gehorsamst zu erwidern, daß das Geschwader, bis auf den Arminius, bereit zum Auslaufen ist . . . . .

Einem besonderen Befehl, das Geschwader in die Nordsee zu dirigiren, würde ich noch ganz gehorsamst entgegensehen.

. . . . Aus guter Quelle erfahre ich, daß die Dänen in Jütland Truppen zusammenziehen. Ferner hat gestern der französische Consul dem General Gablentz einen Besuch gemacht, um demselben im Auftrage des Kaiser Napoleon mitzutheilen, „daß zwischen dem Kaiser und dem Grafen Bismarck keinerlei Verständigung existire, und der Kaiser durchaus keine gewaltthätige Politik billige."

Für den Wortlaut dieser Mittheilung kann ich bürgen; die Absicht einer derartigen Aeußerung werden Ew. E. richtiger beurtheilen, als ich es vermag. Es ist mir aber bekannt, daß der französische Consul hier schon mehrere Male dem General Gablentz, angeblich im Auftrage des Kaiser Napoleon, Mittheilungen gemacht hat."

Am 20. Mai teilte General von Trescków einen Befehl des Königs mit, Roon solle mit Graf Bismarck und General Moltke — vielleicht auch unter Heranziehung des Generals

von Voigts=Rhetz — besprechen, welche bestimmte Instruktion in bezug auf die damalige Bundesfestung Mainz für den General von Herwarth festzusetzen sei.)

General von Moltke an Roon.

Berlin 21. 5. 66.

Das beifolgende Telegramm läßt schließen, daß die Brigade Kalik über Hannover=Kassel und Frankfurt abzieht[1]).

Es ist nicht anzunehmen, daß sie sofort in Mainz einrückt, nachdem die Aufrechthaltung der Parität der Besatzung eben am Bunde allseitig betont worden ist. Aber die östreichische Brigade steht im Darmstädtischen Amt Gerau einen Marsch von Mainz mit Genehmigung der Darmstädtischen Regierung.

Das gleiche Verhältniß würde hergestellt, wenn die Abtheilung des General Beyer etwa nach Höchst oder Bibrich rückt, aber wir werden die Einwilligung der Nassau'schen Regierung nicht haben — die Abtheilung müßte nach der Gegend westlich von Bingen verlegt werden, wenn wir nicht formell den Bundesfrieden sogleich brechen wollen.

Das wirkliche Einrücken der Brigade Kalik, der Nassauer, Darmstädter event. Bayern in Mainz kann an demselben Tage erfolgen, wo der Bundestag (als östreichisches Organ) den Beschluß faßt. Allerdings werden wir davon rechtzeitig Kenntniß erlangen. Wir haben dann die Alternative:

entweder den General Röder[2]) in Behauptung seiner Stellung zu unterstützen, oder

---

[1]) Thatsächlich hat die österreichische Brigade Kalik das Herzogtum Holstein erst vom 7. Juni an (gänzlich am 11. Juni) geräumt.

[2]) Damals Kommandant von Mainz.

die preußische Besatzung aus der Festung herauszuziehen.

Im ersten Fall ist das gewaltsame Einrücken unsrerseits nicht der Krieg allein gegen Oestreich, sondern auch gegen den Bund. — Der Erfolg des Unternehmens ist zweifelhaft. — Im Fall des Gelingens wird die ganze Abtheilung des General Beyer für die ausschließliche Behauptung dieses Platzes absorbirt.

Im andern Fall bleibt die durch das Regiment Nr. 53 verstärkte Abtheilung zum Schutze der Rheinprovinz verfügbar. Das aggressive Verfahren gegen uns ist in der öffentlichen Meinung documentirt. Aber wir beginnen damit, eine berechtigte Stellung aufzugeben. Das kann nur aufgewogen werden, wenn wir, sobald unsere Streitkräfte versammelt sind, den Krieg erklären, um in Sachsen und Böhmen größere Erfolge zu erreichen.

Die Frage ist eben so sehr eine politische wie militärische, und ich stelle Ew. Excellenz ganz ergebenst anheim, ob darüber nicht mit dem Herrn Ministerpräsidenten Rücksprache zu nehmen sein wird.

Meiner unvorgreiflichen Meinung nach könnte diesem Dilemma vorgebeugt werden, wenn wir Hannover verbieten, die Oestr. Brigade durchzulassen.

Die Oestreicher können heute noch über Berlin fahren, aber durch Hannover haben sie meines Wissens keine Etappenlinie. Will Hannover die Neutralität, so kann es unser Begehren nicht abweisen; verweigert es dasselbe, so ist es besser eine solche halbe Neutralität nicht anzuerkennen. Noch steht unsere 13. Division in Minden und General Manteuffel mit 10,000 Mann bereit. Die Hannoversche Angelegenheit kann

in 3 Wochen für immer abgemacht sein, ohne daß wir uns Oestreich gegenüber wesentlich schwächen." — —

Bekanntlich wurde das vorstehend erwähnte Dilemma in Betreff von Mainz Anfang Juni zunächst dadurch gelöst, daß infolge Bundesbeschlusses sowohl die österreichischen wie die preußischen Truppen die Bundesplätze Mainz, Rastatt und Frankfurt räumten und daselbst durch Truppen anderer Kontingente ersetzt wurden. Die betreffenden preußischen Truppen wurden unter General von Beyer in und bei Wetzlar versammelt.

Die Konzentration der nach und nach mobil gemachten preußischen Armeeen und Armeekorps an der Grenze hatte im Mai teilweise begonnen und war schon am 5. und 6. Juni im wesentlichen vollendet; der Kriegszustand aber wurde erst durch den bekannten gegen Preußen gerichteten Bundesbeschluß vom 14. Juni herbeigeführt — und nun, nachdem auch der letzte Schimmer von Hoffnung auf Erhaltung des Friedens geschwunden war, entschied sich der König auch erst dafür, den Krieg offensiv zu führen und die Feinde im eigenen Lande aufzusuchen. Während die österreichischen Armeen trotz der früher begonnenen Rüstungen sich unfähig sahen, dies zu verhindern, weil sie noch nicht operationsfähig waren, hatte die preußische Kriegsverwaltung dafür gesorgt, daß die sämtlichen Feldarmeen (rund 330 000 Mann) nicht nur in ihren Aufstellungen sich befanden, sondern dort schon seit 10 Tagen in jeder Hinsicht zur Lösung jeglicher Aufgabe bereit waren. Den Gegnern in und außer Landes aber begann es nun zu dämmern, daß die Armeereorganisation, welcher die Schnelligkeit dieser Mobilmachung und die innere Tüchtigkeit der aufgebotenen Streitkräfte in erster Linie zu danken war — sehr mit Unrecht seit Jahren beanstandet und ge-

schmäht worden war. — Am 15. und 16. Juni begannen die Operationen.

Minister Graf Bismarck an Roon.

Berlin 16. Juni 1866.

Falckenstein telegraphirt Sr. Majestät, daß er in Stadthagen, morgen in Stemmen, übermorgen in Hannover ist. Er marschirt also morgen in das Schaumburger Gebiet von Kurhessen, mit dem wir im Kriege sind. Falckenstein sollte daher auf der Durchreise Ablieferung der Staatskassen befehlen, jede Gestellung von Mannschaften und jede Steuerzahlung bei namhaften, den Gemeinden solidarisch aufzulegenden Geldstrafen, durch öffentliche Kundmachung verbieten. Den Schaumburgern wird das nicht unlieb sein.

Roon an Bismarck.

Berlin 17. 6. 66.

Ist von Dessau keine Rückäußerung auf die Aufforderung vom 14. d. M. erfolgt? Im Begriff deshalb an General Stockmar zu schreiben, fällt mir ein, daß es vielleicht unnöthig wäre.

Was haben Sie von Larisch erlangt? Ist es wahr das Gerücht, daß die Altenburger fort sind? ich kann es nicht glauben.

Jetzt gelangen unsere Telegramme nach dem Westen nur bis Braunschweig. Von morgen ab, hoffe ich, wird sich diese Art von Obstruction vermindern. Bitte um Antwort wegen des Eingangs."

Bismarck gab die Antwort am Rande; von Dessau war keine Antwort gekommen, Schreiben an Stockmar wäre gut; von Larisch habe er nichts erlangt (schwache Nerven, kein Glaube, daß wir siegen); die Altenburger Truppen würden,

wie Larisch sagte, wohl durch Bayern abziehen; „ist denn Manteuffel in Harburg durch irgend welchen Militair-Befehl festgenagelt?“ (fügte Bismarck noch hinzu). „Ich hoffte, er würde fliegen!“

Wie man aus diesen Proben sieht, ließ die Energie der Kriegführung vom ersten Augenblicke an nichts zu wünschen — an keiner Stelle! — —

Roon empfing in jenen Tagen auch einen ausführlichen Bericht des Admiral Jachmann. Dieser machte seine Vorschläge über die Verwendung der See-Streitkräfte und die dazu zweckmäßigen Dispositionen. Im wesentlichen sind dieselben, nach erhaltener Allerhöchster Genehmigung, in der von Jachmann beantragten Weise zur Ausführung gelangt. Von einer Kooperation mit der italienischen Marine hatte unter den obwaltenden Umständen und bei der Schwäche der jungen Flotte gänzlich abstrahiert werden müssen — zumal diese, mit Rücksicht auf die zweifelhaft bleibende Haltung Dänemarks, im Norden nicht entbehrt werden konnte.

Bei der Eroberung von Stade und Emden, sowie bei Besitznahme der hannoverschen Küstenbatterieen und der friesischen Inseln waren bekanntlich mehrere Kriegsschiffe und Kanonenboote, und zwar schon vom 16. Juni an, beteiligt. — —

Bald darauf donnerten auch zu Lande die Geschütze — auf beiden Kriegsschauplätzen, donnerten auch bald Viktoria!

Am 26. Juni schrieb General von Tresckow an Roon[1]), Se. Majestät ließe ihn ersuchen, den Entwurf zu einem Armeebefehl vorzulegen, welchen der König bei Seiner Ankunft im

[1]) welcher bei dem Armeeavancement am 8. Juni 1866 General der Infanterie geworden war.

Feldlager erlassen wolle. Am 29. Juni wurde der Wortlaut dieses Armeebefehls festgestellt[1]), und am folgenden Tage reiste der Monarch nach dem Kriegsschauplatze ab — Bismarck, Roon und Moltke in seinem nächsten Gefolge und alle drei vereint in ersprießlicher Waffenbrüderschaft wirkend.

---

[1]) Vergl. Feldzug 1866, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Seite 240.

Fünfter Abschnitt

Siegeszeiten

1866—1871

Achtzehntes Kapitel.

Roon's persönliche Erlebnisse und unmittelbare Eindrücke während des Feldzuges ergeben sich aus seinen Briefen an seine Gemahlin:

Schloß Sichrow, 1. 7. 66.

Bis hieher hat uns Gott gebracht durch Seine große Güte. — . . . Bis zur Sächsischen Grenze unmäßiger Jubel auf allen Bahnhöfen. Dann wurde es stille. Gegen 5 Uhr kamen wir in Reichenberg an. Der erste Blick fiel auf c. 1100 Oesterreichische Kriegsgefangene, die auf dem Bahnhofe bewacht wurden, darunter 400 Italiäner. Einquartiert war ich, neben dem Könige und vielen andern Personen, im Schloß des Grafen Clam Gallas, dessen Corps nun schon zwei oder dreimal tüchtig gezauset worden ist. Magnifique Einrichtung, schöner Park, leidliches Bett. Mein Hauptkummer gestern war das Ausbleiben Kutscher Friedrichs mit Wagen und Pferden, der erst um 1 Uhr Nachts eintraf. Dabei des Königs Eile, der andern Morgens (heute) bis Gitschin vorspritzen wollte. Er war unbezwinglich, als Abends eine Meldung des Prinzen Fr. Karl einlief, wonach am 29. Abends ein heftiges, blutiges und siegreiches Gefecht — wieder gegen den mehrfach gewichsten Clam-Gallas und die Sachsen —

stattgefunden mit einem Verluste feindlicher Seits von 3 bis 4000 M. einschließlich 1000 Gefangene, unsrerseits ca. 2500 M. Verwundeter und Todter. Unter Ersteren General Tümpling mit einer Fleischwunde in der Hüfte. Mit dieser traf er gestern Abend noch in Reichenberg ein. Durch ihn erfuhr ich, daß Helm[1]) gesund geblieben, obwohl sein Regiment auch tüchtig dran gewesen ist. — Das Warten auf die Königlichen Entschließungen u. unsere Wagen, namentlich letzteres, kostete mir die halbe Nacht. Um 1/2 6 Uhr wurde ich schon durch Depeschen gestört. Um 10 Uhr fuhren wir von Reichenberg ab und langten hier auf einem schönen, herrlich gelegenen Schlosse des Fürsten Rohan an, mit dem der König in Gastein Gemsen, ich im vorigen Jahre in Ibenhorst den Elch gejagt. Natürlich ist er nicht hier, aber die Dienerschaft willig. Ich wohne in seinem Schlafzimmer zwischen seinen Schlafröcken und Jagdhüten, beschauet von Ahnenbildern. Es sieht aus, als wäre er vor wenig Tagen abgereist, ohne Gedanken an langes Ausbleiben. Ich hoffe, der König wird heut hier bleiben, um dem Hauptquartier Gelegenheit zu geben sich zu concentriren und zu formiren. Morgen denke ich nach Gitschin zu gehen, aber noch fehlen gewisse Nachrichten, die vor der Entschlußfassung abgewartet werden müssen, und der Telegraph spielt nur einstimmig. — Ueberhaupt aber wird unserer rapiden Kriegführung, die uns seit dem 27. bis 30. jeden Tag verschiedene Schlachten gewinnen ließ, ein gemäßigteres Tempo gegeben werden müssen, sonst sterben uns die Leute vor Erschöpfung. Die Vereinigung der beiden Armee'n ist bewirkt, wie es scheint; wir können nun die Ereignisse kommen lassen, wir haben alle Chancen für uns. . . .

---

[1]) Roon's vierter Sohn Wilhelm, damals Leutnant im 18. Infanterieregiment.

Gott segne Euch! Betet fleißig und herzlich für den König und sein treues Heer, auf das wir stolz sein können. . . .

Gitschin, 2. Juli.

Gestern Abend bin ich todtmüde um 9 Uhr in Rohan's Bett gestiegen und habe bis $^1/_2$6 vortrefflich geschlafen. Um 7 Uhr bestiegen wir die Wagen und langten gegen 1 Uhr hier an. Unterwegs begegneten uns lange Wagenreihen mit Verwundeten. 1 Meile von hier, in Ober-Lubin besichtigten wir das dort etablirte Lazareth, in dem, wie im hiesigen, Preußen, Oestreicher, Sachsen in erheblicher Zahl und lauter schwere Fälle, die erste Pflege seit dem Treffen am 29. bei Gitschin empfangen. Hier liegen beiläufig etwa 750 Oesterreicher und 3 bis 400 Preußen. Es war nicht ohne Interesse heute das Schlachtfeld zu passiren, auf welchem noch heute viele todte Pferde, selbst noch unbeerdigte Streiter, neben großen Mengen von allerlei Waffen und Material umherlagen. $^1/_2$ Meile vor der Stadt kam Prinz Fr. Karl mit Voigts-Rhetz und Stülpnagel entgegengefahren. Am Thore war der Magistrat aufmarschirt in schwarzem Frack und weißer Cravatte, wurde aber ignorirt. Unterkommen leidlich bei einem Kaufmann, dessen Familie entflohen. Ueberhaupt sieht man fast nur militärische Einwohner. Die bürgerlichen kehren erst allmählig wieder heim. Die Schlacht am 29. wird noch viel besprochen und gewährt viele interessante Einzelheiten, über die man sich freuen muß.

Waldemar [1]) ist 3 Meilen von hier in Horicz und — wie mir heute gesagt wurde — ganz munter. Wo Helm ist, weiß ich nicht genau. Verwundet ist er nicht, wie mir heute

---

[1]) Roon's ältester Sohn, war Hauptmann im Generalstabe des 2. Armeekorps.

von einem seiner verwundeten Regiments-Kameraden versichert wurde. Ich werde morgen Einiges thun, um mit Beiden in Verbindung zu kommen. Von Arnold[1]) weiß ich nichts, außer daß sein Regiment noch nicht gefochten hat. Letzteres steht weit rechts. Eugen[2]) ist, so sagte mir Prinz Albrecht, der auch besuchsweise hier war, noch nicht im Gefecht gewesen, jetzt aber mit seinem Regiment auf Vorposten auf dem linken Flügel.

Das Regiment (1. Garde-Dragoner) hat vorgestern einen munteren Ritt quer durch das Böhmer-Land gemacht, um den Kronprinzen aufzusuchen und ist nach ausgerichteter Sache wohlbehalten und unangefochten zurückgekehrt. Dieser Zug wird ihm hoch angerechnet.

Die Oesterreicher scheinen über die Elbe mit allen Hauptkräften zurückgewichen zu sein in der Gegend von Königgrätz. Einige Tage werden wir ihnen Ruhe lassen müssen, um selbst nach so viel Fatiguen etwas zu verschnaufen und unsere Verpflegung zu sichern und zu organisiren; denn das Land bietet so gut als nichts. Es ist ausgesogen von den eigenen Truppen. Morgen wird das Hauptquartier daher hier bleiben, der König nur einen Ausflug nach Miletin machen, um mit dem Kronprinzen zusammen zu treffen. — . . . . ."

Daß und aus welchen Gründen es dennoch schon am folgenden Tage zur Schlacht kam, ist bekannt. Mit frohem Herzen konnte Roon am Nachmittage auf dem Schlachtfelde dem langjährigen Kampfgenossen zurufen: „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen!" [3])

---

[1]) Der dritte Sohn, war der Gardelandwehr zugeteilt.

[2]) Roon's Schwiegersohn, Eugen von Wißmann, der als Leutnant beim 1. Gardedragonerregiment mitfocht.

[3]) Fast zwanzig Jahre später, an seinem 70. Geburtstage — als Roon schon längst heimgegangen war — erinnerte Fürst Bismarck (bei

Horitz, 4. Juli 66.

Mein theures Weib! nur wenig Worte. Waldemar sitzt bei mir, frisch und gesund, hat Helm gestern nach der Schlacht gleichfalls gesund gesprochen. Unsern kleinen blauen Dragoner habe ich gestern unmittelbar nach einer glücklichen Attacke, voll Glanz und strahlender Freude auf dem lieben Gesicht gesehen — einen Augenblick nur. Zwar war das Geschäft noch nicht ganz beendet, aber der Feind war schon auf der Flucht; es fielen nur noch einzelne Granaten von drüben.[1])

Die Schlacht war im großartigsten Styl, ca. 200 000 M. auf jeder Seite, 1500 — 1600 Geschütze musizirten. Blutige Verluste auf beiden Seiten, lassen sich der Zahl nach noch nicht angeben. General Hiller ist todt, Rittmeister v. Bodelschwingh vom 1. Garde Dragoner Regt., die Obersten v. Obernitz und v. Wietersheim schwer blessirt, neben vielen, vielen Anderen. Manche Bataillone haben die Mehrzahl ihrer Offiziere verloren. In dieser Beziehung des Entsetzens genug! — Aber Gott hat uns einen glänzenden Sieg gegeben. Der Feind ist aus einer außerordentlich starken Stellung nach 12stündigem hartem Kampfe herausgeschlagen mit schweren Verlusten, c. 10 000 Gefangene sind in unsern Händen, 40 Geschütze, die ihm abgenommen, habe ich selbst gesehen, andere werden noch aufgefunden werden, mehrere Fahnen, ein ungeheures Material an andern Waffen und Fuhrwerk liegen auf dem meilenweiten Schlachtfelde zerstreut.[2]) — Die Verwundeten!

---

dem Empfange der die Glückwünsche der Armee darbringenden Generale) an diesen Zuruf seines Freundes und diesen wichtigsten Wendepunkt ihres Lebens. Was wäre aus beiden geworden, wenn die Schlacht verloren ward!?

[1]) Die „historischen" Granaten von Königgrätz, aus deren Bereich der König auf Bismarck's Drängen nur schwer zu entfernen war.

[2]) Auch im großen Hauptquartier konnte die Größe des Sieges am 4. Juli noch nicht übersehen werden; in Wirklichkeit wurden bekanntlich

das Herz blutet, wenn man diese Armee auf dem Felde in Massen liegen sieht und die Unmöglichkeit nicht überwinden kann, die darin liegt, daß man nicht allen sogleich helfen kann. Als ich gestern Abend recht müde hierher ritt, waren unsere Verwundeten meist schon aufgelesen, aber Oesterreicher und Sachsen lagen noch zu Tausenden. Jetzt wird die Thätigkeit unserer Ambulancen wohl auch für sie gesorgt haben. Alle Ortschaften umher sind voll improvisirter Lazarethe, die Johanniter in Verzweiflung, weil sie sich diesen Verhältnissen gegenüber zu schwach fühlen. Gott helfe!

Unsere Truppen haben sich glänzend geschlagen und erwiesen sich als unwiderstehlich. Ueberall, wo sich der König zeigte, jubelndes Hurrah! das nicht enden wollte. Alle Schmerzen und Anstrengungen schienen vergessen. Mit Trommelschlag und Musik ging es brausend weiter. Aber Gott allein sei die Ehre!

Dein treuer A.

Hauptquartier Horic, 5/7. 66.

Gestern nach Schluß meines Briefes bekam das Hauptquartier unerwarteten Besuch von — General Gablenz, der als Parlamentair um Waffenstillstand bat für die augenblicklich keines Widerstandes fähige österreichische Armee; natürlich unter unannehmbaren Bedingungen und daher — wie es sich gebührt — abgelehnt. Die Oesterreicher sind in vollem Rückzuge auf Olmütz, und dieser „Gang nach Olmütz" ist wohl demüthigender als der unsrige vor 16 Jahren. Wir kennen erst seit gestern die Größe ihrer Verluste und unserer Trophäen etwas genauer . . . Die Verluste an Todten und Verwundeten sind

19800 Gefangene gemacht und 161 Geschütze, 5 Fahnen, viele tausend Gewehre ꝛc. erbeutet.

auf ihrer Seite sehr erheblich, auf der unserigen leider nicht gering. Aber den verwegenen Versuch, Zahlen für die Verluste anzugeben, will ich nicht machen, bis sie festgestellt sein werden, was allerdings erst in einigen Tagen der Fall sein wird. Denn bisher konnte noch keine Ruhe gegeben werden. Die Armeen sind vielmehr in Bewegung geblieben, um den Oesterreichern immer von Neuem zuzusetzen. Leider wurde die Verfolgung am 3. durch den hereinbrechenden Abend nicht allein, sondern noch mehr durch die Elbe, die im Schutze der Festung Königgrätz von den Feinden passirt wurde, aufgehalten. Hätten wir ihnen ungehindert an den Leib gekonnt, so wäre ihre Niederlage noch entscheidender gewesen. Aber es bleibt dem Kaiser auch ohnedies kaum etwas anderes übrig, als um Frieden zu bitten. Er wird ihn zu erkaufen suchen durch die Abtretung Venetiens, um es mit uns allein zu thun zu haben, aber ich hoffe, wir werden ihn schlagen, auch wenn er seine italiänische Armee nach Norden ruft. Gott möge ferner Alles gnädig lenken! Ihm die Ehre! Nicht uns! — Der König ist in einer sehr gerührten und gehobenen Stimmung. Als ich gestern früh zu ihm kam, umarmte und küßte er mich. Hiller's Tod hat ihn sehr afficirt. Täglich hört man noch von verwundeten Offizieren. Der arme Prinz Hohenzollern, der jüngste, ist zweimal durch beide Beine geschossen, General Graf Gröben durch die Hüfte; von anderen schrieb ich dir schon. Die Oesterreicher haben viele Generale verloren oder schwer verwundet, darunter zwei kommandirende Generale (Festetics und Graf Thun), zwei Erzherzoge (Joseph u. Ernst). Andere hat der Kaiser abgesetzt, wie Feldmarschall Lt. Hennickstein, den Chef des Generalstabes der Armee, Graf Clam-Gallas, den commandirenden General des 1. Armee-Corps — wie er denn in ähnlicher Weise auch nach den Schlachten von Magenta u. Solferino verfuhr, ohne

den Schaden gut zu machen. — Genug für heute, ich muß schließen, um zum König zum Thee zu gehen . . .

Pardubitz, 7. 7. 66.

Dir und der lieben E. meinen herzlichen Dank für die erquicklichen Zeilen vom 5ten. d. — Wir sind gestern hier, nach einem Besuch unserer Truppen im Lager vor Königgrätz (Division Zastrow) Abends nach 8 Uhr eingetroffen. Leidliche Unterkunft bei Baron Schuster. Heute früh viel gearbeitet und gesorgt, namentlich in Betreff der Verwundeten, deren Lage zum Theil noch immer eine sehr üble ist. Waren wir auch hinlänglich auf unsere 5—6000 eingerichtet, so doch nicht auf die c. 10000, die der Feind in unseren Händen zurückgelassen hat. Ich rufe und schreibe nach Berlin, aber es nutzt nichts, und unterdeß verkommen die armen Leute. Dazu kommt die Piepmeierei vieler sog. „freiwilliger Krankenpfleger", die hier vor ungleich schwierigeren Aufgaben stehen als im Schleswig'schen Kriege . . . Die hierher gelangten französischen Vermittelungs-Vorschläge werden unsern Lauf nicht aufhalten. Wir marschiren dennoch nach Wien oder — wenn der Feind sich entgegen zu stellen noch einmal wagt — zu einer zweiten Schlacht. Der Entschluß ist zweifellos richtig; Gott wird ihn segnen. — Der König ist sehr ruhig und sicher. Er erzählte mir heute, der Italiänische Minister habe das schamlose Anerbieten der Abtretung Venetiens eine „cochonerie" genannt. — Morgen rücken wir, d. h. die Gardelandwehr-Division (bei der Arnold steht) in Prag ein. Wir, d. h. das Hauptquartier, werden morgen vielleicht noch hier bleiben, dann der Armee nach Süden folgen. Eine Gelegenheit den Söhnen Lebensmittel zukommen zu lassen habe ich noch nicht finden können . . .

Deine Unterredung mit Ihrer Majestät soll wohl nur

eine Annäherung an dies verhaßte Ministerium bedeuten; ich glaube, es war hohe Zeit, denn es wird nächstens das populärste in Europa sein! „Blut ist ein ganz besonderer Saft" sagt der Teufel, und auch gute Christen wissen, daß rühmliche Thaten die blinde Menge blenden, die geneigt ist, die Menschen nicht nach ihren Motiven, sondern nach ihren Erfolgen zu beurtheilen. Aber — der Feldjäger will augenblicklich fort. Seid herzlich umarmt von Eurem alten Vater.

Pardubitz, 8. 7. 66.

Das Ereigniß des heutigen Tages ist das Wiedererscheinen von General Gablenz mit neuen Waffenstillstandsanträgen, welche natürlich, wie das erste Mal, abgelehnt worden sind, obgleich man die Uebergabe der Festungen Josephstadt und Königgrätz angeboten hat. Graf Mensdorff hat die Bedingungen, die vorgeschlagen, von Zwittau datirt, welches nur 8 Meilen von hier und jetzt wohl schon von unsern Vortruppen besetzt worden sein wird. Der König hat Gablenz diesmal gar nicht gesehen, sondern durch Moltke bescheiden lassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Unterhandhandlungen von Oesterreichischer Seite werden wieder aufgenommen werden, da schicklicherweise die Geneigtheit zu einem ehrenvollen Friedensschlusse von uns ausgedrückt worden ist. Mensdorff's Nähe deutet darauf hin, daß man unterhandeln und die Geneigtheit zu einer Conferenz mit Bismarck anschaulich machen will. Wir aber sind sehr spröde und thun, als merkten wir es nicht. Die französische Vermittelungswolke für eine wetterschwangere zu halten überlassen wir Liebhabern ängstlicher Vorstellungen aus dem Geschlecht derer v. Piepmeier. Ich rechne, daß wir in 14 Tagen mit 130 000 Mann vor den Thoren von Wien stehen werden. General Steinmetz hat gestern die nach Olmütz fliehende Kaiserliche Armee einen Augenblick eingeholt,

aber sie haben nicht Stand gehalten. Wenn Einer à tout prix, selbst auf Kosten der nöthigen Ordnung fortlaufen will, so holt ihn der in Ordnung bleibende Verfolger nicht leicht ein . . . — Wir leben jetzt von der Hand in den Mund, d. h. die regelmäßigen Nachschübe an Lebensmitteln sind nicht mehr möglich, da die nächsten Eisenbahnen noch nicht wieder betriebsfähig; wir nehmen also, was wir finden; wir müssen es, oder verhungern. Es wird daher, um der Willkühr der Einzelnen zu steuern, ordnungsmäßig requirirt von den Bewohnern, was wir brauchen. Das würde Benedeck auch gethan haben, wenn er in Preußen eingefallen wäre; du kennst wohl seine schöne Proclamation, die er auf Vorrath gearbeitet hatte und Gottlob so überflüssiger Weise; es sind ganze Ballen davon in unsere Hände gefallen; der arme Mann hat mit seinen schriftstellerischen Versuchen entschiedenes Unglück.

Aber ich muß zum Könige. Wir gehen morgen 5 Meilen weiter nach Süden, nach Hohenmauth, wo ich einst — im Jahre 1841 — auch gewesen bin. Dort werden wir wohl nur eine Nacht schlafen und dann nach Zwittau gehen. Das Weitere findet sich dann . . . .

Zwittau, 10. 7. 66.

So wären wir denn glücklich in Mähren angelangt. Böhmen ist ein überwundener Standpunkt. Die Oesterr. Vorposten stehen 1½ Meilen von hier. Brünn ist nur 9, Wien nicht mehr als 24 Meilen von Zwittau. Es soll mich doch wundern, ob wir — wie wir können — in 10 Tagen vor der Kaiserstadt stehen werden. Die Demoralisation ist in der Oesterr. Armee wohl größer als glaublich scheinen könnte. Bei'm Eintreffen hier fragte mich meine Wirthin freundlich, ob ich wohl sehr müde sei. Uebermüthig antwortete ich „ja freilich, denn die Kaiserlichen laufen ja so

fürchterlich, daß man gar nicht nachkommen kann." Darauf sie: „ach, das ist schrecklich, ach das ist so schrecklich!" und da erfuhr ich denn weiter, daß die Oesterreicher am Sonntag, d. i. am 5ten Tage nach der Schlacht, hier durchgezogen seien in großer Stärke, von den Unsrigen verfolgt. Als diese zwei Kanonenschüsse gethan, da sei eine so wilde Flucht losgegangen, daß 2 Menschen und mehrere Pferde in dem Gedränge erdrückt worden seien. Am 5ten Tage nach der Schlacht! die Nervenerschütterung muß also doch sehr tief gewesen sein. Heute erfuhr ich, daß sie 2 Meilen von hier einige frische Bataillone von Wien her per Eisenbahn bekommen haben. In derselben Weise denken sie sich aus Italien her durch 100000 Mann zu verstärken. Darum müssen wir vorher soviel zerreiben, als wir können. Gestern habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich die freie Stunde dazu benutzte, unseren Söhnen zu schreiben. . . . .

Ich habe nichts dagegen, daß Du verwundete Offiziere in Pflege nimmst, am liebsten näher stehende. — Daß die arme Frau v. Bodelschwingh noch im Zweifel ist über den leider zweifellosen Tod ihres Erstgebornen! Er ist am 3ten d. M. an der Spitze seiner Schwadron mit Ehren gefallen. Eine feindliche Granate, so sagte man mir, tödtete ihn auf der Stelle; soviel ich weiß der einzige Offizier seines Regiments. Was sagt Eugenie zu ihrem Helden? [1]) Eine leichte Wunde an der Hand. Kann man glücklicher und ehrlicher davon kommen? . . . . .

H.-Qu. Zwittau 11. 7. 66.

Gestern Abend einige Aufregung: man fürchtete einen Oesterr. Ueberfall auf das Hauptquartier Sr. Majestät, natür-

[1]) Gerhard von Thadden, während des Krieges gleichfalls beim 1. Garde-Dragonerregiment.

lich ohne Grund. Morgen in aller Frühe gehts nach Czernahora, 3 Meilen von Brünn, das morgen früh um 10 Uhr von unserer Avantgarde besetzt werden wird. Gott wird dann weiter helfen. Der König leidet noch immer an einem schmerzhaften Hexenschuß, ist aber ohne Fieber, schläft gut, hat Appetit. Ich hoffe, daß es bei warmem, trockenem Wetter (die Tage vorher regnete es stets) bald wieder gut gehen wird.

Die Leute sind gesund, von meinen Pferden (von denen ich schon zwei verlor) ist aber nicht dasselbe zu rühmen. — Auch hier werden noch fortwährend Rüststücke der fliehenden Oesterreicher eingebracht: gefüllte Munitionswagen, Bataillonswagen, Infanterie- u. Artilleriefahrzeuge der verschiedensten Art, die die Fliehenden wahrscheinlich aus Anlaß irgend eines panischen Schreckens haben stehen lassen, um mit den Pferden sich leichter zu retten.

Daß ich gesund bin, sage ich nicht erst, weil es sich, wenn ich niche klage, von selbst versteht. Die in Berlin grassirende Cholera aber beunruhigt mich Euretwegen. Gott helfe! Unsere Truppen sind am 8. früh in Prag eingerückt und unterwürfig empfangen worden. Die gute Stadt wird uns täglich 100 000 Brode, Hafer, Gemüse, Schuhe u. Stiefeln u. s. w. liefern, was wir brauchen. Die Eisenbahn von dort hierher ist in unserer Gewalt und von morgen ab im Gebrauch. Die Sache macht sich. Wenn ich nur erst hörte, daß Falckenstein die Reichsarmee geschlagen hätte! — Es ist doch ein schweres Stück Arbeit, so ein Krieg mit ganz Oesterreich und halb Deutschland; der alte Fritz freilich hatte es schwerer, aber wir haben nur junge Fritzen, denen die Schwingen noch wachsen werden . . . .

H.-Qu. Czernahora, 13. 7. 66.

Nur wenige Worte, Geliebte, denn in einer Stunde geht's nach Brünn, das seit gestern früh von unserer Avantgarde besetzt ist. Wir sind gestern hier auf dem Schloß des Grafen Brieß, 3 Meilen vor Brünn, sehr spät angekommen. Benedetti war in Zwittau angekommen, will Waffenstillstand unterhandeln, wird uns heute nach Brünn begleiten, wohin ein Oesterreichischer Bevollmächtigter beschieden ist. Wir haben harte Bedingungen gestellt, aber ich glaube sie werden angenommen werden, denn die Desorganisation der Oesterreichischen Armee dauert nach allen Nachrichten fort. . . . .

Dem König geht es, nach Lauer's Aussage, besser; ich fand ihn gestern angegriffen und beunruhigt durch die französische Einmischung. Bismarck ist dies nicht; er hofft auf einen baldigen ehrenvollen Frieden. Wir müssen freilich nicht zu unbescheiden sein, sonst greift der Brand weiter, und wir sind durch die gemachten Anstrengungen in kurzer Zeit auch etwas erschöpft. Die Dinge gingen zu rasch, der Verbrauch der Mittel war zu rapide. Aber in wenigen Wochen können wir uns wieder so stark auf die Beine stellen, als zuvor. Gott helfe zum Besten, sei es Friede, sei es Fortsetzung des Krieges.

Benedetti erinnerte mich an einen Diner-Disput, in dem er Zweifel an unserer Kriegsorganisation geäußert, und nahm sie feierlich zurück . . .

H.-Qu. Brünn, 15. 7. 66.

Neue Eindrücke müssen verarbeitet werden . . . daher ich gestern nicht schrieb . . Wir langten hier gestern gegen 2 Uhr an. Man hat mich in die verlassenen, schönen Räume des entflohenen Polizei-Direktors einquartirt, etwas weit vom Könige, sonst bin ich damit zufrieden. Die Bevölkerung ist

friedlich und äußerlich freundlich. Der Bürgermeister Dr. Giskra, der bekannte Oppositionsmann aus dem Wiener Abgeordnetenhause, ist die Zuvorkommenheit selbst; es ist klug von ihm. Die ihm auferlegte Last ist nicht klein. Die Stadt mit c. 60 000 Einw. hatte gestern u. vorgestern c. 45 000 M. Einquartirung. Heute sind 2 Divisionen abgerückt auf der Wiener Straße. Benedetti's Unterhandlungsversuche scheitern an dem Widerstande des Kaisers Franz Joseph; es scheint, er will seinen Untergang, wenigstens will er das Schicksal der Waffen noch einmal versuchen, und es ist vielleicht am besten so. Gott weiß es! Jedenfalls werden wir nach einer neuen glücklichen Entscheidung keine Rücksichten ferner zu nehmen haben. Fiele sie aber gegen uns aus, was Gott in Gnaden verhüte, so werden wir hoffentlich noch immer günstig genug stehen, um einen unehrenhaften Frieden verhindern zu können. Aber unsere Chancen stehen gut. Unsere Armee hat wenig gelitten und ist in gehobener, trefflicher Stimmung. Und wir verlassen uns auf unseren Herrgott, der uns ferner beistehen und unsere gerechte Sache zu einem glücklichen Ende führen wird. Vor einer Stunde bin ich vom Feldgottesdienst der 5. Division heimgekehrt, dem der König beiwohnte. Er war äußerst erbaulich; ich glaube, Ebert hieß der Geistliche. Die andern beiden Divisionen, die heute marschiren müssen, haben gestern, Sonntag, ihren Gottesdienst gehabt.

Vorgestern sah ich Böger, der mir gute Nachrichten von Waldemar brachte u. viele Grüße für Euch auftrug. Er war mit seinem kommandirenden General auf ein paar Stunden hereingekommen und fuhr nach Eibenschütz zurück, 3 Meilen von hier. Wenn Waldemar gekonnt hätte, wäre er wohl gestern hereingekommen, aber sie sind auch aufgebrochen. . . . .

Unsere Verluste am 3. — das ergeben die nun allmählig eingehenden Verlustlisten — sind zwar erheblich genug,

aber viel geringer als früher angenommen wurde; dagegen sind die Verluste, die wir in den vorangegangenen Gefechten erlitten haben, mindestens ebenso hoch zu veranschlagen, als für die Schlacht bei Königgrätz. . . . . .

Brünn, 17. 7. 66.

Wie freue ich mich der Befriedigung über Deine mildherzige Thätigkeit![1]) Ja, es ist berechtigt sich dessen zu freuen, was man schafft und leistet, so zu freuen, daß man Gott die Ehre läßt und sich nicht über die Brüder auf ein Piedestal zum Anbeten stellt. Ich bitte und vertraue, daß Gott Dich bei Deinem Mühen und Streben unterstützen und erhalten wolle, wiewohl ich, wegen der heimtückischen Cholera, nicht ganz außer Sorge für Euch bin. . .

Daß das 1. Armeekorps vorgestern bei Tobitschau den verfolgten Oesterreichern wieder 16 Kanonen, mit einem Verlust von nur 5 Verwundeten, genommen — beweist von Neuem die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee. Man nimmt hier an, daß sich diese nur theilweise nach Wien zurückgezogen, da wir die Eisenbahn zwischen Olmütz und Lundenburg zerstört und besetzt haben seit vorgestern und damit den ersten Fuß auf ungarischen Boden setzten. Die geschlagene Armee wird sich größtentheils wohl nach Preßburg und Comorn zurückgezogen haben, so daß wir bei Wien nur Theile der geschlagenen Nord-Armee und der italiänischen Armee finden dürften. Diese werden sich in den Verschanzungen von Wien uns gegenüberstellen, und da wird also voraussichtlich noch mancher brave Mann bluten und fallen.

Seit gestern Nachmittag hat Bismarck plötzlich wieder seinen nervösen Rheumatismus im Bein bekommen, was ich,

[1]) In den Baracken und Lazaretten in und bei Berlin.

wenn der Zustand andauerte, für ein Unglück von großer Tragweite halten würde. Ich hatte gehofft, er würde sich während des Feldzuges eine andere Lebensweise angewöhnen, die seinen Nerven aufhülfe; aber er ist unverbesserlich, arbeitet die Nächte, weil er die halben Tage verschläft. — Vom Main haben wir heut früh Nachricht von einem glücklichen Gefecht (bei Laufach) gegen die Darm-Hessen. Falckenstein ist in Aschaffenburg und scheint sich jetzt gegen Frankfurt und das 8te Bundescorps unter Prinz Alexander von Hessen wenden zu wollen. Uebrigens ist er abberufen, zum General-Gouverneur von Böhmen ernannt und durch Manteuffel im Ober-Commando ersetzt worden — zweifle sehr an seiner Freude darüber[1]). Von der Waffenstillstandsfrage ist es wieder ganz stille. Es wäre, soll etwas daraus werden, hohe Zeit; denn stehen wir einmal vor Wien, so müssen wir auch hinein.

In Italien geschieht immer nichts; Graf Barral war einige Tage hier, um den Waffenstillstandsabschluß zu verhindern. Er ist heute nach Berlin zurückgekehrt. Benedetti hat uns vorgestern verlassen, um über Wien nach Paris zu gehen. Heute rücken Garde-Truppen hier ein . . .

H.-Qu. Nikolsburg, 19. 7. 66.

. . . Gestern Abend sind wir hier auf einem Schlosse des Grafen Mensdorf oder vielmehr seiner Frau angelangt, das zur Hälfte wüst und unbewohnbar, übrigens aber fürstlich angelegt und eingerichtet ist. Ich bin ziemlich bequem und

---

[1]) Wie tief erschüttert General Falckenstein wurde durch diese Abberufung, das brachte er u. a. zum Ausdruck in einem ausführlichen Schreiben (datiert Münster, 21. Juli) an Roon, in welchem er „vertrauungsvoll sein Herz ausschüttete" und sich über Manteuffel sehr bitter äußerte.

isolirt in einer Verwalter-Wohnung des Vorhauses etablirt, weil das Hofgesinde . . . jeden Vorwand benutzt, um sich breit zu machen. Ich habe übrigens, was ein bescheidener Mann braucht, und fände es unter mir, gegen solche Anmaßungen zu reklamiren. —

Wie freue ich mich der innerlichen Befriedigung, die Dir und Euch lieben Weibsen allen aus der Ausübung Eures schönen Berufes erwächst! . . .

. . . Benedetti ist wieder hier, direkt aus Paris. Ich glaube aber, daß uns Napoleons Neutralität nicht verloren gehen wird. Deßwegen rechne ich aber noch keineswegs auf einen schnellen Frieden. Kaiser Franz Joseph hat — so scheint es — Venetien verschenkt, aber die französische Alliance nicht damit erkauft. Wollte er, in der Rechnung hierauf, den Krieg fortsetzen, sonst aber nicht: so werden wir Frieden haben, natürlich vorzugsweise auf Kosten der deutschen Alliirten Oesterreichs. Aber die Wiener Verhältnisse sind unberechenbar. Wer weiß, was dort schließlich den Ausschlag geben wird! Wie unbequem, daß Bismarck seit 3 Tagen wieder an seinem nervösen Bein-Rheumatismus leidet. Auch er hat übrigens gestern 1 Reitpferd verloren und das zweite ist stocklahm. Freilich ist das heute eine große Nebensache . . .

. . . Später. Hier sieht's etwas kraus infolge der Benedetti'schen Vorschläge, aber es ist Niemand graulich, am wenigsten der König. —" Roon konnte dem Könige damals mit gutem Grunde melden, daß die Mittel zur Fortsetzung des Krieges vorhanden seien, wenn die Politik es verlange; und zwar nöthigenfalls auf zwei Fronten; „da wir Dank der Reorganisation fast 700 000 Mann unter den Waffen hätten, könnten wir früher als die Franzosen mit mit 2—300 000 Mann operationsfähig am Rheine stehen." —

H.-Qu. Nikolsburg, 22/7. 66.

. . . Die Armee'n sind Wien gegenüber jetzt dicht aufgeschlossen, so daß wir wohl von hier auch noch vorwärts gehen würden, wären die Unterhandlungen nicht im Gange, die Waffenstillstand und Frieden in nahe, wenngleich noch dunkle Aussicht stellen. Davon nachher! — Getrennt von den Haupt-Armee'n steht das 1te Armee-Corps unter Bonin bei Proßnitz zur Beobachtung von Olmütz, und die 8te Division, die heute, unterstützt von der 7ten, eine kühne Unternehmung auf Preßburg versucht. Möchte sie gelingen, aber sie ist gewagt. Gelingt sie aber heute nicht, so wird wohl überhaupt nichts daraus. Ich schrieb Dir schon, daß Benedetti wieder hier ist, um Friedenswege zu eröffnen. Gestern nun, während ich mit dem Könige nach Eisgrub, einem zauberschönen Landsitze des Fürsten Liechtenstein (jetzt Hauptquartier des Kronprinzen) gefahren war, ist eine Depesche des Herzogs von Grammont, französischen Botschafters in Wien, eingegangen, in welcher eine 5tägige Enthaltung von Feindseligkeiten vorgeschlagen wird, damit die Italiänische Regierung die nöthige Frist gewinne, um sich über den ihr proponirten Abschluß eines förmlichen Waffenstillstandes zu äußern. Da Napoleon zu diesem Zwecke Plonplon zu Victor Emanuel geschickt hat, so zweifeln die Diplomaten kaum, daß die Ital. Regierung ihre Einwilligung geben werde. Dies vorausgesetzt, würde es sich freilich immer noch fragen, ob eine Verständigung über die militärischen Vorbedingungen eines Waffenstillstandes und wenn ja, über die demselben zu Grunde zu legenden Friedens-Präliminarien zu Stande kommt. Träfe das Alles zu, woran ich noch einige wohlbegründete Zweifel hege, so würde der König wahrscheinlich in 8 Tagen etwa wieder in Berlin sein können mitsammt seinen Ministern, um die Kammern zu eröffnen — nach nur 4wöchentlicher Abwesenheit. Man kann

seine Geschäfte kaum prompter erledigen, noch dazu mit fast 70 Jahren. Freilich! welche Riesenarbeit liegt noch vor uns, um diesen Geschäften einen befriedigenden Abschluß zu geben! — — — Noch andere gewichtige Sorgen habe ich, vornehmlich über den Gesundheitszustand der Armee, noch mehr über ihre Verpflegung. In der 2ten Armee hat sich leider seit einigen Tagen die Cholera gezeigt. Man sprach gestern von 40 Fällen, worunter 5 tödtliche. Die Beschaffung der Mund-Vorräthe war schon in den letzten Tagen etwas zweifelhaft. Jetzt, wo wir wenigstens wieder über eine Eisenbahn vollständig disponiren, werden wir, hoffe ich, über den Berg sein. General Bronsart, der General-Intendant, dem alle diese Dinge obliegen, ist noch immer nicht bei der Armee eingetroffen, und ich weiß gar nicht einmal, wo er ist, und muß statt seiner sorgen . . .

Nachmittags. Er ist aufgefunden! Graf Pückler, der heute früh angekommen, ist mit ihm bis Brünn gereiset, wo er Anker geworfen. — Vor Tafel erfuhr ich, daß heute hier ankommen werden aus Wien: Graf Karolyi, Graf Degenfeld (der ehemalige Kriegsminister) und Herr v. Brenner, ein Diplomat der ehemaligen Oesterr. Gesandtschaft in Berlin . . . Leider ist der König wieder unwohl und von einer Cholerine, die er sich vielleicht gestern bei der Fahrt nach Eisgrub in stürmischem Regenwetter zugezogen, sehr angegriffen. Ich habe zwar meinen gewöhnlichen Vortrag gehabt, aber zur Tafel ist der Herr nicht erschienen . . .

H.-Qu. Nikolsburg, 25. 7. 66.

. . . Leider macht die Cholera auch in der Armee bedenkliche Fortschritte. Gott halte seine Gnadenhand über uns, denn wir können uns gegen diesen Feind nicht schützen. Bessere Quartiere und ausreichendere Verpflegung stehen mit

den sich mehrenden Friedens-Aussichten wohl zu erwarten; ein absoluter Schutz gegen die Seuche ist aber davon nicht zu hoffen.

Friedens-Aussichten! Die am 22ten d. Mittags begonnene Waffenruhe läuft am 27ten Mittags ab. Vor Beginn derselben machte General v. Fransecky mit 2 Divisionen am 22. früh noch einen Versuch auf Preßburg, der wohl geglückt sein würde, wenn nicht Punkt 12 die Einstellung der Feindseligkeiten hätte erfolgen müssen. Der Uebereinkunft ungeachtet überfielen am Nachmittage desselben Tages 2 Sächsische Schwadronen eine Preußische Ulanen-Schwadron. Der Schaden war mäßig durch die Partheinahme der Ungarischen Bauern für uns; die Sachsen hatten wohl von der Waffenruhe nichts gewußt.

Am 23. war hier eine Conferenz mit Karolyi und Graf Degenfeld, in welcher man sich über sehr günstige Friedensbedingungen verständigte; der König war gleichwohl nicht ganz befriedigt; Niemand wird uns Schwachheit und Neigung für einen „faulen Frieden" Schuld geben mögen; der Herr hat aber, wiewohl keine Passion für die Fortsetzung des Krieges, einen solchen Respekt vor „faulem Frieden", daß er immer noch ein bischen mehr verlangt, als billig und möglich. Gestern waren die Oesterreichischen Bevollmächtigten bei der Königlichen Tafel; ich hätte nicht an ihrer Stelle sein mögen. Der berüchtigte „Gang nach Olmütz" kann als Vergnügungs-Parthie daneben gelten. Der alte Graf Degenfeld — der frühere Kriegsminister — mein Tischnachbar, eine aufrichtige Soldatennatur, hatte starke Ausdrücke über die Veranlasser des Krieges und den Verfall der oesterr. Armee. Bis gestern Abend hatten die Oesterreichischen Herrn noch keine Vollmacht aus Wien zum Abschluß auf unsere Bedingungen erhalten. Als ich von einem Spaziergange heimkehrte, kam

mir Moltke mit der Nachricht entgegen: „Pfordten ist hier angekommen und hat sich bei Bismarck, der ausgefahren, melden lassen.“ Wir waren darin einig, daß dieser ungebetene Friedenssucher abgewiesen werden müßte; erst müßten wir uns mit Oesterreich verständigt haben, bevor wir uns mit den Kleinen abgäben. Ich hoffe Bismarck wird dieselbe Ansicht haben. Es ist ein kritischer, welthistorischer Moment, den wir jetzt durchleben. Gott gebe ferner helle Augen und feste Herzen! Nach meinem Wunsche müßten wir jetzt mit Wien auf unsere Bedingungen schnell zum Abschluß kommen, Pfordten weggeschickt werden, der König nach Berlin eilen, die Kammern in Person eröffnen und dann zur Main-Armee gehen, um auch dort den Dingen einen glorreichen Abschluß zu geben. Aber ach! an unnöthigen Frictionen ist kein Mangel. Die überstandene Arbeitsthätigkeit und die Mannigfaltigkeit der Eindrücke der letzteren haben die maaßgebenden Nervensysteme — wie das meinige — dermaßen überreizt, daß es bald hie, bald da lichterloh zum Dachstübchen hinausbrennt, und jeder Wohlmeinende mit dem Löscheimer herzueilen muß. Das habe ich auch heute wieder mit einigem Erfolg gethan; Gott helfe, daß mein Löschen vorhält! — Ich bin begierig zu erfahren, ob die Oesterr. Commissarien heute endlich Vollmacht zum Abschluß der Präliminarien erhalten haben. Wenn nicht, so würde ich annehmen müssen, daß man uns nur hinhalten und Zeit gewinnen will, daß wir also übermorgen von Neuem losschlagen müssen.

Nachmittags. Wenn man einander nicht traut, dann ist die Verständigung schwer. Wer weiß also, ob der Friede zu Stande kommt. Und übermorgen sollen die Feindseligkeiten wieder angehen, wenn bis dahin keine Basis gewonnen. Hier ist Alles auf's äußerste gespannt. Es heißt Geduld und Ergebung in Gottes Willen.

Aber ich will ein wenig hinaus in's Freie und umarme Dich und die liebe Elisabeth[1]) eiligst, doch zärtlichst!

Dein alter A.

H.-Q. Nikolsburg 26. 7. 66.

Der Horizont klärt sich weiter auf. Die Oesterr. Bevollmächtigten haben so eben die von uns diktirten Friedenspräliminarien unterzeichnet. Der Krieg ist daher hier wohl zu Ende. Ich hoffe, wir kehren nun unmittelbar nach Berlin zurück, wo freilich ungeheure Arbeiten meiner warten. Gott sei gepriesen, der Alles so über Hoffen und Erwarten gnädig hinausführt! Die Kriegskosten werden unsere Gegner solidarisch bezahlen. Mit Oesterreichs Einfluß in Deutschland ist's zu Ende. Preußen wird mit einem Zuwachs von $4^1/_4$ Mill. Menschen wirklich eine Großmacht; es wird außerdem über die gesammten Militair-Kräfte von ganz Norddeutschland verfügen. Wer das einen „faulen Frieden" nennt, muß selbst faul im Kopfe oder im Herzen sein. Und das Alles ist erreicht in wenig Tagen.

Gott der Herr hat Großes mit uns vor. Darum wollen wir Sein Volk sein u. immer mehr werden. Dies ist vielleicht der letzte Brief aus diesem Lande. Aber sage Niemand von der nahe bevorstehenden Ankunft, denn alle Ovationen sind mir verhaßt, und entsprechen meinen Gefühlen durchaus nicht. Ueberdies kann sich die Abreise auch noch verzögern, denn wer weiß, was noch dazwischen kommt . . .

Ja, auch ich träume von einem ruhigen Lebens-Abend, auf den ich wohl gerechten Anspruch machen könnte, doch wie Gott will!

---

[1]) Roon's ältere Tochter.

Grüß' mir meine E. und den alten Bernhard[1]). Sein gerechter Schmerz wird jetzt wohl gemildert werden, da auch das 2te Reserve-Corps wohl schwerlich noch zum Lorbeer-Sammeln gelangen wird.

H.-Q. Nikolsburg, 28/7. 66.

... Die Rückkunft nach Berlin wird sich wohl noch bis zum 4. k. M. verzögern. Der König will erst nach dem 3. dort eintreffen, um nicht am Geburtstage seines seligen Herrn Vaters in das Empfangs- und Residenz-Geräusch verwickelt zu werden. Es war ihm auch nicht genehm, daß ich vorher zurückginge, so sehr meine Arbeiten es auch wünschen lassen. Die Friedens-Präliminarien sind indeß heute unterzeichnet[2]) worden in unserer Gegenwart. Als er dies vollbracht, sprang der Herr auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke, indem er diesem und mir den Schwarzen Adler-Orden, Bismarck das Großkreuz des Hohenzollern verlieh. Alle Welt gratulirt und bückt sich tiefer, und ich — ich kann mich — Dir sei es gestanden aber nur Dir — gar nicht so recht darüber freuen. Denn in diesem „siebentägigen" Feldzuge habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich vorher kein fauler Knecht gewesen. Uebrigens ist dieses ganze, auf die menschliche Eitelkeit berechnete Ordenswesen ein großes, wiewohl — sowie die Welt ist — unvermeidliches Uebel. Was in diesem Kriege geleistet, das ist geschehen durch Gottes gnädige, unmittelbare Fügung. Da hat Niemand Dank ver-

---

[1]) Roon's zweiter Sohn, der bei der Garde-Artillerie stand, aber, bei der Ersatzabteilung geblieben, den Krieg nicht hatte mitmachen können.

[2]) Austausch der Ratifikationen.

dient, als der Herr des Himmels, der Alles gethan hat. Das ist auch des Königs innerlichstes Empfinden, dem er heute wieder Worte zu geben sich bemühte, aber sein überwallendes Herz nöthigt ihn zu Dankbezeugungen; er kann nicht anders! — Was mich freute, das war des heute hier anwesenden Kronprinzen herzliche, wirklich sehr herzliche Gratulation, als er quer über den Saal schreitend (vor Tafel) auf mich zueilte und händeschüttelnd versicherte, wie herzlich er sich über die Verleihung gefreut habe. Nachher bei Tafel trank er mir nochmals gratulirend zu . . .

. . . Der König geht morgen und die nächsten Tage mit ganz kleinem Gefolge zur Elb-Armee und zur Ersten Armee, um Truppen zu sehen, die er bisher zu begrüßen noch keine Gelegenheit gefunden. Leider ist dies Dankes-Opfer nicht zu bringen, ohne die Truppen für einige Tage noch in ihren engen und ausfouragirten, unbequemen Quartieren zu belassen. Ich bin noch unschlüssig, ob ich mich anschließen oder nach Prag vorausgehen soll; ich neige zu letzterem, vorzüglich weil ich weiß, wie schwierig unsere Unterbringung in Ladendorf sein wird, wo der König 3 Nächte schlafen wird; am 1. August erfolgt die Rückkehr nach hier und am 2. 3. u. 4. die Reise nach Berlin, wo Se. Majestät am 6. den Landtag in Person eröffnen will.

Jetzt kommen die Büßenden alle. Bayern hat seinen Premier-Minister, der Herzog v. Meiningen seinen ersten Adjutanten hergesandt; ebenso der König von Hannover, und der Württembergische Minister v. Varnbüler ist zu Bismarck's Aerger angekündigt. Natürlich wird sie der König nicht empfangen; Herr v. d. Pfordten hat indeß nach langem Bitten einen Waffenstillstand erlangt. — Aber ich muß zum Thee zu Sr. Majestät u. daher schließen.

Dein A.

Wie beabsichtigt, traf Roon im Gefolge des Königs am 4. August (über Prag und Görlitz) wieder in Berlin ein.

Neue ungeheure Aufgaben auf politischem wie militärischem Gebiete harrten in der Heimat ihrer Lösung durch die zurückkehrenden Sieger; bevor wir uns jedoch der näheren Betrachtung derselben und der Beteiligung Roon's an den durch die Lage erforderlich gewordenen vermehrten Arbeiten zuwenden, erscheint es angemessen, inne zu halten und auch diejenigen unmittelbaren Eindrücke hier noch zu verzeichnen, welche ein zwar unbeteiligter, aber scharfsichtiger Politiker durch die damaligen überwältigenden Ereignisse und die daraus folgende Stimmung empfangen hatte. Professor Perthes, auch während des Feldzuges mit dem Freunde in regem Briewechsel geblieben, schrieb an Roon u. a:

Bonn, 6. Juli 1866.

Der 3. Juli 1866 und die vorangegangenen sieben Tage sind der Preußischen Geschichte einverleibt als eine neue Basis und eine neue Kraft für die Zukunft; kein menschlicher Wille, kein Ereigniß kann sie uns wieder entreißen; sie wirken fort in alle kommende Zeit wie die Schlacht von Fehrbellin oder bei Roßbach, selbst wenn das Preußische Gebiet keinen Fuß Zuwachs und die Preußische Stellung zu Deutschland kein einziges neues Recht erhalten würde. Es hat sich, mein lieber, mein trefflicher verehrter Freund, heute im Großen wiederholt, was 1864 im Kleinen geschah; so lange unsere Truppen vor Düppel lagen, beachtete Europa die Preußische Diplomatie wenig oder gar nicht; von Morgens 10 Uhr 10 Minuten des 18. April an stand Europa vor der Preußischen Diplomatie mit dem Hut in der Hand und höchst verbindlicher Miene — — Oestreich umgekehrt hat vom Dienstag den 26. Juni bis Dienstag den 3. Juli 1866 einen

Stoß in seiner europäischen Stellung erhalten, wie ihm weder die Abtretung eines Königreiches oder die Aufgabe der Bundespräsidialschaft hätte beibringen können .....

Ja wohl, wir haben allen Grund Gott dem Herrn auf unsern Knieen heißen Dank zu bringen, und wollten und könnten wir Alle es nur heißer, als wir es thun; aber Gott zu danken, um des Dankes gegen die Menschen, die Gottes Diener in diesen letzten schweren Jahren waren, überhoben zu sein, ist armselige Dummheit oder nichtswürdige Lüge; wer heute kein Herz hat für seinen König und kein Hurrah für seinen Kriegsminister, der ist und bleibt ein Lump und hat gar kein Recht Gott zu danken; ohne König Wilhelm und Minister Roon keine Armee, wie wir sie haben, und ohne solche Armee kein Tag von Sadowa; wir haben denn auch am 4. Mittags an unserm kleinen Tische unserm Könige und unserm Kriegsminister und unsern lieben Soldaten in funkelndem Rüdesheimer unsern Dank gebracht, während unsere schwarz-weißen Flaggen lustig weh'ten, und Abends haben wir Lichter an die Fenster gestellt, so viele das Haus nur hatte .....

Welch' rasende Eile hat die Zeit! Jeder wußte, daß die Franzosen und deren Kaiser sich hineinschieben würden in die Kämpfe der Deutschen, aber niemand ahnte, daß schon siebenzehn Tage nach dem ersten Schusse Napoleon fürchten werde, daß Preußen aus einem Monde der französischen Sonne selbst zur Sonne werden würde, wenn Napoleon nicht im Stande sei zur rechten Zeit, d. h. sogleich eine Mondfinsterniß zu veranstalten. Gott gebe dem Grafen Bismarck die Kraft, deren Wurzel das Gebet, deren Kennzeichen die Ruhe, deren Ziel das Erreichbare und deren Bundesgenosse — nicht die Revolution ist! — —

Bonn, den 18. Juli 1866.

Mancher Mensch kann nur sehr wenig, das weiß ich nur zu gut, mein lieber und verehrter Freund, aber mancher Mensch kann doch auch recht viel, z. B. wenn ein General der Infanterie, der Rath und That, Gefahr und Entbehrung, Siegesstolz und Dankes-Demuth mit seinem Könige theilt, wenn ein Kriegsminister, der auch mit zugehaltenem Ohre von jedem neuen Marschquartier der vorwärts eilenden Armee den Zuruf hören muß: Mann, da hast du die Genugthuung für manche schwere Stunde manchen schweren Jahres! — wenn ein solcher Mann Abends in Mähren noch des preßhaften Professors gedenkt, und nicht allein seiner gedenkt, sondern auch ihm schreibt, und von seinen Söhnen gute Nachricht giebt: so ist das wirklich recht sehr viel und wird nicht gerade sehr oft in Mähren vorgekommen sein, wie denn freilich auch wohl noch nie ein preußischer Fähnrich seinem Könige für ein aus Mähren datirtes Offizierpatent zu danken hatte[1]).

Ihr Brief vom 11. hat eine Wirkung gehabt, an welche Sie selbst wohl schwerlich gedacht. Seit dem 4. Juli Mittags, der Stunde, in welcher wir die Siegesnachricht erhielten, fühlte ich zum ersten Male, so lange ich Sie kenne, mich Ihnen gegenüber scheu und fast entfremdet: die Entfernung zwischen dem Manne der die volle Aerndte jetzt hält von der Saat, die er vor Jahren ausgestreut und seit Jahren geschützt und gepflegt hatte und mir, der ich nichts zu ärndten habe und nichts mehr kann, nicht einmal das noch kann, was ich doch könnte — war zu groß geworden; das Verhältniß zu Ihnen, an sich schon seltsam und selten genug, schien mir die Möglichkeit längerer Dauer verloren zu haben; nun ist Ihr Brief

[1]) Bezieht sich auf einen damals zum Offizier beförderten Sohn des Professor Perthes.

angelangt, und ich sehe wieder nur das alte, wohlbekannte Gesicht, nicht mehr die dicken Generalsepaulettes und nicht mehr die gewonnenen Gefechte und die große Schlacht, und kann wieder unbefangen dem Freunde danken für die Nachrichten, die er mir über meine beiden Söhne gab.

Ich hatte fast Neigung, Ihnen einiges Politische zu schreiben, aber in diesem Augenblicke fließt die Tinte nicht; verzeihen Sie diese Zeilen und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken.

Ihr

Perthes.

Am 5. August eröffnete König Wilhelm bekanntlich in eigener Person die Sitzungen des neugewählten Landtages. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß dessen Mitglieder an demselben Tage ihr Mandat empfangen hatten, an welchem die alten und jungen Regimenter des „Volkes in Waffen" die österreichisch-sächsische Heeresmacht zertrümmerten. Vielleicht war dies Zusammentreffen kein ganz günstiges für die Regierung gewesen; es ist sogar wahrscheinlich, daß letztere in dem inneren politischen Kampfe einen vollständigen Sieg erfochten haben würde, wenn der Schlacht- und der Wahltag nicht zusammengefallen, sondern der letztere etwas später, vielleicht eine Woche nach Königgrätz, angesetzt gewesen wäre; und die — jetzt freilich müßige — Betrachtung entbehrt nicht eines gewissen Interesses, wie alsdann die Ereignisse auf dem Gebiete der inneren Politik, einen entscheidenden Wahlsieg der Regierung vorausgesetzt, sich fernerhin entwickelt haben würden.

Indessen, der Umschwung, welcher sich im Lande vollzog, war auch ohnedies ein ganz gewaltiger. Wohl behielt, der Stimmenzahl nach, die Opposition auch in der neuen

Kammer noch die Oberhand, während die Männer der Mitte, die sogenannten Altliberalen, eine trostlose Niederlage erleben mußten. Aber die konservative Partei trat doch sehr erheblich verstärkt in die Schranken, und manche neue Männer bekannten sich als unbedingte Anhänger der Regierung; und fast noch wichtiger war es, daß ein großer Teil der bisherigen Opposition, angesichts der Logik der Thatsachen und der sieghaften Beweise, wie richtig die Regierung seit Jahren gehandelt, wie energisch, umsichtig und erfolgreich sie die öffentlichen Angelegenheiten geleitet hatte — jetzt endlich ihren Widerspruch aufgab und sogar begierig nach einem anständigen Rückzuge und nach Versöhnung trachtete.

Die Regierung ihrerseits war bekanntlich von ähnlichen Gesinnungen erfüllt, als sie „Indemnität" beantragte und dies schon in der Thronrede verkündete. Es entsprach der Großmut des großmütigsten aller Könige, die je einen Thron geziert haben, diesen Schritt zu thun; und er würde ihn wahrscheinlich auch dann gethan haben, wenn eine Kammer mit zweifellos regierungsfreundlicher Majorität sich damals um seinen Thron versammelt hätte. Uebrigens hatte das Staatsministerium die Möglichkeit, durch versöhnliches Entgegenkommen den innern Konflikt nunmehr zu beenden, schon früher in eingehenden Erörterungen erwogen. In Roon's Nachlasse befinden sich dafür die vollgiltigsten Beweisstücke. Bereits am 28. Juni, als der Sieg der preußischen Waffen also noch keineswegs entschieden war, richtete der Minister des Innern Graf Fritz Eulenburg ein ausführliches Schreiben an den Ministerpräsidenten, dem auch schon ein entsprechender „Entwurf eines Passus der Thronrede" beigefügt war. In diesen Aktenstücken, deren Abschrift gleichzeitig auch Roon erhielt, beantragte und motivierte Eulenburg eingehend die Notwendigkeit, es zur Beruhigung der Gemüter

im Lande seitens der Regierung ausdrücklich anzuerkennen, „daß nach dem Sinne der Verfassungsurkunde Ausgaben, welche nicht auf Gesetzen beruhen oder . . . von der Landesvertretung nicht bewilligt worden sind, nicht geleistet werden dürfen.“ Eulenburg beantragte ferner ausdrücklich, daß dies auch in die Thronrede aufgenommen und in derselben die Landesvertretung noch besonders um „nachträgliche Gutheißung“ angegangen werden solle; ja, derselbe Minister Eulenburg wünschte sogar die Vorlage eines „Gesetzes über die Ministerverantwortlichkeit“!

Als Bismarck und Roon wenige Tage nach Empfang dieses Schreibens den König ins Feld begleiteten, setzte das Staatsministerium die Erörterungen über diese Angelegenheit in Abwesenheit jener beiden Minister fort; das Resultat war ein Entwurf zur Thronrede, welcher vom Finanzminister Freiherrn von der Heydt aufgestellt war in der Voraussetzung, daß dieser als ältester anwesender Staatsminister, in Abwesenheit des Monarchen, mit Eröffnung des neugewählten Landtages beauftragt werden würde. In Motiven und Anträgen stimmte dieser Entwurf fast völlig, zum Teil sogar wörtlich, mit den Eulenburg'schen Vorschlägen vom 28. Juni überein. Doch ist das Wort „nachträgliche Gutheißung“ in dem Heydt'schen Entwurfe durch „Indemnität“ ersetzt.[1])

Der Heydt'sche Entwurf wurde (beiläufig bemerkt), obwohl auch Bismarck und Roon ihm prinzipiell zustimmten, zunächst sistiert, da der König beschlossen hatte, den Landtag persönlich zu eröffnen; doch ging der Inhalt desselben zu einem großen Teile in die am 5. August wirklich gehaltene Thronrede über.

Dagegen ist es gleichfalls unrichtig, wenn versichert

---

[1]) Sybel (V, 342 f.) schildert diese Episode also ungenau.

worden ist [1]), die Majorität des Staatsministeriums habe dem Imdemnitätsgesetze resp. der Verheißung zu dessen Vorlage widersprochen und nur Graf Bismarck im Verein mit Freiherrn von der Heydt hätten die Sache durchgesetzt. Vielmehr war in der Sache selbst nur Graf Lippe, der Justizminister, nicht einverstanden und reichte ein bezügliches dissentierendes Votum ein; und außerdem stellte der Kultusminister von Mühler ein Amendement, durch welches eine etwas andere Begründung des Antrages beabsichtigt ward; die übrigen Minister, und unter ihnen vornehmlich Graf Eulenburg, sind dagegen mit dem Heydt'schen Entwurfe ganz einverstanden gewesen — wie im Interesse der historischen Wahrheit hierdurch konstatiert werden mußte.

Für Bismarck's Zustimmung war es jedenfalls entscheidend, daß er die versöhnlichen Anschauungen seines Monarchen genau kannte, und er hielt daher an dem Indemnitätsgesetze fest, obwohl viele seiner Anhänger und ein Teil der Konservativen, im Lande sowohl wie in beiden Kammern, dringend abrieten und ein solches Nachgeben für verderblich hielten.

Was nun endlich Roon betrifft, so stand er im allgemeinen zunächst auf dem Standpunkte — wie wir schon früher erfuhren — daß er als Kriegsminister nicht berufen sei, staatsrechtliche Kontroversen zu lösen, und bei seinem großen Vertrauen zu Bismarck's politischer Führung auch in dieser Frage keinen Anlaß zum Widerspruche habe. Aber — er fand auch sachlich dazu nicht Veranlassung. Wohl war er persönlich nach wie vor der Meinung, daß es nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht der Regierung gewesen sei, die vorhandene Lücke in der Verfassung so zu ergänzen, wie

[1]) ebenfalls durch Sybel, an der vorbezeichneten Stelle.

es das Wohl, die Macht und das Ansehen der Krone und des Vaterlandes durchaus erfordert hatten; darum hatte er, eingedenk des Gebotes: „salus reipublicae lex suprema“ in bewußter und gewissenhafter Ueberzeugung dieses Wohl des Vaterlandes für heiliger gehalten als eine einzelne Verfassungsbestimmung, deren buchstäbliche Auslegung streitig war und blieb. Auf der andern Seite war es ihm aber während des Budgetstreites und des damit zusammenhängenden Verfassungskonflikts niemals zweifelhaft gewesen, daß der budgetlose Zustand keineswegs ein normaler und erwünschter sei; und niemals hatte er bestritten, daß auch in seinen Augen der Buchstabe der Verfassung durch das mehrjährige Verfahren der Regierung nicht erfüllt worden sei. Er war ferner immer der Meinung gewesen und hatte dies dem Monarchen gegenüber schon in seiner Denkschrift vom 1. März 1861[1]) in freimütigster Weise geltend gemacht, „daß nur der Starke und Reiche freigebig sein könne ohne Schaden zu nehmen.“ In diesem Sinne konnte er also jetzt, nachdem das Ansehen der preußischen Krone durch ihre neusten Erfolge so erheblich gestiegen war, für die Indemnitätsvorlage und damit für die Wiederherstellung des innern Friedens stimmen, ohne sich durch die nicht grundlosen Zweifel der konservativen Partei über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel beirren zu lassen.

Durch den Beschluß vom 14. September 1866 hat die Regierung bekanntlich die gewünschte Indemnität erhalten; auch wurde später das Budget für 1867 verfassungsmäßig festgestellt, sowie den dringenden Anträgen Roon's auf eine Solderhöhung der Mannschaften und die notwendige Verstärkung der Marine — durch Bereitstellung eines Teiles der Kriegskontribution — entsprochen.

---

[1]) Siehe 14. Kapitel.

Der allseits ersehnte innere Friede ward also dadurch wiederhergestellt. An den bezüglichen Verhandlungen mit der Landesvertretung war Roon persönlich indessen nur wenig beteiligt, was ihm auch sehr erwünscht war, weil die Demobilmachung der Armee und neue aufreibende Arbeiten behufs Gliederung der Wehrkraft der neu erworbenen Provinzen seine Kräfte ohnehin schon ungewöhnlich in Anspruch genommen hatten.

Am 26. August schon war die neue Einteilung der Armee (ein Garde- und 12 andere Armeekorps) genehmigt worden, und am 17. September wurde die Neuformation von 16 Infanterieregimentern, 3 Jägerbataillonen, 8 Dragoner-, 4 Husaren-, 4 Ulanen-, 3 Feldartillerieregimentern, 3 Pionnierbataillonen und 3 Trainbataillonen verfügt. Später, am 10. November, erfolgte noch die Formierung fünfter Eskadrons bei den alten Kavallerieregimentern.

Alle diese neuen Schöpfungen konnten diesmal ohne aufregende Reibungen und Verhandlungen ins Leben gerufen werden. Neben der Freude, die Roon darüber empfand, konnte es ihm auch zu großer Genugthuung gereichen, daß nun endlich von allen Seiten, zum Teil sogar von früher erbitterten Gegnern, seiner bisherigen Thätigkeit vollste Anerkennung und lauter Dank dargebracht wurde. Die politische Feindschaft verwandelte sich vielfach in größte Bewunderung; auf die maßlosen Angriffe gegen ihn und Bismarck folgte jetzt endloser Beifallsjubel — mit überraschender Schnelligkeit waren die „verbrecherischen“ und „unfähigen“ Ratgeber der Krone — die populärsten Männer im ganzen Lande geworden. Dies zeigte sich u. a. bei dem Einzuge der heimkehrenden Truppen am 20. September, da auf Allerhöchsten Befehl Roon nebst Bismarck und Moltke unmittelbar vor dem Sieger-Könige einherritten, der es damit zum Ausdruck

bringen wollte, daß die Arbeit und die Leistungen dieser drei Männer die nachfolgenden großartigen Erfolge allein möglich gemacht hätten.

Die große körperliche und geistige Anspannung der letzten Monate war indessen von nachteiligen Folgen auf Roon's Gesundheit. Zur Wiederherstellung derselben mußte er daher Anfang Oktober einen längeren Urlaub erbitten und blieb bis Ende November den Geschäften fern.

Bemerkenswert aus jenen Tagen ist noch das nachfolgende Handschreiben, welches Roon von Ihrer Majestät der Königin Augusta empfing, da dasselbe aufs neue beweist, wie wirksam die hohe Frau schon damals zum Nutzen der Vervollkommnung und Organisation des Sanitätswesens eingegriffen hat:

Baden, den 10. Oktober 1866.

Es scheint Mir dringend nothwendig, daß noch ehe die Erinnerung an den letzten Krieg in den Hintergrund tritt, die Erfahrungen, die während desselben auf dem Gebiete des Lazareth- und Militärmedizinalwesens gemacht worden sind, gesammelt und veröffentlicht werden, damit die Mängel unserer im Ganzen gewiß trefflichen Organisation aufgedeckt, und das nothwendige Material zusammengebracht werde, um alle Mißstände zu beseitigen und das bestehende System zu vervollkommnen. Mit dem Wunsche diese Idee nicht nur anzuregen, sondern auch ihre Verwirklichung zu erleichtern, will Ich die Summe von zweitausend Thalern für die Veröffentlichung eines Werkes bestimmen, welches vor Allem die Berichte unserer größten Autoritäten über ihre Thätigkeit und ihre Erfahrungen in den Kriegslazarethen, über die dabei beobachteten Mängel und über die Mittel, denselben abzuhelfen, überdies aber auch zwei Aufsätze enthalten müßte, von denen der eine die Grundsätze übersichtlich behandelte, nach denen Militärlazarethe in

Zukunft einzurichten sein würden, der andre die Vervollkommnungen bespräche, deren unser Militärmedicinalwesen fähig sein möchte. Bei diesen Aufgaben habe ich besonders an Männer wie Langenbeck, Wilms, Busch, Bardeleben, Middeldorpf, Böger, Lauer, Löffler, Esmarch, Esse, Velten und Strohmeier gedacht. Die Veröffentlichung des Werkes müßte im Interesse der Sache möglichst beschleunigt werden, und darin zugleich für die Verfasser die Nothwendigkeit liegen, sich auf die Hauptpunkte zu beschränken und diese möglichst gedrängt darzustellen. Ich kann dies Unternehmen indeß nicht in's Leben treten lassen, ohne Ihrer ausdrücklichen Zustimmung dazu gewiß zu sein. Erst dann würde Ich den genannten Herren den Plan vorlegen, und sie auffordern, denselben im Einzelnen festzustellen und aus ihrer Mitte einen Redacteur zu bestimmen, der die Leitung des Ganzen übernähme. Ich wende Mich daher an Sie mit der Bitte, Mir Ihre Zustimmung bald möglichst zu ertheilen, die Ich um so zuversichtlicher erwarte, da Ich weiß, eine wie erfolgreiche Theilnahme Sie dieser Aufgabe widmen, in deren vollkommenen Lösung Sie mit Recht den Schlußstein unserer großartigen Militärreorganisation erblicken.

Augusta.

An den Kriegsminister v. Roon.

Die oben erwähnte Urlaubsreise, auf welcher Roon von seiner Gemahlin und ältesten Tochter Elisabeth begleitet wurde, ging zunächst nach Bonn, wo Freund Perthes besucht wurde. Leider gab dessen durch sein Herzleiden schwer erschütterte Gesundheit zu noch größeren Besorgnissen Anlaß als beim letzten Wiedersehen. Dennoch konnten einige gemeinsame Ausflüge (zur Besichtigung des im Bau neuerdings sehr fortgeschrittenen Kölner Domes, sowie nach Rolandseck, Plitters-

dorf ꝛc.) gemacht und alte liebe Erinnerungen aufgefrischt werden; und der geistige Verkehr war trotz aller Wehmut, in Vorahnung der baldigen Trennung, für beide Freunde ein sehr erfrischender. — Nach einer mehrtägigen Station in Zürich nahm Roon dann mit den Seinen längeren Aufenthalt am Genfer See (meist in Glion). Dort befanden sie sich u. a. wochenlang in derselben Pension mit General von Moltke und seiner Gemahlin und genossen vielfach behagliche Stunden gemütlichen Zusammenseins, was sie sehr erfreute. Mit der Besserung von Roon's Gesundheit ging es aber nur sehr langsam vorwärts. Die mit dem hartnäckigen Kehlkopfleiden verbundene Atemnot hatte schon seit längerer Zeit den Charakter eines chronischen Asthmas angenommen, welches fortgesetzt große Pein verursachte, den Schlaf raubte und dadurch auf die Nerven und das Allgemeinbefinden trotz aller Vorsicht sehr nachteilig wirkte. Roon mußte daher zunächst um Verlängerung seines Urlaubs bitten und dachte ernstlich an einen langen Winteraufenthalt im Süden, oft auch an gänzlichen Rückzug aus seinen amtlichen Stellungen, weil er sich zuweilen ganz unfähig zu dienstlicher Thätigkeit fühlte. Solche, immer häufiger und stärker wiederkehrende Gedanken wurden von den Freunden nah und fern freilich bekämpft, ohne daß jedoch die trüben Stimmungen ganz gebannt werden konnten. Auch in dem fortgesetzten Briefwechsel mit Perthes kamen sie wiederholt zur Sprache:

„Ihr Brief vom 21. (schreibt Perthes ihm z. B. am 26. Oktober), für den ich Ihnen, mein lieber und verehrter Freund, herzlich danke, hat mich doch auch etwas schmerzlich berührt, weil seine Färbung zeigt, daß Ihnen Ihre alte frische Stimmung, Ihre alte muthige Zuversicht zu dem, was Sie in unsers Gottes Hand und als sein Organ und mit seiner Hilfe vermögen, noch nicht wieder zu Theil geworden ist. Die

übermenschlichen Anstrengungen, die Ihrem Geiste, und ich möchte hinzufügen auch Ihrem Gewissen, zugemuthet worden sind, die Verantwortung, welche sich von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat steigerte, bis sie in den gewaltigen Mittagsstunden des 3. Juli sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit vor Ihnen aufstellte; die Fiebergluth des Preußenherzens, welche der Sieg und dessen Folgen herbeiführte, haben Ihren Körper müde und mürbe gemacht und dadurch Ihrem Geiste sein Werkzeug geschädigt. Es ist die Ordnung im Reiche der Natur, daß auf Anspannung Abspannung folgt, aber es ist nicht die Ordnung im Reiche des Geistes, daß Ausspannung auf Abspannung folge; und auszuspannen, weil Sie abgespannt sich fühlen, kann Ihnen demnach nicht erlaubt werden. Nein, mein lieber Freund, Ihre Frau, Ihre Kinder, Ihre Freunde, Ihr König, unser Land können Sie heute noch nicht und morgen noch nicht und noch lange nicht entbehren, und darum hoffe ich und bitte von Gott und mit mir viele, viele andere, daß Sie uns nicht nur erhalten, sondern auch erfrischt und gekräftigt werden. Sie aber müssen auch Ihrerseits als guter Haushalter Ihre Kräfte verwenden und sparen, jedes zu seiner Zeit, und müssen vor Allem lernen sich richtig zu taxiren und die Oktober-Nebel aus Ihrem Kopfe zu vertreiben.

Wenn die nächsten Wochen oder Monate wider alles Erwarten Wendepunkte unserer Geschichte, Tage großer Entscheidung bringen sollten, so werden Sie auf Ihrem Posten sein, werden Gesundheit und Leben einsetzen, wie der Feldherr, wie der König sie einsetzt in den Augenblicken, in welchen der Sieg und mit dem Siege der Staat auf dem Spiele steht. Wenn aber die nächsten Wochen oder Monate solche entscheidende Augenblicke nicht bringen, dann ist es Ihre Pflicht, sich und Ihre Kräfte zu sparen, also jedenfalls fern zu bleiben von Berlin, vom Ministerium, vom Abgeordneten-Hause.

Kehren Sie jetzt nicht zurück. Zwar werden sich aus Ihrer Abwesenheit mancherlei Nachtheile im Kriegsministerium und im Abgeordnetenhause ergeben, aber wenn Sie, um denselben vorzubeugen, den Winter in Berlin zubringen wollten, so würden Sie sich an Leib und Seele zerstören, und dann müßten Abgeordnetenhaus und Kriegsministerium dennoch auch ohne Sie fertig werden, und es würde überdies in großen entscheidenden Augenblicken der Mann lahm gelegt sein, auf den nun doch einmal in dieser gewaltigen Umgestaltungszeit gezählt ist; lange aber werden solche große entscheidende Augenblicke schwerlich auf sich warten lassen.

Wenn Sie zum Frühjahr zurückkehren und, so Gott will, erfrischt und gekräftigt zurückkehren, so muß Ihre Aufgabe, scheint mir, eine andere sein wie bisher. Sie sind der Meinung, daß Ihnen eine Leichenrolle zufalle, wenn Sie nicht produziren und immer wieder produziren könnten! Als ob nur die Producenten Leben hätten! Auch ist doch vorläufig producirt genug, wenn eine Armee producirt ward, welche that, was die unsrige gethan hat; jetzt soll das Producirte wachsen, erstarken, reifen, dazu bedarf es der Pflege; es will begossen, ernährt, beschnitten werden; Arbeit ist nöthig: arbeiten aber müssen Andere, nicht Sie; Sie dürfen künftig nicht wirken durch das, was Sie können und thun, sondern durch das, *was Sie sind*; wenn nicht Ihre Persönlichkeit im Wege stände, so würde ich sagen: werden Sie Staatsminister ohne Portefeuille, aber weil Sie sind, der Sie sind, müssen Sie Kriegsminister bleiben, um Staatsminister sein zu können. Um aber bei einer Gesundheit, an welcher die Riesenfäuste der Geschichte gerüttelt haben, Kriegsminister bleiben zu können, werden Sie zur Kriegsministerium-Regierung eine Stellung einnehmen müssen, wie der König sie zur Staats-Regierung hat. Wenn Sie auch die eigentlichen Geschäfte, große wie

kleine, in Ihrer Hand behalten, so wäre das ohne Zweifel für die Geschäfte sehr vortheihaft; da Ihre Gesundheit dies aber nicht zuläßt, so ist es für die Armee und den Staat sehr vortheilhaft, wenn Sie die eigentlichen Geschäfte aus der Hand geben, um noch eine Anzahl Jahre Kriegsminister und Staatsminister sein zu können. Eine solche Stellung läßt sich ganz gewiß bei einigem guten Willen von Ihrer Seite ausfindig machen; Feinde, Neider haben Sie merkwürdig wenig; der König, die Collegen halten Sie für unentbehrlich; selbst der süße Pöbel meint: der Mann muß bleiben; aber freilich das hilft Alles nichts, wenn der Mann selbst die hypochondren Grillen vom „Ausbleiben des Nervensaftes“ — o Materialismus, bis wohin bist du gelangt — von Leichenrolle, Dienstenthebung u. s. w. sich nicht vom Halse schafft.

Uebrigens ist mir selbst auch nicht sonderlich zu Muthe; nach vierzehn Tagen, in denen ich im Genusse des Sauerstoffes schwelgte, schnappe ich jetzt wie ein Karpfe auf dem Sande. — — —

— — Meine Frau und Kinder möchten Ihrem freundlichen Andenken empfohlen sein und wünschen von ganzem Herzen, daß Ihnen und den Ihrigen die Oktoberluft der Alpen Gesundheit gebe und erhalte.

Behalten Sie mich auch in herben Stunden in Ihrem Herzen!

Ihr Perthes.

Aehnliche Mahnungen ließ auch der König selbst an Roon gelangen. Der vortragende Generaladjutant von Tresckow schrieb ihm — am 3. November — im Allerhöchsten Auftrage:

„. . . Sr. Majestät, dem ich in allgemeinen Umrissen von dem Inhalte Ihres Schreibens Kenntniß gegeben habe, beauftragt mich, Ew. Excellenz zu sagen, wie es sein aus-

drücklicher Wunsch sei, daß Sie nicht an die Rückkehr nach Berlin denken, sondern so lange im milderen Klima verweilen möchten, als dies für Ihre Gesundheit irgend erforderlich erscheine. Se. Majestät fügten hinzu, daß alle anderen Rücksichten weniger in Betracht kämen, wenn es sich um Ihre Wiederherstellung handele, und daß diese nur gefördert werden könne, wenn Ew. Excellenz jetzt alle Sorgen für die Zukunft von der Hand wiesen.

Dr. Böger, mit dem ich ausführlich Rücksprache genommen habe, fordert gleichfalls, daß Ew. Excellenz mindestens noch mehrere Wochen oder Monate am Genfer See oder in einem noch mehr südlich gelegenen Orte verweilen, um vor den scharfen Temperatur=Uebergängen geschützt zu sein, von denen wir hier im November und Dezember zu leiden haben. Später würde er Ihre Rückkehr eher gestatten, besonders wenn sich schon eine gründliche Besserung bemerkbar gemacht hat. — — So werden Ew. Excellenz denn wohl gehorsam sein müssen — auch bitte ich um Erlaubniß die Frage wegen der Zukunft des Ministeriums für heut nicht behandeln zu dürfen. Gott der Herr wird Sie da wohl auf den richtigen Weg führen, wenn es Zeit ist eine Entscheidung zu treffen. Vorläufig aber wollen wir hoffen, daß Sie und Graf Bismarck das Weihnachtsfest wieder in Berlin, neu gestärkt, feiern mögen. Bis dahin aber müssen Sie ausschließlich Ihrer Gesundheit leben. . . .

Mit Graf Bismarck's Besserung geht es langsam, aber es geht doch vorwärts; er ist bereits einige Male auf Jagd gegangen, doch fühlte er sich noch immer sehr angegriffen. Die Briefe, die von der Gräfin hier eingehen, lauten bereits freudiger. — —“

Mitte November fühlte Roon sich wieder enschieden wohler, die längere Ruhe hatte ihn auch seine Kräfte wiederfinden

lassen; sein Pflichtgefühl gestattete ihm daher nicht, seinem Amte noch länger fern zu bleiben — so daß wir ihn schon Ende November auf dem Heimwege finden. Wiederum begrüßte ihn hier der Zuruf des treuen Freundes.

Perthes schreibt ihm:

Bonn, den 22. November 1866.

Gestern Abend wird das Heimathland Sie wieder aufgenommen haben, aber es scheint sich noch nicht recht darin finden zu könne, die Heimath des Preußischen Kriegsministers zu sein, wenigstens empfängt es den, ohne welchen es heute noch als „Ausland" sich uns gegenüberstellte, mit Pfeifen und Heulen, mit Sturm und Schnee; in der That, es war ein grausiges Wetter, mit welchem Sie in Wiesbaden und das cidevant Nassauer Land eingezogen sind, und heute ist es womöglich noch schlimmer; Gott sei Dank, daß Sie gestärkt genug sind, um mit Gleichmuth auch diese Stürme über sich dahin wehen zu lassen und „angenehme Temperatur" [1]) wohl behaglich zu finden, aber doch entbehren zu können, es wäre wohl nicht ganz unmöglich, daß des Nassauer Himmels Empfang symbolische Bedeutung hätte; es fliegt und kriecht schon manches Ungeziefer zu Tage, was eine Weile sich im Dunkeln verborgen hielt.

Sie sind wieder auf dem Platze, kampfesmuthig und nach neuen Schöpfungen dürstend, die Untersuchung der Frage also, ob Sie nicht in einer andern als in der Berliner Kammer mehr Ruhe, Kräftigung, rechte Stimmung und daher auch bessere Vorbereitung für ein neues Eingreifen in die Geschichte, wenn solches nothwendig werden sollte, gefunden hätten,

---

[1]) Anspielung auf eine Redewendung, welche Roon vor Jahren bei einer Rede im Herrenhause gebraucht hatte und die seitdem zum geflügelten Worte geworden war.

ist daher nur noch von antiquarischem Interesse. Alles aber kommt darauf an, ob Sie nach Berlin zurückgekehrt, es nur bei der Erkenntniß des Unrechts bewenden lassen, welches Sie an Frau und Kindern, an König und Land, an sich selbst und an — — dem gehorsamst Unterzeichneten begehen würden, wenn Sie wieder in der Art arbeiten wollten, wie bisher — oder ob Sie zu dem Erkennen das Wollen, und zu dem Wollen das Vollbringen hinzufügen werden; Letzteres hoffe ich, aber Ersteres fürchte ich.

Herzlichen Dank für Ihre Sorge um meinen kranken Körper; auch ich habe Tage, an denen ich mich nach Berges- und Waldluft sehne, aber Sie werden mich doch in diesem schändlichen Wetter weder dem Mönch noch der Jungfrau in die Nähe bringen wollen! und zum Sommer? ja, wer weiß, in welcher Gesellschaft dann der kranke Körper sich befindet! — — —"

Die am 27. September vertagte Landtagssession war bereits Mitte November wieder aufgenommen worden, Roon fand also bei seiner Rückkehr nach Berlin die Maschine wieder in voller Thätigkeit, zumal auch der Ministerpräsident, Graf Bismarck, ziemlich in denselben Tagen heimgekehrt war. — Eingedenk aller erhaltenen Mahnungen, beteiligte er sich indessen auch während der neuen Tagung verhältnismäßig nur wenig an den parlamentarischen Arbeiten. Bei den öffentlichen Schlußberatungen über den Militäretat pro 1867 erklärte er in Kürze, daß die Regierung eine neue Erörterung der lange bestritttenen Grundsätze vermieden zu sehen wünsche; sie sei deshalb mit der einfachen Annahme des Etats einverstanden und werde daraus nicht folgern, daß damit allen ihren gesetzgeberischen Vorschlägen der letzten Jahre zugestimmt sei; doch müsse die Regierung verlangen, daß der von ihr vorgelegte wirkliche Etat, nicht etwa bloß ein Pauschquantum,

bewilligt werde. Darauf wurden zwar die Waldeck'schen Resolutionen (durch welche aber die Regierung zu nichts verpflichtet ward) angenommen, die Anträge der Linken auf bloße Gewährung eines Pauschquantums dagegen abgelehnt, und unter Roon's Zustimmung ein Antrag auf Bewilligung der ungefähren Gesamtsumme und zwar mit ausdrücklicher Hinweisung auf den Etat schließlich mit großer Mehrheit angenommen.

Roon war zu seiner reservierten Haltung um so mehr berechtigt, als er wußte, daß es das letzte Mal sei, daß das preußische Abgeordnetenhaus mit dem Militäretat und den Details der Militärfragen sich zu beschäftigen habe. Für die Zukunft waren dieselben vom Reichstage des Norddeutschen Bundes zu erledigen; alle prinzipiellen Erörterungen wären also an jener Stelle überflüssig gewesen.

Zudem wäre bei der grundsätzlich auch jetzt ablehnenden Haltung eines großen Teiles der Fortschrittspartei der Ausgang eingehender Erörterungen über die Militärfragen noch immer ungewiß geblieben. Denn jene Herren hatten „nichts gelernt und nichts vergessen" und — wollten es auch nicht; erklärten doch bei der Schlußberatung über den ganzen Etat die Abgeordneten von Hoverbeck, Virchow und Genossen abermals, es sei nutzlos, dieser Regierung gegenüber von Budgetrecht zu sprechen; die Regierung müsse das Budget so annehmen, wie das Abgeordnetenhaus es beschließe; und Johann Jakoby mit vier andern „Unversöhnlichen" stimmte sogar gegen das ganze Etatsgesetz.

Dieselbe Feindseligkeit gegen die siegreichen, aber ihr so verhaßten Minister Bismarck und Roon zeigte die Mehrheit der Männer des Fortschritts auch bei der Beratung des Gesetzes über die Nationalbelohnungen, welches ebenfalls in dieser Tagung behandelt wurde.

Es ist nicht ohne Interesse, die Einzelnheiten jener Verhandlungen kurz in Erinnerung zu bringen.

Mitte November ließ die Regierung, welche für die Invaliden und die Familien der im Kriege Gebliebenen schon vorher nach Kräften gesorgt hatte, dem Landtage eine Vorlage zugehen, in welcher sie die Ermächtigung nachsuchte, 1½ Millionen Thaler zu Nationalbelohnungen (Dotationen) an die Männer zu verwenden, die zu dem glücklichen Ausgange des Krieges in hervorragender Weise beigetragen hatten. Die Verwendung im allgemeinen sollte der Bestimmung des Königs vorbehalten werden.

Angesichts der günstigen Finanzlage und der ungeheuren politischen und militärischen Erfolge, welche errungen worden waren, hätte die Landesvertretung ihre Ehrerbietung gegen den König und ihren Dank wohl am angemessensten bekundet, wenn sie den gestellten Antrag in patriotischer Erhebung auf dem kürzesten Wege angenommen hätte.

Statt dessen beschloß das Abgeordnetenhaus, die Angelegenheit zunächst im Schoße einer Kommission zu beraten.

Diese zeigte zwar Geneigtheit zur Bewilligung des Regierungsantrages, ihre Mehrheit hielt aber trotz der Einwendungen der Königlichen Kommissare daran fest, daß die Namen der zu dotierenden in dem Gesetze selbst genannt werden müßten; es wurde dafür u. a. geltend gemacht, daß dies auch besonders darum erforderlich sei, weil die beabsichtigten Dotationen den Charakter eines Nationaldankes und die Bedeutung einer nationalen Gedenkthat haben sollten.

In geheimer Sitzung nannte darauf die Regierung die Namen der sechs Generäle, welchen der König und Kriegsherr die Nationalbelohnungen zugedacht hatte (unter ihnen Roon und Moltke). Die Kommission stimmte zu, machte aber aus

eigener Initiative ihrer Mehrheit geltend, daß an erster Stelle unter den zu dotierenden Männern der Ministerpräsident Graf von Bismarck, in Anerkennung seiner großartigen politischen Leistungen, genannt werden müsse; die Minister widersprachen nicht — und nunmehr einigte die Kommission sich Anfang Dezember, dem Plenum vorzuschlagen, das Gesetz in folgender Fassung anzunehmen:

„Zur Verleihung von Dotationen an den Ministerpräsidenten Grafen von Bismarck, in Anerkennung der von ihm so erfolgreich geleiteten äußeren preußischen Politik, und an diejenigen preußischen Heerführer, welche in dem letzten Kriege zu dem glücklichen Ausgange desselben in hervorragender Weise beigetragen haben: die Generäle der Infanterie von Roon, Freiherr von Moltke, Herwarth von Bittenfeld, von Steinmetz, Vogel von Falckenstein, wird eine Summe von ein und einer halben Million Thaler aus der eingehenden Kriegsentschädigung bereit gestellt.

Die Verteilung dieser Summe bleibt Königlicher Bestimmung vorbehalten."

Nach dem Gange der Vorberatungen durfte man die Hoffnung hegen, daß der Vorschlag der Kammer einmütig vom Hause angenommen werden würde.

Da aber geschah das Unerhörte, das Unglaubliche: die Abgeordneten von Hoverbeck, Virchow und einige Genossen von der Fortschrittspartei stellten das Amendement:

Die Minister Graf Bismarck und von Roon aus der Zahl derer, welchen eine Nationalbelohnung zuteil werden sollte, zu streichen.

Hoverbeck führte zur Begründung aus, Dotationen dürften nur Heerführern für glänzende Kriegsthaten verliehen werden, niemals aber Ministern im Amte.

... Den jetzigen Ministern aber wolle er vollends keine Belohnungen bewilligen, weil sie dieselben nicht verdienen. Ihnen sei Indemnität, d. h. Straflosigkeit für „ihre früheren Sünden“, bewilligt worden (welche Bewilligung aber dieselben Fortschrittsleute ihrerseits verweigert hatten!); nun noch eine Nationalbelohnung hinzuzufügen, das sei zu viel u. s. w.

Die Mehrheit des Hauses hielt es indessen nicht für schicklich, auf diese Ansichten auch nur zu antworten; sie erkannte es vielmehr für angemessen, dem einmütigen Dankgefühle des Landes gerade auch gegen die beiden zu Nationalhelden gewordenen Minister ohne weitere Debatte Ausdruck zu geben. Nach Verwerfung des Hoverbeck'schen Antrages wurde ihnen und den genannten Generälen der öffentliche Dank des Volkes durch Annahme des Kommissionsantrages (219 gegen 80 Stimmen) in feierlicher Weise ausgesprochen. Die abweichenden Stimmen gehörten zur Hälfte der Fortschrittspartei, zur andern Hälfte den Katholiken und Polen an; schon vor Weihnachten fand der Gesetzentwurf auch die unveränderte, einmütige und begeisterte Annahme seitens des Herrenhauses; am 28. Dezember 1866 wurde das Gesetz durch die Allerhöchste Genehmigung vollzogen, und am 12. Februar 1867 empfing Roon die nachstehende Königliche Ordre:

„Im Rückblick auf die entscheidenden Kämpfe des vergangenen Jahres, welche dem Preußischen Namen neue unvergängliche Ehren eingetragen haben, wird es den spätesten Geschlechtern unvergessen sein, welchen Antheil Sie an der unübertrefflichen Ausbildung Meines Heerwesens gehabt haben, ohne welche die glorreichen Erfolge des Krieges nicht hätten erreicht werden können. Diesem Ihrem hohen Verdienste habe Ich durch Verleihung einer Dotation von Dreihundert Tausend

Thalern eine erneute Anerkennung zu gewähren beschlossen. Der Finanzminister ist angewiesen, diese Summe zu ihrer Verfügung zu stellen. Es würde Meinen Wünschen entsprechen, wenn Sie diese Dotation, deren Verleihung Meinen und des Vaterlandes Dank bethätigen soll, durch fideicommissarische Anordnungen zu einem Grund- oder Kapitalbesitze bestimmten, welcher mit dem Ruhme Ihres Namens auch Ihrer Familie dauernd erhalten bliebe.

Ihr dankbarer und treu ergebener König
Wilhelm.

Dieselbe Dankbarkeit hatte der Monarch einige Wochen vorher seinem treuen Waffenmeister u. a. bei dem großen feierlichen Neujahrsempfange in ganz besonders auszeichnender Weise ausgedrückt. Der König feierte an demselbe Tage auch sein 60jähriges Militärdienstjubiläum; vor versammelter Generalität wandte er sich, nachdem diese ihre Glückwünsche dargebracht hatte, mit erhobener Stimme und unter herzlichem Händedruck an Roon mit den Worten: „Sie sind mir viel gewesen!“

So erhebende Beweise königlicher Huld waren wohl geeignet, den treuen Mann zu entschädigen für die Jahre lang erduldete Verkennung und Schmähung seiner Thätigkeit durch die irregeleitete „öffentliche Meinung“; sie stärkten zugleich die durch seine jetzt sehr häufig schwankende Gesundheit erschütterten Kräfte zu immer neuer und nutzbringender Thätigkeit.

Die im Frühjahr 1867 mit Frankreich hinsichtlich Luxemburgs drohenden Verwickelungen erforderten ohnehin die größten Anstrengungen des Kriegsministers und seiner Organe zum Zwecke des beschleunigten Retablissements der Armee und aller Kriegsvorräte. Auch wurde damals ein neuer Mobilmachungsplan aufgestellt.

In der Luxemburger Streitfrage stand übrigens Roon mit seiner Ansicht wiederum ganz auf Bismarck's Seite, während die meisten übrigen Militärautoritäten, soweit ihnen die ungenügende Verfassung, in welcher die französische Armee (damals in noch weit höherem Grade als 1870) sich befand, bekannt war, entschieden rieten, den hingeworfenen Handschuh schon jetzt aufzuheben. Sie waren der in mancher Hinsicht wohl nicht unbegründeten Meinung, daß der Krieg mit Frankreich — bei der täglich zunehmenden Eifersucht, welche sich dort gegen Preußen zeigte, und bei der wachsenden Schwäche des kaiserlichen Regiments gegenüber den im Innern Frankreichs tobenden Parteien — doch binnen kurzem unvermeidlich sei, und es daher geratener wäre, die im Frühjahr 1867 zweifellos vorhandene eigene militärische Ueberlegenheit durch sofortiges Losschlagen auszunutzen, anstatt jetzt nachzugeben und Frankreich Zeit zur Verstärkung seiner Wehrkräfte zu lassen.

Bismarck und Roon konnten jedoch nicht nach einseitig militärischen, wenn auch noch so beachtenswerten Rücksichten ihre Ratschläge erteilen; sie brauchten Zeit, um das politisch Errungene zu konsolidieren; sie kannten und teilten die Abneigung ihres 70jährigen Königs, die gewonnene Stellung in Deutschland und Europa durch einen neuen großen Krieg aufs neue in Frage zu stellen; sie wollten es ihrem im Grunde friedliebenden alten Herrn gern ersparen, abermals ins Feld ziehen zu müssen; sie hatten ferner alle übrigen politischen Chancen zu erwägen und hofften — oft haben sie es beide in jenen Tagen ausgesprochen — auch vom allgemeinen humanen Standpunkte aus, Gottes Weisheit und Gnade würde es vielleicht so führen, daß die furchtbaren Schrecken und das grausige Elend, welche ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, mochte er uns nun Sieg oder Niederlage bringen,

in jedem Falle im Gefolge haben mußte, dennoch ganz vermieden werden könnten. Wurde z. B. Napoleon III. durch eine Revolution gestürzt, so konnte man darauf rechnen, daß die darauf folgende innere Verwirrung Frankreich noch auf Jahre unfähig zu einer Aktion nach außen machen würde. Dies sind in Wahrheit die Motive gewesen, aus welcher damals die Luxemburger Frage so erledigt wurde, wie geschehen ist, und wie es dem von allen Weltherrschaftsgelüsten weit entfernten, bescheidenen und gemäßigten Sinne des Königs allein entsprach, mochte er auch von der ganzen Welt als größter Sieger gefeiert werden. Es wurde ihm mit der Beilegung dieses Streites sicherlich eine Last vom Herzen genommen, was u. a. auch das nachfolgende Handbillet an Roon erkennen läßt:

Berlin 12. 5. 67.

Da also seit gestern Abend 7 Uhr Friedensdauer existirt, so bitte ich Sie, mir nur brieflich Ihre Ansicht über die künftige Dislocation der Luxemburger Garnison niederzuschreiben, wie wir sie neulich Conversationsmäßig austauschten, um mir die Sache reiflich zu überlegen.

Wilhelm.

Inzwischen waren auch die sonstigen militärischen Organisationsarbeiten rüstig gefördert worden: mit fast allen norddeutschen Bundesstaaten wurden Militärkonventionen geschlossen; es entstand eine einheitliche, gleichmäßig bewaffnete und ausgebildete deutsche Armee, das alte Bundesheer mit seinen zehn zusammengewürfelten Armeekorps hatte aufgehört zu existieren, und ein straffer, einheitlicher Heeresorganismus war an die Stelle jenes unvollkommenen Apparates getreten.

Die im Feldzuge 1866 gemachten Erfahrungen wurden auf allen Gebieten des Heerwesens gründlichst ausgenutzt, alle

Vorbereitungen hinsichtlich des Aufmarsches der Truppen, im Einvernehmen mit dem großen Generalstabe, sowie zu ihrer Verpflegung wesentlich verbessert. Zugleich wurde auch das Trainwesen, welches 1866 noch Mängel gezeigt hatte, gründlich reformiert. Hierdurch wurde die Offensivkraft der Feldarmee erheblich gesteigert und auch durch andere Maßregeln dafür gesorgt, daß die Kriegführung in Zukunft noch unabhängiger in bezug auf Verpflegung, Ersatz an Material und geregeltem Nachschub würde. Damit stand im Zusammenhange die Reform des Etappenwesens sowie die schon erwähnten Verbesserungen im Lazarettwesen und in der Feldkrankenpflege.

In der Voraussetzung des Zustandekommens des lange erstrebten Wehrgesetzes wurde die Organisation der Reserve und Landwehr vorläufig durch Verordnungen festgestellt und die Kontrolle des Beurlaubtenstandes neu geregelt. Aus dieser Veranlassung gelangte auch die schwierige Arbeit der neuen Einteilung des ganzen Bundesgebiets in Landwehrbezirke zur Ausführung, bei welcher, auch in den altpreußischen Provinzen, zugleich die vielfach veränderten Bevölkerungs- und Verkehrsverhältnisse berücksichtigt werden konnten.

Endlich hatte Roon nun auch die Möglichkeit gewonnen, die Ausführung seiner Pläne für die Marine anzubahnen. Die reichlicher fließenden Geldmittel gestatteten die planmäßige Vergrößerung der Flotte, während die Küstenverteidigung gleichzeitig einheitlich organisiert wurde. Die seemännischen Einzelnheiten konnte er, schon weil es ihm dazu an Zeit mangelte, freilich nicht regeln. Diese lagen vielmehr in der Hand des Admirals Prinzen Adalbert und des Admirals Jachmann; aber im Einvernehmen mit diesen ausgezeichneten Autoritäten von Fach förderte er mit Energie deren Zwecke und Wünsche und wußte diese nach großen, allgemeinen Gesichtspunkten allmählich zu verwirklichen. Insbesondere sorgte

er für die gründliche Ordnung in allen Verwaltungssachen der Marine und die Heranbildung eines in den alten preußischen Traditionen gegründeten Offizierkorps — Ziele, die er schon seit Uebernahme des Marineministeriums vor allem ins Auge gefaßt hatte. Das Offizierkorps der Marine dankte ihm dagegen seine Fürsorge durch besondere Verehrung und Liebe und wußte auch seine neuen Bestrebungen für das Wohl der Flotte sehr wohl zu würdigen.

Noch bevor dies alles zur Ausführung kommen konnte, hatten die Wahlen zum Norddeutschen Reichstage und die Beratung der demselben vorzulegenden Verfassung auch neue politische Arbeiten gebracht, an denen Roon sich mehrfach persönlich beteiligen mußte. In dem am 24. Februar 1867 in ganz besonders feierlicher Weise von des Königs Majestät eröffneten konstituierenden Reichstage hatte — seit langer Zeit zum ersten Male — die Regierung endlich eine feste, zuverlässige Majorität. Von den 193 Abgeordneten gehörten 95 bis 100 zur Rechten (Konservative und freie konservative Vereinigung); dazu kamen 20 bis 25 gemäßigte Altliberale, die sich als entschlossene Anhänger der Regierung schon bei den Wahlen erklärt hatten, und ferner die Konservativen aus den nicht preußischen Staaten, so daß aus diesen drei Gruppen die Regierung in allen Hauptfragen über 135 bis 145 Stimmen verfügte. Die Linke bestand zum größten Teile aus Nationalliberalen — die Demokraten, unter denen sich auch einige Mitglieder der bisherigen Fortschrittspartei befanden, zählten nur etwa 25 Stimmen. Die Opposition hatte also trotz des bedenklichen neuen radikalen Wahlmodus nach dem direkten allgemeinen und geheimen Stimmrecht eine vollständige Niederlage erlitten. — —

In mehreren Wahlkreisen als Kandidat aufgestellt, wurde auch Roon zum Abgeordneten für den Norddeutschen Reichstag

gewählt. Er hatte die in dem Wahlkreise Teltow-Beeskow-Storkow auf ihn gefallene Wahl angenommen. Auf den darauf erstatteten freudigen Dank des Landrats des Teltower Kreises hatte Roon am 25. Februar u. a. erwiedert:

„.... Wenn ich es nicht mit meiner amtlichen Stellung für vereinbar erachten konnte, mich überhaupt um irgend ein Mandat zu bewerben, so ist es mir um so erfreulicher und schmeichelhafter gewesen, ein solches ohne mein Zuthun in demjenigen Wahlkreise wieder zu erhalten, den ich bereits vor Jahren in dem Abgeordnetenhause unseres engeren Vaterlandes zu vertreten den Vorzug hatte.

Meine dortigen Freunde und Gesinnungsgenossen sind, im Gefühl ihrer patriotischen Hingebung für König und Vaterland, des Verhältnisses eingedenk gewesen, in welchen ich seit mehr als sieben Jahren, als berufener Diener und Rathgeber unseres Königlichen Herrn, zwar unter zahllosen Schwierigkeiten und persönlichen Widerwärtigkeiten mit erschöpfender Anstrengung, jedoch zugleich unter Gottes gnädigem Beistande für Preußens nunmehr sieggekrönte Wehrhaftigkeit nicht ohne Erfolg einzustehen und zu streiten bemüht war.

Wenn meine Wähler aus einer solchen Vergangenheit, aus dem Gedenken an das Verhältniß, in welchem der Kriegsminister von Amtswegen, wie bisher auch künftig, für ihre Söhne treulich zu sorgen und zu wirken berufen ist, das Vertrauen schöpften, daß ich auch in der ferneren Entwickelung der großen Aufgabe Preußens es nicht an Hingebung und Treue für König und Vaterland fehlen lassen werde, so hoffe ich solchem Vertrauen, soweit meine Kräfte reichen, mit Gottes Hilfe zu entsprechen. Wenigstens können meine Wähler — sagen Sie ihnen dies — mit Sicherheit darauf zählen, daß ihr Vertreter immerdar treu und ganz auf derjenigen Seite zu finden sein wird, auf welcher — wenn es sein muß —

für die Ehre und Größe des Vaterlandes — des engeren wie des weiteren — am wärmsten und aufopferndsten gekämpft wird, auf der Seite, für welche die Söhne auch Ihres Wahlkreises auf den Schlachtfeldern Böhmens muthig gestritten und geblutet haben, nämlich da, wo das stolze Panier Preußens und seines Königs weht, des tapferen Mehrers vaterländischer Macht und Ehre, des Schöpfers und Schirmherrn lang vermißter deutscher Eintracht und Größe.

Entspricht dies, wie ich glaube, den patriotischen Absichten meiner Wähler, so sind wir, wie ich annehmen darf, auch für alle kommenden Zeiten fest und innig verbunden. — — — —"

Einen sehr wichtigen Teil in der zur Beratung des konstituierenden Reichstages stehenden Verfassung des Norddeutschen Bundes bildete der Abschnitt über das Bundeskriegswesen, durch welchen die Grundlage für die Verfassung und Friedensstärke der Norddeutschen Bundesarmee gesetzlich festgestellt werden sollte. Roon, der diesmal übrigens unterstützt wurde von mehreren der sieggekrönten Generale, die gleich ihm Mitglieder des Reichstages geworden waren, ergriff während dieser Verhandlungen (Anfang April) mehrfach das Wort. Nach der Regierungsvorlage sollte die Friedensstärke des Heeres fortan 1 Prozent der Bevölkerung von 1867 betragen und alle 10 Jahre neugeordnet, zur Bestreitung der Kosten aber ein für alle Mal 225 Thaler für den Mann berechnet werden. Dagegen hatten Forckenbeck und Genossen beantragt, zwar die Friedensstärke in der geforderten Zahl zu bewilligen, die qu. Ausgaben aber nur bis zum 31. Dezember 1871. Dies wurde bei der ersten Beratung angenommen, so daß Graf Bismarck als Bundeskanzler dagegen mehrfach auftreten und sogar mit seinem Rücktritt drohen mußte. Schließlich wurde nach Ablehnung des Stolberg'schen Antrages,

welchen die Regierungen in erster Linie wünschten, ein Vermittlungsvorschlag Ujest-Bennigsen, über welchen man sich geeinigt hatte, zum Beschluß erhoben. Die Fortzahlung der 225 Thaler pro Kopf wurde durch das Amendement auch nach dem 31. Dezember 1871 zugestanden, vorbehaltlich des dann zu vereinbarenden Etatsgesetzes; damit war diese Schwierigkeit glücklich erledigt; und der König konnte, nachdem die Verfassung durchberaten und im wesentlichen nach den Vorschlägen der Regierungen angenommen worden war, am 17. April die Sitzungen mit dem Ausdruck seiner aufrichtigen Befriedigung und Genugthuung über das gewonnene Resultat schließen.

In verhältnismäßig kurzer Tagung (vom 29. April bis 24. Juni 1867) war dann der Landtag der Monarchie versammelt. Dieser sowie die übrigen Volksvertretungen der norddeutschen Bundesstaaten erteilten der Verfassung gleichfalls ihre Sanktion; besondere Schwierigkeiten traten hierbei nicht hervor, insbesondere war Roon an diesen Verhandlungen nicht persönlich beteiligt.

Dagegen hatte er während der Herbstsession des auf Grund der Norddeutschen Verfassung neu gewählten Reichstages das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, welches die Festsetzung der Dienstzeit in der Linie (bei der Fahne und Reserve) und Landwehr regelte, zu vertreten. Da die Wahlen zu diesem vom 10. September bis 26. Oktober tagenden Reichstage wiederum günstig für die Regierung ausgefallen waren (etwa in denselben Zahlenverhältnissen wie bei den Wahlen im Frühjahr), so war im großen und ganzen die Annahme der Gesetzvorlage zwar gesichert; aber ganz ohne die Opposition der Linken konnte es doch nicht erledigt werden, da von dieser Seite gegen die Bestimmung, daß die Reserven auch zu Friedensübungen zur

Verstärkung des Heeres einberufen werden dürften, Widerspruch erhoben wurde. In dieser Angelegenheit nahm Roon am 18. Oktober das Wort, um in sehr warmen Worten jenen Punkt der Vorlage zu verteidigen — sonst aber hatte er sich an den parlamentarischen Verhandlungen dieser Session nicht beteiligen können, da sein mit erneuter Heftigkeit aufgetretenes Hals- und Nervenleiden ihm die größte Schonung aufnötigte, so daß der Bundeskanzler — der an dieser Stelle auch amtlich dazu in erster Linie berufen war — die Regierungsvorlage meistens vertreten mußte, deren Annahme denn auch in denselben Tagen erfolgte.

Hiermit erst war die große Armee-Reorganisation abgeschlossen, und am 20. Oktober konnte Roon dem Könige, welcher damals in Baden-Baden weilte, dies melden und zugleich einen Abdruck des nach so langen und heißen Kämpfen endlich festgestellten Heeresgesetzes vorlegen.

Was Roon in diesen Kämpfen für das Vaterland geleistet, das ist niemals schöner und wärmer anerkannt worden, als durch die eigenen Worte seines erhabenen Königs und Kriegsherrn, der ihm schon am 21. Oktober aus Baden-Baden eigenhändig schrieb:

„Soeben empfange ich Ihr Schreiben von gestern, mit dem Abdruck des nunmehr festgestellten Wehrgesetzes, und fügen Sie den Glückwunsch hinzu, daß endlich nach 8jährigen schweren Kämpfen dies Werk vollendet ist. Wenn ich Ihnen dafür meinen Dank ausspreche, so weiß ich aber auch, wem ich diesen Sieg verdanke, und das sind Sie!

Wenn ich den Weg nachgehe, den dieses Werk gegangen ist, seit unserer ersten Unterredung auf Babelsberg [1]) bis es

[1]) Siehe 11. Kapitel.

nun vollendet ist, so siehet man recht klar, wie das Schicksal die Menschen zusammenfügt, um etwas Großes zu schaffen!

Empfangen Sie also nun nochmals meinen herzlichen und tiefgefühlten Dank, für Alles was Sie in den 8 Jahren, mit Hintenansetzung Ihrer Gesundheit, geleistet haben, um das so nöthige Ziel zu erreichen. Den größten Lohn haben Sie auf den Schlachtfeldern von 1864 und 66 geerntet, wo die Gesetzlich-unfertige Armée solche Erfolge erfocht! Es ist gewiß ein Ereigniß ohne Gleichen, daß eine aus Parthei-Haß verunglimpfte Armée seine Parthei-Gegner so aus dem Felde schlagen mußte!!

Mit treuester Dankbarkeit Ihr ergebener König

Wilhelm.

Auch an anderen zahlreichen Kundgebungen, welche die Anerkennung für Roon und die Wertschätzung seiner Leistungen öffentlich bekundeten, fehlte es damals nicht. Besonders erwähnt sei noch das folgende gnädige Handschreiben Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden. Dasselbe lautete:

Werthgeschätzter Herr General!

Die vielen Beweise freundlichen Entgegenkommens und thatkräftiger Fürsorge, welche Euer Excellenz mir und meiner Regierung in den verschiedensten Fragen der militärischen Interessen des Großherzogthums gegeben haben, verpflichten mich, Ihnen dafür eine öffentliche Kundgebung der Dankbarkeit und Anerkennung anzubieten. Euer Excellenz kennen zwar den Grund meiner Gesinnungen Ihnen gegenüber und sind daher überzeugt, daß auch ohne äußeres Zeichen derselben meine Dankbarkeit für alle Ihre freundliche Bereitwilligkeit, uns zu helfen und unsere militärischen Aufgaben zu erleichtern, eine recht aufrichtige ist.

Sie werden es aber wohl gerne erkennen, daß ich es als eine werthe Pflicht betrachte, Ihnen öffentlich kundzugeben, welche Bedeutung ich den Leistungen des Entgegenkommens beimesse, die Sie in Erfüllung Königlichen Wohlwollens uns in so freundlicher Weise zu Theil werden ließen.

Empfangen Sie daher hiermit das Großkreuz des Badischen Militär-Verdienstordens vom Großherzog Karl Friedrich und nehmen Sie dabei die Versicherung entgegen, daß ich mich glücklich schätze, den Kriegsminister unter die ersten Mitglieder dieses Ordens zählen zu dürfen, dem die preußische Armee und somit Deutschland stets dankbar bleiben muß für die Kraft und Ausdauer, womit er das hohe Ziel anstrebte und verfolgte, welches nun auch im Süden von Deutschland zur Geltung kommen soll. Möchte es Euerer Excellenz noch recht lange Zeit möglich sein, Ihrem verehrten Könige und dem Vaterlande zu dienen. Mit diesem Wunsche bleibe ich in besonderer Werthschätzung Euer Excellenz

wohlgeneigter
(gez.) Friedrich, Großherzog von Baden.

Neunzehntes Kapitel.

Es erscheint angemessen, an dieser Stelle — da Roon's amtliches Wirken durch die definitive Annahme des Heeres-Verfassungs-Gesetzes bis zu einem wichtigen Abschnitte gelangt ist — noch einen Blick auf sein Privat- und Familienleben zu werfen.

Wie erwähnt, war er im Herbst 1866 sehr leidend; in dem darauf folgenden Winter schien dagegen eine erfreuliche Besserung seines Befindens eingetreten zu sein. Er schreibt am 14. Januar 1867 aus Zimmerhausen in Pommern, wo er einige Tage zum Besuche der Blanckenburg'schen Verwandten weilte, daß er „nach einem sehr hübschen still verlebten Sonntage heute bei herrlichem Wetter gute Jagd gemacht habe" und „morgen zu gleichem Zwecke nach Witzmitz fahre". Noch mehrere andere Jagdpartien scheint er in jenen Tagen ohne sonderliche Beschwerde unternommen zu haben.

Auch am 12. Februar kann er aus Berlin seiner kurze Zeit in Schlesien weilenden Gattin melden: „Du merkst wohl, daß ich leidlich wohl bin, wenngleich ich gestern Abend bis 11 Uhr auf dem Kronprinzlichen Feste war, dem Du Dich entzogen hast. . . .

Am Donnerstag erster Hofball auf dem Schlosse; ich habe Dich und E. entschuldigt und werde mich pflichtgemäß opfern, unter gebührender Schonung meiner Sohlen.

Gestern habe ich mir übrigens unsern Enkel angeseh'n; der Bursche ist wie aus Eichenholz geschnitzt — Gott erhalte ihn! —"

In ziemlichem Wohlbefinden konnte er auch am 30. April 1867 den Tag feiern, an welchem er sein 64. Lebensjahr vollendete. Es war dies stets ein Festtag nicht nur für seine große, damals vollzählig in Berlin versammelte Familie, die dann immer mit einigen alten Freunden (Feldpropst Thielen, General von Holleben, Dr. Böger, Generalsuperintendent Büchsel, Herr von dem Knesebeck=Jühnsdorf u. a.) zu einfachem, aber sehr heiterem und gemüthlichem Mahle im Kriegsministerium vereinigt wurde, sondern auch für viele Verehrer nah und fern. In diesem Jahre aber waren die herzlichen Zurufe und Adressen, die gereimten und ungereimten Glückwünsche, welche der gefeierte Mann empfing, besonders zahlreich — wie sich aus der noch erhaltenen Sammlung derselben ergiebt. Durch alle hindurch klang der Gedanke, die die an ihn gerichteten Verse von G. Hesekiel an diesem Tage ausdrückten, in denen es hieß:

„Es war ein klein Geschwader, das wich und wankte nicht,
Die Heerschar der Getreuen, der Hingebung, der Pflicht;
Und Du, des Königs Treuster zu Wasser und zu Land,
Du hieltest unser Banner in Deiner starken Hand!
Es wird auf dieser Erde beendet nie der Krieg,
Doch gab uns Gott in Gnaden jüngst einen großen Sieg;
Gott segne Deine Mühen, Er ebne Deine Bahn,
Zeuch Du noch viele Jahre zum Siege uns voran!"

Uebrigens wurde die Festfreude diesmal besonders noch dadurch erhöht, daß Roon's dritter Sohn Arnold sich kurz

vorher mit Helene von Langenbeck, einer Tochter des schon damals hochberühmten Chirurgen, verlobt hatte; der Familienkreis war dadurch wieder in sehr erfreulicher Weise erweitert worden.

Mit besonderer Wärme gratulierte auch Perthes:

„Möge Gott Sie . . . noch lange erhalten und Ihnen die Kraft und Frische des Körpers, die Sie für uns Alle, für unser theures Vaterland geopfert haben, wiedergeben . . . und Sie nicht allein von der Pein der Athemsnoth, sondern auch von jenem Gefühl der Hinfälligkeit dessen Sie wieder am 25. erwähnten bald, recht bald genesen lassen; — und möge Gott Ihnen das Bewußtsein, daß Er Ihnen und Sie Gott nahe sind durch unsern Herrn und Heiland — in allen Lagen Ihres Lebens, in guten und bösen Tagen, im Leben und im Sterben, recht lebendig machen und erhalten! Und mich behalten Sie lieb, wie Sie es bisher gethan, obschon ich jetzt noch weniger als früher zu gewähren habe! — —

Wie gern hätte ich — das lassen Sie mich heute noch hinzufügen — zu allem Außerordentlichen, was Sie siegreich erkämpft, auch noch die Genugthuung Ihnen und die Sicherheit unserm Lande und dem norddeutschen Bunde und ganz Deutschland gewünscht, daß Moltke's Antrag: „bis zum Erlasse eines abändernden Bundesgesetzes bleibt es in der Armee und für die Armee bei'm Alten, und die Herrn stellen Männer und zahlen Thaler wie einmal bestimmt" — zu dem Haupt- und Fundamental-Satz der Norddeutschen Bundesverfassung erhoben worden wäre. Es war zu erreichen, davon bin ich fest überzeugt, wenn der Ausbruch des Bismarck-Vulcan nicht um einige Tage zu früh erfolgt wäre und (statt die drei Thaler Diäten) jeden Versuch, die Artikel 56 und 58 zu beschränken, mit seinem Glutstrom überfluthet hätte; „wer aber kann Percy vorwerfen, daß er Percy ist!" — — —

Gott stehe Ihnen und den andern Männern bei, welche die furchtbare Frage entscheiden müssen, ob militärische und politische Gründe den Krieg in diesem Jahre verlangen, weil sie in diesem Jahre uns, im nächsten aber den Franzosen die Wahrscheinlichkeit geben. Meine Neigung ist stark dem Frieden zugewendet, mein politischer Instinct aber fordert Krieg. — — —"

Während des Frühjahrs und Sommers 1867 wurden Roon's Gedanken — nachdem die Luxemburger Frage im friedlichen Sinne entschieden war — außer durch die im vorigen Kapitel erwähnten zahlreichen Amtsgeschäfte auch durch Pläne zur Erwerbung eines Grundbesitzes, einer eigenen Heimat für die Nachkommen in Anspruch genommen. Roon liebte das Landleben, welches er bisher immer nur als Gast kennen gelernt hatte, über alles; auch hielt er sich verpflichtet, den Wünschen seines gnädigen Königs in betreff der Verwendung der empfangenen National-Belohnung möglichst bald zu entsprechen.

„Am liebsten (so schreibt er Ende Mai an den in diesem Punkte als Ratgeber ganz vorzugsweise geeigneten Freund Moritz von Blanckenburg) kaufte ich in Pommern . . . wie lange hast Du in Stettin zu thun? wäre es Dir nicht möglich, mich noch vor dem Zusammentritt des Landtages auf der Güterschau zu begleiten? . . .

Zwar drängt mich nichts, mein Geld in Grundbesitz anzulegen, d. h. nichts Aeußerliches, wohl aber der in meinem Innern lebende Gedanke, daß es meine Pflicht, meine Geld- und Familienverhältnisse zu ordnen, denn — „wer weiß, wie nahe mir mein Ende," und Alles würde sich leichter und verständlicher ordnen lassen, wenn ich in dem Familien-Statut mit realen und concreten Verhältnissen zu thun habe. — —"

Wenige Tage darauf wendet Roon sich in derselben An-

gelegenheit nochmals an Blanckenburg, der ihm noch nähere Auskunft über ein in erster Linie vorgeschlagenes Gut verschaffen soll. „Kommst Du (heißt's dann weiter) zum 29. her zur zweiten Berathung der Verfassung? . . Daß Bismarck den Collegen Lippe durch parlamentarische Hebel entfernen wolle, bezweifle ich. Darüber habe ich noch gestern mit ihm gesprochen. Er denkt nur an conservative Nachfolger und perhorrescirt mit mir die Beseitigung auf parlamentarischem Wege . . .

Meine Frau geht nächstens, sobald es warm werden sollte, nach Marienbad . . .

Wenn man sich so nahe steht wie wir beide, so verstehen sich Segenswünsche zum Geburtstage, die ich Dir neulich auszusprechen vergaß, wie ich denke, von selbst."

Mitte Juni unternahm Roon verschiedene Ausflüge, zum Teil von Blanckenburg und einigen anderen befreundeten landwirtschaftlichen Autoritäten begleitet, um vorgeschlagene Güter näher zu besichtigen — ohne indessen zum Entschlusse kommen zu können.

In denselben Tagen hatte auch Perthes wieder ausführlich geschrieben und ihm mitgeteilt, daß seine Gesundheit sich fortwährend verschlechtere; er wolle nun in den nächsten Wochen nach Rigi-Scheideck gehen, um dort wenigstens Erleichterung zu finden, wie er hoffe . . . In betreff der damaligen politischen Lage fügte er u. a. hinzu: „Der Erfolg den Zollvereinsstaaten gegenüber ist ein neuer Beweis von der außerordentlichen Begabung des außerordentlichen Mannes (Bismarck). Welche Aufgabe wird nach hundert Jahren der Biograph desselben haben, wenn Licht und Schatten sich scheiden lassen und an dem weiteren Gange der Geschichte erkennbar für alle Welt geworden ist, welcher Segen und welches Verderben als Keim in der Thatkraft eines ein-

zigen Mannes eingeschlossen sein kann! — — Mit Ekel erfüllt mich die Wichtigkeit, welche die Zeitungs-Correspondenten der Frage beilegen, ob Viele oder Wenige geschrien haben in Paris, als der König, einige Kaiser und Bismarck durch die Straßen fuhren[1]; mag doch schreien wer will und das Maul halten wer will, was geht das uns, was geht das einen König, Minister oder sonstige Obrigkeit an! Freilich, es ist das auch so eine Art allgemeinen und geheimen Stimmrechts . . . Den Hut ab vor dem Volke, d. h. dem organisirten, welches sich kund thut in Organen seines politischen Lebens . . . — aber vor der bloßen Menge, vor der Masse, vor der Summirung vieler Einzelner kann und will ich keinen Respekt haben, mögen die Kerle schreien oder schweigen . . ."

Während seine Gemahlin inzwischen nach Marienbad gegangen war, setzte Roon die Güterschau fort. „Gestern (schreibt er am 24. Juni aus Berlin) sind wir von N. (Niederlausitz) zurückgekehrt, zwar entzückt von Haus und Garten, nicht aber von Wald und Feld, bin daher sehr zweifelhaft, ob aus dem Handel etwas werden kann . . .

Bei meiner Rückkehr kam mir der Kastellan lächelnd und gratulirend entgegen: die Universität Halle hat Bismarck, Moltke und mich zu — Doktoren der Philosophie[2]) gemacht. Ja, ja, Frau Dr., was aus dem Menschen nicht Alles werden

---

[1]) König Wilhelm machte bekanntlich im Juni 1867 mit Bismarck einen Besuch bei Napoleon III. und traf in Paris auch mit dem Kaiser von Rußland zusammen.

[2]) Das Diplom als Dr. phil., datiert vom 16. Juni 1867, wurde dem Kriegsminister von Roon (Viro doctissimo etc.) honoris causa verliehen und darin nicht nur seiner berühmten Leistungen als Staatsmann, sondern auch seiner hervorragenden wissenschaftlichen Werke als Geograph gedacht.

kann! Heute haben wir die Kammer geschlossen, morgen früh fahre ich mit Moritz, der mir sehr nützlich gewesen, nach Zimmerhausen und weiter. Am 1. Juli kehre ich nach Berlin zurück, um die neuen Fahnen nageln und weihen zu helfen und am 5. wieder abzureisen, zunächst noch in Güter-Angelegenheiten, dann nach Marienbad zu Dir (vielleicht am 10. oder in den Tagen).

Bismarck ist in Külz, erwartet dort Moritz, will dann mit ihm nach Varzin gehen. Der König, bei dem ich eben war, neckte den „Dr. von Roon" in liebenswürdiger Weise, hat mir unbestimmten Urlaub gegeben, will aber immer wissen können, wo ich bin . . ."

Auch in den nächsten Tagen setzt Roon seine Berichte an die Gemahlin treulich fort:

Zimmerhausen, 26. 6. 67.

Gestern angenehme Fahrt hierher. Allseitige unmenschliche Freude. Die größte verursachte mir fast unser kleiner Albrecht[1]), der von einer beispiellosen Ausgelassenheit war, aus dem Lachen, Schäkern und Necken nicht herauskam. Ebenso jauchzend und liebenswürdig war er heut bei'm Baden u. s. w.

Heut früh fuhr ich mit M. durch die blühenden Felder, nach Trieglaff und Vahnerow . . . Mit Gerhard Thadden und Bl. finden die lebhaftesten Besprechungen über ev. Pommersche Güterkäufe statt . . .

Diese ganze Angelegenheit fängt an mir fürchterlich zu werden, d. h. ich werde nervös auf dem Punkt, und möchte gern davon vergessen, aber es läßt mir keine Ruhe. Freilich

[1]) Roon's ältester Enkel, mütterlicherseits zugleich der Enkel von Moritz von Blanckenburg.

sind hier in Pommern hübsche Güter, allein das Klima ist wirklich feindselig; darin hat Moritz ganz Recht . . . Fürchte übrigens nichts: Du sollst gehört werden vor jedem Definitivum.

Berlin, 1. Juli.

Wir kehrten vorgestern in Strippow bei Moritzs Vettern ein, die jene Colberger Gegend mit dem Blanckenburg'schen Namen mehr und mehr überranken. 1/2 Meile von Strippow liegt das z. B. einem Herrn v. Thielen gehörige Gut Hohenfelde (an der Chaussee von Colberg nach Cöslin, 1 Meile von der Colberg-Cörliner Eisenbahn, 3/4 Mln. von Pleushagen); dies haben wir vorgestern Nm. flüchtig besehen, aber nicht, oder noch nicht gekauft. Mündlich Näheres und Vieles darüber[1]).

Gestern, Sonntag, fuhren wir über Schulzenhagen, wo man mich getauft und meinen Vater begraben hat, nach Pleushagen. War das eine wehmüthig freudige Fahrt! In Pleushagen buchstäblich kein Stein mehr auf dem alten Fleck, aber ich war vollkommen richtig orientirt. Ich hätte die alte Scholle gewiß nicht wieder erkannt, wäre ich mit einem Zauberschlage auf dieselbe gesetzt worden, aber darüber unterrichtet wo ich sei, würde ich nachher nimmer fehl gegangen sein. O wie klein Alles, was im Kinderspiegel so groß erschienen war! Es lebte noch ein Mensch, mit dem ich vor 60 Jahren gespielt, ein braunrothes Gesicht unter ergrauendem Haar: Jakob Thadwal rühmte sich, mich, der ich einige Jahre jünger, oft im Kinderwagen durch den Dünensand gezogen zu haben. Ich schenkte ihm einige Thaler und erinnerte ihn zu

---

[1]) Der Kauf von Hohenfelde unterblieb. Dasselbe gehört gegenwärtig dem General von Kameke, welcher bekanntlich 1873 Roon's Nachfolger als Kriegsminister wurde.

seiner Verlegenheit an die Püffe, die er mir gegeben. Der jetzige Besitzer von Pleushagen, ein breiter Mecklenburger, hat viel für das Gütchen gethan. Allgemeines Staunen erregte es, als ich im Baumgarten einige Birn- und Aepfel-Sorten richtig zu bezeichnen wußte. — Ich bin nicht übermäßig sentimental den wirklichen Dingen gegenüber, aber hinterher habe ich mich seit gestern einigemale auf sentimentalen Anwandlungen ertappt, wenn ich mir vorstellte, daß meine wankenden alten Füße nun den Boden wieder betreten, auf dem ich geboren und auf dem sie einst gehen lernten; und daß ich dieselben Dünen wieder mühsam durchkroch, die einst den kleinen Beinen und noch schwachen Kräften des Bübchens wie Chimborasso's erschienen. — — Die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied. — —

Gestern Abend fuhr ich noch bis Stettin zurück, nachdem ich mich in Cörlin von dem lieben Moritz getrennt. Hier fand ich heute alle Hände voll zu thun und noch einige mehr. — —

Berlin, 5. 7. 67.

. . . Der König ist soeben nach Ems abgereiset, und College Heydt wird morgen früh zu Euch nach Marienbad dampfen, um übermorgen dort zu erscheinen und den Oesterreichern einen Begriff von unsern dicken Portefeuille's beizubringen . . . Warum auch nicht? haben wir's doch!

Ich hoffe einige Tage später auch auf Eurer Bildfläche zu erscheinen, aber voraussichtlich muß ich vorher noch ein bischen nach Preußen zu Below und Paleske, es sei denn, daß sie mir abschrieben. Dann komme ich gleich zu Euch. Hier wie immer viel Arbeit. Gestern hatte ich einen fünfstündigen Vortrag in Babelsberg zu halten, dann habe ich bei Langenbecks gegessen und unserer Jungen Gesundheit getrunken.

Vorgestern war Fahnenweihe in Potsdam, im Lustgarten, sehr schön, sehr feierlich. Bernhard[1]) hielt eine treffliche Rede.

Bei Tafel hielt der König eine solche, indem er die Gesundheit der Armee, der beiden Prinzen, die sie im vorigen Jahre geführt, des Kriegsministers, der sie in so vorzüglichen Stand gesetzt, und des Chefs des Generalstabes, der ihn mit weisem Rath bei der Leitung der Operationen unterstützt, ausbrachte. Der Herr war überhaupt den ganzen Tag des 3. in sehr gehobener, gerührter Stimmung, und hat mir und Anderen auch sonst noch viel Schönes gesagt . . . Die hier anwesenden Italiener, Prinz Humbert und Gefolge schienen von Allem, was sie gesehen, sehr imponirt. Die Franzosen aber reitet der Teufel, wie es scheint, denn sie kochen immer und immer wieder Gift. Doch nichts von Politik! — Bismarck ist noch immer in Varzin, um gesund zu werden; sie hier, aber sie will nachgehen. — — —

Hohendorf bei Reichenbach, Ostpreußen, 10/7. 67.

Du wirst, meine Geliebte, gestern schon durch W. von meiner Abreise erfahren haben. Ich bin in Kreuz mit Bl. zusammengetroffen; die Nacht haben wir in Bromberg zugebracht. Mein Einzug in dies Preußische Paradies wurde von dem kalten regnerischen Tage nicht eben begünstigt; jedenfalls hat der Eindruck desselben sehr viel von dem Bestechenden verloren, was er sonst hätte haben müssen. Aber ich will mich auf Beschreibungen und Schilderungen nicht einlassen. . . . Hr. v. Below, mein gütiger Wirth, hat mich aufs herzlichste und freundlichste empfangen und leistet meinen Interessen jeden möglichen Vorschub. Leider konnten wir heute Nach=

[1]) Bernhard Rogge, Hof= und Garnisonprediger in Potsdam, ein Bruder von Roon's Gemahlin.

mittag, bei dem strömenden Regen, nicht daran denken, die benachbarte Herrschaft zu besehen. Hoffentlich wird's morgen besser sein. — — Uebrigens befürchte nur nicht, daß ich etwa schon entschlossen sei, hier zu kaufen . . . ich würde jeden angemessenen Märkischen Grundbesitz jedem andern vorziehen. Aber ich darf mich, um des Gewissens und der Kinder willen, nicht von meiner Faulheit bestimmen lassen, von der Prüfung des Vorzüglichsten, was andere Provinzen in größerer Ferne darbieten, ganz abzusehen. — — Uebrigens ist dies Hohendorf in der That ein „idealischer Landsitz;" könntet Ihr es sehen, so würdet Ihr mir zustimmen und mir gern etwas Aehnliches wünschen, wenn's auch in Ostpreußen läge. — — —"

Wie sich aus andern Briefen Roon's ergiebt, traf er etwa am 20. Juli mit den Seinen in Marienbad zusammen und verließ mit ihnen am 27. „dies glückliche Thal", um über Regensburg, Augsburg, Lindau, Schaffhausen nach Interlaken zu gehen. Hier wurde die Reisegesellschaft noch durch seinen ältesten Sohn und — vorübergehend — durch Moritz von Blanckenburg und dessen Gattin verstärkt. Mit diesen wurden einige gemeinsame Partieen unternommen, an denen Roon seines Asthmas wegen jedoch persönlich nur selten teilnehmen konnte. In Interlaken blieb man einige Wochen (in dem schönen Hotel Jungfrau-Blick), dann ging die Reise weiter über die Furka-Straße (Rhone-Gletscher) nach Lugano, wo gleichfalls ein längerer Aufenthalt genommen wurde. Obwohl Roon dort ganz und gar für seine Gesundheit lebte, konnte er mit derselben selten ganz zufrieden sein. Immer wieder erneuerten sich die sehr peinigenden Hustenanfälle und die beängstigende Atemnot und wirkten sehr nachteilig auf sein allgemeines Befinden. Auch von Perthes erhielt er, nach dessen Rückkehr aus Rigi-Scheideck, keine erfreulichen Nach-

richten, so daß seine Sorge um das Leben dieses teuren Freundes täglich wuchs. — Anfang September mußte Roon mit den Seinigen den Heimweg antreten, weil die bereits erwähnte Herbstsession des Reichstages seine Anwesenheit in Berlin forderte.

Auch in den nächsten Wochen und Monaten ließ seine Gesundheit infolge häufiger Asthmaanfälle fortgesetzt so viel zu wünschen übrig, daß er sich zu weiteren Diensten nicht mehr fähig fühlte; er sei „zu müde am Körper und könne die nötige Geistesfrische nicht wiedergewinnen," klagte er wiederholt dem Freunde Perthes. Zwar hatte er, wie wir sahen, im Oktober die Genugthuung, daß das große Werk der Heeresreform auch formell und legislatorisch zum Abschluß gebracht wurde, und erlebte in denselben Wochen einige sehr freudige Familienereignisse: die Hochzeit seines Sohnes Arnold mit Helene von Langenbeck, die Verlobung seiner älteren Tochter Elisabeth mit dem Landrat Heinrich von Brauchitsch und die Geburt seiner ersten Enkelin (Tochter seiner zweiten Tochter, Hedwig von Wißmann) — aber auch dies Familienglück vermochte nicht, ihm die nötige Frische und Lebenszuversicht, die Hoffnung auf Herstellung wiederzugeben. Auch drangen die Aerzte, über seinen immer hartnäckiger auftretenden Luftröhren- und Kehlkopfkatarrh ernstlich besorgt, auf einen mehrmonatlichen Aufenthalt in einem südlichen Klima, der allein noch die Möglichkeit verspräche, sein Leiden zu heben, oder doch erheblich zu bessern. Er entschloß sich daher schon im Oktober, um seinen Abschied zu bitten, da es ihm gegen das Gewissen ging, abermals um einen langen Urlaub einzukommen.

Auch auf eine andere irdische Trennung mußte er sich in denselben Tagen vorbereiten: sein geliebter Perthes schrieb ihm noch einmal persönlich, am 15. Oktober, um ihm Glück

zu wünschen zur Verlobung der Tochter und zu dem trefflichen Schwiegersohne; aber der schon mit recht zitternder Hand geschriebene Brief war diesmal nur kurz; er schloß: „. . . doch ich endige, ich fühle mich seit einer Anzahl von Tagen sehr krank, kränker als bisher je; ob der Stoß auch dieses Mal wie schon früher manches Mal vorübergehen wird, entscheide ich nicht. Mein Gefühl sagt nein. Es sind die Nieren angegriffen und, was das bedeutet, wissen Sie.

Mein lieber, alter, theurer Freund, unseres Gottes Segen mit Ihnen und allen den Ihrigen und meinen Dank für das, was Sie mir so manches Jahr hindurch gewesen sind!

Ihr Perthes.

Das klang ganz wie ein letztes Lebewohl — und — war es auch. — —

Roon hatte es für seine Pflicht gehalten, den Ministerpräsidenten Grafen Bismarck sowohl amtlich wie persönlich von seinen Rücktrittsabsichten zu unterrichten. Schon seit dem Frühjahr hatte er in vertraulichen Gesprächen diesen ihm so besonders nahe stehenden Amtsgenossen darauf aufmerksam gemacht, daß Alter und Hinfälligkeit ihn sehr bald zu solchem Schritte nötigen würden, weil der Allerhöchste Dienst andernfalls durch die Unzulänglichkeit seiner jetzigen Leistungsfähigkeit Schaden nehmen müsse. Bismarck hatte aber stets mit aufrichtig freundschaftlichen Gegenreden und Einwendungen geantwortet, indem er versicherte, daß er Roon's Verbleiben im Dienste unter allen Umständen für den König, das Staatswohl und für sich (Bismarck) selbst als ganz unentbehrlich ansehen müsse; halb scherzend hatte er mit Bezug darauf eine Anspielung auf des toten Ziska's Haut hinzugefügt.

Roon hatte dies einerseits für eine „Ueberschätzung“ erklärt; „auch könne ihm bei lebendigem Leibe eine solche

Kalbfell-Rolle keine Befriedigung gewähren, abgesehen davon, daß er seiner Haut eine gleiche Resonanz gar nicht zuzuschreiben vermöge." Immerhin mußte er sich jedoch sagen, daß durch sein Ausscheiden sowohl für den König wie für Bismarck gewisse dienstliche und persönliche Unbequemlichkeiten entstehen würden; und daß er die Pflicht habe, im Hinblick auf die ganze Vergangenheit, auf beider Wünsche und Empfindungen bei seinen Entschlüssen die größte Rücksicht zu nehmen.

Nach Mitteilung des Inhalts seines auf Grund all dieser Erwägungen verfaßten Immediatgesuches an Bismarck antwortete dieser:

Berlin, 30. October 67.

Ich habe es gestern und heut nicht durchgesetzt zu Ihnen zu kommen, und bin jetzt so erkältet, daß ich den Versuch auszugehn bei'm Ankleiden aufgab.

Es wird mir sehr schwer auf Ihren Brief zu antworten, weil ich ein herzloser Egoist in diesem Sprudel geworden bin, dicke Steinkruste politischer Erwägung angesetzt, die meine von Jugendheimweh getragene Freundschaft für Sie erst mit einem pommerschen Fußtritt sprengen muß, damit ich Ihnen ganz ehrlich beistimmen kann mit dem votum auf 6 Monat Urlaub. Ich fürchte nicht, daß das Kriegs-Ministerium in der Zeit Schaden leidet; dazu haben Sie zu gute Schule herangezogen: aber im Collegium der Gespielen bleibe ich „unter Larven die einzige fühlende Brust", und dem Könige gegenüber ist der Beistand Ihrer politischen Autorität gar nicht zu ersetzen, da niemand so viel Salz mit dem Herrn gegessen hat wie Sie.

Aber es wäre schlechter als ich geworden bin, wenn ich auf Ihre treue Hingebung für den „Dienst" spekulirte, und es wäre unklug, da ich hoffe, daß der Frühling, wenn wir

beide leben, uns wieder neben einander in Front sieht. Ich möchte Sie nur um Aenderung eines Passus in Ihrem Schreiben an den König bitten, ich habe ihn angemerkt. Ich halte diesen Personenwechsel im Ministerium nicht rathsam und fürchte daß er meine Stellung sehr viel mühsamer und schwerer machen würde; aber von allen solchen Wechseln kann ich nicht dasselbe sagen, da kommt mehr das Beharrungsvermögen Sr. Majestät in Betracht.

Ihrem Vertreter möchte ich bitten vor allem den objektiven Standpunkt des Staatsmannes zu empfehlen, der nicht in wildem Ressort-Patriotismus fragt, „was kann ich noch kriegen," sondern als Gesammt-Preuße: „was muß ich haben, und was kann ich vertagen." Ich bin in der Beziehung etwas ängstlich vor Podbielski[1]) und fürchte, daß er innerlich alles Andre als feindliches Ausland ansieht.

Wie dem auch sei, Gott helfe Ihnen zu alter Rüstigkeit, und gebe Ihnen allen reichen Segen in Leib und Seele, den ich Ihnen allzeit von ganzem Herzen wünsche.

Treu der Ihrige v. Bismarck.

Auch nach Empfang dieses Schreibens zögerte Roon noch mit Absendung seines Immediatgesuches. Am 9. November folgte er sogar dem Könige zu den Herbstjagden nach Letzlingen. Zu dieser Exkursion hatte er sich entschlossen (wie wir aus einem Briefe an Blanckenburg erfahren), „um vor weiteren entscheidenden Schritten noch das alte, oft probat gefundene Restaurationsmittel eines mehrtägigen Aufenthaltes in frischer Luft zu versuchen; und, falls es sich bewährte, damit von dem mir drohenden Exil loszukommen."

---

[1]) General von Podbielski war damals Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements.

Indessen, dieser Versuch mißlang, sein Leiden verstärkte sich im Gegenteil, so daß er am 16. November seine Eingabe an den König absandte.

Nach Hinweis auf seine dauernd schwankende, schwer erschütterte Gesundheit erwähnte er darin, daß nach dem übereinstimmenden Urteil seiner Aerzte ein längerer Aufenthalt — also bis Mitte Mai — unter einem milderen Himmel nicht nur zu einer möglichen Besserung seines Zustandes, sondern sogar zu seiner Erhaltung das einzige Mittel sei.

Bescheidenheit und Pflichtgefühl sowie die Wichtigkeit des ihm übertragenen Amtes verböten ihm jedoch durchaus, abermals einen entsprechenden Urlaub zu beantragen; er sei daher zu dem schweren Entschlusse gelangt, Se. Majestät hierdurch „um allergnädigste Enthebung von seinen Aemtern und um Bewilligung der verdienten Pension zu bitten."

„Nur die tiefschmerzliche Ueberzeugung von meiner seit einigen Jahren immer deutlicher hervorgetretenen körperlichen Unfähigkeit zu Leistungen, welche dem Dienste und meinem Ehrgefühl genügen könnten, zwingt mich dazu, die früher gehegte Hoffnung aufzugeben, Ew. Majestät meine Dienste bis zum letzten Athemzuge widmen zu können."

Das Gesuch schloß mit der Bitte, „die augenblickliche Beunruhigung gnädigst zu verzeihen, welche mit seinem Austritt verbunden sein dürfte; indessen fehle es dem theuren Vaterlande und seinem trefflichen Herrn nicht an Männern, die bereit und geeignet seien, ihn zu ersetzen."

Das Gesuch wurde am 17. November dem Könige vorgelegt, nnd schon am selben Abend hatte Roon nachstehende eigenhändige Antwort in Händen:

Berlin, 17. 11. 67.

Daß ich von den von Ihnen gestellten Alternativen zur Pflegung Ihres Gesundheitszustandes nur die einer Beurlaubung

wählen kann, werden Sie sehr leicht begreifen. Wem ich so viel verdanke wie Ihnen, der aber, bei Erringung dieses Dankes, seine Gesundheit opferte, — den muß ich mir und dem Vaterlande zu erhalten bestrebt sein. Ich muß also Ihrer Mittheilung entgegensehen, wann und auf wie lange ungefähr Sie beurlaubt zu sein wünschen, und ob bei einer längeren Abwesenheit Sie die Vertretung nur durch General von Podbielsky wünschen oder ob Sie andere Absichten haben. Ich glaubte freudig, daß, als die Gerüchte über einen beabsichtigten Urlaub Ihrerseits verstummten, Sie Ihre Gesundheit befestigt glaubten. Leider sehe ich jetzt das Gegentheil und kann nun nur wünschen, daß Sie Alles Mögliche zu einer völligen Herstellung anwenden mögen.

Ihr dankbarer Wilhelm.

In einem Briefe an Moritz von Blanckenburg vom 18. November, in welchem er diesem von Obigem und von seiner im Dezember bevorstehenden Abreise „nach dem großen Europäischen Siechen- und Bummelhaus Nizza" im allgemeinen Mitteilung machte, fügte Roon noch hinzu:

„Soll ich nun näher sagen, wie es mir geht, so muß ich zunächst gestehen, daß ich durch diese mir aufgenöthigte Beurlaubung eigentlich auf's Tiefste verstimmt bin. Wenn auch der König die von mir erbetene Pensionirung aufs Gnädigste abgelehnt und mich freundlich ermahnt hat, nichts zu versäumen, was zu meiner gründlichen Wiederherstellung dienen könnte, so steht doch zwischen den gnädigen Zeilen das Unbehagen deutlich zu lesen, was ihm diese leidige Nothwendigkeit verursacht; und Bismarck! Du weißt wie er darüber denkt, und dennoch mußte ich ihm ansinnen, seine Bedenken unterzuordnen, was er auch wie ein edelmüthiger Freund gethan hat. Diese Beiden zu betrüben und zugleich mein eigenes

sehr begreifliches Interesse an der weiteren Entwickelung der Dinge, die ich machen zu helfen berufen war, bei Seite zu setzen: dies Alles kann mich natürlich nicht heiter stimmen, abgesehen von der ohnehin durch meine Kränklichkeit hervorgerufenen Herabstimmung; aber die Aerzte und die Weiber triumphiren in tugendhafter Rechthaberei. — —

Der neu eröffnete Landtag, der Dich nicht hergebracht, scheint mir um deswillen, trotz seiner 432 Zungen, doch sehr unvollständig. Ich fürchte unsere führerlosen Freunde werden nicht sehr gescheidt operiren; die Präsidentenwahl, die man thörichterweise wieder zum Kraftmesser machen will, obgleich man keine unbedenklichen Kandidaten auf unserer Seite hat, wird die erste Probe davon liefern. Ich würde ohne Bedenken lieber für Forckenbeck als für Arnim oder Schwerin stimmen, aber, als den Zahlenverhältnissen entsprechend, darauf dringen, daß ein geschickter (nur ein solcher) Conservativer mit ins Präsidium gewählt würde, also etwa die jüngere Eule. Im Hôtel de Rome ist man, so höre ich, noch nicht schlüssig, und ich fürchte, man wird sich etwa auf den Einarmigen verbeißen, der m. E. viel zu eingenommen und ungewandt dazu ist und der Parthei zum enfant terrible werden würde.

Der semper lächelnde Lippe hat zum drittenmale die Demission gefordert, diesmal ohne Allerhöchsten Widerspruch; wer aber wird sich auf den leeren Stuhl setzen? wen soll man darauf nöthigen? Wir wissen noch keine Antwort darauf, aber ich habe einige Sorge, der Dreihärige[1]) könnte wieder einen genialen und überraschenden Einfall haben. . . .

Daß Eulenburg nichts Vernünftiges fertig hat, ist nur zu gewiß und die alten Schablonen ziehen nicht; es wird

[1]) Anspielung auf die bekannten Bilder Bismarck's im „Kladderadatsch".

(siehe Thronrede) über das Stadium der Thronrede daher nicht hinaus geschritten werden. Ueberhaupt wünschen wir natürlich eine ganz kurze Session ohne Prinzipienstreit, denn Zollparlament und Reichstag treten dem Landtag auf die Hacken; aber der Zank wird nicht zu vermeiden sein, dazu ist die Zahl der Zänker zu groß.

Mit meinem Güterkauf steht es so, daß ich W. jeden Tag haben kann. Allein das Geschäft und die Reise nach Cannes geht nicht zusammen. Ueberdies wird mir immer klarer, daß ich, so lange der König lebt und noch ein Restchen von mir übrig ist, nicht loskomme, daß daher ein Güterkauf in der Nähe von Berlin meinen Verhältnissen am meisten conveniren würde, wenn ich davon etwas genießen soll.

Mein Statut ist übrigens fertig, es ist darin Alles so geordnet, daß Grundbesitz gekauft werden kann oder nicht. — Unsere beiderseitigen Kinder sind wohl, ebenso unser kleiner Enkel. . . .

Viele Grüße von uns Allen, auch an Deinen geliebten alten Vater, dem Gott nahe sein möge. . . ."

Vielfach waren Roon's Gedanken in jenen Tagen auch in Bonn am Sterbelager des lieben Perthes. Dieser, jetzt an Herzbeutelwassersucht unrettbar erkrankt, war — wie ein gemeinsamer Freund mitteilte —, auf seinen Abschied vom Leben innerlich vollständig vorbereitet: „seine Gespräche behandeln hauptsächlich die höchsten Dinge, sein ganzes Dasein ist Liebe und Wohlwollen; gestern schien es ihn sichtlich heiter zu stimmen, daß der Kronprinz ihm sein Tagebuch aus dem letzten Feldzuge schickte; er zeigte es mir und sagte: es macht mir doch Freude, daß er an mich denkt, vielleicht hat er gehört, wie es mit mir steht. . . ." — — In der Nacht vom 25. zum 26. November endete dies edle Leben. Der telegraphischen Benachrichtigung folgte ein ausführlicher Bericht eines seiner

Söhne an Roon. „Sanft, ohne daß Einer von den Umstehenden es bemerkt hat, ist unser lieber Vater eingeschlafen; seine inbrünstigen vielen Gebete, daß Gott ihm die Todespein nicht zu schwer machen möge, sind also gnädig erhört worden. . . .

Viel, sehr viel hat er die letzten Tage sich mit Ew. Excellenz beschäftigt. Gegen 11 Uhr Abends, also keine Stunde vor seinem Tode, sagte er noch: meinen alten lieben Roon grüßt mir aufs Aeußerste! — —"

Roon war aufs tiefste erschüttert von diesem Verluste: „Der 25. November (so schreibt er u. a. an Blanckenburg) hat mir einen tiefen Schmerz gebracht, da an diesem Tage mein theurer Perthes, den ich wie einen Bruder liebte, sanft und seelig zu des Herrn Frieden eingegangen und nun — wie wir glauben — da ist, wo Deine liebe Mutter und Dein Mariechen und mein kleiner Josua weilt. So sehr ich mich in Selbstlosigkeit darüber freuen sollte, so wenig war ich doch Herr meiner Trauer, und die sehr ernsthaften Gedanken, die sich daran knüpften und knüpfen, machten und machen mir die Pflichten des täglichen Verkehrs, also auch des brieflichen, nicht leicht.

Mit meiner Gesundheit geht es zwar abwechselnd, aber doch in einem solchen Grade besser, daß ich bisweilen Gewissensbisse wegen meines Urlaubs empfinde. In diesem Gefühl und in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des organisatorischen Abschlusses gewisser amtlicher Ziele und daß ich vor solchem Abschluß Berlin nicht mit der nöthigen gedeihlichen Seelenruhe verlassen könne, habe ich kürzlich der versammelten Familie meinen Entschluß kundgegeben, das heilige Weihnachtsfest noch in ihrem Schooße feiern zu wollen, wogegen mir der anwesende Dr. Böger das mit Handschlag be-

kräftigte Versprechen abnahm, Berlin jedenfalls vor Neujahr zu verlassen.

Die Zungendrescherei hier hat ihren guten Fortgang, wenn auch das Fechten mit Lippen nun — ich finde sehr zur Unzeit — sein Ende erreicht hat. Aber der Pfeil — ich meine seine Demission — war vor 5—6 Wochen abgeschossen und mußte endlich zum Ziele führen, denn ultra posse etc. . . ., und der Mann ist körperlich eine Ruine, viel mehr als ich. Die Wahl seines Nachfolgers, der sich einen „strammen Conservativen“ nennt, war erst nach der Erledigung sehr schwerer Bedenken möglich. Mir ist sie erleichtert durch Bennigsen's Ausspruch, daß Leonhardt zwar ein seltener Jurist und organisatorischer Kopf, aber „ohne politisches Verständniß“ sei. — Es freut mich, daß Du Dich ganz in Deine Privatverhältnisse versenken kannst; deshalb aber glaube nicht, daß Deine 15jährigen staatsmännischen Bestrebungen als Kraftverschwendung angesehen werden dürfen, denn — abgesehen von dem segensreichen Vorhandensein solcher Käuze auf der Bühne des öffentlichen Lebens und ihrer heilsamen Rückwirkung auf die vaterländischen Zustände — glaube ich auch, daß Dir persönlich jene Bemühungen förderlich gewesen sind, da sie Dich nicht Dir selbst und Deiner himmlischen Berufung entfremdet haben. — —

Aber ich will schließen, da ich zu Eulenburg zum Essen muß, denn er feiert den 8. Dezember immer als Jahrestag seines Eintritts durch ein Diner nur der Minister, diesmal ohne Lippe. Letzterer war eben bei mir; er ist nicht ohne Bitterkeit gegen Otto, obwohl er ihn sehr anerkennt. . . .

Dein A. v. Roon.

Durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 20. Dezember wurde die Urlaubsangelegenheit erledigt. Es hieß darin: „Mein

Wunsch Sie bald wiederhergestellt zu sehen, um Mich noch lange Ihrer guten Dienste erfreuen zu können, ist so lebhaft, daß ich Sie ersuche, dem Rathe Ihrer Aerzte zu folgen und bewillige Ich Ihnen hierzu zunächst gern einen dreimonatlichen Urlaub vom 28. Dezember cr. ab. Wenn sich dieser Zeitraum für die Erfüllung Ihres Zweckes nicht als genügend erweisen sollte, sehe Ich einer diesfälligen Anzeige entgegen, damit Ich nach Erfordern eine Verlängerung Ihres Urlaubs eintreten lassen kann. Ich wünsche Ihnen einen glücklichen Erfolg Ihrer Kur, ꝛc."

Die Stellvertretung im Kriegsministerium erhielt General von Podbielski, für das Marineministerium Admiral Jachmann.

Als Roon am 30. Dezember die Heimat nicht eben leichten Herzens verließ, war er trotz aller bezüglichen, oben näher erörterten Wünsche, selbst keineswegs sicher darüber, wann er dorthin würde zurückkehren können, und ob es ihm möglich sein würde, sein Amt wieder zu übernehmen. Noch mehr wurde im großen Publikum seine Abreise als die Einleitung zum definitiven Rücktritt angesehen. „Herr von Roon (hieß es in den Zeitungen) hatte längst gewünscht, von allen Aemtern entbunden zu werden. Diejenigen, welche am Tage vor seiner Abreise seine herzliche Ansprache an die Beamten seines Ressorts mit angehört haben, glauben aus des Ministers bewegten Worten schließen zu dürfen, daß er in seine bisherige Stellung nicht zurücktritt u. s. w."

Daran knüpften sich denn auch die üblichen, im ganzen übrigens sehr wohlwollenden Abschiedsworte der liberalen Presse:

„Seine Karriere als Minister (hieß es da u. a.) schließt glänzend ab, denn mit dem Moltke zusammen war er es, der den letzten großen Krieg vorbereitet, durchdacht und glücklich

durchgeführt hat. Die Militärverwaltung war unter Roon die mustergültigste. Der energische und kluge Mann wurde aus einem Verächter des Parlamentarismus langsam und allmählich doch zu einem konstitutionellen Minister. . . ." „Roon scheidet aus einem vielbewegten politischen Leben. Freund und Feind bewahrt ihm das beste Andenken, denn darin sind alle einig, daß sein Charakter stets tadellos gewesen ist. Der verdiente Minister stand für alles, was sein Amt anging, mit Leib und Seele ein, er gehörte ihm ganz und voll an, in großer Begabung nach jeder Seite hin u. s. w. . . ."

Während ihm diese und ähnliche warme Worte nachklangen, hatte der gen Süden Reisende, in dessen Begleitung sich seine Gemahlin und älteste Tochter, zeitweise auch der Bräutigam der letzteren befanden, zunächst mit recht empfindlicher Winterkälte zu kämpfen, welche seinem chronischen Halskatarrh nicht eben zuträglich war.

In Hannover wurde das erste, in Düsseldorf das zweite Nachtquartier genommen; an beiden Orten suchten Roon und seine Damen liebe Freunde bezw. Verwandte auf, in Düsseldorf auch das Grab seines so schmerzlich beklagten jüngsten Sohnes. Der nächste Besuch — in Bonn — galt der Familie des geliebten Perthes; mit ihr, Mendelssohns, Hasses u. a. wurden am 2. Januar genußreiche Stunden verlebt; am 3. gelangte man bis Heidelberg, am 4. durch viel Schnee und Eis bis Basel, wo am 5. gerastet wurde. „Je weiter südlich, desto mehr Kälte," schrieb Frau von Roon. Dazu meist sehr unbehagliche Wartesäle und oft „krampfhaft ausgekühlte" Zimmer und Betten — so daß die gemütliche Heimat oft recht lebhaft vermißt, und der Nutzen der ganzen Expedition sehr bezweifelt wurde. In Genf, wohin die Reisenden am 6. gelangten, fanden sie zwar auch ungeheure Schneemassen, aber es war nicht sehr kalt und ganz still, so

daß sie mehrere Stunden in der schönen Stadt, die „bei Schnee und Eis einen fast noch schöneren Eindruck wie im Sommer machte," umhergehen konnten.

Auf französischem Boden herrschte der Winter nicht minder grimmig. Seit 1830 hatte man dort nicht solche Kälte, so viel Schnee und Eis erlebt. Bei Bellegarde auf dem Wege nach Lyon mußten mehrere Züge aus dem Schnee herausgeschaufelt werden. In Lyon, wo sie im Grand-Hotel gut untergebracht waren, blieb die Reisegesellschaft mehrere Tage, um erst sichere Nachrichten über Cannes und die anderen Orte der ligurischen Küste einzuziehen, welche vorläufig sehr ungünstig lauteten. Als Vergnügung in Lyon wird u. a. das Schlittschuhlaufen erwähnt, welchem man bei Fackelschein zusehen konnte.

Von Lyon, wo sie nach Frau von Roon's Mitteilung beiläufig in 2½ Tagen für 45 Franks Holz für ihre Kamine verbraucht hatten, trafen die Reisenden am 10. Januar in Marseille ein. Hier (wie auch auf den früheren Stationen) Empfang durch den preußischen Konsul und große Zuvorkommenheit der Behörden. Eine Einladung des Präfekten zum Ball und in seine Theaterloge wurde dankend abgelehnt.

Uebrigens wehten auf der Fahrt nach Marseille doch schon lindere Lüfte; und als der über eine halbe Meile lange Tunnel kurz vor Marseille — und damit der letzte Gebirgszug — passiert worden war, fand man sich mit einem Schlage aus dem Winter in den Frühling versetzt; der Strom war hier eisfrei, man erblickte weidende Schafherden und grünende Waldungen und Hecken u. s. w.

In Marseille selbst waren die Reisenden überrascht von der Schönheit, Größe und Eleganz namentlich des neuen Stadtteils und von dem außerordentlich lebhaften Treiben in der alten Stadt (sie wohnten in letzterer, in einem großen

Hotel in der rue cannebière) und in dem großen Hafen mit seinem Mastenwalde. Der ganze Verkehr trug einen ebensowohl kosmopolitischen wie südländisch-orientalischen Charakter, wie ihn die Damen wenigstens bisher noch nie zu sehen bekommen hatten. Besonders begeistert waren sie aber von der großartigen Aussicht, welche sie von der hochgelegenen Kirche Notre Dame de la garde aus über die ganze Stadt, die Häfen, die Inseln mit ihren Festungswerken und weit hinaus in das Mittelmeer genossen — zumal das ganze zauberhafte Märchenbild an jenem Tage von einem prachtvollen südlichen Himmel überwölbt und von glänzender Sonne bestrahlt wurde.

Am 12. Januar abends wurde nach einer „anfangs wunderschönen Fahrt" Toulon erreicht. Dies machte natürlich, im Vergleiche zu Marseille, den Eindruck einer kleinen, stillen Stadt, in der sich alles im wesentlichen auf die Marine und den Kriegshafen konzentriert. Auch die Umgegend zeigte keine besondere Schönheit: „die ganz kahlen Felsen und die Gebirge in den wunderlichsten Formen haben etwas sehr Eintöniges und, wenn die Sonne darauf scheint, Blendendes . . ."

Indessen waren die Reisenden in einem sauberen Hotel im neuen Stadtteil behaglich genug logiert, so daß beschlossen wurde, einige Tage zu rasten, um die Antworten auf Telegramme und Briefe, welche nach verschiedenen Orten der ligurischen Küste in betreff der erwünschten Unterkunft abgesandt worden waren, abzuwarten. Die Uebersiedelung nach Algier, an welche sie in den kalten Tagen von Lyon und noch in Marseille gedacht hatten, war jetzt aufgegeben, da das Wetter sich fortgesetzt besserte und erwärmte.

Roon genoß sehr zufrieden diese Ruhetage, und seine Gesundheit befand sich gut dabei. Seine Gattin verriet, er habe dort in den Mußestunden und am Abend „mit einer

wahren Passion" die trois mousquetaires von Alexander Dumas gelesen. Es war freilich lange her, seit er sich eine Romanlektüre hatte gestatten können. — —

Uebrigens nahm er aber auch manche Sehenswürdigkeiten in Augenschein: den schönen jardin des plantes, „wo wir unter Palmen- und Kamelienbäumen wandelten", die Häfen, das Arsenal, sowie den für Fremde zugänglichen Teil des Bagno. „Die stets paarweise zusammengeschlossenen Sträflinge mit ihren gelb und rothen Anzügen, zum Theil halbirt, je nach der Länge der Strafzeit, werden mir wohl Nachts im Traume erscheinen" — schreibt Frau von Roon. Am 15. wurde dann in Begleitung des Konsuls ein großes Kriegsschiff (der Solferino), welches völlig „in Dienst gestellt" im Hafen lag, besucht. Die Besatzung betrug 850 Matrosen; „die Leute aßen gerade. Sie werden ähnlich verpflegt — etwas besser — als unsere Soldaten und sahen sehr gesund und kräftiger aus als die Soldaten, die wir hier sehen. Alle Einrichtungen interessirten uns sehr. Ein amerikanisches Geschwader — Admiral Farragut — der seine Frau mit an Bord hat, was in Frankreich sehr selten statuirt wird, haben wir mit unserer Barke umkreist." Schließlich fuhr man auch noch nach Lassyen, wo die Hauptwerft sich befand, hinüber. Dort kletterten sie auf einem im Bau befindlichen Riesen und auf einem schwimmenden Dock umher u. s. w.

Eigene Aeußerungen Roon's über das in Toulon Gesehene, das für ihn als Marineminister jedoch von besonderem Interesse war, liegen nicht vor; er hat während der ganzen Reise überhaupt verhältnismäßig wenig geschrieben, da er ganz seiner Gesundheit leben und auch die Korrespondenz mit den Kindern und Verwandten im wesentlichen seiner Gemahlin überlassen wollte — welche letztere diese Aufgabe denn auch

mit der ganzen rührenden Sorgfalt, wie sie ihrem zärtlichen Herzen natürlich war, in ausführlicher Weise gelöst hat.

Immerhin sind auch aus jenen Monaten einige Briefe Roon's aufbewahrt worden, die an vertraute Personen gerichtet waren und die sein damaliges äußeres und inneres Leben anschaulich genug schildern. Dies macht es möglich, ihn auch an dieser Stelle wieder selbst zu Worte kommen zu lassen:

Nizza, 1. Februar 1868.

Mein geliebter Moritz! (von Blanckenburg)

Dein freundlicher Brief vom 23. v. M. hat mich vor einigen Tagen glücklich erreicht und mir und uns viel Freude gemacht, denn so schön es hier auch sein mag, die Heimath ist es nicht! . . . .

Uebrigens hätte „Vater Roon" am 10. v. M., an dem Tage, wo er von Lyon nach Marseille reiste, hie und da auf der Rhone Schlittschuh laufen können; Schneespuren begleiteten uns bis in die nächste Nähe von Marseille, ja noch auf dem Wege von M. nach Toulon. In dieser berühmten Feste saßen wir ganz comfortable bis zum 16. sehr gut und warm, in den Mittagstunden sogar im Freien unter Palmen. Meine von dort aus versuchten Quartier-Unterhandlungen führten nirgends zu befriedigenden Resultaten, und es war leichtsinnig, am 16. von Toulon abzureisen. In Cannes war, wie in Hyères, gar kein passendes Unterkommen zu erlangen; wir scheiterten also hier in Nizza in einem etwas weniger unpassenden. In der dritten Woche hier, bin ich entschlossen, weiter zu steuern, zunächst nach Bordighera, um zu versuchen, ob ich dort vielleicht schlafen kann, was mir hier, trotz 4, 5, 6stündigem Aufenthalt in freier Luft, gehend, fahrend, sitzend, durchaus nicht gelingen will, so daß ich Schaden, statt Gewinn,

an meiner Gesundheit nehme. Uebrigens wohnen wir hier, aus dem Gesichtspunkte des Natur-Vergnüglings betrachtet, unbeschreiblich schön im Hôtel Suisse (ganz nahe an dem alten, hochgelegenen Schlosse). Das alte Mittel-Meer rauscht und brandet unmittelbar unter unsern Fenstern, und der Blick über die schön von Häusern, Gärten, Felshöhen umkränzte Bai von N. ist entzückend. Die Luft ist, so lange die südliche Sonne scheint, außerordentlich schön, wenn es nicht gerade windet und staubt, was nicht selten der Fall. Die Gärten sind mit glühenden Orangen besäet, die Rosenhecken, Veilchen, Kamelien und viele unbekannte Gewächse stehen in voller Blüthenpracht u. s. w., was aber kann mir das Alles helfen, wenn ich nicht schlafen kann und meine Nerven, statt sich zu beruhigen, immer kränker werden. Mein Asthma und mein Husten sind freilich erträglicher und dafür, sowie für das glückliche Vermeiden jedes neuen Katarrhs während der kalten Winterreise muß ich dankbar sein. Die Einsamkeit von Bordighera, ganz abgesehen von den Promenaden in dem dortigen Palmenwalde, dem größten in Europa, wird mir gut thun, während mich die hier durch 10,000 Gäste concentrirten Thorheiten beider Hemisphären und das damit verknüpfte vergnügungssüchtige Treiben so vieler reicher Bummler nicht blos aufregt, sondern geradezu erbittert. Denn Du begegnest hier allen Nichtswürdigkeiten von Paris, Baden-Baden u. s. w. Blos das Spiel ist nach dem nahen Monaco verbannt, und unter Anderem sind es auch die von dort nächtlich unter meinem Fenster vorüber heimrollenden Taugenichtse, die meinen Schlaf stören. Anna u. Elisabeth sind ihre resp. Reisekatarrhe ziemlich los. Der Bräutigam der letzteren wird uns nächstens verlassen. Sie werden sich die Reise als Hochzeitsreise rechnen und daher diese moderne und m. E. unschickliche Mode nicht mitmachen.

Von Politik und Geschäften weiß und höre ich Gottlob wenig. Ich begreife und würdige Deine in dieser Beziehung fast gleich günstige Lage, und freue mich, daß sie Dir immer noch behagt. Aber Du hast einen, zwei große Vortheile vor mir voraus: Du bist gesund, und kannst in Deinem Heim, im glücklichen Kreise der gesunden Deinigen, Nützliches wirken und schaffen, während ich zum bloßen Vegetiren verdammt bin, um — gesund zu werden — ? — Alle an dieses Fragezeichen geknüpften Zweifel Dir gegenüber zu rechtfertigen, das würde mich zu weit führen; wie aber sagt der Lateiner? wenn ich nicht irre: „senectus ipse morbus“ u. s. w. — und dagegen hilft kein Faullenzen in irdischen Paradiesen.

Wenn ich heimkehrend so glücklich sein sollte, einen meinen Jahren und Verhältnissen angemessenen Grundbesitz zu erwerben ohne meine Kinder dabei zu bestehlen, so gehe ich nicht wieder auf diesen stark befahrenen südlichen Wechsel. Doch davon später!

Vorläufig bitte ich Dich, Dir ein paar neue — Büchsen anzuspendiren, wenn's nöthig, und mit Deiner lieben Th. zu E.'s Hochzeit nach Berlin zu uns zu kommen, u. das d a r f s t Du uns gar nicht abschlagen. Freilich ist's thöricht auf so lange hinaus einzuladen, weil Hochzeitvater gar nicht weiß, ob er's erlebt, aber jedermann sucht sich zu sichern, was er lebhaft begehrt. Ende Mai oder Anfang Juni sollen sie getraut werden. — Tausend Grüße an Deine Lieben und den ganzen dortigen Winkel.

Dein alter Freund u. s. w.

A. v. Roon.

Der häufige Wechsel seines Aufenthalts hatte bisher die Zeitungen und andere politische Nachrichten nur stoßweise und

unregelmäßig in Roon's und der Seinigen Hände gelangen lassen. Dies änderte sich jedoch, nachdem in Bordighera ein längerer bleibender Aufenthalt genommen worden war. Die Gesellschaft traf dort — nach einem Nachtquartier in Mentone, welches flüchtig besehen wurde, während auf Monaco nur im Vorbeifahren ein Blick geworfen ward — am 5. Februar ein und erlangte im Hotel Angleterre, einige hundert Schritt vom Meere mit prachtvoller Aussicht auf dasselbe, $^{1}/_{4}$ Stunde von dem kleinen, enggebauten Städtchen in ländlicher Stille gelegen, einige sehr schöne, gesunde Zimmer, in denen man sich mit Vergnügen zu längerem Verbleiben einrichtete. Zwar ergaben schon die ersten Promenaden, daß die Reisehandbücher in bezug auf die Palmenwälder, welche diesem idyllischen Orte eigentümlich sein sollten, nicht unwesentlich übertrieben hatten — denn die Palmen wurden und werden, wenn auch in besonders schönen und zahlreichen Exemplaren, dort auch nur in geschlossenen Gärten sehr sorgsam gehegt: aber eben diese Gärten (u. a. der von Roon und den Seinen sehr häufig besuchte Park eines Herrn Moreno) und auch die sonstigen Umgebungen boten doch sehr schöne Gelegenheit zu hübschen Spaziergängen und vielfachem Verweilen im Freien; und da auch das Wetter sehr günstig blieb und die herrliche Luft täglich wärmer wurde, so konnten sie sich glücklich preisen, endlich einen ganz passenden und stillen Ruhepunkt gefunden zu haben.

Roon's Allgemeinbefinden besserte sich denn auch schon nach wenigen Tagen ganz wesentlich, zumal er hier nicht mehr von Schlaflosigkeit gequält wurde; und mit der dauernden körperlichen Kräftigung und den jetzt regelmäßiger einlaufenden Nachrichten aus der Heimat erneuerte sich auch wieder seine Teilnahme für die dortigen Vorgänge. Abgesehen von dem, was sich aus den Zeitungen entnehmen ließ, empfing er da-

rüber (Mitte Februar) von wohlunterrichteter Seite einen ausführlichen vertraulichen Bericht, welcher jene Vorgänge und das erste ernste Zerwürfnis zwischen Bismarck und seinen Anhängern schildert und daher ein gewisses Interesse hat. Der wesentliche Inhalt desselben lautet:

„Vor einigen Tagen waren wieder G.'s und einige Freunde und auch die Abgeordneten von Berg-Perscheln und von Lingenthal bei uns. Letztere kamen mit rauchenden Köpfen aus der Berathung über den hannoverschen Provinzialfonds. Ich selbst war Mittwoch und gestern bei den Verhandlungen im Abgeordnetenhause zugegen und habe hier und aus den privaten Aeußerungen die traurige Ueberzeugung gewonnen, daß diese leidige Angelegenheit noch viel mehr als man erwarten konnte die große Zerfahrenheit der Parteien gezeigt und namentlich die Conservative Fraktion eigentlich gesprengt hat. Die Zeitungen haben Dir inzwischen wohl schon gemeldet, daß am 6ten d. das Kardorff'sche Amendement, welches, statt eines Fonds, der Provinz Hannover im Ordinarium des Budgets jährlich 1/2 Million Thlr. Rente für provinzielle Zwecke zuweist, mit der Majorität von 177 gegen 172 Stimmen angenommen worden ist. Mehr als die Hälfte der eigentlichen Conservativen haben auch hiergegen gestimmt, wollten vielmehr nur im Extra-Ordinarium und einmal jene Summe an Hannover bewilligen (Amendement Diest). Dies und die Verhandlungen selbst gehen aus den Zeitungen hervor. Aber hinter den Coulissen ist viel passirt, was nur innig bedauert werden kann und was sicherlich nicht geschehen wäre oder doch nicht so schroffe Gegensätze verursacht haben würde, wenn Du oder Blanckenburg hier und Herrn von Bismarck zur Seite gewesen wärest. Es sind, bei völlig unbefangenem Urtheil, zwei Personen, denen man die Hauptschuld beimessen muß, daß jetzt eine so völlige Ent-

fremdung zwischen den Conservativen und Bismarck eingetreten ist: die eine ist Herr v. Bodelschwingh, der fortwährend — immer ohne hervorzutreten — geputscht hat, und die andere — Bismarck, der die Partei, welche ihm so unbegrenzt ergeben ist, so viel von ihm hält, und mit der er, wenn er sich nur herablassen wollte, sie halb so gut zu behandeln wie die National-Liberalen, Alles machen könnte — statt dessen mit unbegreiflicher Schroffheit zu behandeln fortfuhr.

Statt ihnen einfach zu sagen, von Anfang an, und nicht erst etwas verblümt in der letzten Viertelstunde: „wir haben im Namen des Königs, und auf dessen eigentlichen Wunsch, die Zusage ertheilt: also bewilligt, oder enthaltet Euch wenigstens der Opposition!" — statt dessen drohte er ihnen fortwährend öffentlich und durch Zwischenträger mit seiner Ungnade, brüskirte sie, indem er sagte, sie müßten mit ihm stimmen, in allen Fragen unbedingt, dazu wären sie gewählt, er würde sich sonst auf die Liberalen stützen, würde eine liberale Kreisordnung einbringen, u. s. w. — so daß er die armen Leute, welche gar nicht mehr aus und ein wußten, denen es an Führung, aber nicht an Zuflüsterungen aller Art fehlte, förmlich zur Opposition zwang, wenn sie nicht auf immer dem unauslöschlichen Hohne preisgegeben sein u. die Partei als solche ruiniren wollten. Gestern warf sich nun, da es ihnen an einem geschickten und dreisten Wortführer gegenüber dem Löwen fehlt, (welcher inzwischen mit Schwerin und Lasker tuschelte) Georg Vincke zum Ritter der Conservativen auf und schwamm in einer 1½ stündigen Rede wieder einmal so recht in der alten Art mit großem Behagen daher: kramte alles in rücksichtslosester Weise aus, was ihm von der conservativen Seite über die Verhandlungen hinter den Coulissen aufgetragen und nicht aufgetragen war, wendete sich in schärffster Weise, bei „aller persönlichen Ver-

ehrung" u. s. w., gegen das den Conservativen und sonstigen Ministeriellen von Bismarck gestellte Anmuthen, unbedingt immer für ihn zu stimmen ꝛc. — ergötzte die ganze Versammlung durch seine sprudelnden Worte, naturwüchsigen Wendungen, Gebehrden ꝛc. — aber hatte es in Folge seiner Maßlosigkeit und Indiscretion schließlich doch mit Allen verdorben — und empfing nicht weniger als 20 persönliche Entgegnungen, unter denen die des Minister-Präsidenten, der sehr erregt war, wiederum gegenseitige Ehrenerklärungen ꝛc. nöthig machten.

So endigte die Debatte in der unerquicklichsten Art mit einer großen Verstimmung auf allen Seiten, nur — die Liberalen und besonders die Radikalen lachten sich ins Fäustchen.

Die Fortsetzung der Tragödie ist dann auf dem gestrigen großen Balle im Schlosse erfolgt, wo der König Herrn von Vincke, Diest und andere Conservative auf das Heftigste angelassen hat (von Bodelschwingh hörte ich es leider nicht), was Scenen herbeiführte, die an vergangene traurige Zeiten erinnerten. Bismarck seinerseits soll so erbittert und verärgert sein, daß er angeblich unbestimmten Urlaub beantragt hat — was ich indessen vorläufig noch bezweifeln möchte. Andrerseits wollen viele Conservative ihre Mandate niederlegen, da sie meinen, Bismarck mache es jedenfalls allein viel besser als sie, aber sie wollten lieber gar nicht mitspielen, wenn sie gar keine selbständige Meinung mehr haben dürften; dann könnten sie wenigstens ehrliche unabhängige Männer bleiben, die ihrer Ueberzeugung folgen könnten, ohne daß man sie der Widerspenstigkeit gegen den König anklagen könnte u. s. w.

Jedenfalls ist das Alles sehr beklagenswerth und schädlich für beide Theile . . . Der Uebelstand, daß es an vertrauten geeigneten Mittelspersonen zwischen Bismarck und den Conservativen fehlt, ist schwer zu heben, so lange Blanckenburg

und Du nicht hier; und Bismarck würde auch sonst wohlthun, seinen Ton etwas weniger hoch zu wählen; er hätte wohl einmal in die Fraktion gehen und dort vertraulich Alles abmachen können, statt ein vielleicht ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen sich durch Drohungen noch zu vermehren. Aber es macht seit einiger Zeit den Eindruck, als könne er nirgends und von keiner Seite mehr einen Widerspruch ertragen, und der mächtige Mann ist seit etwa einem Jahre auch wohl sehr herrisch geworden, die große Last der Arbeit und des Erfolges, die auf ihm ruhen, mögen dies zum Theil erklärlich machen, aber bedauerlich bleibt es um seinetwillen und um der Sache willen. Darum hätte ich ihm gern gewünscht, er hätte besonnenen und vertrauten Rath zur Seite gehabt. Möchte doch dieser Riß keine Kluft und nicht die gute Entwicklung des politischen Lebens dadurch verhindert werden! — Am meisten haben natürlich die National-Liberalen bei dem Streite gewonnen. —"

Einige Tage später fuhr derselbe Berichterstatter fort: „. . . Heute kann ich hinzufügen, daß Bismarck's wohl schon länger gehegter Wunsch, einmal ein paar Wochen zu ruhen, durch die politischen Verstimmungen gefördert wurde: er geht also fort — und wird wiederkommen, hoffentlich nachdem er auch s e i n e Fehler, wenigstens s i c h, zugegeben hat.

(Nachmittags.) Eben erfahre ich sicher, daß B. noch nicht fort ist, vorläufig Stadt-Urlaub hat, da er sich wirklich krank und sehr angegriffen fühlt. Wahrscheinlich geht er dann auch auf einige Tage nach Zimmerhausen. — Ich will nur hoffen, daß die Depesche, welche wahrscheinlich durch alle Zeitungen der Welt gegangen ist und ihr anzeigt, daß Bismarck „unbestimmten Urlaub" genommen hat, Dich nicht aufgeregt und beunruhigt haben wird. Dazu wäre in der That keine Veranlassung, denn die Verstimmung wird auf allen

Seiten vorüber gehen und wird das Gute haben, daß die conservative Fraktion sich über ihren Standpunkt klarer, und daß Bismarck in Behandlung derselben hoffentlich fortan vorsichtiger und rücksichtsvoller sein wird.

Der König hat übrigens neulich auf dem Hofballe die Schale seines Unwillens auch über Bodelschwingh ausgegossen. Er hat all' den Herrn vorgeführt, die er darüber zur Rede stellte: „daß sie es Ihm ganz allein zu danken hätten, wenn Bismarck zum Heil des Landes sich noch einmal dazu verstanden hätte, auf seinem Posten zu bleiben." — „Die conservative Partei wolle allein den Staat regieren, aber das ginge nicht" u. s. w. — Im Herrenhause werden wohl gelegentlich der Vorlage noch manche Worte gewechselt werden, zumal Heydt schwerlich besondere Anstrengungen machen wird, sie durchzubringen. Nachdem aber der König sich so persönlich engagirt hat, zweifelt man doch nicht, daß sie schließlich angenommen werden wird. — Der Landtagsschluß wird etwa den 22. oder 24. in Aussicht gestellt, die Schlußberathung über das Budget findet schon in den nächsten Tagen im Abgeordnetenhause statt. — Gestern und heute ist mir schon an hundert Male wiederholt worden, daß der leidige Streit — den die liberale Opposition mit großer Freude zum „Conflikte" machen möchte, sicher nicht vorgekommen wäre, wenn Du oder Blanckenburg hier gewesen wärest . . ."

Aehnlich lauteten die Nachrichten über diese Angelegenheiten, welche Roon von Blanckenburg empfing. Dieser schrieb ihm u. a. am 16. Februar aus Zimmerhausen:

„Ich wollte Dir, geliebter Mitschwieger und Onkel, schon längst für Deinen liebenswürdigen Brief vom 1. d. danken — indeß ganz gegen meine Absicht bin ich in den neuen politischen Schwindel hineingezogen worden — so daß ich wenigstens brieflich sehr in Anspruch genommen war . . .

Viele haben mir geschrieben, manche habe gesprochen, so daß ich glaube gut unterrichtet zu sein — obgleich ich weder von Wagener noch von Bismarck direkt irgend etwas erfahren habe. Selbst Johanna[1]) schweigt sich völlig aus; allerdings soll es Ottos Absicht gewesen sein, hierher zu kommen. Es ist nicht geschehen und ich bin diese Woche — in der ich noch hätte reisen können — ganz unnöthig hier geblieben trotz vieler dringender Bitten zu kommen und zu helfen; werde also Ende der Woche auf 2 Tage nach Berlin gehen. Die Spannung scheint gewaltig gewesen zu sein. Die einfachste m. E. richtigste Auffassung der Situation hat Berg-Perscheln, ich schicke Dir deßhalb seine Briefe, da Du doch gewiß auch von dieser Seite her informirt sein willst und Deine Ruhe wohl diese Störung wird ertragen können. Beruhigt wird man natürlich nur — wenn man nicht völlig klar sieht . . . Below schrieb mir gleich am Tage der Abstimmung sehr aufgeregt über Ottos Herrschsucht, die seit Deinem Abgange unerträglich geworden sei — gar keinen Widerspruch duldend . . . Eine Menge Landräthe lassen sich noch jetzt nicht ausreden, daß Alles blinder Lärm sei, daß der „große Sarastro" diese liberale Flöte nur wegen Zollparlament spiele und heimlich sich freue, daß die conservative Opposition ihm seine Stellung Deutschland gegenüber erleichtere!! —?

Mir scheint, daß beide Theile verhängnißvolle Fehler gemacht haben. Die Conservativen haben sich durch Bodelschwingh einfangen lassen, haben sich selbst in solche Rage gesprochen und fractionirt, daß kein Bitten mehr half. Der Lange hat anfänglich Viele sehr verletzt und zur unrechten Zeit bei Seite stehen lassen, mit den Nationalen coquettirend. Das böse

---

[1]) Die Gräfin Bismarck.

Blut ist dadurch immer höher gestiegen und hat zuletzt Alles schwindlig gemacht. Jetzt arbeitet Wagener in den boshaftesten Ausdrücken gegen Bodelschwingh, Brauchitsch 2c.: „sie haben sich einen alten Fuchs zum Heerführer gewählt.“ — Indessen was nutzt die Zergliederung der Entstehung des Zwistes! Ich bin in großer Sorge, daß noch mehr Uebereilungen geschehen. Mit einer wirklich liberalen Majorität kann Bismarck noch viel weniger Deutschland regieren — das nimmt ein trauriges Ende. Die hart gerittenen, jetzt allerdings durchgehenden Junker wieder weichmäulig zu machen, ist geradezu eine Kleinigkeit — aber freilich mit solchen Mitteln geht es nicht, die jetzt angewandt werden; z. B. er soll Niemand sprechen wollen, bevor nicht Bodelschwingh aus dem Vorstande vertrieben ist. Das geschieht sicherlich — aber doch erst wenn der Zeitpunkt da ist. Es geht doch jetzt nicht so Knall und Fall . . . Neue Parthei bilden! Ja wo ist die? — —

Hier ist unbegreiflich schauderhaftes Wetter; ach, wie mag es nur schön sein im Palmenhain! Möchtest Du doch nur so gestärkt wieder kommen, daß wir Alle in Freude und Liebe uns wiedersehen zur Hochzeit! Die Einladung wird angenommen — — —

Euer treuer Moritz.

Aus den oben erwähnten Briefen des Herrn von Berg geht hervor, daß dieser mit einigen andern Konservativen in der Sache des hannoverschen Provinzialfonds von Anfang an auf Bismarck's Seite stand: „Die Sache ist prinzipiell richtig, sie bahnt den Weg zur provinziellen Selbständigkeit an; sie ist politisch nöthig und kommt finanziell ziemlich auf dasselbe heraus, als wenn man die betreffenden Posten auf das Budget übernähme. Dennoch dieser äußerste Widerstand der Conservativen u. Vincke's. . . — Mich hat derselbe, wie einmal

meine Natur ist — nicht anders gestimmt; u. die jedesmal drei Abendstunden dauernden Commissions-Sitzungen (in denen Bismarck schweißtriefend sein Mögliches dafür that) haben mich auch nicht erschüttert. . .

Aber was ist das doch für ein Jammer, die Liberalen nun auf seiner Seite — wie gerne möchte ich heraus; ich würde Sie beneiden, wenn ich Sie nicht noch viel mehr vermißte. . .

. . . Der ganze biedere Junker macht mit Enthusiasmus die Attacke Bodelschwingh contra Bismarck mit, welche mit einem wahrhaft empörenden Ausfall von Vincke, wie ein Theatercoup mit einem Knallefekt endet, so daß Bismarck auf Urlaub geht, die conservative Partei aber nach meiner Empfindung auf dem Rücken liegt, mit den Beinen nach oben, in ihrer Mehrzahl, ohne zu wissen, was sie will, und ohne zu können, was sie soll! — — —

Daß es mal zu einem prinzipiellen Zusammenstoß zwischen B. und uns kommen würde, habe ich lange erwartet und nicht gefürchtet; daß diese (unpassende) Gelegenheit aber ergriffen und in dieser (verletzenden) Form ausgebeutet wurde, ist für einsichtige Patrioten ein großer Schmerz. — Es war leicht zu vermeiden, und Bismarck trägt eine große Schuld, daß es nicht vermieden. Ein freundlich Wort an den Junker: „Kinder, ich bin engagirt, laßt mich nicht sitzen" — und aller Sturm wäre wie eine Seifenblase geworden; sein Wesen im Allgemeinen zu uns ist aber im Gegentheil wirklich provozirend und schwer zu ertragen; und daß der Junker es nicht ertragen kann, ist dessen gute Seite! — —

Der König ist böse und rüffelt alles, was ihm vorkommt, ganz gleichviel ob Unschuldige oder Schuldige; dabei hat er einen sonderbaren Treffer, indem er z. B. B.-Huc u. Ujest erklärt hat, sie wären an Allem Schuld, da ihre Aussonde-

rung die erste Veranlassung gewesen, die conservative Partei zu zerbröckeln. — Und das Land? — dem ist, so viel ich es kenne, Bismarck tausendmal mehr werth als zwei bis drei Provinzialfonds. — —

Gedroh't hat Bismarck übrigens mit der liberalen Kreisordnung nicht, sondern nur die unausbleibliche Consequenz mit seiner gewohnten Offenheit bezeichnet. — Noch einmal: wären Sie hier gewesen — dies Alles wäre nicht geschehen — — Gott befohlen, lieber Blanckenburg!

Stets Ihr Freund v. Berg.

Wie Roon von weitem die Sachen beurteilte, das ergiebt sich aus den nachstehenden Aeußerungen seines Briefes vom 25. Februar (aus Bordighera):

„. . . Ueber Politik und Conflikt möchte ich am liebsten gar nichts schreiben, nachdem ich auf Grund des am 9. mir gesandten vertraulichen Berichtes am 19. an Graf Bismarck geschrieben, um ihm mein Bedauern auszusprechen, daß die Dinge so verlaufen sind u. s. w. Die stenographischen Berichte, welche mir verheißen sind, können wahrscheinlich an meiner Auffassung der Dinge nichts ändern: Bismarck kann unmöglich Alles selbst thun. Die nothwendig gewordene Organisation oder Reorganisation der conservativen Partei ist rite Sache des Ministers des Innern, und weder Bismarck, noch ich, noch Blanckenburg oder sonst jemand hat dazu den amtlichen Beruf. Ist der dazu allein Berufene dazu nicht geneigt oder geeignet, so fehlt ihm etwas Unentbehrliches für sein Amt und die daraus sich ergebende Folgerung mag man ziehen und darnach verfahren. Was durch Bismarck's Verhalten gegen die Conservativen, durch meine oder Blanckenburg's Abwesenheit an heilsamer Einwirkung etwa unterblieben ist: daraus kann man auch für Bismarck kaum einen wohl-

begründeten Vorwurf ableiten. Wenn man, wie ich, ganz sicher weiß, wie Ungeheures B. zu leisten hat und auch leistet, so kann man ihn billigerweise nicht schelten, daß er nicht auch noch mehr leistet und für seines Kollegen Versäumniß oder Unfähigkeit eintritt. Der allein gegen ihn zu begründende Vorwurf würde vielmehr nur darin bestehen, wenn man mit Grund behaupten könnte, daß er nicht Alles was möglich gethan, um sich wirksamere Gehülfen zu verschaffen, und vielleicht kann man dies; aber ich, der ich die betreffenden persönlichen Beziehungen trotz meiner Entfernung, vielleicht besser und richtiger beurtheilen kann, als sonst jemand, vermag doch kaum eine solche Behauptung mit voller Bestimmtheit auszusprechen. Uebrigens wird der Bruch heilen, denn er muß heilen; wir können uns auf keine andere Parthei in der Hauptsache stützen, aber die Parthei muß endlich begreifen, daß ihre heutigen Auffassungen und Aufgaben wesentlich andere sein müssen, als zur Zeit des Konflikts; sie muß eine Parthei des conservativen Fortschritts sein und werden und die Rolle des Hemmschuh's aufgeben, so wesentlich und nothwendig solche zur Zeit der Uebermacht des demokratischen Fortschritts und der damit angedrohten demagogischen Ueberstürzung auch sein mochte und in der That gewesen ist. Dies sind in nuce meine Gedanken über diese neueste Situation; natürlich sind sie nur für die allervertrautesten Kreise zur Mittheilung geeignet. . . ."

Näher noch erläuterte Roon obiges später in seiner Antwort an Blanckenburg auf dessen (oben mitgeteilten) Brief vom 10. Februar:

Lugano, 25. 3. 68.

Mein lieber Moritz!

Was ich Dir auf Deine Briefe etwa zu antworten gehabt, ist entweder sehr altbacken geworden, oder ich habe es

Dir schon früher geschrieben. Ich hoffe, daß der Conflikt zwischen „dem großen Zauberer“ und den Conservativen nunmehr im Heilen begriffen u. daß das Wiederaufbrechen der Wunde von beiden Seiten mit gleicher Sorgfalt wird vermieden werden. Auch ich bin der Ansicht, daß Bodelschwingh die Hauptschuld daran trägt u. habe merkwürdiger Weise dafür hier in Lugano eine überraschende Bestätigung gefunden. Wie — davon später. Auch ist mir mitgetheilt worden, er habe sich zur Rechtfertigung seiner Haltung auf Aeußerungen von mir berufen, die indeß, da ich Berlin bereits am 30./12. v. J. verlassen, für die Situation im Februar d. J. unmöglich als maßgebend betrachtet werden konnten. Das Wahre daran besteht übrigens nur in der meinerseits gegen ihn ausgesprochenen Meinung, daß eine Minderung oder Beanstandung des hannoverschen Provinzialfonds in von der Heydt's Kram passen würde. Was ich Bismarck über den Conflikt unter dem 19./2. geschrieben habe, halte ich auch heute noch für allein richtig. Er hat versäumt, die Conservativen als Regierungs-Parthei zu organisiren, weil er dies in seiner genialen Art, die Andern entweder zu viel oder zu wenig Verständniß zugetraut, für überflüssig gehalten, vornehmlich aber weil er nicht die Zeit dazu gefunden und es nicht der Mühe werth gehalten. Er hat auch faktisch gar nicht die Zeit dazu gehabt; es war wesentlich die Aufgabe des Ministers des Innern, der dazu, aus Mangel an Ernst und Vertrauen bei der Parthei, aber freilich ganz ungeeignet erscheint.

Möchte er daher lieber Oberpräsident irgendwo werden oder Gesandter, und die Schwierigkeit, einen dem Könige genehmen Nachfolger zu finden, dadurch behoben werden, daß Bismarck mit dem Minister-Präsidium das Ministerium des Innern verbindet, während das Aeußere irgend einer Marionette B.'s anvertraut würde. Ein solches Arrangement hat

freilich auch seine ernsten Bedenken, allein ich weiß kein besseres, da der König das Innere keinem quasi Unbekannten übergeben wird und unter den ihm näher bekannten keine Persönlichkeit zu finden ist, die die Arche Noah gründlich zu säubern und tüchtig zu gängeln verstände.

Natürlich hat mir unser Freund nicht darauf geantwortet, was mich nur in soweit verdrießt, als auch nichts darauf geschehen ist. — —

Eine Aeußerung Deines letzten Briefes hat mich frappirt als Wiederhall meiner eigenen Empfindung: Die alten Partheien sind in der Auflösung, und das ist ganz natürlich, denn die alten Partheizwecke und Kampfziele sind — so berechtigt sie auch ferner sein mögen — augenblicklich nicht opportun oder doch nicht so ausschießlich opportun als früher.

Mit den neuen Aufgaben unserer inneren und äußeren Politik sind auch neue Ziele in den Vordergrund getreten, die nicht identisch mit den alten sind. Wird daher auch Niemand behaupten wollen, daß der Kampf um „parlamentarisches“ oder „Königliches Regiment“ für alle Zeiten entschieden sei, so ist doch unverkennbar, daß diese Frage jetzt nicht hell brennt; daß also auch die alten, um dieser Frage willen hoch gehaltenen Parteifarben und Fahnen für die Situation nicht passen. Die Conservativen, die dies nicht fassen, wie der einarmige A. u. Andere, sind daher auch für die bevorstehenden Evolutionen nicht geschickt und nicht geschult, um deswillen aber gewiß auch nicht berechtigt, sich für die richtigen Königsfreunde zu halten und zu preisen. Aus diesem Lager so Viele als möglich in das des konservativen Fortschritts hinüber zu ziehen und zu verständigen: das halte ich für die Aufgabe einer neuen Parthei-Organisation, für die Bismarck bisher nichts, ja weniger als nichts gethan hat, und für die Eulen=

burg aus moralischer Unfähigkeit nichts thun konnte. Aber — genug hiervon!

Mir geht es leider seit c. 14 Tagen wieder nicht gut. Ich bin zu früh von Bordighera abgerückt und habe mir aus Mailand einen ziemlichen Katarrh mit hierher gebracht, wo die Temperatur doch noch sehr frühlingsmäßig wechselnd ist, hoffe mich aber in den 5, 6 Wochen, die ich hier noch zubringen möchte, wieder ganz zu retabliren. Für mein Gesammtbefinden ist gleichwohl dieser Rückschlag sehr nachtheilig. Ich will natürlich erst nach den strengen Herrn in Berlin eintreffen; die Hochzeit meiner Tochter E. wird daher auch nicht vor Anfang Juni stattfinden können.

Wir leben hier im Hause viel mit einer Frau v. Vincke, Wittwe des Landraths V. in Hamm, des Bruders von Georg V—, die uns leider nächstens verläßt, um die Ostern in Rom zuzubringen; sonst herrscht England vor. Wir aber — Mutter A. mit eingeschlossen — lernen italiänisch bei einem hiesigen Professor, Mazzinistischer Farbe. Bis jetzt natürlich wird die Politik nicht berührt. Was ich aber hier und früher in Bordighera, Genua und Mailand über italiänische Zustände erfuhr, hat mir die Möglichkeit, auch ein Mazzinist zu werden, nahe gelegt, vorausgesetzt, daß ich vorher in einen Italiäner verwandelt worden wäre. — —

Zum Schluß noch Eins, damit Dich dieser Brief möglichst vollständig in das Fühlen und Denken versetzt, das mich jetzt beherrscht. Niemand kann ohne Weiteres aus seiner alten Haut fahren. Daher habe ich den altgewohnten politischen und Familien-Interessen Worte gegeben, abgesehen davon, daß sie uns gemeinsam angehören. Weder diese noch jene bilden jedoch den Grundton meines jetzigen Daseins. Derselbe ist vielmehr in der durch den Mangel laufender Geschäfte möglich gewordenen Beschaulichkeit zu finden, die mich mehr der Ver-

gangenheit und Zukunft als der Gegenwart zuzuwenden mich bewogen findet.

Mir ist sehr abendlich zu Sinne. Die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens und erhält in der Müdigkeit des alten kranken Leibes täglich, stündlich neue Anlässe und Verstärkung. So schlafen gehen wie Freund Perthes — ja wer das erst fertig gebracht hätte! Das ist das Eine, das Erste, was Noth thut. Aber neben diesem ungewissen Blick in den dunkeln Spiegel der Zukunft, ist die Rückschau in die Vergangenheit mit allen ihren Sünden, Verkehrtheiten, Unterlassungen und Uebereilungen gewiß nicht sehr erquicklich. Nicht daß ich mich in asketischer Qual darum abkümmerte — dazu ist meine Natur nicht angelegt — aber wie viel Zerrbilder, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war! Wäre ich körperlich rüstiger, ich würde mich versucht fühlen, die Dinge so aufzuzeichnen und darzustellen, wie ich sie einst sah und wie ich sie jetzt sehe. Freilich aber — wer schützte mich dabei vor neuen Mißverständnissen und Irrthümern? Wie viel würde dabei an neuen Selbsttäuschungen mit unterlaufen? Ja! — „Alles Wissen ist Stückwerk!" — auch das vom eigenen Denken und Leben. — —

Nennst Du das Grillenfängerei, Folgen meines jetzigen Müssigganges? Wohlan! Wisse aber, daß mir solche Grillen heilsam sind. Wiewohl mein tägliches Begehren nach Fleisch und Wein meine geringe Natur-Anlage zum Anachoreten bezeugt, so verstehe ich doch jetzt lebendig, warum die ehrwürdigen alten (oder auch jungen) Herrn sich in die Wüste u. ihre Einsamkeit periodisch zurückzogen. Es ist dem inwendigen Menschen nichts gesunder, als solch ein einsames contemplatives Daheim, was dem armen gehetzten Menschen erlaubt, sich einmal ordentlich zu besinnen. Insofern bin ich zufrieden mit meinem Exil. Soll ich es aber, wie die Leute meinen, wie

einen Anlauf zu neuen Sprüngen, zum Wiederkneten des Schlammes der alten Heerstraße ansehen, dann will es mir gar wenig gefallen, denn der etwa wiedergewonnene Athem wird schnell genug wieder verloren gehen und die immerhin nicht schmerzlose Amputation von Amt und Stellung muß von Neuem vorgenommen werden. Es ist aber müßig, darüber zu klagen, da man nicht weiß, wie bald vielleicht dieser ganze Erdentraum verrauscht sein wird.

Ich vergesse jedoch, daß ich mehr Zeit zum Plaudern habe als Du zum Hören. Verzeih! — Wüßte ich, daß Du in Berlin, so würde ich bitten unsere Kinder und Bismarck zu grüßen.

Seit indeß allesammt Gott befohlen!

Dein getreuer A. v. R.

Lugano, 7. April 68.

(gleichfalls an Blanckenburg) . . . ich habe meinem neulichen Schreiben wenig hinzufügen. Meine Kräfte scheinen zuzunehmen, aber ich bin doch noch sehr weit ab von der normalen Leistungsfähigkeit meines Amtes. Dabei machen mir die Nachrichten, die ich von meinem Stellvertreter erhalte über Bismarck's zu meinem Ressort als Bundeskanzler eingenommene Stellung ernstliche Sorgen. Einen Bruch mit ihm würde ich — und zwar nicht etwa blos in Bezug auf meine Person — als einen schweren Schlag empfinden, aber ich halte einen solchen Bruch unter gewissen Umständen für unvermeidlich. Ich höre, daß B. jetzt wesentlich von von der Heydt beeinflußt werden soll in gewissen Fragen und besorge, daß ihm das bessere Allianzen kosten könnte. Gleichwohl kann ich mich für jetzt nicht für vollkommen informirt erachten und muß Weiteres abwarten! — Gott mit Dir und den Deinen!"

Moritz von Blanckenburg an Roon.

Berlin, den 23. April 68.

Mein geliebter Onkel Albert! Längst schon schreibe ich in Gedanken an Dich und finde nicht die Muße. Jetzt drängt die Zeit, Dir doch wenigstens eine Skizze zu geben von den hiesigen Zuständen. Möchte es Dich veranlassen, Deine Rückkehr nicht unnöthig zu verzögern. — —

Parlamentarisches Regiment — oder Königliches: da haben wir gestern wieder diese Fahne flattern lassen (im Reichstage) unter Bismarck's entschiedenster Führung — haben aber eine gründliche Schlappe erlitten. Beim Bundesschuldengesetz hatten die Nationalliberalen wieder den § 17 eingebracht, der dem Reichstag ein direktes Klagerecht gegen die qu. Beamten und gegen den Kanzler indirekt (theils auch direkt) gab! Bismarck hatte diese Sache erkannt und in den Bericht (ich war Berichterstatter) die deutlichste und klarste einstimmigste Erklärung aller Regierungen niedergelegt, daß hier die Grenze sei aller Concessionen. Die Nationalen nahmen den Handschuh auf und traten in schärffter Weise (Twesten, Lasker) für parlamentarisches Regiment ein — juristische Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers 2c. — verhöhnten ihn als „Großvezier" und gewannen mit einigen Stimmen die Schlacht. Die Freien (=Conservativen) und Altliberalen hielten treu mit uns zusammen. Folge: Sofortiges Zurückziehen des Gesetzes! Folge davon: also kein Anlehen — kein Flottenbau — oder Beschaffung der Gelder durch den Etat. Der Bruch der Freundschaft mit den Nationalen ist der segensreichste Theil dieser Affaire. Ich dachte, sie würden klüger sein wie meine Freunde aus dem Abgeordnetenhause — sind aber ebenso kurzsichtig, incl. Miquel, Braun, Bennigsen! Na, wohl bekomme es! — Also so gehen

wir ins Zoll-Parlament! Die Verstimmung unter Deinen Kollegen gegen Bismarck ist nicht gering — natürlich wegen Eingriffe in die Ressorts. Die Verstimmung der Conservativen ist keineswegs beseitigt, nur verkleistert. — Deine Bedenken gegen Bismarck wegen Deines Ressorts scheinen mir nicht gegründet zu sein. B. macht nur Front dagegen, daß Dein Stellvertreter mehr verlangt als den eisernen Etat und daß er ein bedeutendes Defizit aus älterer Zeit haben soll. B. klagt, daß dort jetzt von Staats-Rücksichten gar keine Rede mehr wäre, nur Ressort-Patriotismus, der Alles als feindliches Gebiet betrachtet, was nicht für's Militair gegeben wird. Bismarck schmachtet nach Dir! Wenn die Sache so läge, was ich ja gar nicht beurtheilen kann, so wäre dies allerdings sehr bedauerlich und könnte nichts Uebleres geschehen als wenn jetzt vor diesem Reichstag schon wieder der Militär-Etat mit Extraordinarien gefuttert werden müßte.

Ferner — glaube ich — sind die Kriegswolken keineswegs im Abziehen. Bismarck's Lage ist daher nicht beneidenswerth. Natürlich ist in der Hauptsache, das Ministerium des Innern betreffend, nichts geschehen.

Die Verstimmung in den neuen Landestheilen ist entschieden im Zunehmen und wird auch noch im Reichstage bei Gewerbeordnung und Steuergesetzen zu Tage treten — ich hörte in den Kommissionen wunderbare Dinge. Also — bist Du in der Lage, dann verzögere die Heimkehr nicht! — — —

Nun will ich diesen skizzenhaften ungenügenden Brief abgehen lassen. Unerwähnt will ich nicht lassen, daß wenn Wagener nicht Costenoble's Stelle bekommt — es sehr leicht sein kann, daß er seinen Abschied nimmt. Aber was ist zu machen; wenn der König W. nicht will — dann will er nicht. — Wohl ist Bismarck allermeist auch ruhig und anscheinend sicher

in dem, was zu thun ist — indeß ich habe schon oft erfahren, daß die Situationen schwerer sind, als man sich das zuerst vorstellt.

Gott sei mit Dir und geleite Dich glücklich ins Vaterland, das Deiner noch offenbar bedarf.

Dein

Moritz.

Zu der Zeit, als Roon obigen Brief empfing, hatte er die Heimkehr in der That schon ernstlich ins Auge fassen können, denn seine Gesundheit hatte sich in den letzten Wochen sehr gekräftigt, und die Nachrichten aus Deutschland, wo schon sehr günstiges, teils sogar warmes Frühlingswetter herrschte, ließen die Rückreise auch nicht mehr als zu gewagt erscheinen. Uebrigens fühlte er sich in Lugano ganz besonders befriedigt durch die stille und behagliche Existenz in dem wohl eingerichteten Hotel du Parc. Die Tageseinteilung war dieselbe wie in Bordighera, das tägliche Leben „angenehm und einförmig" — mit möglichst viel Bewegung in der freien Luft. Schon Anfang April hatte Frau von Roon berichten können, daß der „hustenlose Zustand" von Bordighera (nach Ueberwindung des durch die zu frühe Uebersiedelung nach Lugano — schon Mitte März — entstandenen Katarrhs) wieder eingetreten sei; „besonders hat sich die Atemnot fast ganz verloren; er marschiert seine zwei Stunden hintereinander ohne die geringste Beschwerde; das Steigen wird zwar möglichst vermieden, doch ist dies in einem Gebirgslande nicht immer ganz zu vermeiden, und es geht, wenn auch langsam und mit Vorsicht, doch leicht und ohne Husten oder zu große Ermüdung."

In der zweiten Hälfte des April blieb dies günstige Befinden unverändert, so daß beschlossen werden konnte, Anfang Mai in kleinen Tagereisen über Bellagio am Comer See,

Venedig, den Brenner, Innsbruck u. s. w. nach Berlin zurückzukehren. Vorher empfing Roon noch in Lugano sehr zahlreiche Glückwünsche zu seinem Geburtstag (30. April), unter denen eine Adresse der gesamten konservativen Fraktion des Reichstages, der er „in jeder Richtung ein treuer Förderer gewesen sei“, besonders erwähnt werden möge. Sehr hoch erfreut wurde er auch einige Tage später durch das nachstehende eigenhändige Schreiben seines gnädigen Königs:

Berlin 1. 5. 68.

Wenn auch spät, so doch nicht minder aufrichtig, sollen Ihnen diese Zeilen meinen Dank für Ihre und der Ihrigen lieben Wünsche zu meinem Geburtstage überbringen.

Der Eintritt in die 72 mahnt sehr an den allgemeinen Rückzug und wird ein solcher Tag daher immer ernster, wenngleich dankbare Freude ihm nicht fehlte! Ihre Aeußerungen damals über sich selbst, waren mir nicht sehr angenehm, dagegen war mir aus demselben Grunde Ihr gleich darauf eingehendes Gesuch um Verlängerung des Urlaubs für Sie — wenn auch nicht für mich — sehr angenehm, da ich Ihnen schon bei'm Abschiede sagte, daß Sie ja nicht vor Ende Mai zurückkehren mögten. Und da wir so unglaublich schlechtes Frühjahr haben, so fürchte ich, daß selbst Ende Mai Sie hier mehr als wie italienischen Dezember finden werden.

Sie werden wissen, daß wir in Norddeutschland nicht die erwarteten 30 sondern nur 29 Millionen Einwohner gefunden haben, also die Armée um so viel schwächer ist und dadurch die gewissen 225 Thlr. sich auch minderten und zu einigen Réductionen nöthigten um das Budget zu balanciren; und wenn es auch nur sehr vereinzelte Leute und Pferde trifft, so macht das doch bei der Größe der Armée ein Erkleckliches. Das Beste dabei ist, daß man das Ganze für eine Désarmi-

rung hält und die — — Papiere steigen machte!! Der Abstrich in der Marine wegen des Kammer-Beschlusses und demnächstigen Rückziehung des Anleihe p. p.-Gesetzes, ist viel empfindlicher!

Indem ich mich Ihrer Gemahlin und Tochter, deren beneidenswerther Bräutigam mir bei'm Monstre-Diner sagte, daß er gute Nachrichten von Ihnen habe, — angelegentlichst empfehle, bleibe ich

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Am 6. Mai verließen Roon und die Seinen das gerade damals in unbeschreiblicher Frühlingspracht prangende, schöne Lugano; der Abschied nach etwa 8wöchentlichem Aufenthalte wurde ihnen nicht ganz leicht. Leider waren Comer See und Bellagio bei der Ankunft durch Regenwolken verhüllt und blieben es auch mehrere Tage, so daß nach vergeblichem Hoffen auf besseres Wetter die Reise nach Venedig fortgesetzt wurde; hier verweilten die Reisenden vom 10. bis 15. Mai, erfreuten sich bei schönem Sonnenschein an der prächtigen Lagunenstadt und ihren Kunstschätzen, hatten am 16. über ein schlechtes Gasthaus in Verona zu klagen, machten dann noch in Bozen und Innsbruck Nachtquartiere, wo sie viel von großer Hitze zu leiden hatten, und trafen am 23. Mai wohlbehalten wieder in Berlin ein.

Hier wurde etwa vierzehn Tage später die Hochzeit Elisabeths von Roon mit Heinrich von Brauchitsch gefeiert, aus welcher Veranlassung sich der ganze Familienkreis wieder im Kriegsministerium versammelte, einschließlich der auswärtigen Kinder und vieler Verwandten und Freunde. Die Familie wurde bei dieser Gelegenheit durch des Königs Güte besonders hochgeehrt, da Seine Majestät die Braut huldvoll

beschenkte und auch der in der St. Matthäikirche stattfindenden Trauung persönlich beiwohnte.

Bald darauf, am 20. Juni, begab Roon sich im Allerhöchsten Gefolge auf einige Tage nach Hannover, in welcher Residenz der König damals seinen ersten Besuch — nach den Ereignissen von 1866 — machte.

Mit Bezug auf die amtliche Thätigkeit ist noch zu erwähnen, daß Roon's Stellung zu dem Kriegswesen des Norddeutschen Bundes auch formell wieder klar geregelt worden war, da er am 16. Juni die Allerhöchste Ernennung zum Stellvertreter des Bundeskanzlers in allen Heeres- und Marine-Angelegenheiten erhalten hatte.

Von ganz besonderem Interesse im Hinblick auf alle zukünftigen Eventualitäten waren auch die im Mai und Juni 1868 geführten Verhandlungen mit den Königreichen Württemberg und Bayern sowie mit Baden über die im Falle eines Krieges gegen Frankreich zu ergreifenden militärischen Maßregeln. Der Chef des Generalstabes General von Moltke machte darüber am 29. Juni an Roon die bezüglichen ausführlichen Mitteilungen, da er auf Allerhöchsten Befehl die qu. Verhandlungen, zunächst mit den betreffenden Militärbevollmächtigten und durch diese mit den General-Quartiermeistern der süddeutschen Staaten, geleitet hatte. Die Besprechung eines gemeinsamen Operationsplanes blieb dabei ganz ausgeschlossen, „da ein solcher überhaupt nicht der Beratung unterliegt, sondern ausschließlich Sache des Oberfeldherrn ist. Dagegen kam es darauf an, Mittel zu finden, um die süddeutschen Kontingente rechtzeitig und am geeigneten Orte zur Verfügung des Oberfeldherrn zu versammeln; und in dieser Beziehung wurden, unter Berücksichtigung des allgemeinen Zwecks wie der speziellen Interessen der Einzelstaaten, diesseitige Vorschläge gemacht."

Die Verabredungen — denn schriftliche Abmachungen wurden mit Rücksicht auf die damals noch „obwaltende eifersüchtige Sprödigkeit unserer süddeutschen Alliierten“ vorläufig nicht von ihnen verlangt — hatten die gewünschten Resultate und waren, wie General von Moltke mitteilte, auch von den betreffenden Souveränen im allgemeinen schon gebilligt worden, über die Mobilmachungs- und Konzentrations-Vorbereitungen sowie die einheitliche Regelung der Eisenbahntransporte der süddeutschen Truppen und aller dazu erforderlichen Vorarbeiten sollten die speziellen Besprechungen auch fernerhin fortgesetzt werden. — Roon konnte sich mit den getroffenen Maßregeln nur vollkommen einverstanden erklären und billigte es insbesondere auch, daß zu den qu. Verhandlungen der erwähnte gewissermaßen indirekte Weg eingeschlagen worden war, da dieser unter den obwaltenden Verhältnissen und unter Berücksichtigung der maßgebenden Persönlichkeiten am besten geeignet war (und auch für die nächste Zukunft bleiben würde), um das für eine einheitliche und energische künftige Kriegführung so notwendige Resulat zu erlangen.

In der That konnte schon am Ende des Jahres 1868 auch dieser gewissermaßen schwierigste und delikateste Teil der Vorbereitungen zu einem etwa nötig werdenden Kriege Gesamt-Deutschlands gegen Frankreich als vollkommen gesichert betrachtet werden; ein Erfolg, welcher der Initiative Moltke's, seinem guten Einvernehmen mit Roon und dem Entgegenkommen der betreffenden leitenden Personen in Süddeutschland zu danken und selbstredend von eminentem Werte für die politische Lage Deutschlands war. Uebrigens wurden diese Verhandlungen fortwährend sehr geheim gehalten, und ihr Umfang ist denn auch bekanntlich von französischer Seite nicht geahnt worden. — Zu den militärisch wichtigen Errungenschaften des Jahres 1868 gehörten die Errichtung von

Festungsartillerieabteilungen bei dem 9., 10. und 11. Armeekorps, der Erlaß der Militärersatzinstruktion für den Norddeutschen Bund und die Veröffentlichung des Quartierleistungsgesetzes vom 25. Juni.

Im Juli war der König zur Kur nach Ems gereist, Graf Bismarck schon Mitte Juni nach Varzin, wo er Nervenstärkung und Heilung seiner neuralgischen Schmerzen suchen wollte. Von dort aus erhielt Roon, der in Berlin zurückgeblieben war, zunächst durch den Generaltelegraphendirektor am 23. August die ihn sehr beunruhigende Depesche: „Graf Bismarck ist mit dem Pferde gestürzt und hat sich erheblich verletzt."

Das Nähere darüber enthielt der nachstehende Brief Blanckenburg's, welcher zufällig einige Tage vorher auf wiederholte Einladung mit seiner Familie nach Varzin gereist war:

Varzin, 24. 8. 68.

Ich hatte mir schon vorgenommen, Dir einen Bericht über Bismarck's Gesundheit zu machen. Leider ist durch einen Sturz, den er vorgestern mit dem Pferde machte, Alles verändert. Wir ritten längs einer großen Rieselei im Walde auf einem aufgeschütteten, anscheinend ganz ebenen und festen Rasenweg Trab — er unmittelbar vor mir, Keudell hinter mir. Denke Dir mein Erstarren, als ich ganz plötzlich folgendes Bild sich vor mir abspinnen sehe: Der kleine breite Fuchs, den er ritt, tritt mit dem rechten Vorderfuß durch die Rasendecke und zwar so tief und energisch, daß er gleich, mit dem linken sich vergebens stützend, nach einigem Stolpern mit der Nase in der Erde wühlte. Natürlich flog Otto über den Hals fort und war m. E. erst mit der rechten Hand und dem Gesichte an der Erde, als der zweite Akt erfolgte — nämlich daß der Fuchs vollständig „heesterkopp" schlug und

mit dem dicken Pferderücken (10 Ctr. Gewicht!) auf die bundeskanzlerischen Schultern prallte. Der dritte Akt folgte ebenso schnell — nämlich daß der Fuchs rechts abfiel und Otto schnell aufsprang und leichenblaß ohne Athem, ein dumpfes Gestöhn ausstoßend, halb Gewimmer, sich den Magen krampfhaft haltend umherging. Ich war in dem Momente vom Pferde, als er aufsprang, und überzeugte mich bald, daß Knochen nicht zertrümmert waren, was natürlich mein erster Gedanke war, auch erfolgte kein Blutsturz, auch nicht das leiseste Blutspucken, so daß wir bis jetzt hoffen, daß Alles ohne weitere Folgen abgegangen ist. Er ritt noch Schritt ¼ Stunde und hatte die ersten heftigen Schmerzen, als er einen Wagen nahm. — — Der Arzt kann nichts finden.

Natürlich wird dies seine Nerven nicht gerade sehr stärken. Vorher machte er mir eigentlich einen guten Eindruck, wenngleich er über Schlaflosigkeit klagt. Er trank — wie er sagt — am Tage vor dem Sturz zum erstenmal mit Appetit Sekt und rauchte 3 Cigarren.

Es machte ihm viel Freude, mir Alles selbst auf dieser Herrschaft zu zeigen; interessiren thät er sich augenblicklich mehr für Schonungen und Culturen als für Staatssachen. Er hat eine krankhafte Freude daran, alle Verwüstungen an Wald und Wiesen wieder gut zu machen, was thierischer Unverstand hier angerichtet hat. Du kannst Dir denken, was das für Geld kosten wird! indeß es scheint mir so, daß er reich genug ist diesen Riesenluxus treiben zu können — Du wärest es nicht gewesen und hättest hier ein s e h r schlechtes Geschäft gemacht.

Dein M. v. Bl.

Noch vor Empfang obigen Briefes hatte Roon um weitere Nachrichten telegraphiert — die er übrigens in den nächsten

Tagen alle zwei Stunden vom Zentral-Telegraphenamt empfing. Auf jene Depesche, die er an Blanckenburg gerichtet, hatte dieser dem obigen Berichte noch hinzugesetzt:

(Mittags 1 Uhr.)

Dein Telegramm habe ich erhalten — wenigstens halte ich es für Dein Zeichen: „von Aron", da ich mit der Familie Aron sonst nichts anzufangen weiß.

Die Nacht war heute sehr gut — er ist liegend ganz schmerzfrei — ist aber aufgestanden.

Meine Vermuthung, daß das Rencontre zwischen den beiden breiten Puckeln mehr in noch schwebender Lage geschah und daher mehr ein Puff war — in Folge dessen der Bundeskanzler erst mit der Nase völlig in den Sandrasen gedrückt wurde, und der Fuchs gleich rechts abglitt — bestätigt sich immer mehr. Die Muskelschmerzen ziehen jetzt umher, gerade als wenn man eine ungewohnte Anstrengung gehabt hat oder einen Fall gethan. — — Jedenfalls hindert dieser in jeder Beziehung wunderbare Vorfall die Genesung der Nerven. — Ich würde ihn hier lassen, so lange wie irgend möglich.

Ein einziges Mal vor dem Sturz fing er mit mir ein wenig Politik an zu sprechen über innere Angelegenheiten, dies war aber mehr wie Einer — der vieles, sehr vieles Gebrechen sieht aber keine Macht hat es zu ändern — etwa als wenn ich über dies oder das räsonnire — gar nicht als wenn er Premier und dafür ebenso gut verantwortlich! — —"

„Habe herzlichen Dank (antwortete Roon aus Berlin am 26. 8.), daß Du an mich gedacht und an mich zu berichten begonnen auch ohne das Telegramm von „Aron". — Es ist doch gut, wenn ein Mensch dauerhaft gearbeitet ist! Mich hat die erste Nachricht von der „Lerche" sehr alterirt;

sie war, Dank der Umsicht unserer Telegraphen-Beamten, wohl dazu angethan. Gott sei gepriesen, der die Hand zwischen die beiden Rücken gehalten! Gestern Abend war auch Keudell bei mir, und ich bin jetzt ganz beruhigt, besonders weil B. nach dem Sturze besser schläft als vor demselben. Für die Nerven, denen der bessere Schlaf jedenfalls aushelfen wird, ist diese Kur-Methode jedenfalls neu! — —

Inzwischen habe ich vorgestern auch ein Gut gekauft: Gütergotz — zwischen Potsdam und Großbeeren — in 1 Stunde von hier zu erreichen. Natürlich eine Sandbüchse, und zwar eine kleine (2700 Morgen). . . . Die Lage gestattet, den ganzen Sommer dort zu wohnen, ohne hier eine einzige Büreau-Stunde zu versäumen. — Wie gern hätte ich Dich jetzt hier! — —"

Roon hatte, nachdem verschiedene andere Ankaufsversuche gescheitert waren, das erwähnte Gut von dem Landrat a. D. von Albrecht gekauft. Indessen mußte das Herrenhaus gänzlich umgebaut und neu eingerichtet werden, so daß noch Jahr und Tag vergingen, bis es als Wohnsitz von ihm benutzt werden konnte.

Blanckenburg gratulierte: „Na Glückauf Herr College Gütergotz — wie ist Dir zu Muthe als Rittergutsbesitzer?" u. s. w.

Er beurteilte das Geschäft im übrigen günstig nach Empfang der bezüglichen Notizen, besonders weil es so nahe an Berlin gelegen, also unter Umständen leicht wieder verkäuflich sei, „wenn der Besitzer später kein Interesse mehr hat in 1 Stunde in Berlin zu sein oder nicht wünscht, daß die Berliner en masse seinen Garten wie eine via publica betrachten."

„Aus beikommendem Telegramm siehst Du wie es Bismarck geht. Seine Frau schrieb mir gestern, daß er fort-

während nach dem Sturz besser schläft wie vorher. Er ist und bleibt der Meinung, daß Gott ihm diesen Sturz geschickt hat, damit seine Nerven besser werden ꝛc. Er sollte sich nur mehr um das Innere bekümmern und durchgreifen, dann würde ihm wohler.

Fritz Eulenburg steht hier (in Stettin) in allen Zeitungen (liberalen) als allergewissester Ober=Präsident (von Pommern). Dies wäre wirklich ein Scandal — glaube es auch nicht.

Ich habe hier wie ein Kameel in den Akten begraben gesessen.

Gott zum Gruß!

Dein getreuer Moritz.

Zu einem Ausflug nach Pommern, zur Hühnerjagd ꝛc. hatte Roon trotz dringender Einladung Blanckenburg's die Zeit nicht finden können, „auch nicht den Athem" — aber im September begleitete er den König nach Schleswig=Holstein.

„Der Empfang Seiner Majestät in dieser Provinz (so berichtete Roon am 16. September von Flensburg aus an seine Gemahlin) ist aller Orten als ein enthusiastischer zu bezeichnen. Der König ist heiter und huldvoll. So wenig ich auf alle diese Kränze, Feuerwerke, Illuminationen, Ansprachen und Zujauchzen gebe, so sehr würde ich doch das Fehlen aller dieser Demonstrationen um seinetwillen beklagt haben. Die Truppen sind überall vortrefflich, und für die Marine hat mir der Herr eine Reihe bisher beanstandeter Avancements bewilligt. Alle Welt ist befriedigt. — Es bläset eben 9 Uhr, und nun muß sich der arme König noch immerfort amüsiren. Er ist in Tivoli, wo Gruppen gestellt werden und wer weiß was sonst noch. Ich aber habe mich gedrückt oder — wie Se. Majestät gnädig sagen — ich habe mir die Zeit zu dem Vergnügen nicht „abmüßigen können". Morgen

fahren wir zu Schiff nach Düppel und Sonderburg, dann ebenso nach Apenrade, dort — spätestens — werde ich mich verabschieden.

Dein getreuer A.

Während der bis in den Winter andauernden Abwesenheit Bismarck's mußte Roon sich noch vielfach mit allgemeinen, sein Ressort nicht betreffenden Staatsangelegenheiten befassen und darüber mit dem Ministerpräsidenten korrespondieren. Einiges aus diesem Briefwechsel möge hier noch Platz finden.

Graf Bismarck an Roon.

Varzin, 24. Oktober 1868.

Lieber Roon!

in der Sorge welche mir ein tête-à-tête mit dem Goldonkel[1]) einflößt, schicke ich Ihnen anliegend meine Antwort auf einen Brief von ihm, dessen Inhalt aus der Anlage erkennbar ist. Ich bin überzeugt mit Ihnen einverstanden zu sein, stelle vertrauliche Mittheilung an Se. Majestät anheim. Aus der Stimmung des Finanz-Collegen entnehme ich dieselben parlamentarisch-geheimräthlichen Einflüsse, die mir aus Eck und Michaelis schon entgegengetreten sind. Ich sehe nicht ein, warum wir uns aus Kammerfieber sofort an die Wand stellen, an die gedrängt zu werden noch immer Zeit bleibt.

Ich bin noch nicht in Ordnung, jeder Menschenverkehr raubt mir den Schlaf; ich werde auch nicht zur Hochzeit nach Kröchlendorf können, obschon ich voraussehe, daß meine Schwester 6 Monate mit mir mucken wird. Schreiben Sie mir nicht?

Herzliche Grüße an die Ihrigen. v. B.

---

[1]) Finanzminister Freiherr von der Heydt.

Die Anlage — Abschrift des qu. Schreibens an den Minister von der Heydt — weist den Gedanken zurück, das Defizit, welches sich bei Aufstellung des Etats pro 1869 ergeben würde, aus dem Aktivvermögen des Staates zu decken. „Einmal scheint es mir überhaupt keine gute Wirthschaft, vom Kapital zu zehren, dann aber würde durch eine solche Maßregel die Sachlage bemäntelt und die fehlerhafte Politik derer, welche uns hindern, die Zoll- und Bundes-Einnahmen zu erhöhen, nicht in das richtige Licht gesetzt. Daß die Opposition auf Verminderung des Staatsvermögens und auf Verhinderung der Bewilligung dauernder Einnahmen des Staates bedacht ist, wundert mich bei dem Mangel an politischem Instinkt, der dieselbe auszeichnet, keineswegs; diesen Herren liegt der Gedanke, daß sie selbst einmal für den Staat verantwortlich sein könnten, noch zu fern. Wer aber die Politik als Staatsmann und als Patriot handhaben will, darf m. E. sich auf dergleichen ohne dringende Noth nicht einlassen. Das richtige Auskunftsmittel für uns ist Tabak, Petroleum, Gas, Zucker, Branntwein u. s. w., auf dem Wege dazu verlieren wir ein volles Budget-Jahr, vielleicht zwei, wenn wir uns jetzt herbeilassen mit dem Staatsvermögen als Palliativ vor den Riß zu treten.

Ich kann nur für Festhaltung der Zuschläge zu den direkten Steuern stimmen, ohne an der Unpopularität dieser Maßregel im mindesten zu zweifeln. Gerade diese Unpopularität aber wird es erleichtern, anstatt dieser Zuschläge demnächst vernünftigere Steuern zur Annahme zu bringen. Werden uns die Zuschläge versagt, so müssen wir den Muth haben, die Ausgaben um 5 Millionen zu reduziren; natürlich kann diese Reduction nicht die Armee, die einzige sichere Bürgschaft des Friedens und der Unabhängigkeit, treffen, also auf Verminderung der Bundes-Ausgaben in der jetzigen politischen Spannung nicht eingegangen werden.

Wenn wir den Nothstand der Finanzen zwar nicht vertuschen, aber durch eine mehr österreichische als preußische Maßregel momentan überbrücken, so sehe ich darin kein Mittel, für das nächste Etats-Jahr andere Einnahmen flüssig zu machen. Dieses Mittel sehe ich vielmehr nur im strengsten Festhalten an dem altpreußischen Grundsatze, daß die laufenden Ausgaben durch laufende Einnahmen gedeckt werden müssen, so lange nicht Gefahr des Vaterlandes eine Abweichung von dem Satze rechtfertigt. In dem mir gütigst übersandten Satze aus der Thronrede vermisse ich eine Andeutung darauf, daß das jetzige Defizit von uns theilweis vorausgesehen, und deshalb ein Ersatz der ausfallenden Einnahmen in Gestalt der Zoll-Vorlagen rechtzeitig beantragt worden war, diese Vorlagen aber im Zollparlament keine Annahme gefunden haben."

Varzin, 26. Oktober 1868.

Lieber Roon!

Aus einem Briefe von Heydt ersehe ich, daß Wagener [1]) wieder einmal, Wehrmann's wegen, den Abschied gefordert hat. Bei meiner Abreise war er über diesen Punkt, obschon durch S. gehetzt, beruhigt, und ich kann in demselben nichts ändern, da der König Wagener an Costenoble's Stelle nicht will. Ich weiß nicht, ob Heydt inzwischen die Sache etwa nicht mit der für einen so reizbaren Charakter wie W. nöthigen Schonung behandelt hat, und stelle anheim die Einführung Wehrmann's etwa bis zum meiner Rückkehr zu vertagen, wenn der König nicht drängt. Letzteres geschah bereits von Baden aus. Mir ist Wagener geschäftlich nicht eine solche Hülfe wie er

---

[1]) Vortragender Rat im Staatsministerium, 1848 und in den folgenden Jahren war er Redakteur der „Kreuzzeitung".

seiner Begabung nach sein könnte. Unerfahrenheit im Büreau-Dienst, Eigensinn, Drohungen von Abgang, Nebengeschäfte und vor Allem die Erschütterung meines Vertrauens durch Senfft's Drohungen nomine Wagener für den Fall, daß letzterer abginge, treten störend dazwischen. Dennoch ist W. der einzige Redner der conservativen Partei, hart und unbequem, aber doch nöthig; und geht er, so schweigt er mindestens, wenn ich ihn auch nicht für so perfide halte, daß er dienstliche Kunde mißbrauchen würde. Aus parlamentarischen Gründen bitte ich Sie, im Staatsministerium diese Frage vor Ueberstürzung zu behüten, nöthigen Falls auch auf Se. Majestät in der Richtung zu wirken. Man muß W. nicht blos als Ministerrath, sondern auch als Abgeordneten, und als einen Mann von Verdienst um die conservative u. Königliche Sache abwägen. Ich weiß nicht, wer ihn in der Kammer ersetzen sollte, u. man ist ihm seit 48 Dank schuldig. Lediglich zu dessen Bethätigung habe ich ihn bei Sr. Majestät mit Mühe durchgebracht. Wehrmann ist im Büreau nützlicher, aber ein alter Gegner der Krone, zu dem ich mich, wie zu manchem Andern, nur in einem vielleicht übertriebenen Vertrauen zu meiner festen Zügelfaust verstanden habe.

Ich möchte gern bis December hier bleiben, trotz des Hundewetters; vielleicht komme ich dann schlaffähig nach Berlin, und mit drei vollständig geheilten Rippen, während mir jetzt die oberste noch immer nächtlich weh thut. Herzliche Grüße u. s. w.

Varzin, 27/10. 68.

Lieber Roon

ich bitte nochmals dringend, strecken wir nicht das Gewehr vor der Schlacht. Ich habe Seiner Majestät und Heydt in dem Sinne von Neuem geschrieben.

Werden die Zuschläge abgelehnt, so sieht das Land doch

wie die Sache liegt, und wir können jede Stunde noch auf die Eselsbrücke des Kapitalverbrauchs treten, die vor der Zeit für die Opposition zu bauen die liberalen Geheimräthe im Kanzleramt und Finanz-Ministerium uns zumuthen; wir können **dann** die Ausgaben, wenn nicht um 5 Millionen, doch in allem „Nützlichen" so weit, und wie Heydt meint um 2¼ Mill. reduziren und den Rest aus dem Kapital-Vermögen anbieten. Dadurch wird immer eine Situation geschaffen, aus der herauszukommen 100 Landes-Interessen drängen; die brauchen wir, damit die preußischen Zoll-Abgeordneten für neue Zoll-Einnahmen stimmen. Ich halte die Capitulations-Politik von Hause aus für einen so groben politischen Fehler, daß ich mich nicht entschließen kann ihn offenen Auges mitzumachen und habe dem Goldonkel erklärt, ich käme vor Ostern nicht, wenn er sich nicht aus dem geheimräthlichen Joche losreißt. Von Herzen Ihr sehr posteiliger

v. B.

Bekanntlich führten die zunächst noch einmal ausgeglichenen Meinungsverschiedenheiten über die Finanzangelegenheiten, welche damals zwischen Bismarck und von der Heydt entstanden waren, im folgenden Jahre den Rücktritt des letzteren herbei.

Auch Blanckenburg, von Wagener darum angegangen, hatte sich in der den letzteren betreffenden Angelegenheit am 27. Oktober an Roon gewandt und diesen um Vermittelung oder wenigstens Herbeiführung eines Aufschubes ersucht, und zwar unter Angabe fast derselben Gründe, die in dem Briefe Bismarck's vom Tage vorher zu Gunsten Wagener's erwähnt worden waren.

Roon antwortete an Blanckenburg (Berlin 3. 11. 68):

Mein lieber Moritz!

Die Aufregungen der letzten Wochen sind verrauscht; gegen 60 Gesetzentwürfe berathen und fertig gemacht, sehr ernste Differenzen mit dem „großen Zauberer" in V. ausgeglichen, auch — so ziemlich — die kleine mit und wegen Wagener, und morgen — ja morgen beginnt wieder der alte parlamentarische Leierkasten seine bekannten Melodien zu orgeln. Ja, das Leben ist herrlich! Besonders unter Goldonkels fetten Fittigen[1])! — — Und Du, elender Krautjunker, sitzest daheim bei Deiner Giftbude und grübelst über einem anständigen Vorwande, um auch dem diätenlosen Reichstage Dich zu entfremden?! Du bist im Sinken und Verkommen, daß es zum Erbarmen wäre, wäre es nicht zum Beneiden. — Aber im Ernste denkst Du doch wohl nicht an Deinen Reichstag-Austritt? Oder Du denkst nicht an Otto und Deine Freundschaft für ihn! Auf alle Fälle will ich Dich daran erinnern. — Wenn ich sie nun morgen wiedersehen werde, alle die lieben Gesichter und das Deinige ist wieder nicht darunter, so werde ich mich des Fluchens kaum enthalten können — und ich werde fluchen.

Vielleicht erwartest Du von mir Näheres über Wageners Zorn und Versöhnung. Aber eigentlich ist's die Tinte nicht werth, darüber zu schreiben. Sieh! heute bekam er durch Heydt, auf des Königs und Bismarck's Veranlassung, den Auftrag, den Staats-Ministeriums-Bericht abzufassen, vermöge dessen Wehrmann auf Costenoble's Stuhl gesetzt werden sollte, und heute noch meldete er sich krank und die Absicht, den Abschied zu fordern; und übermorgen wurde Wehrmann auf jenen Stuhl gesetzt und Wagener zum „Geheimen Ober" ernannt, und dies Pflästerchen scheint die Wunde geheilt zu

---

[1]) Heydt hatte im Staatsministerium die Anciennetät vor Roon.

haben. Denn was jetzt noch an Verstimmung nachgrollt, wird nicht zünden, bis Bismarck wiederkehrt, und dann erst recht nicht — es sei denn daß neue atmosphärische Störungen eintreten.

Na Gütergotz! Was die Baulichkeiten anbelangt — schön reingefallen! Aber es wird ganz nett werden. Ob ich's jedoch noch erleben werde, daß sich Alles zurecht gezogen hat und daß die Freude am Besitz kömmt — wer weiß es? — Uebrigens geht es mit meiner Gesundheit leidlich . . u. s. w.

In alter Liebe Dein

A. v. R.

* *
*

Der parlamentarische Feldzug des Winters 1868/69 verlief für Roon ohne besondere Reibungen. Die Arbeiten zur Vollendung der Organisation der Norddeutschen Bundes-Armee konnten daher ungestört ihren erwünschten Fortgang nehmen. Bei Beratung des Militäretats zeigte es sich, daß jede Opposition gegen die durch Roon's Wirksamkeit ins Leben gerufenen Heeresinstitutionen verstummt war. Sie hatte den Kampfplatz definitiv geräumt vor des Königs thatkräftigem Kriegsminister, welcher nach zehnjährigem heißen Ringen nun endlich das Feld völlig unbestritten behauptete und nicht nur in Preußen-Deutschland, sondern von ganz Europa, von Freund und Feind, als Sieger anerkannt und bewundert wurde.

Roon ließ sich dadurch nicht einen Augenblick berauschen. „Niemand kann mehr thun als seine Schuldigkeit" — pflegte er auf alle Lobeserhebungen zu erwiedern; aber immerhin wurde ihm unter solchen Umständen die täglich noch wachsende Arbeitslast wesentlich erleichtert. Auch über seine Gesundheit

hatte er damals weniger zu klagen, was u. a. daraus ersichtlich, daß er im Januar 1869 sogar wiederum mehrere Jagden in Pommern mitmachen konnte gelegentlich eines Besuches im geliebten Zimmerhausen.

Die nächsten Monate brachten dann auch noch neue Ansprüche an seine amtliche Thätigkeit. Er wurde zum Mitgliede des Bundesrats ernannt und mußte infolge dessen am 19. Februar dem Minister des Innern sowie den Landräten seines (des 9. Potsdamer) Wahlbezirks anzeigen, daß er genötigt sei, sein Mandat als Reichstagsabgeordneter niederzulegen. Seine Ernennung zum Vorsitzenden des Bundesrats für den deutschen Zollverein (1. Mai), sowie zum Vertreter des Bundeskanzlers in sämtlichen Bundesangelegenheiten (14. August) bewies ferner, wie hoch seine staatsmännische Einsicht auch auf den nicht militärischen Gebieten geschätzt wurde und wie andauernd vortrefflich sein Einvernehmen mit Graf Bismarck auch in den amtlichen Beziehungen geblieben war. Mehr noch als durch äußere Zeichen ergiebt sich diese Intimität aus dem vertraulichen Briefwechsel jener Zeit zwischen den beiden Staatsmännern. Zum Teil war derselbe veranlaßt durch Meinungsverschiedenheiten mit dem Monarchen. Die Erörterungen mit diesem könne er, schrieb Bismarck an Roon, gemütlich nicht aushalten, er sei mit seinen Kräften wieder fertig; und Roon war auf den Ruf des Freundes zu erfolgreicher Vermittelung denn auch sofort bereit. Er selbst empfing, wie mehrfach erwähnt, bei andern Gelegenheiten ähnliche, in gleicher Selbstlosigkeit dargebotene Gegendienste Bismarck's. — So gingen die beiden befreundeten Staatsmänner — zum Heile des engeren wie des im Aufbau begriffenen deutschen Vaterlandes — in vollem, gegenseitigem Vertrauen vorwärts und aufwärts ihren hohen Zielen zu, ohne daß jemals Eifersucht oder Mißgunst ihre Einigkeit ge-

stört hätte; und wenn auch, vorher und nachher, Mißverständnisse und amtliche Reibungen zwischen ihnen nicht immer völlig vermieden werden konnten: die großen Aufgaben fanden sie immer wieder eng verbunden und bereit, Schulter an Schulter zu kämpfen und sich gegenseitig den Rücken zu decken; und ihre persönliche Freundschaft ist auch unter gelegentlichen Mißverständnissen niemals erschüttert worden.

Im Frühjahr und Sommer 1869 behielt Roon übrigens trotz der amtlichen Pflichten noch hinreichende Zeit, um sich auf seinem Gute mit Wirtschaftsreformen und der Einrichtung des neu gewonnenen Landsitzes zu befassen. Seine ausführlichen Briefe an die im Mai und Juni in Teplitz weilende Gemahlin bezeugen es, welche Freude diese Thätigkeit ihm bereitete. Sodann begleitete er Mitte Juni — als Graf Bismarck sich schon in Varzin befand — den Monarchen nach Hannover; etwas seufzend berichtet er von Paraden, zahllosen Besichtigungen, Diners und Festlichkeiten; von dort führte ihn sein Amt als Marineminister nach dem Jahde-Busen, wo (bei dem damaligen kleinen Orte Heppens) der neu erbaute erste deutsche Kriegshafen am 17. Juni feierlich eingeweiht wurde.

Roon hatte das Gründungsdokument zu verlesen. Die Ansprache, welche er alsdann an den König und die auf der Spitze des Hafens um denselben gescharte Festversammlung richtete, schloß mit den Worten: „Ew. Majestät haben in Gnaden geruht, meinem ehrfurchtsvollen Antrage stattzugeben, daß in dieser Stunde der Name, den diese Stätte künftig tragen soll, zuerst amtlich ausgesprochen werde. Ew. Majestät haben meinen ferneren unterthänigsten Antrag zu genehmigen geruht, daß dieser Name, zur Genugthuung aller Ihrer getreuen Unterthanen und zur besonderen Befriedigung Ihrer

allergetreuesten Flotte, als welche hier zu wirken vorzugsweise berufen ist, der Mit- und Nachwelt zugleich den Namen des Monarchen zurückrufe, unter dessen mächtigem, wachsendem Szepter das schwere Werk dieses Hafenbaues — nach 13jährigem, fleißigem und hartem Kampfe mit den Elementen — bis hieher gediehen ist.

Und so verkündige ich in Kraft Eurer Königlichen Majestät Befehls, daß von dieser Stunde an dieser Hafen, dieser Ort

Wilhelmshaven

heißen soll . . ."

Hell schmetterte das Hurrah und der Jubelruf der Festgenossen, Matrosen und Seesoldaten über den damals noch öden Strand, als Roon unter dem Donner der Geschütze seine Ansprache mit einem begeisterten Hoch auf den König beendete und das Hurrah auf den im Außenhafen liegenden Kriegsschiffen freudig wiederhallte.

Die Entwickelung der jungen Marine hatte damit wieder einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, und die in demselben Jahre für ihre Zwecke erfolgten größeren Geldbewilligungen machten es möglich, auch den Bau neuer Kriegsschiffe in Angriff zu nehmen.

Nach kurzem Aufenthalte in Bremen, wo festliche Begrüßung erfolgte, mußte Roon nach Berlin zurückkehren, denn die ihm obliegende Vertretung des wiederum bis zum Beginn des Winters in Varzin verweilenden Bundeskanzlers machte seine längere Abwesenheit von dort nicht angängig. Da aber andrerseits seine Gesundheit fortgesetzt der Schonung und Stärkung bedurfte, so hatte er die Erlaubnis erbeten und erhalten, die Geschäfte — soweit solche nicht seine persönliche Anwesenheit in Berlin durchaus notwendig machten — von seinem Landaufenthalte aus zu erledigen. Die Einrichtung

seines Hauses war soweit beendet, daß er im Juli mit den Seinen vollständig übersiedeln konnte. Berlin war von dort aus nötigenfalls in einer guten Stunde zu erreichen.

Auch die folgenden Monate waren nicht ohne Bedeutung für die damalige innere politische Entwickelung. Die nachstehend mitgeteilten Korrespondenzen geben auch ohne näheren Kommentar nähere Aufschlüsse darüber, sowie über die Urteile, Anschauungen und Stimmungen, von welchen die maßgebenden Staatsmänner damals beherrscht wurden und die daher für die Zeitgeschichte Interesse haben.

Im August und September fand zunächst ein reger Briefwechsel statt zwischen Graf Bismarck in Varzin und Roon, welcher ihn, wie wir sahen, daheim in den wesentlichen Punkten zu vertreten hatte. Doch betraf derselbe meistens nur amtliche Spezialangelegenheiten und Meinungsverschiedenheiten Bismarck's mit dem Finanzminister Freiherrn von der Heydt. Roon schrieb darüber u. a. an Blanckenburg:

Gütergotz, 30./9. 69.

Mein lieber Moritz!

M. theilte mir mit, daß Du gestern nach Varzin gehen wollest, nachdem mir Bismarck früher geschrieben, daß er Dich citirt, um sich einmal gründlich ausschelten zu können.

Ich hatte ihm Einiges aus dem Stillleben mit den Gespielen u. außerdem etwas von den schweren politischen Bedenken, die mich plagen, mitgetheilt, von denselben, die wir hier zusammen mit Seufzen besprachen. Er hat mir darauf mit einem Gemeinplatz geantwortet, von dem er selbst sagt, daß er an sich nicht viel bedeute, aber er habe wenigstens 20 Bogen Variationen dazu, die er nicht schreiben möge, weil er die schmutzige Arbeit mit Dinte nicht liebe. Er bemerkt nebenbei (wie mir scheint), daß er mich gern sprechen möchte. Meine

Bescheidenheit oder Discretion ist aber von der Art, daß ich ohne B.'s ausdrücklichen Wunsch an einen Besuch in V. nicht im entferntesten dachte und denke. Möglicherweise hält oder hielt ihn seine Berücksichtigung meiner Bequemlichkeit, d. i. seine Discretion ab, einen solchen Wunsch zu äußern. Ich würde ihm auch keine neuen oder helleren Lichter anzünden können, so etwas zu glauben geht über mein Selbstgefühl hinaus. Auch würde ich nicht kommen, um mich am Phosphoreszieren seines Geistes zu ergötzen oder mich in seine neuesten politischen Feldzugspläne einweihen zu lassen. Ich würde allein deßhalb, dann aber gern kommen, wenn er ein Bedürfniß oder auch nur ein Verlangen danach empfände. Dir dies zu gelegentlichem Gebrauch mitzutheilen ist im Wesentlichen der Zweck dieser Zeilen. B. soll und darf von mir nicht glauben, daß ich kalt und spröde bin, aber er darf ebenso wenig annehmen, daß ich unempfindlich sei gegen die etwa sich einstellende Meinung, ich überschätze die Annehmlichkeiten meiner Person und die eigene Bedeutung. Ich kann ihn nicht überfallen wie S. und H., aber ich bin immer gern zu seiner Verfügung. Basta! — — — Grüße B. herzlich, auch die Deinigen. In alter Liebe u. Treue

Dein

Roon.

Moritz von Blanckenburg an Roon.

Varzin 1. 10. 69.

Geliebter Onkel Albert!

Ich war hierher gebeten durch Johanna sehr dringend schon in der Zeit, während ich in Gütergotz und Hohendorf kreuzte zur Berathung über Landtagsangelegenheiten ꝛc. Bin heute noch hier geblieben weil Eulenburg kommt — wie Du wohl wissen wirst — anscheinend im Auftrage des Königs.

B. hat mich gebeten, daß Du doch Selchow einen Anstoß geben mögest, daß er sich wenigstens der ländlichen Interessen im Staatsministerium annimmt, die Heydt mit Reduction der Creditfristen von 6 Monaten auf 3 Monat wiederum schädigen will. B. ist darüber erregt, erstens daß diese Operation allein dazu geschehen soll, das eigentliche Deficit zu verdecken . . . zweitens ist er auch der Meinung, daß diese Reduction dem Lande einen empfindlichen Schnitt versetzt und ärgert sich, daß Niemand außer ihm diese Interessen wahrnimmt . . .

Dies Alles ist nun aber eine völlige Nebensache in meinen Augen im Vergleich mit der ganzen Situation, die ich hier vorgefunden habe.

Ich finde B. fest entschlossen unter allen Umständen sich ganz auf den Bund zurückzuziehen, wenn der König nicht mindestens Heydt entläßt."

Nachdem dies näher ausgeführt und Bismarck's damalige krankhafte, sehr reizbare Stimmung beklagt worden, fährt der Brief fort:

„Mir scheint, daß Du energisch B. helfen mußt den König zu überzeugen H. zu entlassen, auch womöglich Selchow, wiewohl dies mehr negativ ist. Ich glaube — dann ließe sich der Lappen flicken.

Das übelste, was in neuerer Zeit geschehen ist, sind Mühlers Unionssprünge, indeß ich glaube, daß der König hiermit viel mehr sich identificirt hat, als mit H.'s Unthaten.

Otto will hier bleiben — gar nicht zum Landtag kommen und will wohl nichts lieber als daß der Landtag Alles ablehnt.

Ich werde meine Entschließungen hierfür mitzuwirken

erst fassen, wenn ich die Vorlagen kenne. — Morgen fahre nach Hause.

Dein getreuer M.

Derselbe an denselben.

Zimmerhausen, 8. 10. 69.

Geliebter Onkel Albert!

Deinen Brief von 30./9. habe ich nicht mehr in Varzin erhalten, würde Deinerseits ruhig abwarten, ob B. seinem Verlangen Dich zu sehen weiteren Ausdruck giebt.

Ich habe ihm übrigens, da es mir in V. unmöglich wurde, mich völlig auszusprechen, in diesen Tagen etwas ausführlicher geschrieben, als ich das sonst zu thun pflege. An seine Krankheit kehre ich mich gar nicht mehr — die ist unheilbar, wenn er in V. fortfährt so ungesund zu leben wie bisher. Sehr spätes Aufstehen und dann wie ein Förster bis 5 Uhr draußen, essen (und wie!) um 5, 6, 7 Uhr anfangend je nachdem, $1/2$ Stunde Billard und dann die eigentlich nicht zu vermeidende Arbeit bis 10—11 Uhr — und das bewußte kalte Nachtessen — natürlich kein Schlaf bei zerstörter Verdauung.

Seine herben Urtheile über seine Collegen und die Conservativen (er nimmt bei den Ausfällen jedesmal Dich und mich aus) sind ja zum großen Theil völlig gerecht und nicht neu. Ich habe ihm zugesagt das Meinige (geringe) zu thun um zu helfen. Auf sein Verhältniß zum Könige habe ich keinen Einfluß, auch kein Urtheil darüber; habe ihn auf die Ehe verwiesen, die auch nicht ohne gegenseitige Duldung zu führen ist. Mögen nun aber die Conservativen noch schlechter sein, wie er sie schildert — ohne dieselben wird er nimmermehr Preußen in anständiger Form in Deutschland aufgehen

machen, was (richtig verstanden) allerdings das noch mögliche gute Ziel ist. Will er dies Werk allein mit den Liberalen vollziehen — so führt es unfehlbar zur Republik.

Man kann den Liberalen nicht gerecht werden, wenn man nicht ihr ganzes Programm erfüllt, und dazu gehört in erster Linie die Zerstörung der Kirche und Schule . . . Also — läßt sich Deutschland nur einigen auf liberalem Wege, so kann dies nur mit Hülfe der Conservativen geschehen. Die müssen das Bewußtsein behalten oder wiederbekommen, daß sie die eigentliche Stütz-Parthei sind, mit der Deutschland erobert wird. Dazu aber sehe ich nicht allein keine Anstalten — sondern ich besorge, daß die Verbindungen, die noch bestehen, abgebrochen werden.

Am letzten Abend in B. hatte ich noch ein langes Gespräch mit Eulenburg, der mir mittheilte, was man plante um Heydt zu beseitigen. Ich bin ganz einverstanden, und B. wird auch nicht krank werden, wenn ihm der Schwarze Adler umgehängt wird. H. lauert also auf einen Moment um als Conservativer abzugehen. Ich fürchte aber, der Moment kommt nicht. — — Wenn ich in der Kammer wäre — würde ich schwerlich für die Zuschläge stimmen. — — —

Dein getreuer M.

In den letzten Oktobertagen erfolgte bekanntlich der Rücktritt Heydt's und die Ernennung Camphausen's zum Finanzminister. Ueber die politischen Anschauungen des letztgenannten war wenig bekannt, die Konservativen sahen ihn mit Mißtrauen, die Liberalen ohne Vertrauen kommen. Letztere hatten auf einen „Systemwechsel“ gehofft — dazu wäre aber keine Aussicht, wie sie meinten, so lange Roon „das Bleibende“ in der Bewegung sei. „Einen eisernen Stock, eine Säule, die fest steht, wenn auch die Welt in Trümmer fällt, behalten

wir gewiß: den Herrn von Roon, den treuen Wächter des Soldatenthums gegen Jedermann" – schrieb die Vossische Zeitung vom 29. Oktober halb höhnisch, halb elegisch, als sie den Wechsel im Finanzministerium besprach. — Thatsächlich war Camphausen's Eintritt wohl dem wachsenden Einflusse Delbrück's zuzuschreiben, der auch durch die nachstehenden Briefe bezeugt ward.

Graf Bismarck an Roon.

Varzin, 20. November 1869.

Lieber Roon

ich wollte Ihnen noch einige Zeilen wegen Delbrück's künftiger Stellung schreiben, um Ihnen mein desfallsiges Anliegen zu empfehlen, welches Wehrmann dem Staatsministerium vortragen soll. Aber ich befinde mich in einem Zustande, den die Aerzte als Carlsbader Crisis bezeichnen und der mich vollständig erschöpft; ich werde zur leeren Flasche, wenn das morgen so beibleibt. Sitzen und Schreiben ist mehr als ich ohne Uebermüdung heut leisten kann, und der Königliche Herr, durch badische Familien-Correspondenz gestachelt, schreibt mir eigenhändige Briefe, deren Beantwortung einen politisch-historischen Doctor-Cursus manu propria von mir verlangt. In dem Moment wo Fleury in Petersburg die Sturmglocke über Nordschleswig läutet, sollte man die Tonart abwarten, die sie giebt. Lassen Sie Sich doch die Reuß'schen Berichte von Thile zeigen.

Ich muß zu Bett, und vorher noch où vous savez; ich bitte nur, lassen Sie mir Delbrück's Auditoriat im Staatsministerium und seinen Ministertitel im Bundesrathe mit Wohlwollen passiren, es gehört beides zu meinem Handwerkszeuge, wenn ich bequemer arbeiten soll.

Wie sind Sie mit Camphausen zufrieden? Ich schließe meine Kur mit heut, soll noch 3 Wochen still sitzen und Diät halten (in der Gänsezeit!) und hoffe dann Weihnachten mit Ihnen zu feiern. — In alter Freundschaft

Ihr v. Bismarck.

Haben Sie Nachricht von Wagener? Er soll krank sein?

Roon an Bismarck.

Berlin, 23. 11. 69.

In Beantwortung Ihres freundlichen in kritischen Zuständen, hoffentlich nicht nach 10 Uhr Abends (!) geschriebenen Brieflein's vom 20. d. M. erwidere ich, daß ich, schon bevor mir Wehrmann Ihre Concepte zur Einsicht vorgelegt, fest entschlossen war, Ihren Wünschen in Betreff Delbrück's, ungeachtet mancher nicht ermuthigenden Erinnerungen an seine gelegentlich i. v. c. geübte Geschäftsführung, unbedingt zuzustimmen. So selbstsüchtig und — unweise bin ich nicht, daß ich nicht bereitwillig die Hand zu Allem böte, was Sie erleichtern und uns erhalten kann. Ich bin ein alter Stümper, ein müder Mann, dessen Thatkraft und Productivität erschöpft ist, der sich am liebsten mit den Händeln dieser Welt gar nicht abgäbe und der nur aus Pietäts-Rücksichten auf dem innehabenden Sessel für eine kurze Zeit noch verharret, während die Welt von Ihrer Thätigkeit noch Zeichen und Wunder erwartet und erwarten, ja verlangen kann und muß. Dieser meiner Auffassung gemäß habe ich bereits gestern die Zustimmung des Staats-Ministeriums kurzer Hand beantragt und erhalten, so daß der Antrag an den König unverweilt abgehen kann, sobald Sie ihn vollzogen haben werden. Auch habe ich mich durch eine vorläufige Besprechung mit Sr. Majestät dessen versichert, daß der Antrag eine gnädige Aufnahme finden wird.

Die Russischen Berichte hat mir Thile mitgetheilt, gebe aber nicht zu viel auf die Aeußerungen des Fanfaron Fleury, weßwegen ich hoffe und wünsche, daß R. autorisirt werden wird, ihm gegenüber eine männliche Sprache zu führen. Ueber die badischen Velleitäten bin ich nicht unterrichtet, da Sie mich nicht autorisirt hatten, die bezügliche Information zu suchen und Sr. Maj. sich darüber, mir gegenüber, ausschwieg. Dagegen hatte ich gestern Veranlassung des Königs Sentiment nicht blos in Betreff des Verkaufs der Braunschweigischen Bahnen, sondern in Betreff der damit im Zusammenhange stehenden Braunschweig'schen Successionsfrage kennen zu lernen. Der Herr widersprach nicht, als ich auf die Unmöglichkeit der Succession des Kronprinzen von Hannover hinwies. Er citirte nur nachträglich ein Schleinitz'sches Gutachten, nach welchem Preußen keine Successionsrechte zuständen, schien aber nicht einverstanden damit und betonte sehr lebhaft die Nothwendigkeit in der Frage schlüssig zu werden, da die Eventualität 2c. vielleicht sehr plötzlich an uns herantreten könnte.

Mit der Behandlung der Braunschweigischen Eisenbahnfrage war Serenissimus einverstanden.

Mit Camphausen bin ich bis jetzt wohl zufrieden, kann Ihnen aber nicht bergen, daß mir das Triumvirat Delbrück-Camphausen-Wehrmann in Ihrer nächsten Umgebung Gedanken macht, die ich heute nicht näher besprechen möchte, weil ich an Zahnweh empfindlich leide, obgleich die Zähne fehlen.

Zum Schluß nur noch ein Wort freundlicher Ermahnung aus vollem Herzen. Wenn Sie nun durch das Karlsbader Wasser wirklich wieder zur Reinigung Ihres inwendigen Menschen und zur körperlichen Gesundheit gelangen, so dürfen Sie ohne grobe Versündigung nicht wieder in Ihr altes Lasterleben (Aufstehen zum Mittag, Schlafengehen nach Mitter-

nacht, Massenspeisen am Tage, Arbeiten bei Nacht u. s. w.) verfallen. Sie sollen vielmehr Gott danken und dem Lande dienen mit der ganzen Fülle Ihrer Ressourcen — was Sie aber nicht vermögen, wenn Sie wiederum in den alten Pfuhl gerathen. Sollte Ihre Energie nicht hinreichen, um Ihrer extravaganten Natur die Lebensordnung eines ehrsamen deutschen Hausvaters aufzunöthigen? Das müssen Sie können? und das erbitte ich mit dem warmen Eifer wahrer Freundschaft als Ihr

alter Roon.

Die Schwierigkeiten, in welche General von Schwartzkoppen durch die viel Staub aufwirbelnde Celler Denkmalsangelegenheit gekommen war, sowie die daraus entstandene Diskussion im Landtage veranlaßte Bismarck am 28. November abermals zu einer ausführlichen Aeußerung über diese Angelegenheit. Er war mit der bisherigen Behandlung der Frage nicht ganz einverstanden.

Dieser Brief schließt: „Wir haben soviel ernste Schwierigkeiten auf dem Halse und blasen uns eine solche Laus zum Scorpion auf.

Sie konnten m. E., nach der Stimmung des Königs, nicht anders reden als geschehen, aber daß Sr. Maj. die Sache auf die in der Anlage entwickelte Weise beilegt, halte ich für ein Gebot der politischen Klugheit, und wenn wir von der nichts mehr wissen wollten, so dürfen wir den Abgeordneten auch nicht mehr vorwerfen, daß jeder von ihnen mit seinem Rechtsboden durch die Wand will, ohne zu ermitteln, was dabei aus dem Staate wird.

Die Carlsbader Mattigkeit verliert sich langsam, aber seit gestern reite ich wieder, und habe mehr Zutrauen. Meine Frau schalt neulich, daß Sie kein Wort von den Ihrigen ge-

schrieben und meinte Sie pflegten doch sonst nicht so ein herzloser Geschäftsmann zu sein; deshalb füge ich hinzu, daß es meinen Damen gut geht, meinem Schwiegervater etwas matt. Herzlich der Ihrige v. B.

Die Anlage bitte ich Sie, Sr. Majestät vorzutragen und aus dem Briefe soviel Ihnen courfähig scheint."

Blanckenburg an Roon.

Zimmerhausen, 1. 12. 69.

Geliebter Onkel Albert!

ich schickte Dir heute früh eine Schachtel voll Stücke einer pommerschen Tochter des Landes in Sauer gekocht, vulgo genannt „Gänsesauer", hoffend daß dieser Säuerling Dich daran erinnert, daß es hier noch eine Ecke Landes giebt, wo man ohne Politik leben kann. — Unser Leben wird zuweilen nur durch das unangenehme Gefühl — das mich oft mit Ekel befällt — gestört: „ach noch einmal mußt Du auf den Reichstag"; mich tröstend: „aber auch nur noch einmal" — —

Die Kammerberichte 2c. verfolge ich gar nicht, man bekommt zu unwahren Eindruck aus den Zeitungen. Merkwürdig! Alles was im Lande kirchlich „rechts" ist, d. h. was noch an den Gekreuzigten glaubt und die Kirchenbekenntnisse aufrecht erhalten will, schäumt vor Erregung gegen Mühler, und im Landtage wird er angebellt von Allen, die Jesum hassen! — — —

Dein getreuer Moritz.

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 4. 12. 69.

Daß Du, mein geliebter Moritz, in einem Landeswinkel Gänsesauer speisest, wo man ohne Politik leben kann — wie

Du davon rühmst — ist mir freilich nicht überzeugend dargethan worden; eher das Gegentheil. Ich würde Dich sonst mehr um diesen Mangel, als um Deinen Ueberfluß an Weißsauer beneiden.

Er hat seit einiger Zeit wieder Notiz von mir genommen, brieflich und telegraphisch zu verschiedenen Malen, und mir aus der Karlsbader Krisis selbst geschrieben, daß er zu Weihnachten hier sein würde, worauf ich ihm erwidert, er möchte fortbleiben, wenn er nicht gesund, d. h. ohne krankhafte Reizbarkeit sei. Denn hier ist wahrlich des Aergers genug, wenn man sich nicht auf des alten Demokrits Standpunkt zu erhalten vermag. Die hiesigen Abderiten sind ja ohne alle gemüthliche Erziehung, und ich meine, daß ein Mann wie Mühler, angefeindet von Jude und Christ, entweder ein viel bedeutenderer oder ein viel einfältigerer Mann sein müßte wie er wirklich ist; sonst ist dieses allseitige Schnauben nicht zu begreifen und zu erklären, außer durch das Abderitenthum der „vulgären Menge". — —

Am Sonntage will ich zur Feier des Tages meine liebe Familie an meinem Tische versammeln, denn jedenfalls hat diese Ursache sich darüber zu freuen, daß ich vor zehn Jahren (am 5. Dezbr. 59) Minister geworden bin, wie auch das Land darüber urtheilen möge.

Am 29. u. 30. war ich mit Sr. Majestät in Königs-Wusterhausen und habe gute Jagd gemacht. . . . Mit dem Marschiren ging es ja leidlich, aber alt — alt bin ich doch sehr.

Von M. und unsern beiden Enkelsöhnen wirst Du, hoffe ich, Gutes erfahren haben resp. erfahren; Vater Thadden wohnt seit einigen Tagen bei ihnen — ganz Synode! Wie frisch ist doch der alte Herr noch; eine wahre Freude ihn zu sehen und zu hören.

Das Triumvirat um Bismarck ist nun fertig, auch Delbrück wenigstens titulirter Staatsminister; der neue Finanzminister hat wohl debütirt, allein nicht mehr als das, und ich zweifle nach wie vor, daß er allgemein-geschäftlich sowie politisch ganz geeignet ist für die übernommene Rolle, B. und dem Staats-Ministerium gegenüber. Bei den National-Liberalen hat er Anstoß gegeben durch das, wodurch er sich bei uns empfohlen hat. Aber verzeih', daß ich Deine Ohren mit Politik vergifte, Du lieber Kohl bauender Decius oder Diocletian, der da gewiß nächstens das bekannte „Beatus ille etc." mit Variationen vom Kinder-Concert exekutiren lassen wird. — Grüße sehr herzlich die Deinen und laß bald wieder von Dir hören, auch ohne veranlassende Gänsekeulen.

Dein alter A. v. R.

Im Dezember hatte Roon einen heftigen Krankheitsanfall, so daß Blanckenburg aus Zimmerhausen am 28. 12. fragte:

„. . . Nun sitzt man wieder hier und hört kein Wort von Deinem Befinden, und doch möchte ich so gern hören, daß Böger Deine kranken Lungen für gesund erklärt hat?"

Roon antwortete darauf:

Berlin, 31. 12. 69.

Herzlichen Dank für gütige Nachfrage. Mit meiner Gesundheit geht es eben so gut wie vor der brüsken Attacke. Böger, dies einräumend, hat indeß fortwährend Sorge, so daß er mir für heute wenigstens die Theilnahme an der Hofjagd zu verleiden suchte. — — Von hier ist wenig Neues zu melden, wenn nicht etwa — als signatura temporis — des Besuchs zu gedenken, den Ihre Maj. die Königin gestern Abend in meinem Hause gemacht hat, um meine kranken

Töchter zu sehen, zu trösten und zu berathen. — Der Herrenmeister requirirt die Marine, um nach Jerusalem zu reisen mit seiner Frau Meisterin und einer Anzahl von schaulustigen Rittern des heil. Johann, behufs der Grundsteinlegung zum Wiederaufbau der dortigen Ordenskirche, nachdem der liederliche Großtürke die Ruine dem Könige geschenkt hat. Willst Du Dich nicht etwa auch zur Begleitung melden? Stolberg würde das gewiß sehr wünschen.

Der König hat mir zum Weihnachten eine sehr schöne und sehr schwere goldene Sieges-Medaille geschenkt, die nur in 10 Exemplaren in Gold geprägt ist; natürlich ein Familien-Kleinod von unschätzbarem Werthe.

Herzliche Grüße an alle die Deinen, auch an den Geiglitzer. Sage diesem nur, daß es mir sehr schwer geworden, nicht zu kommen, aber „kranker Gast — schwere Last!"

Bismarck wird heute zurückerwartet. Die Nachrichten aus Bonn lauteten ja bisher tröstlich. In alter Liebe, im alten wie im neuen Jahre

Dein alter R.

Blanckenburg an Roon.

Zimmerhausen, 9. 1. 70.

... Ja freilich war ich besorgt um Deine Lungen in Anbetracht des damaligen Wetters (10° Kälte). — Nach Jerusalem ginge sehr gern, wenn mir die Preise und sonst Vieles solche Extravaganzen gestatteten ... allein das könnte mich reizen, wenn ich damit vom Reichstage befreit würde, vor dem ich eine unüberwindliche Abneigung habe. ...

Sehr lieb wäre es mir, wenn Du, gelegentlich General Moltke sehend, diesem von mir Eröffnungen machtest dahingehend, daß meine einzige Hoffnung wäre für die Fraktions-

session, daß Er die Leitung in der Art in die Hand nähme, wie Stolberg früher. Es würden dabei die eigentlichen Corporaldienste von Denzin geleistet, und ich würde mich ihnen gewiß nicht entziehen, wenn ich da wäre. Aber wir müßten ihn gerade in erster Linie haben als feinstes Deckblatt, das wir noch hätten für unsere Vierradener Einlagen.

Ist denn Johanna zurück? Hat Bismarck wirklich die preußischen Staatsministerialzügel wieder ergriffen?

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 16. 1. 70.

Dank für Deinen ausführlichen wenn auch nicht durchweg erfreulichen Brief vom 9. d. M., als dem Tage, an dem ich vor 49 Jahren den Offizierrock angezogen. Noch ein Jahr und die Zahl 50 ist voll — und dann wird man es mir doch vielleicht nicht mehr allseitig verdenken, wenn ich mich, wie ich ersehne, von den öffentlichen Geschäften zurückziehe, falls mir des Herrn Gnade bis dahin überhaupt den Odem bewahrt hat.

Der König ist noch immer grippig und konnte den letzten Jagden nicht beiwohnen, aber er fährt aus und macht seine Geschäfte. — Mit der Jerusalemer Reise ist's vorläufig, wenn nicht auf immer — Essig; deßhalb habe ich gestern unsere Schiffe aus dem Mittelmeer abgerufen. Die Gründe zu diesem Verzichte sind interessant, aber für eine schriftliche Mittheilung nicht geeignet.

Der Reichstag tritt nun — d. i. ziemlich sicher — spätestens am 15. Februar zusammen, zu möglichst kurzer Sitzung. Wie die Diskussion über den § „Amtshauptmann" ausfällt: davon wird es abhängen, ob wir den Landtag möglichst bald schließen oder — vertagen, um nach der R. T. Sitzung ihn

wieder zusammen zu rufen und die famose Kreis-Ordnung fertig zu schwätzen. Ich hoffe, daß Du dem R. T. nicht fehlen wirst; da Deine Pläne mit dem „Deckblatt" Moltke sich schwerlich verwirklichen dürften, da sich dies Deckblatt nicht gut rollen läßt.

Bismarck verkehrt mit den Geschäften — auch den Preußischen — ungefähr wie vor Jahren, ist in den Sitzungen überlebhaft, spricht fast allein und scheint in dem alten Irrthum befangen, daß er durch geistige Regsamkeit und persönliche Liebenswürdigkeit alle Schwierigkeiten der Lage überwinden werde. Es wird daher auch mit den National-Liberalen fortcoquettirt und die alten Freunde und Gesinnungsgenossen werden ziemlich ignorirt; er meint durch diplomatische Dialektik und menschliche Klugheit übrigens Alle gewinnen und über den Gänsezucker führen zu können, redet mit den Conservativen conservativ und mit den Liberalen liberal, und bekundet durch dies Alles entweder eine so souveräne Verachtung aller seiner Umgebungen oder so unbegreifliche Illusionen, daß mir dabei ganz graulich zu Sinne wird. Er will à tout prix möglich bleiben, jetzt und künftig, und zwar weil er wohl die Empfindung hat, daß der begonnene Bau unter dem Hohngelächter der Welt zusammenfällt, sobald er die Hand davon thut. Das ist auch nicht unrichtig — aber — die Mittel zum Zwecke! Werden sie um seinetwillen geheiligt? — — Frau Johanna ist, glaube ich, noch in Bonn, sie hat es durchgesetzt, daß B. die Söhne jetzt nach Berlin versetzen läßt, was nicht überall gebilligt wird, ebensowenig wie die eingeleitete Reform des Pauk-Comments. . . .

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein A. v. R.

Blanckenburg an Roon.

Zimmerhausen, 21. 1. 70.

. . . Ueberraschen thut mich gar nicht, was Du über B. schriebst. Daß er die Fehler, die seit Provinzialfonds in Behandlung der Conservativen gemacht sind, nicht wieder gut machen will, das weiß ich von Varzin her; daß er die Meinung hat, daß die vorschreitende Einigung Deutschlands es erfordert, daß wir immer liberaler werden müssen — das spricht er geradezu aus — freilich auch, daß jeder liberale Mann, der dem König durch das Amt näher gebracht wird, eo ipso conservativer wird. . . .

den 30. Januar (aus Stettin).

. . . Hier in Stettin fangen meine Dienstgeschäfte am 4. März an und dauern 3 Wochen. Hoffentlich werde ich damit den größten Theil des Reichstages los, vor dem ich mich ekele. Bleibt es denn beim 15. Februar? Wirklich betheiligen thue ich mich nicht mehr, werde fortan nur meinen Angelegenheiten leben. Von 1852—1870 sind 18 Jahre! Mir scheint das genug zu sein für politisches Herumbummeln; habe daher den Landräthen bereits meine Meinung gesagt. Dazu kommt, daß die ständischen Dinge mir Beschäftigung genug geben, so daß ein Untergang im Mist nicht zu besorgen.

Z, den 5. Februar.

. . . Die Opposition der Conservativen gegen B. nimmt reißend zu — man kann es schon Erbitterung nennen. Führer dieser Opposition gegen ihn will und werde ich nimmermehr sein, und Führer der murrenden widerwilligen ihm noch aus allerhand Gründen folgenden Rest-Conservativen mag ich nicht sein, also Stolberg's [1]) Erbschaft

[1]) Graf Eberhard Stolberg, bisher Fraktionsvorstand, war kürzlich zum Oberpräsidenten von Schlesien ernannt worden.

trete ich nicht an. Bis zum 4. März werde ich mich in Berlin sporadisch zeigen, von da ab dauernd nach Stettin gehen. Beiden Landräthen habe definitiv angezeigt, daß sie sich einen andern Abgeordneten suchen müssen. — Ich bleibe hier so lange Vater lebt, dann mag meinetwegen das castra movere losgehen dahin wo dann noch ein ubi bene ist — ? — ?

Dein getreuer Moritz.

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 7. 2. 70.

. . . Du erwähnst in Deinem letzten Briefe die Opposition resp. Mißstimmung der Conservativen. Der gute Berg discutirte gestern Abend an meinem Theetisch dasselbe Thema, und sprach, wie Du, vom Rückzuge. Wenn Du und er und die Gleichgesinnten sich von der politischen Bühne in der That zurückziehen, so wird den Liberalen freilich das Feld unbestritten überlassen; dann kann die Regierung oder B. nicht bloß mit den Liberalen transigiren und wirthschaften, dann muß er es thun, und Ihr werdet bald wahrnehmen, wie das Schiff von den Mithänden am Steuer ganz entschieden nach links gewendet wird, was ich natürlich nicht mitmache. Das „castra movere“ hat doch auch seine großen Bedenken, weil ich mich vergeblich auf dieser Welt nach dem „ubi bene“ umschaue. Politisch gehöre auch ich — unter uns — der conservativen Opposition an, weil ich nicht wider meinen Willen mit verbundenen Augen geführt werden mag, wer weiß wohin. Aber B. weicht jedem Gespräche über dies Thema aus, während er sich in theoretischen Sätzen noch immer in Uebereinstimmung mit mir zu halten die Miene giebt. Er vernachlässigt, wie bisher, seine treuesten und ergebensten Freunde; er wird nicht Anstand nehmen, sie eventuell auch zu brüskiren. Wenn unser Herrgott nicht eingreift, so ist keine Hoffnung auf eine gedeih-

liche Fortentwickelung unserer Verhältnisse; das Steuer ist verloren gegangen oder unbrauchbar geworden, wer weiß da, wohin uns die Wogen schaukeln werden!

Dies Alles nur im engsten Vertrauen, für dich ganz allein. — Aber ich verzage noch nicht; ich schaue nach Oben und hoffe, das drohende Unheil wird wenn nicht verhindert doch verzögert werden.

Dein alter R.

Nach der Reichstagseröffnung hatten die Freunde reichlich Gelegenheit, sich über ihre politischen Sorgen mündlich auszusprechen. Diese wurden übrigens im April noch dadurch vermehrt, daß der so oft besprochene Gegenstand ihrer gemeinsamen Liebe (denn das war und blieb Bismarck, wenn auch die Liebe zuweilen als eine „unglückliche" empfunden ward) von neuem erkrankte. Von Varzin aus, wohin Bismarck noch vor Ostern wieder gegangen war, erhielt Roon u. a. am 28. April einen sehr ausführlichen Brief der schwer besorgten Gräfin Bismarck, welcher den andauernden Krankheitszustand des Gemahls eingehend schilderte und die Bitte aussprach, diesen wegen seines Fehlens bei Seiner Majestät zu entschuldigen sowie die durchaus erforderliche Verlängerung des Urlaubs zu erwirken.

Des Weiteren erwähnen Roon's Briefe aus diesem Frühjahr an seine zur Kur in Karlsbad befindliche Gemahlin den Schluß des Zollparlaments am 7. Mai, „in welchem Blanckenburg sich durch seine einsichtsvolle Thätigkeit die allgemeine Anerkennung erworben habe," und die darauf folgende Wiedereröffnung des Reichstages, ferner den Besuch des Kaisers von Rußland am 13. Mai — der sich aber die Große Parade verbeten habe. „Es ist Hoffnung, daß Bismarck nach dem Verrauschen der Kaiserwelle nach Berlin zurückkehrt, aber er soll noch recht schwach sein. Mit meiner Gesundheit geht es

ganz leidlich, aber in Acht nehmen muß ich mich freilich sehr." — „Das waren schwere Tage, die letzten in Berlin (berichtet Roon dann weiter aus Gütergotz vom 16. Mai) Vorträge bei Sr. Maj., große Diners, Paraden, Kaiser-Besichtigungen und dazwischen wieder und wieder Staats-Ministerial-Sitzungen unerquicklichster Art, zum Theil bis in die Nächte: das alles hat meine Nerven sehr fatiguirt, so daß es selbst hier in der entzückenden Stille eines fast nur im Freien verlebten Tages mit der nächtlichen Ruhe nicht recht glücken will. Und da ich morgen wieder nach Berlin muß, und am Donnerstag Vortrag, am Freitag eine Besprechung mit Bismarck haben werde, der zum Donnerstag in Berlin erwartet wird, so kann das ersehnte Ausruhen wohl erst in der nächsten Woche beginnen."

Aus einem weiteren Briefe (Gütergotz 22. 5) geht sodann hervor, daß Roon nachts durch zwei telegraphische Depeschen („eine von Bismarck, die andre von Moritz") nach Berlin gerufen wurde. Der Zweck ist nicht angegeben, doch scheint es sich wiederum nur um dringende Angelegenheiten der inneren Politik gehandelt zu haben; denn daß die auswärtigen Fragen nicht die mindesten Sorgen bereiteten, das ergiebt sich aus Roon's weiterhin mitgeteilten Reiseplänen. „Bevor der König nach Ems geht, möchte ich einen längeren Urlaub nicht erbitten. Dagegen erkläre ich mich bereit, mit Dir später nach dem Harz oder nach Dresden oder auch nach Prag zu gehen, falls Du Dir davon Vergnügen versprichst. Auch muß ich gleich nach dem 3. August nach Hannover gehen, um dort auf Befehl Sr. Majestät die Reitschule zu inspiciren. Von da aus könnte ich dann entweder nach Wilhelmshafen gehen, um das Werk fertig zu sehen oder nach Hamburg und Kiel, oder nach dem Harz: Das Eine wie das Andere nach Deiner Wahl — in Deiner Begleitung . . ." u. s. w.

Also nicht ein Wölkchen — das ist deutlich daraus zu entnehmen — trübte Ende Mai den auswärtigen Horizont. Aber auch im Juni wurde noch nicht das Mindeste von dem heraufziehenden Kriegsgewitter bemerkt oder auch nur geahnt; und Graf Bismarck befand sich, wie bekannt, damals noch in derselben Unkenntnis über den französischerseits geplanten Ueberfall. Wie weit entfernt auch er von dem Verdachte solchen Frevels war, das beweist sein nachstehender und aus diesem Grunde sehr interessanter Brief:

Berlin, 7. 6. 70.

Lieber Roon.

ich entfliehe morgen früh den Schlingen, die sich mit jedem Tage meines Bleibens stets von Neuem um meine heimwärts strebenden Füße legen. Ich hoffe, daß wir uns Anfangs August hier so wohl wiedersehen wie wir es gegenseitig wünschen. Ich habe formell 6 Wochen Urlaub. Wegen G. habe ich Bericht und Patent gezeichnet, u. s. w.

Mit herzlichem Gruße in Reise-Hast

Ihr von Bismarck.

* * *

Wie plötzlich alsdann die spanische Thronfrage auftauchte; wie wenig es ihr indessen anfänglich gelang, auch nur die eben begonnene Sommer-Siesta der deutschen Politiker ernstlich zu stören; wie man dann mit zunächst ungläubigem, dann täglich steigendem Erstaunen und noch größerem Unwillen sich überzeugen mußte, daß diese durch den Verzicht des Erbprinzen von Hohenzollern anscheinend völlig und sehr einfach erledigte Frage dennoch in plump-brutaler Weise benutzt wurde, um den Kriegsfall herbeizuführen: das lebt noch in frischer Erinnerung. Auch Roon gehört zu denjenigen, welche so uner-

hörten Frevel bis zum letzten Augenblicke für unmöglich hielten. Zornig wies er damals die ihm gebrachten Zeitungsnotizen als „leere französische Fanfarronaden und Renommistereien“ zurück. Er wollte an dies Maß von Tollheit nicht glauben und mußte auch deswegen ernstlich daran zweifeln, weil er besser, scheint es, als sein französischer Spezialkollege über die Unzulänglichkeit der französischen Streitmittel orientiert war. Indessen verließ er doch Anfang Juli seinen Landsitz, um für alle Fälle in Berlin zur Hand zu sein. Einige Tage später traf auch Bismarck, von dem Getöse aufgestört, aus Varzin ein. Alsdann wurden die Emser Vorgänge und die verletzende Forderung Benedetti's an König Wilhelm bekannt und der Inhalt der bezüglichen Depeschen dem Publikum mitgeteilt. Diese Nachrichten wirkten wie Alarmrufe und verwandelten mit der erforderlichen Schnelligkeit das deutsche Friedensbedürfnis in teutonischen Grimm und Kampfeszorn. Es war dies auch sehr notwendig, da nach der in Frankreich herrschenden Aufregung und der im „Gehirn“ Paris kochenden Siedhitze an dem Ausbruche des Krieges nicht mehr zu zweifeln war. Die nun täglich sich überstürzenden Ereignisse sorgten dafür, daß die durch jene Emser Vorgänge in Alldeutschland entfachten Flammen kein Flackerfeuer blieben, sondern sich in tiefe patriotische Glut verwandelten. Am 15. Juli kehrte bekanntlich König Wilhelm von Ems nach Berlin zurück. Der Kronprinz, die Minister Bismarck und Roon sowie General von Moltke reisten ihm bis Brandenburg entgegen, um über die Lage Vortrag zu halten und Befehle zu empfangen. Inzwischen sammelten sich auf dem Perron des damaligen provisorischen Potsdamer Bahnhofes diejenigen Personen, welche den Monarchen bei der Heimkehr offiziell zu empfangen hatten, an ihrer Spitze der greise Feldmarschall Wrangel; außerhalb des Bahnhofes aber drängte sich eine begeisterte Volksmenge

Kopf an Kopf. Jetzt trat[1]) Unterstaatssekretär von Thile an den alten Marschall heran; er brachte ihm die neuesten offiziellen Depeschen, welche das auswärtige Amt soeben aus Paris erhalten hatte: die Erklärungen der französischen Minister, die Aufnahme derselben durch die ungeheure Mehrheit der Kammer, sowie die Einberufung der französischen Reserven. Das war zwar noch keine Kriegserklärung (offiziell ward dieselbe erst am 19. Juli überreicht) — aber materiell waren diese Nachrichten einer solchen völlig gleich zu erachten. In noch erhöhter beispielloser Spannung erwartete man nun die Ankunft des Königs, welcher selbst von diesen Depeschen noch keine Kenntnis haben konnte, da seit Brandenburg die Fahrt nicht unterbrochen worden war. — Beim Einlaufen des Zuges eilte Herr von Thile dem Könige entgegen; und da er diesen sowie Bismarck, welche von den Umstehenden umringt waren, zunächst nicht erreichen konnte, um seine Meldungen zu machen, so wandte er sich zuerst an Roon, der eben den Wagen verließ, und machte ihm leise obige Mitteilungen. „Nun, dann wollen wir es ihnen bestens besorgen" — war Roon's von den Umstehenden vernommene Antwort darauf. Und nun folgte in dem unscheinbaren Raume, welchen der provisorische Bahnhof als Königliches Wartezimmer dargeboten hatte, und zwar in der Mitte desselben, unter dem historischen Kronleuchter[2]) eine kurze Beratung. Um den König waren Bismarck, Roon und Moltke gruppiert, Thile in der Nähe des ersteren; der Kronprinz, halb seitwärts neben dem Könige, stand da wie ein flammender Kriegsgott, das Urbild des teutonischen Zornes, mit zurückgeworfenem Haupte und drohend

[1]) Der Verfasser, damals Major im Generalstabe des Gardekorps, war Augenzeuge dieser ganzen Szene.

[2]) Dieser Kronleuchter befindet sich jetzt im Hohenzollern-Museum in Berlin.

erhobener Rechten. Die meisten der dort gewechselten Worte blieben freilich unhörbar für die ferner Stehenden; doch zuweilen vernahm man Roon's so besonders tiefe und dröhnende Stimme: „Ja wohl, Majestät!“ — „das hat keine Schwierigkeiten“ — „es ist alles vorbereitet, Majestät!“ — und nun sah man den Kronprinzen leuchtenden Auges hinauseilen zu der brausenden Menge da draußen, welche seinen Zuruf: „Die Mobilmachung der Armee ist befohlen!“ mit tausenden von Stimmen weiter fortpflanzte. Und in der That hatte der greise Kriegsherr soeben diese Entscheidung ausgesprochen. Die zweifelhafte Hoffnung, welche seine Friedensliebe bisher und auch während der Fahrt von Brandenburg nach Berlin noch festgehalten hatte — sie mußte, davon hatte der Monarch sich jetzt überzeugt, nach den soeben eingetroffenen Depeschen völlig aufgegeben werden: und nun zögerte er auch keinen Moment mehr, den so frevelhaft hingeworfenen Handschuh aufzuheben.

Während der König in tiefer Bewegung und zugleich erquickt durch die jubelnden Zurufe der in treuer Zuversicht begeisterten Volksmassen sein Palais erreichte, trat Roon zunächst im Kriegsministerium mit den Generalen von Moltke, von Podbielski und einigen andern Offizieren zu einer Besprechung und zur Vorbereitung der erforderlichen Maßregeln zusammen. Alsdann folgte in den Abendstunden der letzte entscheidende Vortrag bei des Königs Majestät; und bald nachdem Moltke und Roon gegen Mitternacht das Palais verlassen hatten, flog der von des letzteren Hand geschriebene sehr kurze Befehl — als das Resultat jener Beratung — durch den Telegraphen hinaus in alle deutschen Gaue:

„Die Armee ist planmäßig mobil zu machen.“

Häufig hat Roon es damals und später ausgesprochen, daß die nach dieser denkwürdigen Nacht folgenden vierzehn

Tage für sein Ressort fast die sorg- und arbeitslosesten seines Dienstlebens gewesen seien. Und in der That: die Mobilmachungsmaschine arbeitete so musterhaft sicher und so völlig ohne Reibungen, daß Roon und seine Büreaus in der ganzen Mobilmachungsperiode auch nicht eine Anfrage der Generalkommandos oder anderer Instanzen zu beantworten hatten; und das, obwohl der Mobilmachungsbefehl so völlig ohne alle Vorbereitungen erlassen worden, und obwohl viele gerade der höchstgestellten Generale und Offiziere des Generalstabes sich in jener Hochsommerperiode noch auf Urlaub, zum Teil sogar im Auslande, befanden.

Roon hatte in jenen Tagen seine körperlichen Beschwerden völlig vergessen und konnte in Ruhe seine persönlichen Vorbereitungen für die Kampagne treffen. Er bestellte sein Haus und ergänzte seine Feldausrüstung. Seine Stimmung war frisch und zuversichtlich, fast sorglos und kampfesfroh zu nennen. Hatte er früher auch lebhaft gewünscht, daß dieser schwere Krieg gegen Frankreich seinem Vaterlande — und der Welt — aus Rücksichten der Humanität erspart bleiben könnte: so waren solche Gedanken jetzt völlig in den Hintergrund getreten, da seine ganze Seele nur erfüllt war von ehrlichem, heißem Kriegerzorn, der nicht ruhen wollte, bis der frevelhafte Friedensbrecher seine gerechte Vergeltung empfangen hätte.

„Uebrigens Gruß und Handschlag! (schrieb er am 25. Juli an Blanckenburg) wenn uns die Kerls nur noch diese Woche in Ruhe lassen, so wollen wir ihnen in der nächsten die rothen stramm zu ziehen versuchen, und nicht aufhören bis — doch keine Großsprecherei! ich rede ja auch blos von unserm guten Willen."

Fast prophetisch lautete Blanckenburgs Antwort:

Zimmerhausen, den 28. Juli 70.

... Na Glück auf den Weg! Was man seine ganze Jugend hindurch gehofft hat: eine gründliche Herstellung des Uebergewichts deutscher Nation und Revanche für die Unthaten der Gallo-Franken seit 200 Jahren — das mußte man noch erleben. Du in höherem Alter und ich in einer doch ziemlich zur Unthätigkeit mich verurtheilenden Situation!

Gott hätte gewiß tausend Ursachen uns zu demüthigen und dann uns groß zu machen — für alle Teufeleien der Gotteslästerung die in Deutschland im Schwange gehen, indeß, — nach Gerechtigkeit darf und kann es nicht gehen — nur nach Gnade, und ob die die rothen Hosen mehr verdient haben wie wir?

Hoffentlich haben die Propheten, die den Einzug in Paris erst 1871 festsetzen, unrecht. — — Die Pommern sind diesmal wirklich patriotisch — sehr beunruhigt, wenn einer hier und dort vergessen ist, d. h. keine Ordre bis jetzt erhalten hat. Das war 1866 grade umgekehrt.

Ihr werdet nun doch jetzt Ressort-Kriege nicht führen können! Gott bessere diese Zustände! Meines Erachtens liegt der Keim zu dergleichen viel tiefer als in Formen. Die Sache ist es: Bund und preußischer Militär-Organismus haben sich noch lange nicht in einander gelebt, werden es vielleicht nie.

Mit tausend Grüßen an Dich und die Deinen bin ich wie immer

Dein getreuer

Moritz.

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 30. Juli 70.

Mein geliebter Moritz! So sei denn zum letzten Mal herzlich gegrüßt, bevor wir die rothen Büchsen stramm ziehen! Morgen Abend dampfen wir gen Mainz, in dessen Umgebung dann eine hübsche Armee vereinigt sein wird. Eine schönere und versprechendere sah Deutschland nie. Dennoch wollen wir nicht „Fleisch für unsern Arm halten," sondern nur „durch und mit Gott Thaten thun"; denn ich kenne der Leichdörner und schwachen Beine genug, um die Möglichkeit des Stolperns nicht zuzugeben. — Der Himmel weiß, wie es kömmt, daß ich an einen regulären Krieg noch immer nicht glaube, so sehr wir auch dazu disponirt sind: aber mir kömmt immer und immer wieder der Gedanke, es könnte noch vorher etwas dazwischen treten, ein unvorhergesehener und unberechenbarer Zwischenfall, der den Gedanken der Streitenden neue Richtungen anweiset. Träumereien! hervorgerufen durch die souveräne Sinnlosigkeit der Kriegsveranlassung. Um davon loszukommen muß man sich immer wieder der Absichtlichkeit erinnern, mit welcher die ganze Situation langer Hand seit Jahren vorbereitet ist. Täglich neue bestätigende Anzeichen dafür. So erfahren wir jetzt, daß seit lange ganz Deutschland mit einem dichten Netz von französischen Polizei-Spionen übersponnen ist; uns liegen davon die überzeugendsten Beweise aktenmäßig vor, und wir haben jetzt alle Hände voll zu thun, um die importirten Läuse aufzufinden und unschädlich zu machen. Daraus hat sich eine gewisse Unsicherheit und Spionenriecherei entwickelt, die der nöthigen Unbefangenheit erheblichen Eintrag thun." —

Eine gleichzeitig gemachte Mitteilung über gewisse amtliche Reibungen zwischen ihm und Graf Bismarck schließt mit den Worten:

In Summa, ich hoffe, daß wir nicht aufeinanderplatzen werden; ich wenigstens will mein Bestes thun.

Meine Söhne: Wilhelm, Waldemar und Bernhard sind schon seit einigen Tagen bei der Armee, Arnold (der als mein Adjutant ausrückt) fährt morgen mit mir. Wißmann sagt mir eben Adieu, nachdem er Frau und Kind zu uns übersiedelt hat. Und das Alles um dieses schurkischen Gesindels willen, das nach Lüge stinkt und vor Eitelkeit bersten möchte!

Du wirst mir wohl mal schreiben. Möchte ich doch Veranlassung haben, Dir in Dithyramben zu antworten. Gott segne Dich und Dein Haus! Betet für uns draußen. Das Spiel ist hoch, die Einsätze sind kolossal. Aber wir dürfen es nicht verlieren.

Dein alter A. v. R.

Zwanzigstes Kapitel.

Am 3. Juli 1870 begab sich Se. Majestät der König mit seinem ganzen „Großen Hauptquartier“ zunächst nach Mainz, und führte von da an persönlich den Oberbefehl über die Feldarmeen.

Die Szenen bei dem Abschiede von Berlin und auf der Reise, damals durch die öffentlichen Blätter ausführlich geschildert, sollen hier nicht wiederholt werden.

Auch Roon mit seinem mobilen Stabe gehörte zum Großen Hauptquartier, begleitete den Monarchen nach Mainz und befand sich während des ganzen, durch das Werk des Großen Generalstabes eingehend geschilderten Krieges im nächsten Gefolge des Allerhöchsten Feldherrn, ebenso wie der Bundeskanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Bismarck; denn der König wollte natürlich während der kriegerischen Ereignisse auf den Rat Seiner beiden ersten Minister auch diesmal nicht verzichten.

Roon konnte sich freilich, wegen seiner seit Jahren erschütterten Gesundheit, eigentlich nicht mehr für ganz „felddienstfähig“ halten. Aber jede persönliche Rücksicht mußte selbstredend jetzt zurücktreten; da sein greiser König zu Felde zog, so konnte es nicht im mindesten zweifelhaft sein, daß er,

als Sein Minister des Krieges und ältester militärischer Ratgeber, in Seiner nächsten Umgebung zu sein und zu bleiben hatte [1]).

Roon's persönlichen Erlebnisse und Anschauungen während des nun beginnenden gewaltigen Kriegsdramas sind aus den nachstehenden Feldpostbriefen ersichtlich. Dieselben sind fast sämtlich an seine Gemahlin gerichtet [2]).

Mainz, 3. August 1870.

. . Auch brieflich will ich Dir noch sagen, daß ich wohl bin, körperlich wie im Gemüthe. Günstige Witterung, gedeihliche Entwickelung aller unserer großen Anordnungen, vortreffliche Gesinnung allüberall, und nicht blos in den Reihen des großen deutschen Heeres.

Dank der Schwäche oder Saumseligkeit unserer Gegner sind wir nun im Stande, mit vereinten Kräften unser blutiges Geschäft mit Aussicht auf glücklichen Erfolg zu beginnen, und es sollte mich wundern, wenn die großmäuligen Herren da drüben sich in derselben Lage befänden. Nous verrons. — Alle Nachrichten, die bisher über Zusammenstöße von französischer Seite verbreitet worden, sind natürlich nur Uebungen in dem bekannten Bülletin-Styl, und es ist nichts darauf zu geben. — Das Getümmel, das hier gestern die gute Stadt Mainz erfüllte, ist gar nicht zu beschreiben; ich befand mich auf einem vortrefflichen Beobachtungsposten (Balkon des Englischen Hofes, wo ich wohne) gegenüber der Brücke. — Heute, wo das Getümmel zwar fortdauert, ist doch ein merklicher

[1]) Daß und weshalb der Kriegsminister in das Königliche Hauptquartier und nicht nach Berlin gehört, ist in Beilage 3 noch näher erörtert worden.

[2]) Ausnahmen hiervon werden nachstehend besonders bezeichnet werden. Für Roon sollten diese Briefe zugleich eine Art Kriegstagebuch sein.

Nachlaß darin zu spüren. Es ist möglich, daß wir morgen M. verlassen, denn der König will zu seinen Truppen — wohin aber? das gehört zu den Dingen, die nicht gesagt und nicht geschrieben werden dürfen; Du wirst Dir ohnehin denken können, in welcher Richtung wir aufbrechen — natürlich keine andre als die nach Paris; wie weit wir aber in derselben vordringen, steht in Gottes Hand.

In der heutigen Losung aber heißt es: „alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, werden ausgereutet." — Ob der kleine Jongleur, der eine große Nation jetzt freventlich zum Kampfe für seine erbärmlichen Familien-Interessen hinausschickt, wohl zu den Pflanzen gehört, die nach Gottes Willen geschaffen sind?

Gestern aßen wir bei Sr. Majestät mit dem Großherzog von Darmstadt, zu des letzteren sichtlichem Erstaunen, wenn auch gut, doch sehr einfach: „ein kleines Feld-Diner," wie der König sagte. Heute dagegen werden wir bei dem großen deutschen Bruder speisen.

Unser Train ist endlich gestern Abend 8 Uhr hier eingetroffen, nach 47stündiger Fahrt. Es ist Gottlob sonst Alles gut gegangen, Leute und Pferde sind gesund.

Mainz, 6. 8. 70.

Noch immer in Mainz, geliebte Anna! — Im Kriege muß man nach Umständen handeln; die richtige Einsicht kommt nicht immer nach dem ersten Denken. Wir sind hier (durch alle Verbindungen u. s. w.) den Ereignissen im Allgemeinen näher als in größerer Nähe bei den Vorposten. Allein nun werden wir doch bald aufbrechen müssen. Mein Stab incl. Arnold [1]) ist schon seit einigen Tagen fort nach vorne; nur

---

[1]) Roon's dritter Sohn und damals in Funktion als Roon's Adjutant.

der getreue Hartrott ist bei mir; wir werden die vorangeschickten per Eisenbahn einholen und überholen.

Gestern keine Nachrichten vom Kronprinzen, wiewohl nach den günstigen von vorgestern dergleichen eigentlich mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden konnten. Geduld! In 4, 5 Tagen werden wir deutlicher sehen. Gestern sind die bei Weißenburg gemachten 800 Gefangenen nach Erfurt geschickt, von wo sie über Berlin nach Küstrin gebracht werden sollen. Was wird der liebe Berliner für Witze darüber machen!

Die Durchzüge unserer Truppen dauern hier noch immer fort; einstweilen könnte man noch an die Unerschöpflichkeit des Brunnens glauben. Gott sei Dank! Unsere Kriegs-Organisation ist wohl ein wenig zu bewundern und der für sie geführten Kämpfe werth. Dies sollte in künftigen Zeiten nie vergessen werden!

Wie es mir geht? nun ich befinde mich wohl. Dann und wann ein wenig Husten und etwas nervöse Reizbarkeit abgerechnet habe ich über nichts zu klagen. Wohl sehne ich mich zuweilen nach Stille in diesem fürchterlich lärmenden Getümmel, indessen man gewöhnt sich an Alles. Heute Nacht habe ich, obwohl das Rasseln des Durchzuges und der Eisenbahn unter meinem Fenster nicht aufhörte, acht Stunden ununterbrochen geschlafen. Ich dächte: keine üble Leistung, wenn Einem soviel auf dem Herzen und im Kopfe liegt wie mir.

Von den Söhnen (Waldemar, Bernhard und Helm) weiß ich nichts, als daß sie ganz vorn sind, wo es noch nicht geknallt hat; ebenso ist's mit Eugen. Arnold kommt heute mit meinem Stabe nach Kaiserslautern.

Unsere Feldpost ist jetzt im Gange. Alle Tage Verbindung mit Berlin. — Jetzt muß ich zum Könige (der sehr wohl ist) zum Vortrage.

Später: Morgen früh verlassen wir Mainz wahrscheinlich und wird das Hauptquartier bis auf wenige Meilen von der französischen Grenze vorgeschoben werden. Heute Nacht sind hier 350 französische Kriegsgefangene angelangt, die heute Vormittag nach Bayern geschickt wurden, um den guten Bundesbrüdern ein Compliment zu machen. — Zum Schlusse noch herzlichen Dank für Deine freundlichen Zeilen vom 2ten d. M. und die guten Nachrichten, die sie enthielten. Möge ferner Alles gut bleiben, bei Euch wie bei uns! Ich vermuthe, daß der Kronprinz heute einen heißen Tag haben wird gegen Mac Mahon. Nach Aussage der Franzosen-Gefangenen sind die Truppen drüben noch immer nicht auf Kriegsstärke. Was nur die Narren mit ihrer Kriegserklärung für Eile hatten! — Auch das wird sich aufklären mit der Zeit.

Feldpost-Korrespondenzkarte.

Mainz, 7/8. 70.

Gestern 1. Glückliches aber blutiges Gefecht der 14., 16. und 5. Division unter General Göben gegen das französische Corps von Frossard, der Abends zum Rückzuge gezwungen wurde. — 2. Die Armee des Kronprinzen hat den Marschall Mac Mahon bei Wörth geschlagen. — Franzosen überall im Rückzuge, doch fehlt die letzte Entscheidung noch. Wir eilen heute zur Haupt-Armee. „Lobe den Herrn meine Seele!“

(Feldpostkarte.) Homburg, 8. 8. 70.

Vorgestern Abend ist unser Helm[1]) in dem Gefecht bei Spichern (Saarbrück) der Ehre theilhaftig ge-

[1]) Wilhelm von Roon war Premierleutnant und Kompagnieführer im 12. Infanterieregiment.

worden, sein Blut zu vergießen. Gottlob nur eine Gewehrkugel im Unterschenkel. Ein Offizier, den er gesprochen, sagt, er hielte die Wunde für leicht und sei gutes Muths. Vielleicht kann ich ihn heut noch sehen, falls er nicht schon, wie alle Leichtblessirten, zurückgeschafft worden ist. W. und E. sind in der Nähe, hab' sie noch nicht gesehen. Ich bin gesund, wiewohl etwas fatiguirt in diesem unbeschreiblichen Getümmel. Ich fange an die längere Kriegsdauer zu bezweifeln. — Gott helfe uns und Euch. Herzlich grüßend u. s. w.

Homburg, 9. 8. 70. Morgens.

„Telegramm vom Bahnhof St. Johann nach Homburg dem Kriegsminister von Roon:

Ihr Sohn ungefährlich verwundet. Leicht am Kopfe gestreift und durch den Oberschenkel Fleischwunde. Liegt hier sehr gut in Privathause. Wann und wo kann ich Stosch sprechen? (gez.) Fürst Pleß" [1]).

Heute Nacht, geliebte A., erhielt ich nach langem Warten auf meine Anfrage obige Auskunft, worauf ich sehr gut geschlafen. In wenigen Stunden werden wir nach Saarbrücken (St. Johann ist eine Vorstadt davon) aufbrechen. Mich nimmt Wunder, daß Helm, wenn die Wunden ungefährlich, noch nicht nach dem Rhein zurückgesandt ist, wie die Vorschrift besagt. — Neues von Erheblichkeit liegt nicht vor. Aber die Zahl der Gefangenen mehrt sich; es lassen sich deren jetzt schon 9000 berechnen, ohne die Verwundeten. Es scheint, daß die französische Haupt-Armee im vollen Rückzuge gegen Metz, während M' Mahon auf Pfalzburg zurückgegangen ist. Unsere Cavallerie-Patrouillen streifen bis auf 2 Meilen von

---

[1]) Fürst von Pleß war bekanntlich Generaldelegierter des Johanniterordens bei der mobilen Armee.

Metz, ohne vom Feinde etwas Anderes als Trains und Traineurs anzutreffen. Ich breche ab, um in Saarbrücken zu schließen, nachdem ich unsern Sohn gesehen habe.

Saarbrücken, 9. 8. 70, 1/23 Uhr Nachm.

Eben hier angelangt, habe ich H. sofort aufgesucht und im Hause des Dr. Schmidtborn, eines Arztes, der den Verwundeten von der Straße aufgelesen, ganz vortrefflich aufgehoben gefunden: allein in einem großen hübsch eingerichteten Salon, in einem vortrefflichen Bette und mit allem Nöthigen versehen. Dr. Sch. habe ich ausführlich gesprochen; er hält beide Wunden für ganz ungefährlich und meint, H. würde in etwa 8 Tagen unbedenklich zu transportiren sein. Der Schuß durch den linken Oberschenkel ist sehr einfach, herein und heraus, ohne den Knochen zu verletzen. Der andere Schuß geht über der Stirn herein, ohne Knochenverletzung durch die Schädelhaut und hinten am Kopfe heraus — wird in wenig Tagen geheilt sein. Er ist still, hat ein wenig Fieber, deßhalb vorläufig wenig Appetit. Der Arzt hat mir einen günstigen Eindruck gemacht: intelligent, freundlich, schlicht und voll Interesse. Auch wurde mir eine Frau gezeigt, welche als Wärterin fungirt. Die Frau Dr. Sch. habe ich noch nicht gesehen; sie ruhte, aber ich gehe wohl heute nochmals hin; ich wohne unfern von ihm. Da Sr. Majestät jeden Augenblick eintreffen kann, wo ich dann sogleich zur Conferenz muß und über meine fernere Zeit nicht gebieten kann, so schließe ich diese Zeilen, indem ich Dir die Versicherung gebe, daß Du keine Ursache zur Sorge hast.

Ueber neue Ereignisse habe ich nicht zu berichten, nur zu bestätigen, was ich gestern per Correspondenzkarte schrieb. Die Zahl der Gefangenen wächst mehr und mehr, auch die auf der Flucht genommenen Geschütze. Die Armee von Mac

Mahon in voller Auflösung scheint auf Umwegen Nancy erreichen zu wollen. Napoleon mit der Haupt-Armee bei oder vor Metz bleibt noch zu schlagen. Der Kampf wird hart sein, wie die bisherigen enormen Verluste auf beiden Seiten beweisen. Gott helfe in Gnaden weiter! Tausend Grüße u. s. w.

H.-Qu. St. Avold, 12. 8. 70.

Da Du mir den Gebrauch der Correspondenzkarten untersagst, so eile ich, Dir auf andere, gleich kurze Weise zu sagen, daß wir wohl sind, nicht blos A. und ich, sondern auch die andern Söhne, wie ich durch Correspondenzkarte Waldemar's von gestern erfahre. Helm habe ich gestern in Saarbrück im Hause des Dr. S. bis auf wenig Wundfieber wohl verlassen; Aerzte meinen, er werde am Montag oder Dienstag transportabel sein; er strebt natürlich zu der pflegenden Mutterhand.

Ich spreche grundsätzlich nicht von der Zukunft und von Dem, was die nächsten Tage vielleicht bringen können. Aber es bereiten sich, wie es scheint, in Paris einflußreiche Dinge vor. Napoleon soll die Armee verlassen haben und im Gleiten, wenn nicht im Stürzen sein. „Il faudrait pendre ce cochon là,“ sagte unsere hiesige Wirthin. Im Uebrigen mußt Du danach nicht glauben, daß man uns in Frankreich mit offenen Armen empfängt. Der nationale Fanatismus und die National-Eitelkeit führen vielleicht sogar zu allerhand Gräueln. Man erzählte von Schüssen der Bauern auf einzelne Offiziere, von Grausamkeit gegen unsere Verwundeten ꝛc., in Folge dessen der Kronprinz bereits habe 11 Exekutionen ausführen lassen. — Die Zahl der Gefangenen ist fortwährend im Wachsen und die Kriegsbeute, die wir bei'm Vorrücken, namentlich an Vorräthen gemacht, ist sehr erheblich. Wir leben

jetzt davon, und schonen unseren eigenen, übrigens sehr regelmäßig nachgeschobenen Proviant. Das viele Regenwetter ist freilich für die Bivouacs sehr störend, der Gesundheitszustand dennoch aber ziemlich gut; große Hitze würde schlimmer wirken.

Der König ist sehr wohl und frisch. Gott erhalte ihn so! — Das fortdauernde Getümmel unter meinen Fenstern und die Nähe der Vortragsstunde nöthigen mich zum Schluß dieser Zeilen, die Du bald erhalten mögest. Deinen Brief vom 6ten empfing ich erst gestern; er enthält noch nichts von dem Berliner Eindruck der Sieges-Nachrichten von Wörth und Saarbrück, die erst am 7. in Berlin gewesen sein können. Die letzte Entscheidung steht noch bevor. Gott wolle helfen, daß sie nicht blos günstig, sondern auch nicht zu blutig sei. Der Geist in der Armee ist so trefflich, daß man den richtigen Ausdruck dafür zu finden in Verlegenheit ist. Dennoch! was sind die Menschen! Auf sie sollen wir nicht bauen, sondern auf die Gnade und Gerechtigkeit des Herrn!

Moritz von Blanckenburg an Roon.

(Zimmerhausen, 6. u. 7. August.)

. . . Es scheint fast, als wären die Dithyramben allermeist an der Zeit. Gestern Morgens erhielten wir schon die offiziellen Telegramme über Weißenburg — soeben kommen zwei weitere Sieges-Depeschen. Mögen sie wahr sein und möchte Gottes Strafgericht ferner über die verruchte *Nation* ergehen — so daß ein anständiges Deutschland, das *Frieden für die Welt gebietet*, das Resultat ist.

Ich bin hier einstweilen als Johanniter für Pommern designirt! und warte auf das Bombardement von Colberg, mir sagend, daß die Schiffskanonen dort sich wohl ein leichtes Revanche-Vergnügen für 1807 machen können. Außerdem hatte ich in diesen Tagen in Treptow zu thun wegen Strand-

wehr. Wir haben dort eine Versammlung gehalten und an das General-Kommando geschrieben, unsere Vorschläge machend. Man hatte uns nämlich vom General-Kommando zugemuthet, wir sollten uns allein bewaffnen mit schwarz-weißen Binden und Vogelflinten! zum Schutz der Küste von Swinemünde bis Colberg. Wir sind nur darauf eingegangen, Fanale, Boten 2c. einzurichten, zur möglichst schnellen Benachrichtigung u. s. w. an die militärischen Oberen. Eine Bewaffnung haben wir abgelehnt, da wir uns nicht lächerlich machen wollen mit Knallerbsen zu werfen, damit man den Kerls einen Vorwand zum Aufhängen und Brennen gebe. Dagegen haben wir uns bereit erklärt, Freiwillige und Führer zu stellen (wir haben hier, wie Du weißt, alte Militärs genug), um, wenn das General-Kommando es für nöthig hält, eine förmlich militärisch organisirte Küstenwehr zu schaffen! Ohne militärische Kadres, und sind sie noch so klein, und irgend eine Art Uniform mit Einschwören 2c. rühren wir keinen Finger. — Wird wohl Alles nicht nöthig sein.

Sind die Sieges-Nachrichten wahr, dann geht also das Kesseltreiben durch die Champagne los. — Sollte wirklich bereits das rothe Volk das Lauffieber bekommen haben, dann kann Louis mit Lulu wohl sich ein anderes Nachtquartier suchen, als Paris! Gott gebe seinen Segen ferner und bewahre uns vor zu viel und zu schmerzlichen Verlusten!

Daß die Bayern unter unseres Kronprinzen Führung den ersten entscheidenden Schlag mit gethan haben, ist die Lösung der deutschen Frage. Die Einheit ist die beste!

Roon an die Gemahlin.

Faulquemont, 14. 8. 70.

. . . Gestern Nachmittag haben wir hier auf unserem weiteren Wege nach Paris Quartier genommen; der König

liegt eine Meile von hier bei'm Pfarrer eines mäßigen Dorfes. Wir, Arnold und ich, beglücken den hiesigen Pfarrer. Arnold liegt in dessen, ich in meinem eigenen Bette, und lange habe ich nicht so gut geschlafen. Warum wir nicht rascher vorgehen? Weil wir abhängig sind von der Cadence der 300 000 Fußgänger, welche unsere siegreichen Waffen tragen. Die Feinde, so scheint es, beabsichtigen gar nicht uns aufzuhalten; ihr Rückzug scheint unaufhaltsam. Unsere Vortruppen sind schon in Lüneville, Nancy und Pont-à-Mousson, und werden voraussichtlich in 6 bis 7 Tagen die Ebenen der Champagne durchschweifen. Daß sie sich dort aber nicht zum Kampfe stellen werden, ist selbstverständlich, weil im dortigen Terrain unsere Ueberlegenheit am sichersten zur Geltung gelangen würde. Es bleibt ihnen daher, da sie uns hier nicht angegriffen, nichts anderes übrig, als nach Paris zurückzugehen und dort den letzten Stoß auszuhalten. Wenn dieser auch nicht lange ausbleiben wird — wer vermöchte dennoch das Ende dieses Krieges abzusehen?!

Als dessen großes Ziel schwebt uns nicht die Mehrung unsers militairischen Ruhmes, nicht der Sturz Napoleons, auch nicht allein die Demüthigung der Franzosen, sondern die garantirte Sicherheit eines festen, dauerhaften, durch Nachbarslaune und -Dünkel nicht wieder gestörten Friedens vor, weshalb Störenfriedchen die Nägel und Klauen tüchtig verschnitten werden müssen, weshalb ihm die fremden Federn ausgerupft werden müssen, mit denen er sich diebischerweise seit lange geschmückt und beschirmt hat. Störenfried aber ist nicht Napoleon, sondern der französische Dünkel, der den Anspruch auf die erste Geige im Europäischen Conzert nicht aufgeben will!

Und in jenem Ziele wollen wir uns mit Gottes Hülfe von Niemand stören lassen. — Mein Befinden ist ja

Gottlob recht gut, wie sehr ich auch mitunter meine Jahre fühle. Gott möge mich in Gnaden noch dieses Abentheuer mit zu Ende führen helfen — dann wollen wir uns gern zu der Ruhe begeben, nach der ich verlange. Die Zukunft gehört nicht dem Alter, sondern der Jugend; mag sie den großen Prozeß menschlicher Entwickelung weiter führen! — Aber noch bin ich freilich auf der Bühne, kann noch nicht hinter den Coulissen verschwinden. Und verdrießlich wäre es doch sehr, wenn mich ein so gemeines menschliches Ding wie Krankheit oder Hinfälligkeit hinderte, meine Rolle auszuspielen.

Verzeih' das lange Sprechen von mir! ich habe Dich noch herzlich von A. zu grüßen, auch der treue Hartrott läßt sich empfehlen, und wer verdiente mehr als er empfohlen zu werden?

Die Leute grüßen in Ehrerbietung. Bis jetzt, d. h. so lange wir uns noch in Deutsch-Lothringen bewegten, fühlen sie sich ganz behaglich; ich besorge, daß, wenn wir von morgen ab das eigentliche Franzosenland betreten, wo die deutsche Zunge gar nicht mehr klingt, dann wird es ihnen wohl etwas unheimlicher werden. Wir werden nämlich morgen, falls uns die Franzosen nicht etwa angreifen, was ich nicht erwarte, über die Mosel gehen, die hier ungefähr die Sprachgrenze bildet. Da die Briefe leider immer noch etwa 4 Tage bis Berlin laufen, so kann ich Dir dies wohl schreiben, wiewohl auch ich übrigens von der militairischen nächsten Zukunft selbst gegen Dich zu schweigen für Pflicht halte. Wenn Du diese Zeilen vor Augen bekömmst, sind wir wohl längst weiter.

Feldpostkarte. Rézonville, 19. Aug. 70.

Gestern mehrstündige siegreiche Schlacht in der Nähe von Metz. Gesund sind alle Deine Söhne, auch E. und ich, sowie die Herren meiner Umgebung. Große Fatiguen, die ich

aber gut aushalte. Viele unserer Freunde und Bekannten verwundet oder — -- ich nenne keine Namen, wegen häufiger Unzuverlässigkeit erster Nachrichten. Der Schlacht am 16. haben wir nicht beigewohnt. Auch diese war siegreich und blutig. Ich schreibe durch abgehenden Courier auf dem Knie. — Gott mit uns!

Pont-à-Mousson, 20. 8. 70.

Geliebteste! am 16. sind wir hier eingetroffen und bald darauf durch die Nachricht überrascht worden, daß zwei unserer Corps westlich Metz in einem heftigen Gefecht mit der französischen Armee, 3 Meilen von hier. Es war nach einem Marsche von über 5 Meilen unmöglich, noch vor Dunkelheit auf dem Schauplatz anzukommen, mußten uns mit den Nachrichten über den günstigen Verlauf der Affaire niederlegen. Andern Morgens um 5 Uhr hinausgefahren, den vorausgesandten Reitpferden folgend. Ein furchtbar blutiges Schlachtfeld! Zwischen Rézonville, Brüville, Mars la Tour und Gorze mit Todten und Verwundeten besäet, deren letztere schon größtentheils weggeschafft waren. Der Feind nur durch Ferngläser in starker, fast unangreifbarer Stellung zu entdecken. Um ihn anzupacken mußten noch mehrere Armee-Corps herangezogen werden. — In irriger Erwartung, der Feind könne uns vorher angreifen, blieben wir bis Nachmittag bei den Truppen, kehrten erst Abends hierher zurück, um andern Morgens früh um 5 Uhr wiederum die 3 Meilen zurück zu machen.

Dies geschah am 18. früh. Mit der Einleitung des Angriffs verging der Vormittag. Erst um 12½ Uhr entbrannte der Kampf, der bei einbrechender Dunkelheit durch einen kräftigen Stoß des 2. Armee-Corps, das nach einem Marsche von 4 Meilen eben erst angekommen war, siegreich beendet wurde. Verfolgt konnte der Feind nicht werden, da

er sich unter die Kanonen von Metz in sein verschanztes Lager zurückzog. Daher scheint auch die Zahl der Trophäen nicht bedeutend (folgen einige Zahlen).

Die Siege vom 14., 16. und 18. waren blutig und kosten uns viele treffliche Offiziere — ich mag die Namen nicht nennen, weil offizielle Nachrichten noch nicht vorliegen. Von den Unsrigen haben wir bis jetzt über Niemand zu trauern. Bernhard habe ich zwar nicht selbst gesehen, aber er ist nicht unter den 4 Batterie-Chefs, die die Garde-Artillerie — ich hoffe blos verwundet — verloren hat. Man hat mir erzählt, B. habe sich trefflich benommen, mit seiner Batterie eine feindliche vertrieben und ihr ein Geschütz abgenommen. Offiziere vom Alexander-Regiment rühmten mir sein muthiges Eingreifen, als ich ihn gestern Mittag in seinem Bivouac aufsuchte und ihm Fleisch und Wein brachte.

Von meinen Umgebungen hat nur Major von Buddenbrock eine matte Kugel an der Hand bekommen. — Da wir am 18. erst um 9 Uhr Abends aus der Schlacht zurückritten und noch 4 Meilen bis in unsere hiesigen Quartiere zu machen gehabt hätten, so beschloß der König, bei Rézonville, das von den Einwohnern verlassen war, zu bivouacquiren. Als ich es ihm auszureden suchte, erlaubte er mir zurückzufahren, was ich natürlich nicht that, besonders da meine Offiziere so glücklich waren, ein leeres Haus zu entdecken, was bei näherer Besichtigung Alles enthielt, was zu einem guten Quartier gehört: gefüllte Keller und Küche, selbst frisch bezogene gute Betten! — wie die Kreideschrift an der Thür besagte — für Marschall Bazaine und sein Gefolge bestimmt. Die Kühe wurden in den Garten entlassen und an ihrer Stelle auch die Pferde gut untergebracht, nachdem zu ihren Gunsten ein Sack Hafer von einer vorüberziehenden Colonne entnommen war. Nach einem kräftigen Imbiß legte

ich mich nach Mitternacht — in Bazaine's Bett und that einen guten Schlaf. — Der König, Bismarck und Moltke waren gleichfalls mehr oder minder gut untergekommen. Nur an Wasser war Mangel, da die Brunnen versiegt waren. Dennoch reichte es schließlich nicht nur zum Tränken der Pferde und Kaffeekochen, sondern sogar um sich wenigstens den gröbsten Schmutz abzuwaschen, denn der Staub war fürchterlich gewesen. — Den König, von dem ich angenommen, er werde sehr früh das Schlachtfeld bereiten, fand ich um 8 Uhr vor seinem Hause sitzend im Kreise der Umgebung. Dann, nachdem ich die Correspondenzkarte an Dich geschrieben und der Berathung über die nächste Zukunft bei Sr. Maj. beigewohnt, ritt ich mit meinen Herren allein auf's Schlachtfeld des vergangenen Tages, weil der König den Ritt verschob und schließlich auch ganz unterließ. Das Schlachtfeld fand ich viel weniger blutig als das vom 16. Die Verwundeten waren schon weggeschafft und die Todten schienen weniger zahlreich; indeß mag es auf dem linken Flügel, wo ich nicht hingekommen, wo die Garde, die Sachsen und Hessen gefochten, wohl schlimmer aussehen. — Bei Rézonville lagen die französischen Todten so dicht wie gemäh't; namentlich hat die Kaiserliche Garde hier viel liegen lassen. Brandenburger und — Hannoveraner, nebst unserer vortrefflichen Cavallerie, haben hier am 16. Wunder gethan; die französische Garde-Cavallerie ist nach dem eigenen Ausspruche ihrer gefangenen Generale und Obersten „abimée, n'existe plus“. So erzählt Bismarck, der seine Söhne aufgesucht, von denen Bill durch die Tödtung seines Pferdes vielleicht vor größerem Unheil bewahrt geblieben, während Herbert in dem mêlée einen Fleischschuß durch den Oberschenkel und noch einen Streifschuß davon getragen, also zum Glück nicht gefährlich verwundet ist.

Den 21. August.

. . . Die Bedeutung der Schlacht vom 18. besteht darin, daß die nach Metz hineingeworfene französische Haupt-Armee (90000 Mann etwa) von allen ihren Verbindungen mit Châlons und Paris abgeschnitten und auf die Hülfsquellen von Metz allein reduzirt ist. Daß sie nun deßhalb nicht capituliren, sondern sich nöthigenfalls durchzuschlagen versuchen wird, halte ich für gewiß, weswegen der ihr gegenüber bleibende Theil der Armee sich durch Verschanzungen gegen einen solchen Versuch wird wappnen müssen. — Bei dem Treffen am 16. hatten wir die Front gegen Norden und Nordosten, bei der Schlacht am 18. aber gegen Osten, so daß Chalons und Paris in unserm Rücken lagen!

Gestern war der Kronprinz hier, sehr glücklich und strahlend; der König verlieh ihm in meiner Gegenwart das Eiserne Kreuz 2. Klasse für Weißenburg und die 1. Klasse für Wörth.

Die Schluß-Entscheidung des Krieges ist nicht erfolgt, sein nahes Ende daher noch nicht abzusehen. Ich glaube aber, daß wir am 19. hätten zu einer Entscheidung kommen können, wenn wir den ganzen 18. nur zu einleitenden Schritten benutzt hätten, anstatt uns mit müde marschirten Truppen erst am späten Nachmittag auf den Feind zu werfen. Dies ist gegen meinen Wunsch und Willen und Rath geschehen; aber die Truppen haben zu viel Eifer, in Erinnerung an die schnellen Erfolge von 66. Die Franzosen aber sind keine Oesterreicher. Das zeigt sich auch hier und da in der Bevölkerung. — Ein Graf ?, Kammerherr des Kaisers, hat im Elsaß Bauern bewaffnet und damit badische Cavallerie (vor Straßburg) angefallen. Da dieser Herr natürlich nicht zu haben war, so hat General v. Werder ihm sein Schloß abbrennen lassen. En revanche hat der Gouverneur von Straßburg — Kehl in Brand geschossen, worauf der an=

gerichtete Schaden dem Elsaß als Contribution auferlegt worden ist. Die beginnende Belagerung von Straßburg wird die weiteren Repressalien bringen.

Hier in Pont-à-Mousson liege ich mit meinen sämmtlichen Offizieren bei dem Maire des Ortes in einem stattlichen und wohlhabenden Hause. Es mangelt uns an nichts, da man täglich zweimal den Tisch für uns deckt. Weißseidene Möbel sowie 1000 Nippes, die mir im Wege stehen, umgeben mich. — Mit welcher rührenden Sorgfalt meine Offiziere für mich sorgen, namentlich Hartrott, kann ich gar nicht schildern; kaum eine zärtliche Frau könnte mehr für ihren Mann thun; aber auch die treue Anhänglichkeit der andern Herren läßt gar nichts zu wünschen übrig. Frau v. Lettow und Frau Maj. Hänisch, welche letztere in diesen Tagen ihrem Manne ein Töchterchen geschenkt hat, wirst Du wohl zu gelegener Zeit besuchen.

Meine geliebten Schwiegertöchter können mit uns Gott preisen für die Erhaltung ihrer Eheherren. Leider ist der jüngste Langenbeck schwer verwundet, sein Vater ist bei ihm. Auch Conrad Hindenburg — dessen treuer Bruder Paul am 16. gefallen! — ist zweimal verwundet. — — Viel Trauer — viel Ehre!

An Moritz von Blanckenburg.

Pont à Mousson 22. 8. 70.

. . . Du magst nun, mein l. Moritz, in Berlin Nachricht von mir erhalten haben oder nicht — ich will Dir direct und zwar nach Z. schreiben und für Deine Briefe danken und Dir sagen, daß es mir wohl geht, wenngleich etwas „weinerlich“ wegen unserer kostbaren Siege. Das meiner Pflege und Sorgfalt anvertraute Instrument ist wesentlich beschädigt. Glücklicherweise besitzt es organische Reproductions-

kraft, so lange der Organismus nicht gestört ist, und der ist noch gesund. Die Verpflegung ist in dem ausgehungerten Lande durch die Nachschübe vollkommen regelmäßig und ausreichend; dicke Pferde herrschen vor. Waffen, Munition, Kleider werden aufgefrischt aus den Zeughäusern rc., und die Mannschaften aus den Ersatztruppen, die bis jetzt aus lauter ausgebildeten Mannschaften bestehen.

Schwieriger ist nur der Ersatz an Offizieren bei den erschrecklichen Verlusten, denn seit dem 18. haben wir Regimenter, denen augenblicklich $^2/_3$ ihrer Offiziere fehlen. Allein die Sache sieht noch schlimmer aus als sie in Wahrheit ist: denn 1. werden die Ersatztruppen einigermaßen aushelfen und 2. sind $^5/_6$, vielleicht $^6/_7$ aller Verwundeten so leicht blessirt, daß sie in wenigen Wochen wieder Dienst werden thun können. Zum Glück schießt die französische Artillerie so ziemlich immer vorbei, während das ungezielte Ueberschütten mit kleinen Kugeln eine Menge von Verwundeten macht, die nur Fleischschüsse haben. Verloren, wirklich verloren haben wir daher nur die freilich zahlreichen Todten und die relativ wenigen schwer Verwundeten. Dennoch hat es einen so blutigen Krieg bisher noch nie gegeben (folgen einige Zahlen auf Grund der bisherigen Nachrichten und Schätzungen). — — Es sind einzelne Regimenter in wahrhaft tragischer Weise von Offizieren degarnirt worden. Das 1. Garde-Dragoner-Regiment hat beide Stabsoffiziere, 3 Rittmeister und ich glaube 5 Lieutenants todt, und von einem andern Regiment (16. oder 56.) hörte ich, daß es am 16. über 1400 Mann an Todten und Verwundeten gehabt, und ich sah 2 seiner Bataillone, von denen das eine von einem Feldwebel, das andere von dem einzigen (noch jungen) Offizier geführt wurde. Wir haben überhaupt zu wenig Offiziere im Frieden! Während die Franzosen per Compagnie 7—8 besitzen, bei einer Com-

pagniestärke von 120—150 Mann, haben wir bei Compagnien von 250 Köpfen und bei Escadrons von 150 Köpfen nur 5 im Kriege, von denen nur 4 dem Friedens-Etat angehören! — Das kömmt von den parlamentarischen Knausereien her; man vergißt: je weniger Offiziere, desto weniger Seele hat ein Truppenkörper. — Daß ich Dir von solchen Dingen spreche, bezeugt, was mich innerlich am meisten beschäftigt. Uebrigens kann ich gleichzeitig mit gerechtem Stolz von dieser unserer bisher unwiderstehlichen Armee sprechen. Bei jedem Zusammentreffen sind die Franzosen, so tapfer sie sich schlagen, jederzeit überwunden worden, wiewohl sie sich immer in verschanzten, wenigstens zum Gefecht sorgsam vorbereiteten Stellungen gegen uns geschlagen haben, die wir ungedeckt gegen sie anstürmen mußten. Du solltest nur die freudigen Gesichter unserer braven Verwundeten sehen, und hören, wie sie nicht von ihren Schmerzen, sondern von ihren Thaten, Wünschen und patriotischen Hoffnungen sprechen. Es ist zuweilen um Thränen zu vergießen. Bei Vionville am 16. überwanden zwei unserer Armee-Corps die französische Haupt-Armee. Nur die Nacht und die Nähe von Metz schützte diese vor der Niederlage. Und die Schlacht vom 18., die wir mit dem Rücken gegen Paris lieferten, nahm dem Marschall Bazaine alle seine Verbindungen mit Chalons und Paris, warf ihn nach Metz hinein, wohin wir freilich ihm nicht folgen konnten.

Jetzt ist er in Metz und zwischen dessen Forts eingeschlossen und wird zum Durchschlagen oder Kapituliren schreiten müssen, wenn er nicht verhungern will. Das Durchschlagen aber wird er nur mit großen Verlusten bewirken können, da wir uns jetzt à sa barbe verschanzen, während die 3. Armee (des Kronprinzen von Preußen) und ein Theil der 2. unter dem Kronprinzen von Sachsen den Marsch auf

Chalons und Paris fortsetzen. Demgemäß geht das Hauptquartier des Königs morgen nach Commercy, was ich Dir anvertraue, da Du es erst erfahren wirst, wenn es nicht mehr wahr ist.

Um von diesen allgemeinen Dingen zu Speziellerem überzugehen, bemerke ich zunächst, daß meine Söhne (von Helm weißt Du), sowie Wißmann, Max und Leopold Gerlach recht munter sind bis Dato. Gott schütze sie ferner! Arnold, der bis jetzt bei mir war, als Leibwächter, lasse ich, der Offizier-Noth wegen, auf seinen Wunsch zu seinem Regiment zurücktreten. — Der König ist sehr wohl — Gott erhalte ihn! Desgleichen Bismarck. Herbert hat einen Fleischschuß durch den rechten Oberschenkel und ist hier bei seinem Vater, der mit Einrichtung von General-Gouvernements in den eroberten Ländern beschäftigt ist, Hand in Hand mit mir. Gott helfe weiter! Jetzt muß ich schließen, denn der Courier geht ab. Vater Thadden wird und kann natürlich nicht kommen! Er wäre hinderlich statt nützlich. Viele Grüße an die Deinen und alle Freunde!

An die Gemahlin.

Bar le Duc, 24/8. 70.

Dein Nothschrei vom 20ten, meine liebe Anna, erreichte mich heute früh bei'm Aufbruch von Commercy. Im Wesentlichen dürfte er inzwischen Erledigung gefunden haben, da alle meine letzten Mittheilungen auch gute Nachrichten von unsern Söhnen u. s. w. enthielten. Ich kann dieselben heute nur von Neuem bestätigen mit dem Hinzufügen, daß W. mir mittheilt, wie unser alter Bernhard, nach dem Du speziell fragst, am 18ten doch einen Streifschuß davon getragen, aber so unbedeutend, daß er seine Batterie keinen Augenblick zu verlassen brauchte, die 15 Mann und 21 Pferde verloren hat. — Arnold

ist heute noch bei mir, da er erst morgen zu seinem Regimente abgehen kann. Weßhalb dies erwünscht und — richtig ist, habe ich schon geschrieben.

Jetzt — gegen 9 Uhr — muß ich zu Sr. Majestät zum Thee, um mich bei dieser Gelegenheit für die Verleihung des Eisernen Kreuzes zu bedanken, womit ich soeben überrascht worden bin.

den 25ten August.

. . . Da gestern ein Courier nicht mehr abging, so sende ich auch erst heute ab. Inzwischen mußt Du ja meine beruhigenden Nachrichten erhalten haben. General Steinäcker, der gestern von Commercy aus mit Depeschen an Ihre Majestät nach Berlin abgesandt wurde, hat mir versprochen, Dich zu besuchen, um Dir Alles zu bezeugen, was ich geschrieben.

Bei meiner gestrigen Durchfahrt durch Ligny, wo der Kronprinz sein Hauptquartier hatte und den König erwartete, dem er Frühstück geben wollte, kam der strahlende Herr an mich heran und war so herzlich und freundlich wie noch nie. Bei dem qu. Frühstück soll es von Fürstlichkeiten gewimmelt haben.

Bei meiner Ankunft hierselbst hatte ich den Verdruß, zuerst zwei Stunden auf der Straße zu liegen und endlich mein Quartier in den letzten Häusern, 1/4 Meile vom Könige aufzufinden. Nachdem ich etwas gegessen, requirirte ich eine andere Wohnung, worauf der hiesige Präfekt mich und meine Herren in sein Palais aufgenommen hat. — Se. Majestät nahm gestern Abend meinen Dank überaus gnädig und huldvoll auf und war den ganzen Abend sehr heiter und gesprächig, wie dies seine Art ist, wenn Er jemand eine Freude gemacht zu haben glaubt. Moltke hat ebenfalls das Eiserne Kreuz erhalten; sonst m. Wissens bis jetzt, und zwar zuerst, der Kronprinz. Ich zweifle aber nicht, daß Prinz Friedrich Karl

und die Kommandirenden Generäle, die gefochten haben, gleichfalls bedacht sind, sowie daß eine große Ausschüttung an die Truppen erfolgen wird, vielleicht schon erfolgt ist.

Nach gestrigen Meldungen ist Chalons von den Franzosen geräumt. Jetzt sind wir 30 Meilen von Paris, können in etwa 8 Tagen davor angekommen sein. In und vor Metz, woselbst die halbe Armee geblieben in verschanzten Stellungen, Alles ruhig bis heute, aber wir erwarten, daß die dort eingeschlossene feindliche Hauptarmee den Versuch machen wird, sich durchzuschlagen, sobald ihnen die Lebensmittel knapp werden, vielleicht auch früher. — Jetzt will ich zum Vortrage und später schließen. Auf Deine Frage wegen Moltke bemerke ich, daß er niemals kommandirt hat, noch kommandiren wird, daß aber, nach seinen, im gemeinschaftlichen Vortrage von Sr. Majestät genehmigten oder modifizirten Vorschlägen nicht blos mehrere Armee-Corps, sondern die ganze Armee dirigirt und verwandt wird. —

Später. Die Kriegskunst ist veränderlich: wir werden daher morgen nicht hier bleiben, sondern nach St. Ménehould gehen. Eine französische Armee (die, welche Chalons verlassen) hat sich bei Rheims aufgestellt. Aber auch sie wird nicht Stand halten, ihr Rückzug auf Paris scheint mir unausbleiblich. Aber was dann? Schlacht vor Paris? wo die geschlagenen Franzosen sich immer wieder unter den Schutz der dortigen Festungswerke stellen können? Die Aufgabe ist zu lösen, aber doch bedenklich und die Lösung wird eine sehr blutige sein, falls sich die Franzosen ehrlich dagegen einsetzen.

Deine Klagen über die Feldpost finden lebhaften Widerhall von allen Seiten. Die Ursachen der Verzögerung sind aber so zahlreich und so unvermeidlich, daß sich Alles erklärt, ohne daß man das Institut zu verdammen braucht. Wir

haben nur eine Eisenbahnlinie hinter uns, die wir gebrauchen können, und sind entfernt von derselben. Das erklärt schon Vieles. Künftig wird es besser werden.

Arnold wird in Folge der veränderten Dispositionen heute noch bei mir bleiben und sein Regiment wohl erst übermorgen erreichen.

Ueber Deine Trauer und Deinen Schmerz wegen unserer schweren Verluste sage ich nichts, aber ich fühle auf's tiefste erschüttert dasselbe.

Blanckenburg an Roon.

Stettin, 22. 8. 70 (eingegangen 27. 8.).

. . . Also wirklich soweit wären wir durch Gottes Barmherzigkeit! Heute Morgen fuhr ich noch mit zagendem Herzen von Berlin ab, — da wir ja über die Verluste vom 18ten absolut nichts erfahren konnten. Eine Depesche des Prinzen Carl sollte berichtet haben, daß Du und Itzenplitz jeder einen Sohn verloren hättet. Möchte es für J. ebenso unwahr sein wie für Dich. Ich kann nicht läugnen — ich würde für diese große Sache, d. h. für die Rache aller Schandthaten von 200 Jahren — für die Herstellung der wirklich natürlichen Grenzen — für den richtigen Frieden, den uns Neid und Abgunst 1815 entzog u. s. w., gern einen und auch mehrere Söhne hingeben, aber keinen Schwiegersohn, weil mich meine Tochter zu sehr gejammert hätte. Nun, es steht Alles in Gottes Hand, der Krieg ist noch nicht zu Ende und, fürchte ich — selbst wenn Bazaine capituliren muß, was ich noch nicht glaube — wird noch lange nicht zu Ende kommen. Gott hütet und wacht — es steht Alles in seiner Macht!

Zu Dithyramben wäre Stoff genug jetzt — wenn nur nicht die Blutlachen in der Nähe gesehen wirklich zu groß

sind!? In der Ferne hat man Neigung sie zu überschätzen, weil man stets denkt: die Kranken und Maroden kennt man gar nicht und die außer Gefecht Gesetzten werden gewiß geringer angegeben als es in Wirklichkeit ist. Dazu dies Abschießen der Offiziere! u. s. w. — Ich habe keine Ahnung, ob die Verhältnisse so liegen, daß schon Friedensidee'n auftauchen. Wenn es auch nicht der Fall ist, so wird es doch einmal kommen, und da will ich wenigstens ein Votum abgeben, das glaube ich jetzt eine nationale Berechtigung hat:

1. Es ist unmöglich — geradezu eine Niederlage und nur damit zu rechtfertigen — wenn der Friede nicht Sicherung bringt gegen neue Anfälle des Raubthieres. Klauen müssen so beschnitten werden, daß Rheingelüste unmöglich sind, wenigstens weniger gefährlich wie bei diesen jammervollen Grenzen!

2. Es ist unmöglich die Südstaaten jetzt zu maßregeln zu einem einfachen Eintritt in den norddeutschen Bund.

3. Es ist unmöglich den Südstaaten Land zu geben — wenn ihr Zusammenhang mit dem Nordbunde nur darin ferner weiter bestehen sollte, daß sie erwägen, ob casus foederis ist. Dagegen mögen sie auch Land erhalten, wenn sie in den neuen Deutschen Bund voll und ganz freiwillig eintreten.

4. Jetzt oder nie ist die Gelegenheit, die Fehler der norddeutschen Bundesverfassung zu corrigiren. Sachsen und Mecklenburg wird es wohnlicher, wenn Baiern 2c. dabei sind.

5. Es ist unbedingt nöthig, daß durch diese Neuformation die preußische Centralgewalt stramm und straff fundirt wird quoad Heer, Zoll, Handel, Diplomatie; es muß anderseits die Competenz des Reichstages für Gesetzgebung 2c. beschnitten werden, wenigstens fest begrenzt.

6. Dabei ist die Lebensbedingung, daß ein wirklicher

großdeutscher Kriegsminister entsteht — damit diese Reibereien mit Bundeskanzleramt aufhören, die sonst unvermeidlich zu den gefährlichsten Reibungen führen und geführt haben.

Bei'm Friedensschluß müssen diese Dinge schon vorgesehen werden und darum schreibe ich diese meine Gedanken schon jetzt Dir, damit Du die Stellung des künftigen Deutschen Kriegsministers sicherst, ganz abgesehen von Deiner Person. Es ist für das neue Reich unbedingt nothwendig, daß in ganz Deutschland es den kleinstaatlichen Kammern unmöglich gemacht wird, durch Vota die Heeresverfassung zu ruiniren. Der Drang, der jetzt nach der deutschnationalen Seite hin ist, muß benutzt werden, um ein einheitliches Heer mit allem Zubehör zu gründen.

. . . Bei gleichzeitiger fester Begrenzung der Competenz der Centralgewalt wird dies bei den Kammern der Kleinstaaten — denen es dann wohnlicher im Bunde wird — zu erreichen sein; die Kaffeemühle des Reichstages darf aber in der Richtung, in der sie sich bis jetzt befindet, nicht weiter gedreht werden.

Wollen wir die Südstaaten halb gezwungen in die jetzige Verfassung aufnehmen und fortfahren alle staatliche, ja Verwaltungs-Eigenexistenz in den Bund einzuschlachten, so bekommen wir einen allmächtigen Reichstag und eine Menge vulgäre Reichs-Minister — und damit baldigst die deutsche Republik!

Ich denke mir, daß — abgesehen von Ausfallversuchen — jetzt eine kleine militärische Ruhe eintritt und Du vielleicht diese Zeilen lesen wirst. — Hier bleibe diese Woche und werde dann nach Hause gehen — es sei denn, daß hier in Pommern eine größere Lazareth-Thätigkeit nöthig wird.

Unser neues Enkelkind gedeih't jetzt und erhielt im

Augenblick der Taufe außer den Pathen-Namen: Maria — Theresia — Anna noch den Zunamen Viktoria, da eine halbe Stunde vorher der große Sieg König Wilhelms vom 18ten bekannt geworden war.

Dein getreuer M.

Roon an die Gemahlin.

Clermont-en-Argonne, 27. 8. 70.

. . . Die Kriegskunst ist veränderlich. Nicht nach St. Ménehould sondern nach diesem schmutzigen Neste — welch' ein Kontrast gegen das Quartier bei dem Präfekten in Bar-le-Duc! — sind wir 7 Meilen weit marschirt. Hier in einer Erziehungs-Anstalt für junge Mädchen einquartirt; die Nönnchen hatten nichts als Kaffee; der Koch machte uns indessen Abends 9 Uhr noch eine vortreffliche Kartoffelsuppe. Als wir sie verzehrten, trat Dein Bruder B.[1]) herein, der, von seiner Division in der Finsterniß abgekommen, froh war, hier Essen und Nachtlager zu finden.

Da die Franzosen Chalons geräumt haben und Miene machen Metz zu entsetzen, so müssen wir Mac Mahon, der bei Vouziers und Attigny stehen soll, noch eine kleine Lection geben und uns dazu conzentriren. Darum wird das Haupt-Quartier heute wohl noch hier bleiben — jedoch wer weiß!

Deinen Klagen über den nichtswürdigen Fremden-Kultus in Berlin wird nun wohl nach meinem Befehl vom 21. od. 22. abgeholfen sein. Auch sagt mir B., der eben bei mir war, daß dem Unfug, den unsere eigenen Verwundeten mit Betteln und Lungern treiben, ein Riegel vorgeschoben sei. In

---

[1]) B. Rogge, Feldprediger der 1. Gardedivision.

Deine Klagen über unsere schweren Verluste — ja wer wollte da nicht einstimmen!

A. ist gestern zu seinem Regiment gegangen; ich hoffe er hat es gefunden. Meine Leute sind gut, Z. sorgt vortrefflich, auch D., der nur empört ist, wenn ihn die Leute nicht verstehen, er hält das für Bosheit, meinend, daß Jeder Deutsch verstehen müsse.

Unser ältester Sohn W. hat einen Unfall gehabt; er soll, auf dem Marsche von einem durchgehenden Packpferde umgeritten, mit seinem Pferde gestürzt sein, so daß dieses mit voller Wucht auf ihn gefallen. Erhebliche Quetschung des Fußes oder so was, so daß er ein paar Tage wird fahren müssen. So erzählt Dein Bruder.

Clermont-en-Argonne, 28. 8. 70.

. . . Noch immer bei strömendem Regen in diesem traurigen Neste, um den weiteren Aufmarsch der Armee gegen die bei Vouziers stehende Heeresmacht Mac Mahons abzuwarten — will ich nicht versäumen, Dich auch heute zu begrüßen.

Wisse zunächst, daß W.'s Fußverletzung doch vielleicht nicht so schlimm ist, als ich gedacht. Graf Lehndorff hat mir gestern Grüße von ihm und die Nachricht gebracht, daß er ihn — wiewohl mit einem Pantoffel — wieder zu Pferde geseh'n. Der Ueberbringer dieser Botschaft ist selbst auf dem Heimwege verunglückt, mit dem Pferde gestürzt und hat sich Knie und Schenkel erheblich gequetscht.

Wisse ferner, daß E. gestern Rittmeister geworden, wie mir der König gestern nach der Tafel in gnädiger Weise mittheilte; ebenso daß Bernhard nun definitiv zum Batterie-Chef im Garde-Artillerie-Regt. ernannt (d. h. bestätigt) worden ist.

Seit vielen Stunden defiliren die Bayern an meinem Fenster vorüber mit schallender klingender Musik und unverdrossenen Gesichtern. Schön sind diese Truppen nicht, aber sie sehen doch recht ordentlich und kriegerisch strebsam aus. Hoffen wir, daß sie immer ihre Schuldigkeit thun werden. — Wenn das Wetter so kalt und regnerisch bleibt wie seit mehr als 14 Tagen, so werden bei den fast immer bivouakirenden Truppen Krankheiten nicht ausbleiben. Große Hitze wäre freilich noch schlimmer.

Du fragst, wie ich versorgt bin. Ich kann es nur loben; auch sind meine Herren sehr zufrieden, wie es scheint. Heute Abend wird ihnen wieder in meinem Zimmer servirt werden, welches der Reihe nach Kaffee-Salon, Vortragszimmer, Salle à manger, „Arbeits-Cabinet Sr. Excellenz" und — Schlafzimmer (gemeinschaftlich mit Hartrott) sein muß. Welch' ein Gegensatz zu Bar-le Duc! — aber es geht auch so, und die gute Laune fehlt um so weniger, je weniger Ursache zum Wohlbehagen ist.

Schon wieder ein neues Regiment! (ich glaube es ist das zwölfte). Trotz des Regens muß ich noch etwas durch den Schmutz waten. In wenig Tagen vielleicht wichtige Entscheidungen! ich hoffe nicht so blutige als die früheren und — vielleicht — die letzten. —

Später. Ich lasse noch einige Zeilen folgen, um Dir zu sagen, daß Mac Mahon nicht Stand hält, wie ich erwartete, sondern — wie heute gemeldet — sich rückwärts conzentrirt. Was der Unglückliche thun, d. h. ob er nach Metz streben oder sonst wohin, vielleicht nach Laon gehen wird, ist noch nicht zu sagen; nach Paris würde er, falls er die Eisenbahn nicht auf Umwegen benutzt, nicht mehr kommen können, da wir dahin fast näher haben als er per Fußmarsch. Ich bin sehr gespannt auf die weitere Entwickelung. Bei'm

Könige wurde heute Mittag ein aufgefangener Brief aus Paris verlesen, nach dem Furcht, Rathlosigkeit und Verwirrung in den dortigen maßgebenden Kreisen herrscht. — Sie helfen sich dort einstweilen, wie immer, mit Lügen und erklären, daß wir am 24., an dem vielleicht keine Flinte abgeschossen worden, eine große Niederlage erlitten hätten, 40,000 von uns wären in der Mosel ertrunken — — während wir leider an Trinkwasser z. Z. einigen Mangel leiden. Zu solchen Mitteln ist man in P. gezwungen, um sich einige Galgenfrist zu — erlügen.

Den 29. früh. In zwei Stunden brechen wir nach Grandpré auf, um in der Mitte der vorrückenden Armee zu bleiben und weitere Nachrichten vom Feinde schneller zu haben — daher Gott befohlen!

Feldpostkarte.

Buzancy, 31. August 70.

Daß wir gestern bei Beaumont und Mouzon die Franzosen unter Mac Mahon angegriffen und unter Erbeutung von etwa 15 Geschützen, mehr als 40 Munitionswagen, des gesammten Zeltlagers des Corps Failly, mehreren 1000 Gefangenen über die Maas zurückgeschlagen und gegen die Belgische Grenze getrieben haben, und zwar mit mäßigen eigenen Verlusten, wirst Du aus dem betreffenden Telegramm Sr. Majestät schon erfahren haben. Soviel ich weiß, sind unsere Söhne p. p. gestern nicht ins Gefecht gekommen, höchstens Bernhard, aber ich glaube auch das nicht. Wir werden heute das gestrige Geschäft, das unsern ganzen Tag in Anspruch nahm, fortsetzen und vollenden, so Gott will. Wo und wann wir heute zum Schlafen kommen werden, weiß ich noch nicht. Mir und meiner Umgebung geht es recht gut, habe vortrefflich geschlafen, ungeachtet des Teufels-

lärms, den durchziehende Bayrische Train's die ganze Nacht unter meinem Fenster vollführten. Gott mit uns!"

Die Mitteilungen, welche Roon seiner Gattin am 3. oder 4. September über die Schlacht von Sedan gemacht hatte, sind niemals an ihre Adresse gelangt. Jener Brief ist mit dem ganzen Courierbeutel des Großen Hauptquartiers in jenen Tagen verloren gegangen, wahrscheinlich vom französischen Kommandanten von Verdun aufgefangen worden. Der qu. Brief enthielt auch die Nachricht von dem Heldentode seines zweiten Sohnes Bernhard.

Roon's ältester Sohn, damals Major im Generalstabe des Gardekorps, in dessen Armen der Bruder starb, hat aber seiner Mutter darüber ausführlich berichtet. Einiges davon möge hier Platz finden.

Hauptmann Bernhard von Roon kommandierte die 5. schwere Garde-Batterie, welche zur 3. Fußabteilung gehörte und der 2. Garde-Infanteriedivision zugeteilt war. Bekanntlich erhielt diese Division am Vormittag des 1. September den Befehl, zur Unterstützung des Sächsischen Armeekorps bei Daigny in das Gefecht einzugreifen. Infolge dessen wurde die 3. Fußabteilung, welche etwa seit 9 Uhr östlich von Haybes im Feuer stand, gegen 11 Uhr links vorwärts gegen Daigny vorgeschoben. Die Batterie Roon war hierbei auf dem am weitesten vorgeschobenen linken Flügel der sämtlichen Garde-Batterien placiert worden, etwa 800 Schritt von der Lisière von Daigny entfernt. Die Batterie stand hier bald in heftigem Geschützkampfe gegen die Höhen westlich von Daigny und la Rapaille, an deren östlichen Abhängen auch französische Infanterie eingenistet war; und von da aus empfing — in der Mittagstunde zwischen 12 und 1 Uhr — ihr wackerer Führer die tödliche Wunde. — Etwa um 2 Uhr fand sein

Bruder ihn auf dem Verbandplatze am Bois Chevalier im kühlen Wiesengrunde gebettet, von sorglichen Aerzten und Pflegern umgeben. Aber eine Hoffnung auf Erhaltung des teuren Lebens konnten sie von vorn herein nicht geben: denn die Nieren, die Blase und andere Eingeweide waren durch ein mitten in den Unterleib eingedrungenes Chassepotgeschoß schwer — eben tödlich — verletzt.

Der Verwundete aber, seine brennenden Schmerzen vergessend, fragte den aus dem Gefecht herbeigeeilten Bruder vor allem: „Haben wir gesiegt?" und vernahm leuchtenden Auges die Nachricht von der Gewißheit des großartigsten Sieges, der wahrscheinlich jemals errungen worden — und zu dem auch er mit seinem Blut und Leben beigetragen hatte. Von nun an kam eine größere Ruhe über ihn. Noch auf dem Verbandplatze reichte ihm der Divisionsprediger Jordan auf sein Verlangen das heilige Abendmahl.

Im Laufe des Nachmittags gelang es dem Bruder, ihn nach La Moncelle zu schaffen, wo in einer schloßartigen, von hübschem Garten umgebenen Villa (einem Grafen Viry gehörig) das 11. Garde-Feldlazarett sich abends etablierte, ganz nahe bei den Trümmern des brennenden Ortes Bazeilles, um welchen die Bayern den ganzen Tag gekämpft hatten.

Wider Erwarten überlebte der Verwundete die Nacht, befand sich sogar im Laufe des 2. September viel wohler, hörte auch noch die anfangs kaum für glaublich und möglich gehaltene Kunde von der Kapitulation der ganzen französischen Armee und der Gefangennahme Napoleons.

„Er hatte" — schrieb Major von Roon — „an diesem Tage sogar wieder Hoffnung — die Aerzte aber leider gar nicht! Arnold, der in der Schlacht mit seiner Compagnie in der Avantgarde gewesen war, und Schwager Eugen hatten ihn schon Vormittags besucht. Ich selbst war gegen Mittag wieder

bei ihm. Nachmittags, um $^1/_2$5 Uhr etwa, kam zur größten Freude Vater, der ihn endlich aufgefunden hatte. Er nahm vollständig Abschied von Bernhard (der ganz klar und ruhig war) — mit schwerem, aber wie tapferem Herzen! riß er sich von diesem wackeren Sohne los, ohne ihm doch die Hoffnung ganz nehmen zu wollen, weil B. sich gerade so viel wohler fühlte — — —"

In der darauf folgenden Nacht sowie während des 3. September verschlechterte sich das Befinden sichtlich. Gleichwohl waren die Schmerzen nicht erheblich, auch das Bewußtsein nur selten unterbrochen, so daß der Bruder des Sterbenden und sein gleichfalls herbeigeeilter Onkel, der Divisionsprediger B. Rogge, ihn trösten und viel mit ihm beten konnten. Gegen 8 Uhr abends hauchte er dann, umschlungen von den Armen des Bruders, den letzten Seufzer aus.

In dem Schloßgarten von La Moncelle, der ja selbst einen Teil des Schlachtfeldes bildete, auf dem sein Blut geflossen, sollte der junge Held beerdigt werden — mit dem Antlitz gewendet nach der von dort sichtbaren Höhe, auf welcher er gefallen war. So hatte es der Vater bei seinem Besuche an dem Sterbelager selbst bestimmt, sich vorbehaltend, s. Z. wegen Pflege und Schutz des Grabes mit dem Besitzer in Verbindung zu treten. Unter obwaltenden Umständen hielt man diesen Ruheplatz für gesicherter als einen solchen auf dem katholischen Friedhofe.

Nur mit Mühe gelang es am folgenden Morgen dem Bruder und dem Onkel, in Sedan einen Sarg zu erlangen; denn eine unbeschreibliche Verwirrung herrschte natürlich in dem von der deutschen Besatzung sowie von gefangenen und entwaffneten Franzosen überfüllten kleinen Orte; es wimmelte wie in einem Ameisenhaufen. — — Gegen Abend brachten

sie den Entschlafenen dann in die stille, von rauschenden Baumwipfeln behütete Kammer.

Bayrische Soldaten des 8. Infanterieregiments, welches dort einquartiert war, stattliche, hochgewachsene Söhne der Berge, trugen ihn auf ihren Schultern hinab; und von andern Leuten desselben Regiments mußte der einen Fuß im Gipsverbande nachschleppende Bruder sich hinter dem Sarge hertragen lassen. Sonst waren nur noch einige Aerzte und bayrische Offiziere zugegen, als Prediger Rogge bewegte Worte des Segens und des Friedens über der entseelten Hülle seines heldenmütigen Neffen sprach. Dem Vater hatten es zu seinem Schmerze die Umstände unmöglich gemacht, an diesen letzten Ehren persönlich teilzunehmen [1]).

Roon an Blanckenburg.

H.-Qu. Rheims, 6. 9. 70.

Mein geliebter Moritz! Seit gestern hier in der alten Krönungsstadt der französischen Könige. Charles X. war der letzte, der sich hier salben und krönen ließ. Heute wohnt unser siegreicher König in den prächtigen Ceremonial-Räumen

---

[1]) Auch Roon's Hoffnung, daß seines Heldensohnes Gebeine dort auf dem Schlachtfelde ihre bleibende Ruhe finden würden, sollte sich nicht erfüllen. Vielmehr stellt ihm jener Graf Viry, dem das Schlößchen und der Park von La Moncelle gehörten (er war im Kriege Oberst der Mobilgarde), nach dem Friedensschlusse das Ersuchen, die Leiche von dort zu entfernen, da das Preußengrab seine und der Seinen Gefühle zu sehr verletze — es sei denn, daß General von Roon vielleicht vorzöge, die ganze Besitzung — von ihm käuflich zu erwerben!

So kam es, daß die irdischen Reste Bernhard's von Roon im Herbste 1871 wieder nach der Deutschen Heimat zurückgebracht wurden, und daß sie jetzt — neben denen seines großen Vaters — in der stillen Familiengruft zu Krobnitz geborgen sind.

des erzbischöflichen Palastes, die bei jenen feierlichen Gelegenheiten von den Kapetingern bewohnt wurden. Aber ach! wie viel Blut und Thränen waren und sind zu vergießen, um uns hieher zu führen! Du wirst, wenn Du diese Zeilen empfängst, wohl schon wissen, daß auch unser alter Bernhard zu den zu Beweinenden gehört. Er erhielt am 1. d. M. in der Schlacht bei Sedan, als er mit seiner Batterie tapfer ins feindliche Tirailleurfeuer hineingefahren war, um den Aufmarsch unserer Infanterie bei Daigny möglich zu machen, eine Flintenkugel in den Unterleib. Die Bedenklichkeit der Verwundung erkennend, begehrte und empfing er noch auf dem Schlachtfelde das heilige Abendmahl, wurde wohl verbunden nach dem Schloß des Grafen de Viry bei la Moncelle getragen, wo ich ihn am 2. Nachmittags nach einigem Suchen auffand, wohl gebettet und wohl gepflegt vom Oberstabs=Arzt Frenzel; aber dieser erklärte ihn fast mit Bestimmtheit für einen Moribundus. Ich mußte Abschied von ihm nehmen. Waldemar blieb bei ihm. Andern Tages empfing ich Berichte von diesem und dem Arzte, die so viel und so wenig Hoffnung gaben, als Tags zuvor. Am 4. früh erschien mein Schwager Rogge (aus Potsdam) bei mir, und ich wußte Alles. B. war am 3. Abends nach 8 Uhr sanft eingeschlafen nach einem herzlichen kurzen Gebete; seine letzten Worte: „Heiland! Heiland!" Sie (Rogge und Waldemar) haben ihn am 4. Nachmittags im Park neben einem andern Offizier (v. Twardowski) gebettet mit der Aussicht auf das Schlachtfeld, und der Arzt hat ein Steinkreuz mit den Namen auf das Grab gesetzt. Daß es respectirt wird, will ich vom Grafen, der ein anständiger Mann sein soll, erbitten. Ich mußte am 4. nach Rethel in entgegengesetzter Richtung, 10—11 Meilen vom Grabe und war glücklich, daß Oheim und Bruder an demselben beten konnten. — — Das war abgemacht. Das Schwerste blieb

mir noch: die Mittheilung an Anna und die eigene Beruhigung. Erstere ist erfolgt; mit der letzteren bin ich beschäftigt. Die Arbeiten und ernsten Zerstreuungen des blutigen Handwerks verhindern glücklicherweise sentimentales Grämen; aber wund wird eine Stelle meines Herzens noch lange bleiben. Mag es sein! Wo so viel Großes und Ueberwältigendes vorgeht, da kann der Kummer des Einzelnen nicht der Grundton des männlichen Daseins werden. — — Welch' ein sichtbares gewaltiges Gottesgericht ergeht über dies schöne und sichtlich so verwahrlosete Land! Der Ex-Kaiser — Kriegsgefangener, verabscheut von der ganzen Welt, namentlich den Franzosen; die von ihm eingesetzte Regentschaft unmöglich, wahrscheinlich schon verjagt, das Land ohne anerkannte Regierungsgewalt, eine Beute der verschiedensten Partheiungen; keine Möglichkeit mit ihm Frieden zu schließen — — — welch' ein Abgrund von Unglück und Nichtswürdigkeit! Wir haben eigentlich keinen Feind mehr niederzuwerfen. Die Capitulation von Sedan brachte über 100 000 Gefangene, 250 Feldgeschütze, ich weiß noch nicht wie viele Adler, Mitrailleusen und andres Zeug in unsere Hände, nebst der Festung. Bazaine mit seinen 80 000 M. ist in Metz von einer verschanzten Armee von fast 300 000 M. fest umgarnt, alle Versuche sich herauszuschlagen, endeten bis jetzt mit der engeren Einsperrung. Er hat 20 000 französische Verwundete zu versorgen und zu verpflegen; Proviant und Munition fangen an zu mangeln: die Sache kann nur mit einer zweiten Capitulation endigen. Bleiben etwa 50 000 M. zusammengeraffte Feldtruppen bei und um die Fortificationen von Paris. Und sollten wir mit einer Armee von 460 000 Mann nicht auch dort die Herren werden?! Das ist wohl kaum zu bezweifeln — aber was dann? — Wir werden nächstens nichts mehr zu fechten, sondern nur noch die drohende Anarchie im Lande zu bekämpfen haben. Der Zertrümmerung

der feindlichen Armee scheint der Zerfall des gesammten Regierungs-Organismus auf dem Fuße folgen zu wollen. Und wer vermag eine neue, wirksam functionirende an seiner Stelle aufzubauen? Unsere heimische Büreaukratie ist viel zu steifstellig und pedantisch dazu, fürchte ich. Um aber wohldenkende und geschickte Männer aus diesem Lande selbst zu gewinnen, dazu bedarf es einer längeren Zeit; die Leute müssen 1. ihren ferneren Widerstand als zwecklos, 2. die Nothwendigkeit erkennen, daß sie selber uns die Hand geben müssen, um den völligen Ruin Frankreichs zu verhindern. Wer also kann wissen oder erwarten, daß er Weihnachten in der Heimath feiern werde?! — Obgleich wir mit Gottes Hülfe allen feindlichen Widerstand niedergeworfen, resp. niederwerfen werden: dennoch kein Frieden in naher Aussicht. — Und nun der Landtag, dahinter der Reichstag in naher Aussicht, nachdem die Neuwahlen stattgefunden. Soll nicht Alles aus dem Leime gehen, so wird bei'm Himmel sehr exacte Arbeit gemacht werden müssen! Und Europa? welches heute vor Erstaunen platt auf dem Bauche liegt, was wird es sagen, was kann es thun, wenn es sich von seinem ersten Schreck erholt haben wird?

„L'équilibre" ist freilich gänzlich verloren gegangen. Ist nicht Preußens Schwert heute das Scepter von Europa? — „Votre organisation militaire est sublime" — so hat der entthronte Cäsar am 2. bei Sedan zu unserm Könige gesagt. Und d a r i n liegt die Wurzel unseres militärischen Vermögens und nicht — wie oft gesagt worden — im Zündnadelgewehr, denn die Chassepots sind dem unverbesserten Zündnadelgewehr leider recht bedeutend überlegen, wie wir zu unserm Schmerze erfahren haben. Und dennoch! Obwohl wir 50 000 M. auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen liegen gelassen, nachdem Krankheit und die Nothwendigkeit zu detachiren die

Operations-Armee um weitere 30 000 M. geschwächt, sind wir dennoch im Stande, nicht nur unsere Reihen wieder zu complettiren, 150 000 M. Etappentruppen aufzustellen, sondern wir könnten jeden Tag noch — wie ich dem Könige vorgestern dienstlich gemeldet — drei neue Armee-Corps = 100 000 M. aufstellen, sobald unsere zahlreichen blessirten Offiziere nur erst gesundet wären. 300 000 M. vor Metz, 60—70 000 vor Straßburg und Toul, 180 000 M. im Marsch auf Paris, und alle wohl genährt in einem ausgesaugten Lande und mit allem Nöthigen reichlich versehen. — Freilich fehlen alle diese Arme den Arbeiten des Friedens. Und diese sind die Hauptsache, diejenige, um welcher willen alle diese colossalen Anstrengungen gemacht wurden und werden! Um uns ihnen auf die Dauer und mit Sicherheit gegen neue Störungen hingeben zu können, wird noch mancher Schweiß- und viele Blutstropfen vergossen werden müssen. — Und an den Friedensschluß knüpft sich leider ein unversöhnliches Dilemma: Wir können, um unseres Volkes und unserer Sicherheit willen, keinen Frieden schließen, der Frankreich nicht zerstückelt; und die französische Regierung, welche es auch sein mag, kann, um ihres Volkes willen, keinen Frieden machen, der Frankreichs bisherige Integrität nicht erhält. Daraus folgt mit Nothwendigkeit die Fortsetzung des Krieges bis zur Erschöpfung aller Kräfte, und diese Nothwendigkeit — so traurig sie auch ist — erscheint mir bis jetzt unvermeidlich. Gepriesen Derjenige, welcher uns davon erlöset! — Ob ich alter Mensch das Ende des Krieges erlebe, ist zwar gleichgültig, aber ich zweifle daran. Ebenso daran, daß der „große Zauberer" ein Mittel weiß, um die Fermate zu setzen ohne einen aufgelöseten Mißton, ein so großer Meister im diplomatischen Generalbaß er auch sein mag. Es giebt aber einen größeren, dem wollen wir vertrauen!

Ich lasse diesen Brief unter A.'s Adresse abgehen, damit sie ihn lese und Dir, unter Bitte um Rückgabe, zustelle. Denn wenn ich das Ende doch noch überleben sollte, so wird es mir in einer stillen Abendstunde vielleicht erfreulich sein, wieder zu lesen, was ich heute in der Mitte der Ereignisse darüber dachte. — Und nun seid Alle, Alle Gott befohlen. Ihr in der Heimath, die ich liebe und an die ich oft mit Wehmuth gedenke. Ich bin recht angegriffen von den letzten Katastrophen, wiewohl nicht eigentlich krank. Die nächsten Ruhetage werden mir gut thun, die ich hier zu erwarten habe.

In alter Treue und Liebe

A. v. Roon.

H. Qu. Rheims, 8/9. 70.

Geliebte A.! Du wirst, wie ich fürchte, zu Deinem heutigen Geburtstage die Trauerbotschaften vom 2ten u. 3ten empfangen und zu lesen haben. Ein schmerzlicher Geburtstag! Gott stärke und stille Dein Mutterherz, auf daß Du den Schlag mit kindlich-ergebenen Sinne hinzunehmen vermagst. Ich bin körperlich entzwei davon — war zwei Tage sogar bettlägerig, da eine Art Ruhranfall dazu gekommen war. Wegner, der zufällig hier und mich mit St. gemeinsam behandelte, erzählt mir, der Kronprinz habe eben solchen Anfall gehabt. — Ich bin heute zwar noch etwas schwachbeinig aufgestanden, aber die Krankheit scheint ganz überwunden . . . Was ich als alter Mensch in den Tagen vom 30. August bis 3. September körperlich ausgestanden, war nicht gering und dazu nun der Seelenschmerz — ich darf wohl zufrieden sein, daß kein üblerer Ausgang darauf erfolgt ist.

Von Waldemar, den ich eigentlich heute hier erwarte, noch keine Spur. Ich hatte verlangt, daß er sich einen Gypsverband anlegen ließ und es zugleich veranlaßt, daß er —

einstweilen zu mir in's Hauptquartier kommandirt oder beurlaubt — alsdann zu mir käme.

Uebrigens kannst Du meinetwegen ganz ruhig sein; mir geht nichts ab. Ich wohne hier ganz hübsch bei einem Tuchfabrikanten (Mr. Desteuques), und wenn auch die lebhafte Frau Wirthin erklärt, wenn sie ein Mann wäre, so würde sie Leib und Leben an die Vernichtung aller Feinde ihres Landes setzen, so ist sie doch ebenso sehr eine Frau, daß sie Alles daran setzt, mir gefällig zu sein und zu thun was mir Freude machen kann. Die schönsten Früchte (die ich leider blos ansehen darf) und immer frische Blumen schmücken meinen Kamin-Sims; sie schickt mir die Möbel, die mir am bequemsten sein möchten, u. s. w. Nur mit meinem Jäger D. kann sie sich nicht befreunden, weil der thörichte Mensch immer gereizt ist, daß man seine deutlichsten Redeübungen ganz und gar nicht versteht; doch ist er jetzt schon so weit, daß er zuweilen nach einer Vocabel frägt, die er dann gut westfälisch nachzusprechen sucht. — Jetzt eben war meine Wirthin sogar hier, um sich persönlich nach meinem Befinden zu erkundigen, weil ich „un bon père affligé“ sei. Du wirst daraus entnehmen, daß ich nicht sehr krank bin. Im Uebrigen laß uns der heutigen Losung gedenken: „Ich danke Dir, Herr mein Gott, von ganzem Herzen und ehre Deinen Namen ewiglich!“ Ja zu danken, von Herzen zu danken, statt zu klagen: dazu bin ich, namentlich am heutigen Tage, ganz besonders berufen. Unser Sohn ist uns vorausgegangen, was ist das weiter! Und sein Abgang aus dieser Zeitlichkeit war ehrenreich, seine Sterbestunde sanft und selig. — Gott sei mit Dir, an diesem schmerzensreichen Festtage ganz besonders, damit Du Seine Nähe deutlich fühlen mögest. Er sei auch mit Deinem

alten Manne.

Später. Ich öffne den Brief nochmals, um hinzuzufügen, daß Waldemar eben bei mir ankommt, um sich hier, soweit als möglich, auszuheilen. Er will selbst schreiben. —

Aus einem Briefe des Major v. R.

Reims 11. 9. 70.

. . . Die schöne ehrwürdige Krönungsstadt widerhallt von dem vielstimmigen Geläute der Glocken. Es ist Sonntag. Ich sitze, bei endlich einmal köstlichem Wetter, am offenen Fenster, das auf einen schönen, stillen Garten hinausgeht und sauge die linde, balsamische Luft ein. — Jetzt schweigen die Glocken, dafür erfüllen Trompeten-Fanfaren die Lüfte: eine Cavallerie-Brigade passirt soeben Reims — der König, unser lieber Heldenkönig, läßt sie Revue passiren. — Um 12 Uhr werden die Unseren sich in der hiesigen protestantischen Kirche zum Gottesdienste versammeln. — In diesen Tagen war viel Besuch bei Vater, sogar viel zu viel, und in Folge dessen zuviel auf- und anregendes Gespräch — so daß er gestern wieder recht matt war. Heute geht es aber besser.

Vorgestern gegen Abend war übrigens auch Graf Bismarck bei Vater, wie um Mittag Moltke. Ich konnte mit meinem lahmen Fuße nicht schnell in ein anderes Zimmer humpeln, habe also alle dort geführten Gespräche mit anhören können. Mit der Capitulation von Metz wird es danach leider noch gute Weile haben, Moltke sagte, der Feind sei besser verproviantirt als wir geglaubt hätten. Dagegen sind die Resultate von Sedan ungeheure, 110 000 Gefangene u. s. w. . . (Die Adler und Fahnen haben die Besiegten jedenfalls vergraben oder in's Wasser geworfen.) Die größte Verlegenheit ist nun, daß man gar nicht weiß, wie man alle Gefangene in Deutschland unterbringen und bewahren soll, besonders da der Winter nah't. Wahrscheinlich werden eine Menge großer

Barackenläger gebaut werden. Aber besonders schwierig ist es, diese Bande ordentlich zu bewachen; und was soll erst werden, wenn nun noch 100 000 Gefangene von Metz dazu kommen? diese Angelegenheit ist jetzt für Vater eine wahre Sorge. — Uebrigens ergiebt sich aus allen Resultaten, daß wir schon in der Schlacht von Beaumont am 30. August 150 000 Mann vor uns gehabt haben.

Bismarck war ebenso aufgeräumt wie Moltke. Ich erzählte ihm, daß ich Bill bei'm Requiriren eines Schweines belauscht hätte, eine köstliche Szene zum Malen, was ihn sehr amüsirte. — Dann war davon die Rede, daß der König jetzt die Königsgemächer der alten französischen Könige bewohnt, und da meinte B., der König könne sich ja hier zum Kaiser von Deutschland und König von Frankreich krönen lassen: „das würde keine besonderen Schwierigkeiten haben — wer wollte es uns verwehren?" setzte er hinzu. Es war natürlich ein Scherz — aber in der That, ist es nicht um das Herz jedes Deutschen schwellen zu machen, daß wirklich Niemand uns dies jetzt verwehren könnte?

In Paris ist also Revolution und Republik, die äußerste Linke hat sich selbst zu Ministern gemacht. Sie haben über England angefragt, ob B. mit ihnen über Frieden verhandeln wolle „auf Grund der Integrität des französischen Gebietes" (!!). Bismarck hat ihnen antworten lassen, man könne nur mit einer Regierung verhandeln, die anerkannt sei — was bekanntlich mit der jetzigen sogenannten Pariser Regierung nicht der Fall sei. — Nun wird die Uneinigkeit und der Spektakel in Paris erst recht losgeh'n, und eben weil noch lange keine Regierung dort sein wird, die einigermaßen Autorität besitzt — — ist es uns doch sehr zweifelhaft, ob wir den Weihnachtsbaum werden in der Heimath brennen sehen.

Alle vernünftigen und einigermaßen besitzenden Franzosen

lachen über die sogenannten Republikaner und sind im Ganzen froh, daß wir im Lande sind und Ordnung halten. Auch ist man überzeugt — Moltke und Vater waren darüber einig [1]) — und auch Mac Mahon soll es versichert haben — daß an eine Vertheidigung von Paris ernstlich gar nicht gedacht werden könnte. General Trochu, der mit dem jetzigen Regierungs-Gesindel wohl nichts zu thun haben mag, soll schon fort sein von Paris. . . .

Eben geht eine traurige Nachricht hier ein: die Stadt Laon, welche eine Citadelle hat, hatte gestern capitulirt und sich dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg (Commandeur der 6. Cavallerie-Division) ergeben. In dem Augenblicke, als eine Compagnie des 4. Jägerbataillons, welche das Material übernehmen sollte, in die Citadelle einrückte, flog der größte Theil derselben in die Luft. Schwere Verluste. Leider ist auch unser lieber, lieber Freund Schönfels angeblich schwer verwundet. Er ist Generalstabsoffizier des Herzogs Wilhelm. . . .

Straßburg wird wahrscheinlich sehr bald fallen. Die Kapitulation ward neulich schon angeboten vom Kommandanten, gegen freien Abzug der Garnison. Das ist aber nicht angenommen worden. Daß wir Straßburg bald bekommen, ist sehr wichtig.

Gestern war hier schon einigermaßen gutes Wetter, und da Vater die frische Luft ebenso nöthig hatte wie ich, so sind wir eine Stunde spazieren gefahren, rings um die Stadt. Ueberall waren auch hier von den Franzosen Vorbereitungen zur Vertheidigung getroffen worden. — Nach der Spazierfahrt

---

[1]) Beide waren damals der Meinung, die Pariser würden kapitulieren, „wenn sie keine frische Milch mehr hätten" und rechneten in ca. 14 Tagen auf den allein durch Hunger erzwungenen Fall der Hauptstadt. Wir hatten zwar über die französische Armee leidlich gute Nachrichten, aber gar keine über die großen materiellen Ressourcen von Paris.

zogen wir um, wohnen jetzt rue d'Anjou Nr. 2, ganz nahe der großen Kathedrale und fast neben dem erzbischöflichen Palaste, den der König bewohnt. Das alte Quartier war zu eng und zu unruhig. Vater konnte dort nicht schlafen.

Roon an die Gemahlin.

H. Qu. Reims, 12/9. 70.

Den heutigen Courier habe ich leider versäumt, weil der Königliche Vortrag sehr spät anhub und lange dauerte, und weil ich im schönen Wetter spazieren gehen und mit W. fahren mußte aus Gesundheitsrücksichten. Dein Bruder traf vorgestern hier ein und hat uns gestern (Sonntag) in Gegenwart des Königs eine schöne Predigt in der hiesigen kleinen protestantischen Kirche gehalten. — Wir gehen nun übermorgen weiter nach Chateau-Thierry, dann nach Meaux, nur noch 5 Meilen von Paris. Der 5te Akt der Tragödie beginnt. Gottlob, daß ich wieder wohler bin — wiewohl nervös noch sehr herabgestimmt. Der arme W. bekommt morgen einen neuen Gyps-Verband. Das ist nun unser drittes gelähmtes Kind... — — Soeben erklärte der Doktor, bei Besichtigung des vom Gips gereinigten Knöchels, es würde noch viele Wochen dauern, bis W. den Fuß wieder gebrauchen könne; er würde daher die Rücksendung nach Berlin beantragen, wenn nur die Eisenbahn ohne Unterbrechung zu benutzen wäre. W. aber will natürlich gern nach Paris — und ich behalte ihn unter allen Umständen bei mir, bis er wieder ohne Schaden zu Pferde sein kann.

Zur gründlicheren Belehrung der Pariser wäre es sehr zu wünschen, wenn ihr Babel gründlich bombardirt und an allen Ecken angezündet würde, allein — ich glaube nicht daran, daß sie sich vertheidigen werden. Zunächst wird man P. von allen Seiten cerniren und eine Weile hungern lassen. Bis wir Belagerungs-Geschütz heran haben, wird es aber noch

sehr lange dauern. Dazu ist es nöthig, daß wir erst die Eisenbahn haben — und dazu muß wenigstens erst die Festung Toul in unserm Besitze sein, zu deren Eroberung soeben ernstliche Anstalten getroffen worden sind.

Meaux, 17/9. 70.

. . . Fasse Dich in Geduld, m. Geliebte, auch in Bezug auf alle Beängstigungen über einen ungünstigen Friedensschluß. Unser Herrgott, der uns bisher so gnädig vor allen militairischen Schlappen bewahrt, wird uns hoffentlich auch ferner davor behüten und uns Augen und Herzen wacker erhalten, daß wir nicht aus eigener Schlaffheit uns mit halben Erfolgen zufrieden geben. Wehren sich die Franzosen wirklich noch ferner, so kann der Krieg freilich noch viel Zeit und Blut kosten, aber nur unglückliche Ereignisse könnten uns den Lorbeer und die richtige Friedenspalme wieder entreißen.

Auch andern nicht begründeten Auffassungen in Deinen letzten Briefen muß ich entgegentreten: Wenn die Gefangenen statt Schwarzbrod weißes erhalten sollten, was übrigens noch nicht feststeht, so wäre es gewiß nichts Besonderes, wenn die Portionen dem entsprechend kleiner ausfallen. Wenn Baracken für sie gebaut werden sollen, wie ich angeordnet, so liegt dem der Gedanke zum Grunde, daß der Friede nicht so nahe sein dürfte, als Ihr annehmen möchtet; es wäre doch gewiß eine ganz unsittliche und unchristliche Barbarei, wenn die Leute einen nordischen Winter hindurch à la belle étoile zubringen sollten.

Wir sind am 14ten von Reims nach Chateau-Thierry gefahren (8 Meilen) und vorgestern von Ch.-Th. hierher (6 Meilen).

Bei Nanteuil haben die Franzosen einen Eisenbahn-Tunnel gesprengt und bei Triport eine Brücke, das Heranschaffen von

Belagerungsgeschütz wird also, auch nachdem Toul gefallen, immer noch schwierig genug sein. — Gestern ist übrigens hier schon ein Friedensvermittler von hier ausgewiesen worden, ein englischer Gesandtschafts-Secretär, der Waffenstillstand unterhandeln sollte. Bismarck war außer sich, daß die Vorposten ihn überhaupt durchgelassen haben. — Viel Aufsehen wird auch in der Heimath die Abberufung des Generals Steinmetz machen. Die Langmuth des Königs war zu Ende, nachdem S. sich gegen alle Warnungen taub gezeigt und nun auch dem Prinzen Fr. Karl, seinem Oberbefehlshaber, direkt opponirt hatte.

Eure Empörung über die zu gute Behandlung Louis Napoleon's amüsirt uns sehr. Sollte er lieber zu Fuß nach Graudenz marschiren? oder wirklich „gehängt" werden? Dann wäre er noch zum Märtyrer geworden. Und unser König ist doch sein Gast gewesen, hat ihn als Seines Gleichen anerkannt — so mußte er ihn doch, wenn er ihm nicht das Leben nehmen wollte — und das nimmt man doch einem Gefangenen nicht — auch als Fürsten behandeln. Nein, laßt ihn in diesem Elende, verachtet von Mit- und Nachwelt, und immerhin im Wohlleben sterben. Sein Gewissen wird ihm ohnehin schwere Stunden machen! Er ist Niemandem mehr gefährlich und jetzt der Lächerlichkeit verfallen. Nur vor unschicklicher Neugier sollte man sich hüten, auch die lieben Kasseler. Dieser schuldbeladene Mann muß dort still, vergessen, verachtet sein Dasein fristen und mag nach dem Friedensschlusse in einen andern Winkel kriechen.

Vom Major von Roon.

Meaux den 18. September 70.

Die Einschließung von Paris, wenigstens durch unsere Cavallerie, hat schon begonnen. — — Von Metz, Straß-

burg, Toul noch immer nichts Entscheidendes. Die Hauptschwierigkeit ist und bleibt jetzt: mit Wem Frieden schließen? und dann — Wem die neuen Provinzen geben? Wer soll sie verwalten — und wie? Kurz, die politischen Fragen treten nach und nach in den Vordergrund vor die militärischen. Das steht wohl jetzt schon fest, daß wir noch Jahre lang viele Truppen in Frankreich werden lassen müssen. Alle Einmischungen der Auswärtigen, namentlich der superklugen Engländer, wird man sich jedenfalls auch ferner sehr energisch verbitten.

Mit Vaters Befinden geht es Gottlob jetzt sehr gut, seine Stimmung ist jetzt wieder eine recht frische. Es tröstet ihn sehr, daß Mutter so tapfer und vernünftig über Bernhard's Verlust geschrieben hat. Der Kronprinz, welcher, wie Alle, sehr innige Theilnahme gezeigt hat und gestern wieder im Hauptquartier war, hat Vater gefragt, wie Mutter es aufgenommen habe? Und als Vater antwortete, sie habe geschrieben: „nun brauche man sich doch nicht mehr vor anderen zu schämen, die so viel schwerere Verluste erlitten“ — hat der Herr mit Thränen in den Augen gesagt: „Danken Sie Gott, daß sie eine so heldenmüthige Frau haben!“

Roon an die Gemahlin.

H. Qu. Ferrières, 21/9. 70.

Geliebte A.! Da sind wir seit vorgestern Abend in diesem berühmten Rothschild'schen Feenschloß, etwa 2 Meilen von Paris, während unsere Armeekorps es von allen Seiten mit eisernen Armen umschließen.

Vorgestern sprengte uns eine unrichtige Meldung plötzlich von Meaux bis in die Nähe von St. Dénis, wo man die feindliche Armee in verschanzter Stellung zu finden hoffte. Aber gerade auf der entgegengesetzten Seite, bei Sceaux, ver-

suchten sie zur selben Zeit einen Vorstoß gegen das 2. Bayrische und 5. Preuß. Armeecorps, welcher mit ihrer völligen Flucht, der Wegnahme von 7 oder 8 Geschützen und 1000 Gefangenen endigte und die völlige Einschließung auch auf dieser südwestlichen Seite nicht hinderte.

Gestern wurde hier am Vormittage fleißig unterhandelt. Hr. Jules Favre, auswärtiger Minister der neugebackenen Republik, war hier eingetroffen und ist gestern Nachmittag mit solchen Bedingungen heimgeschickt worden, daß er wohl wahrscheinlich nicht wiederkommen dürfte. — Inzwischen sollen, wie gefangene Offiziere ausgesagt, die Zustände in Paris fürchterliche sein. Die innere Zwietracht geht sogar so weit, daß auch die Truppen schon gegenseitig aufeinander schießen. Um das Eigenthum zu schützen haben die Maires von Sèvres und Versailles um Preußische Truppen gebeten; nach letzterem Orte hat der Kronprinz von Preußen sein Hauptquartier verlegt; diese Sachen gehen also ihren richtigen Gang. Das schließt kleine Unfälle nicht aus. Die Pariser Schreckensherrschaft hat die Bevölkerung fanatisirt. Wir finden die Ortschaften fast leer, die Scheunen, die Getreideschober auf den Feldern in Flammen, und die Verwegensten unter den Geflohenen schießen meuchlings aus dem Hinterhalte der Häuser, Wälder und Weinberge auf Einzelne, ja auf ganze Truppentheile. Auf diese Weise verlor das 2. Husaren-Regiment, das unvorsichtig zwischen Weinbergen und Gehölzen marschirte, eine Anzahl von Pferden und Leuten, auch den Lieutenant v. Horn, Sohn des Oberpräsidenten. Was half es, daß man die Hallunken mit Kartätschen und Granaten aus dem Versteck trieb und danach auf dem Freien niederhieb; die Todten machte es nicht wieder lebendig. Bei alledem ist, bei einiger Vorsicht, diese Gefahr nicht sehr groß. Noch weniger kann ich die, durch die von dem Fanatismus eines Einzelnen herbei-

geführte Katastrophe von Laon scheinbar bestätigte, Furcht vor unerhörten Dingen, die uns in Paris begegnen könnten, theilen. Natürlich wird man sich sichern müssen durch Patrouillen und Rekognoscirungen von Sachverständigen, durch Geiseln, als welche man vorzugsweise die Zeitungs-Redacteure und Pariser Deputirten (Rochefort & Comp.) und andere populäre Volksverdreher auszuwählen hätte, sowie durch eine stramme Polizei, zu welcher ich freilich die Organe noch nicht entdeckt habe. — Ich denke, W. wird wohl ausführlich über unsern hiesigen Aufenthalt berichten. Ich beschränke mich heute wenigstens allein darauf, anzuerkennen, daß dieser Landsitz des Judenkönigs mit viel größerem Luxus und Aufwand ausgestattet ist, als irgend ein fürstlicher Landsitz, den ich kenne, wiewohl die Natur, mit Ausnahme fruchtbaren Bodens, nichts dafür gethan hat. — Der König ist sehr wohl und heiter.

Aus dem Briefe des Major von Roon.

. . . Als wir am 19. Abends hier ankamen, wartete schon seit vier Stunden — Herr Jules Favre, was ist oder sich nennt „französischer Minister des Auswärtigen". Er hatte zuerst in Claye, zwischen hier und Meaux, eine Unterredung mit Bismarck gehabt, die resultatlos geblieben war. Er hatte überhaupt erst sehr schön bitten müssen, damit er nur die Erlaubniß bekam, zu B. zu kommen. Am Abend, als dieser hier eingetroffen war, wurde die Konferenz noch bis gegen Mitternacht fortgesetzt. Favre äußerte sich nachher sehr bezaubert von der persönlichen Liebenswürdigkeit Bismarck's. Gestern früh hatte er eigentlich abreisen wollen, war aber dann doch noch geblieben. Gestern um 11 Uhr war dann noch eine neue Konferenz zwischen B. und ihm. Frieden konnte und wollte Favre nicht schließen, er bat nur um Waffenstillstand, und da hat man ihm denn gestern die Be-

dingungen gesagt, unter welchen der König dazu bereit ist. Ich kenne die einzelnen Punkte nicht genau, aber **mindestens** hat man die Uebergabe der Forts von Paris und außerdem die Auslieferung aller noch zwischen Paris und dem Rhein von den Franzosen besetzten Festungen verlangt. — Bismarck hat nachher gesagt, der Mann wäre vollständig gebrochen gewesen, die Haare wären ihm förmlich weiß geworden in dieser einen Viertelstunde, als ihm jene schweren Bedingungen mitgetheilt wurden. Wegen des Friedens hat er gesagt, wir möchten alles Geld, allen Besitz nehmen, den sie irgend hätten — nur Land könnten sie nicht abtreten, das wäre unmöglich. Aber er hat wohl gleich gesehen, **wie** unbeugsam man sein wird, und daher seine völlige Muthlosigkeit, sein wiederholtes Stöhnen: „oh la pauvre France!“ Ein Generalstabsoffizier (ich glaube Winterfeld) hat ihn gestern Mittag wieder durch die Vorposten bis zu den Thoren von Paris gebracht. Er und seine Begleiter haben sich übrigens auf dieser Fahrt sehr besorgt gezeigt, nicht etwa in ein Gefecht verwickelt zu werden.

Frieden giebt es noch **lange** nicht, davon bin ich fest überzeugt — aber Waffenstillstand — das ist vielleicht möglich, da die Prahlhänse **endlich** einzusehen anfangen, **wie** elend es mit ihnen steht. Auch Bazaine soll schon weicher werden, und Straßburg kann sich ja doch, trotz seines sehr wackeren Kommandanten, nicht mehr lange vertheidigen.

Ich bin vorher mit Vater in dem **wunderschönen**, großen Parke spazieren gefahren und habe dadurch wenigstens von außen das prachtvolle Schloß gesehen, das in seinem Innern alles übersteigen soll, was man an Pracht und Schönheit denken kann. „Der Mittelstand kann's nicht!“ soll der König immer sagen. Wir wohnen in einem Nebenhause des Schlosses — gut genug, und viel gemüthlicher.

Roon an seine Gemahlin.

H. Qu. Ferrières, 25. 9. 70.

. . . Vorgestern Abend allgemeine Freude durch ein Telegramm des Großherzogs von Mecklenburg. Dasselbe meldete die Capitulation von Toul, welches als Sperrpunkt der Eisenbahn in Feindes Hand bisher außerordentlich unbequem für uns gewesen war. Jetzt werden unsere Ersatz- und Lebensmittel-Transporte, unsere Correspondenzen und Telegramme unbehinderter gehen und kommen, als bisher möglich war. Vornehmlich aber wird dadurch die Möglichkeit geboten, schweres Geschütz heranzuziehen und den Parisern in allen Tonarten aufzuspielen. So geht es allmählich Schritt vor Schritt weiter dem Ziele zu, wenngleich uns dieses, in Betreff seiner Entfernung, noch immer in Dunkel gehüllt ist.

Mit W. geht es immer noch nicht ganz gut; er fängt nun an, am Stocke zu gehen, soll aber den Fuß nur erst mit sehr großer Vorsicht ansetzen. — Wir hatten eben Kirche, schöne Predigt. Nach derselben sprach der König sehr gnädig mit W.

Blanckenburg an Roon.

Berlin, 24. 9. 70 (eingegangen 28/9.).

. . . Wenn ich bisher nicht zur Feder griff, so war es — das glaubst Du mir — wahrlich nicht Theilnahmlosigkeit. — — Jetzt kann ich Dir aus eigener Anschauung bezeugen, wie tapfer Anna den Tod Eures Bernhard trägt — über mein Erwarten, aber es ist so. Dir kann ich darüber überhaupt wohl nichts sagen. Gestorben wie ein Held, ergeben wie ein Christ und hinübergegangen auf das Schlachtfeld blickend, begleitet von den Gebeten der nächsten Fleisch- und Glaubensbrüder — mit Abschied von Dir! Was will man mehr?! Das unheimliche Gefühl bei'm Tode von Tausenden, daß man

nicht weiß „wie und wo?“ — Dir ist es erspart geblieben. Du weißt, daß der Sohn, der Dir meines Wissens nie Sorge im Leben gemacht hat — nun ewig geborgen ist — wo Du ihn — wie bald? wiedersiehst!

Rom und Paris! Babel und Ninive — welche Zeit! Nach meinem Geschmack würde ich zum Sturm von Babel keinen Deutschen opfern — wenn das Ziel mit Kanonen zu erreichen ist — und sollte auch kein Stein auf dem andern bleiben; die Welt mag viel verlieren — der Himmel nicht!

... In Stettin habe ich denn die Rothhosen, die Ihr ausgeklopft habt, zu Tausenden und zwar ziemlich genau gesehen. Amüsirt hat mich die preußische Organisationskraft, die sich auch da zeigte. 5000 im Fort Wilhelm, in Compagnien und Corporalschaften getheilt, benehmen sich ganz preußisch-militärisch. Einem Theil las ein Unteroffizier — französisch! die preußischen Kriegsartikel vor; ein anderer Trupp wurde auf Gesundheit untersucht (schöne Gegend!) — einem anderen wurden die fehlenden Kleider nachgesehen. Ich traf 10 Elsasser aus einem Dorf! Klagen thun sie nur über das Brod! — Bei Tische kam ich ins Gefecht mit dem Kommandirenden, der sich berühmte die weichlichen, kriegsministeriellen Anordnungen verhindert zu haben, da es ein Skandal sei, daß die Kerls besseres Brod haben sollten als unsere Leute! Ich finde das grundfalsch, es liegt doch auf der Hand, daß man die Gefangenen nicht umbringen darf! Ich möchte wetten, daß die tollsten Krankheiten kommen, wenn diese Magen das frische Brod verdauen sollen, was sie nicht verdauen können.

Ich bin diesmal hauptsächlich auf zwei Tage hierher nach Berlin gekommen, um mit unsern extremen (preußisch-partikularistischen) Freunden zu verkehren und einen Versuch zu machen die Grundlagen zu legen zu einer neuen deutschen

conservativen Parthei. Ich wäre beinahe nach München gefahren um Anknüpfungspunkte zu suchen — indeß sagten wir uns, daß es unthunlich sei hinter Bismarck's Rücken und ohne dessen Aufträge an Delbrück zu kennen in Bayern anzubinden. Ich kann aber mit gutem Gewissen berichten, daß die conservativen Ultra's (wenn auch mit allerhand Schmerzen) darüber einig sind:

1. daß der Kaiser, im Gegensatz zu Sybel's König, ein deutsch-conservativer Gedanke und für den Süden eine Nothwendigkeit ist!

2. daß — wenn nach dem Friedensschluß nicht ein deutscher Bund entsteht, aus dem norddeutschen durch Amendements aufwachsend — das Blut zum Theil vergebens geflossen ist.

3. Das mindeste was entstehen müßte sei: ein Heer, eine Finanz-Basis dieses Heeres, gleiche Kriegslast für Person und Land!

4. also auch ein deutscher Kriegsminister und ein deutscher Finanzminister — ohne den Staaten die Möglichkeit zu nehmen, selbst Minister zu halten — nur als Gegensatz zur jetzigen Verfassung.

5. Unbedingter Wunsch, daß, so stark auch die Kaiserliche Centralgewalt zu construiren, so müßte doch die Competenz des Reichstages keine unbeschränkte bleiben.

6. Jedenfalls sei anzustreben ein Staatenhaus als Gegengewicht gegen einen omnipotenten Reichstag.

Meine Meinung ist, daß dies Staatenhaus kein Herrenhaus in zweiter Auflage sein darf, und daß es zu erwägen ist, ob man dasselbe nicht entbehren kann, wenn es gelänge, den Bundesrath (der jetzt ohne Bismarck nichts ist) in einen vollwichtigen Senat zu verwandeln.

Als wir soweit in unsern geheimen Berathungen gekommen waren, hatte ich mit Wagener, Lasker, Forckenbeck,

Unruh eine Konferenz — auf Antrag der letzteren. Das Resultat derselben wird Wagener in einem Promemoria an Bismarck schicken, damit der genau erfährt, was die Conservativen, soweit er mit denen rechnen muß, und die Nationalliberalen denken. Diese letzteren kamen aus München und Stuttgart und berichteten blaue Wunderdinge! Alles sei bereit zum Eintritt, es käme nur auf B. an — selbst Leute wie Thüngen haben die Berliner Adresse unterschrieben! — Das Nähere werdet Ihr durch Wageners Bericht erfahren.

Weiß Gott, wann Frieden wird. Nach meiner Meinung werdet Ihr Paris nehmen müssen und dann dort Wahlen ausschreiben. Die Versammlung — denke ich — wird sich dann wohl Louis wieder holen — da nach meiner Ansicht in Frankreich nur Kaiser oder Socialismus möglich ist.

Roon an die Gemahlin.

H. Qu. Ferrières. 1. 10. 70.

... Vor einigen Tagen machte ich mit meinen Begleitern einen größeren Ausflug nach Chateau Piple und Gros-Bois, um uns Paris näher zu betrachten — wenngleich immer noch aus ziemlicher Entfernung, denn beide Landsitze liegen noch ein Stück diesseits unserer Vorpostenlinie; auch in Sucy war ich vor einigen Tagen mit W. — Bei dem gestrigen Ausfallgefechte bei Villejuif und Chevilly (gegen das 6. Armee-Corps) sind die Herren mit einem Verluste von fast 1000 M. zurückgeschlagen worden — unter Aufopferung von fast 150 Todten (darunter 10 Offizieren) und 2—300 Verwundeten. — Da nun Toul und Straßburg gefallen sind, so werden wir, hoffe ich, in 8—14 Tagen schwere Artillerie genug hier haben, um die Baß-Instrumente in dem auszuführenden Konzerte nicht länger schmerzlich zu vermissen. Ob es die Herren Pariser werden auf ein Bombardement an-

kommen lassen, weiß ich nicht, möchte es aber fast wünschen, damit ihrer Satans-Residenz eine empfindliche Züchtigung zu Theil wird.

Heinrich (v. Brauchitsch) [1]) ist gestern in die ihm übertragene Präfektur nach Versailles abgereist. Es ist davon die Rede, daß das Haupt-Quartier des Königs in einigen Tagen eben dahin verlegt werden wird, wiewohl wir hier noch immer zu essen haben und uns ganz wol befinden. — Du kannst Dir kaum eine richtige Vorstellung von der lachenden Natur dieser Gegend machen. Sie ist in Wahrheit ein großer Park, in dem sehr zahlreiche, stadtähnliche Dörfer, Weiler und Meiereien liegen, Schlösser und Villen in reichem Wechsel und in den anmuthigsten Lagen; aber die zahlreiche Bevölkerung ist entflohen oder vielmehr von den Pariser Gewalthabern vor unserer Ankunft mit Todesdrohungen vertrieben, so daß in manchen Orten nur verwilderte Katzen und verhungerte Hunde angetroffen wurden. Jetzt aber kehren die Ausgewanderten nach und nach zurück und zeigen uns höfliche, wiewohl niedergeschlagene Gesichter; und dazu haben sie wohl Ursache, denn wenngleich wir auf ihre Kosten leben müssen, so geschehen doch alle Requisitionen mit Ordnung und gegen Quittungen, während die Pariser Freischützen ihnen alles ohne Umstände raubten und plünderten und ihre Scheunen und Getreideschober in Brand steckten, damit wir sie nicht benutzen möchten.

Indem der Feind Brücken und Eisenbahnen auf unseren Operations-Linien zerstörte und dadurch die Heranziehung von Lebensmitteln erschwerte, ja unmöglich machte, hat er uns selbst auf die Aussaugung dieses schönen Landes angewiesen. Der Krieg kennt keine Schonung, und Frankreich wird lange an den Folgen zu kranken haben.

---

[1]) Roon's Schwiegersohn.

Von Arnold u. E. keine, d. h. gute Nachrichten. Ersterem habe ich Dein gestriges Telegramm, was mir große Freude gemacht, sogleich zugesandt[1]); er wird es heute haben. Möchte nur unser liebes Schwiegertöchterchen die Katastrophe wohl überstehen! Von ihrem Vater (Langenbeck) weiß ich nichts, seitdem ich ihn vor Wochen flüchtig in Pont-à-Mousson gesehen.

2/10. Vor Metz alles ruhig, auch vor Paris ist seit dem 30. nichts Erhebliches geschehen. General v. Werder hat Marschbefehl bekommen. Schmeling soll Schlettstadt und Neubreisach belagern und wegnehmen. Der Großherzog von Mecklenburg belagert Soissons. Pikanter als alles dies ist, daß Prinz Albrecht mit der 4. Kavallerie-Division am 28. schon bis auf 4 Meilen von Orleans vorgerückt ist — und daß die Franzosen alle Truppen aus Algier herangezogen haben und daraus bei Tours ein sogenanntes 15. Armee-Corps formiren — ihr letzter Stein!

Dein A.

[1]) Dasselbe meldete die Geburt eines Enkels (später „Bernhard" getauft).

Einundzwanzigstes Kapitel.

Am 5. Oktober 1870 verlegte König Wilhelm bekanntlich Sein Hauptquartier nach Versailles. Auch von dieser letzten Etappe aus (wo das Hauptquartier freilich unerwartet lange ausharren mußte) setzte Roon seine Mitteilungen über die Ereignisse &c. fort:

H.-Qu. Versailles, 6. 10. 70.

Gestern sind wir in dies prächtige, aber sehr staubige Vor-Sodom eingezogen, und es hat meine Brust der Klang des Preußischen Fahnentrupps und bekannter Märsche und ihr Wiederhall von dem stolzen Königsschloß mächtig und freudig gehoben. Ich bewohne mit meinem Stabe ein ganz nahe bei dem Schlosse liegendes ziemlich großes, aber von seinen Bewohnern verlassenes Haus, in welchem wir gleichwohl ganz behaglich eingerichtet sein werden, nachdem Holz, Licht und Oehl, sowie Möbel, Betten u. s. w. von der Mairie geliefert sein werden.

Vor einigen Stunden Dein l. Brief vom 1. d. — Dein Enthusiasmus über den bekannten Württembergischen Muster-Sanitätstrain macht mich lächeln, denn wir haben seit 67 mehr als 100 dergl. Sanitäts-Waggons bauen lassen — die freilich noch immer nicht ausreichen.

Später. Ich mußte etwas ins Freie, auf die Terrasse, wo die Wasser sprangen. Das Vergnügen, so mäßig es war, hat mir 2½ Stunden gekostet und eine sehr gesunde Promenade eingetragen. Was ich dabei dachte? Zuerst an Dich, wissend, daß Dir dergleichen sehr viel mehr Vergnügen gemacht haben würde. Sodann — an Louis XIV. u. XV., die Erbauer, welche 400 Millionen für dies ihr „Tel est mon bon plaisir" ausgeben mochten, obgleich ihr Land damals nichts weniger als reich war — also aus Uebermuth, aus Eitelkeit! Und vor der erzenen Reiter-Statue von Louis XIV. auf dem Platze vor dem Schloß hielt vor einigen Tagen S. K. H. unser Kronprinz eine Parade ab, bei welcher Er die Eisernen Kreuze an diejenigen vertheilte, die die eitele französische „gloire" in den Boden getreten hatten. Das war mehr, als ein solches Schloß mit Gärten und Wasserkünsten aus dem sauren Schweiß gedrückter Unterthanen zu erbauen und anzulegen!

Unsere groben Geschütze werden wohl erst in ca. 14 Tagen zur Stelle sein — wenigstens erst dann in solcher Zahl, daß das Bombardement ernstlich beginnen kann. Die in Paris eingeschlossenen Franzosen knallen mit ihren schweren Geschützen unaufhörlich auf Alles was sich zeigt, ohne etwas damit auszurichten. Unsere Truppen haben sich nun ringsum verschanzt und werden etwa neue Ausfallversuche immer nachdrücklich zurückweisen.

Bei Tours hat der Feind doch Truppen zusammengezogen, vor denen Prinz Albrecht (der nur Cavallerie hat) zunächst beobachtend zurückweichen mußte. Man hat nun Infanterie-Divisionen dorthin in Marsch gesetzt.

Deine Nachrichten über H. machen mich recht besorgt; aber auch Deine Gesundheit muß geschont werden! Wegen

H. will ich mit Wilms sprechen und Dir das Resultat später mittheilen.

Versailles, 8. 10. 70.

. . . Gestern hat Marschall Bazaine wieder einen sehr ernsthaften Versuch gemacht, sich aus Metz herauszuschlagen, ist aber nach großen Verlusten wieder hineingeworfen worden, während wir nur einige 100 Mann einbüßten. Möchte sich der Herr Marschall doch endlich überzeugen, daß er aus der eisernen Preußischen Umarmung nicht durch Gewalt sich befreien kann, sondern nur durch Unterwerfung.

den 9. Oktober.

Das schöne Wetter geht zu Ende; seit gestern ab und zu heftige Regenschauer; die Nächte sind schon seit lange kalt. Ich sehne mich nach der Ankunft der für die Armee bestellten 500,000 wollenen Hemden. Daß diese auch Schafpelze brauchen wird, wie 1864, hoffe ich nicht, aber wer weiß? — Möchten nur unsere rückwärtigen Eisenbahn-Kommunikationen erst wieder ganz geheilt sein, damit wir durch Nachschub für unsere Bedürfnisse besser sorgen können. Noch ist zwar keine eigentliche Noth, aber die Requisitionen geben nicht mehr viel aus und die einheimische Bevölkerung fängt an zu hungern. So kostet hier z. B., wohin die Zufuhr vom Lande unbehindert, das Pfund Butter schon 3—4 Francs (in Paris 13 Frcs.), und manche Dinge, z. B. Zucker, sind gar nicht zu haben.

d. 10. Oktober.

Der Herbstwind, der in den Wipfeln des Gartens und um die Giebel des nahen Königsschlosses toset, ruft Seufzer nach dem stillen Frieden der Heimath und der behaglichen Temperatur des traulichen Kachelofens hervor, und ich lese den gestrigen Losungsspruch nochmals mit Befriedigung:

„Jakob soll wieder kommen und im Frieden sein und die Fülle haben, und Niemand soll ihn schrecken" — und lege mir eine irdische Verheißung hinein. Zunächst aber sollen und müssen wir noch Geduld haben und den eingeschenkten Becher bis auf die Neige leeren, auch wenn uns der Bodensatz nicht mundet. Die Dinge müssen ihren Gang gehen, und das Gottesgericht, zu dessen Werkzeugen wir armen Sünder erkieset wurden, muß voll und ganz vollstreckt werden. Die fortwährende Verblendung, das absichtliche Augenverschließen und das gegenseitige Belügen der Feinde erscheinen mir manchmal als ganz unvermeidliche, ja nöthige Vorbedingungen für die Erfüllung ihres Schicksals. Lieber fort und fort sich und andere belügen und täuschen, als die eigene Ohnmacht eingestehen und sich demüthigen. Während sie von der Schwindelhöhe, auf welche Eitelkeit und Uebermuth sie gestellt, schon heruntergestürzt sind in den Abgrund der Vernichtung, stellen sie sich fort und fort noch auf die Zehen und schreien: „Seht wie groß wir noch sind und wie hoch wir noch stehen."

Später. Heute Mittag, als ich mit einer schwierigen Sache beschäftigt war, überraschte und erfreute mich Dein liebes Schreiben vom 6. d. M., also — Respect! — am 4. Tage! Deinem Briefe entnehme mit Genugthuung, daß es unserer lieben H. wieder besser geht.

den 11. Heute früh trat Eberhard Stolberg zu meiner Freude bei mir ein, blieb ein Stündchen und hinderte mich diese Zeilen fortzusetzen. Er will morgen zurück und Dich besuchen. Er wird Dir dann sagen, wo und wie er mich gefunden hat. — W. hat heute zum erstenmal wieder den Stiefel anziehen können, was auch ich als einen wesentlichen Fortschritt betrachten möchte.

Jetzt drängt der Courier zum Schluß. Die Abgangszeit ist sehr unbequem — — denn um 10 Uhr muß ich auch

alltäglich zum Vortrag und habe mich dazu vorzubereiten, kann also nicht schreiben — muß es vielmehr immer schon Tages zuvor gethan haben.

den 14. 10. 70.

. . . Hier nichts Neues, außer daß die Franzosen gestern das Schloß von St. Cloud in Brand geschossen und daß sie am 11. bei Orleans eine Schlacht gegen 4 Preuß. Divisionen und das Bayrische Corps v. d. Tann verloren haben. Es war ihre sogenannte Armee von Tours. Wir haben jetzt Orleans besetzt und marschiren auf Tours. Dagegen wird das Bombardement von Paris wohl erst in 14 Tagen beginnen können.

Versailles 18/10. 70.

Deinen lieben Brief vom 14. fand ich zu meiner Freude vor, als ich gestern Abend um $^{1}/_{2}$10 Uhr vom Diner bei'm Kronprinzen heimkehrte. Man speiset dort à l'anglais um 7 Uhr und plaudert, musicirt und raucht auf gut deutsch nach der Tafel ganz gemüthlich. Heute zur Feier des Geburtstages des Kronprinzen (— und unseres A. —) um 12 Uhr Gratulation, um 7 Uhr Diner bei Sr. Majestät, großer Zapfenstreich; auch vermuthete man einen Ausfall der Franzosen; es scheint aber, als wenn dieser Teil des Festprogramms ausfallen würde.

Gestern Mittag war ich bei gutem Wetter mit W. nach St. Germain gefahren, von wo man von der Terrasse neben dem Schloß eine schöne Aussicht auf das Seine-Thal und den Mont Valérien hat. Dergleichen Fahrten machen wir fast täglich, damit W. doch an die Luft kommt.

Später. Um 10 Uhr Vortrag wie gewöhnlich; ich konnte mich dafür bedanken, daß Sr. Maj. meinem Stabe (für die noch nicht dekorirten Herren) 3 eiserne Kreuze ver-

liehen. Als ich gegen 12 Uhr zum Kronprinzen zur Gratulation fuhr, eilte mir General Treskow nach, um mir das eiserne Kreuz 1. Klasse für mich einzuhändigen. Se. Maj. hätte es mir persönlich geben wollen; da er es vergessen und mich bei der heutigen Tafel damit sehen wolle, so schicke er es mir, um mich nicht noch einmal zu Ihm zu bemühen.

Jetzt, um 3 Uhr, muß ich in den Park, wo Brauchitsch die Wasser zur Feier des Tages springen läßt. Br. ist in der That sehr thätig als Präfekt: treibt Steuern ein, verkauft das schlagbare Holz u. s. w., gründet Zeitungen, schreibt Proclamationen, kurz er thut was er kann, um unser Regiment zur Geltung zu bringen. — Er ist jetzt mein täglicher Tischgast.

Noch später. Eben zurückgekehrt von den Wasserkünsten, die die Herrschaften diesmal zu Pferde besahen. Ich war mit unserm lahmen W. dahin gefahren und hatte Gelegenheit mich bei Majestät zu bedanken für den neuen Orden. Er hatte auch einige freundliche Worte für W., der gestern übrigens auch mit zum Kronprinzen geladen worden war.

Den 22. Oktober. Gestern wurde ich behindert an der Fortsetzung des (häusliche Angelegenheiten betreffenden) Briefes durch Dienstgeschäfte, namentlich durch eine Allarmirung der hiesigen Truppen, veranlaßt durch einen neuen großen Ausfall der Pariser. In Folge des Alarms hatte auch ich mich zu Pferde gesetzt und war erst gegen Dunkelwerden zurückgekommen, nachdem die Franzosen ihre reglementsmäßigen Kopfnüsse empfangen und unter den Schutz ihrer Werke zurückgewichen waren. Unser Verlust ist mir zwar noch nicht bekannt; man hofft indeß, daß er nicht bedeutend, wiewohl das Gefecht 5 Stunden etwa dauerte. Durch eine Unart meines erschreckten alten „Freundes“ [1]) habe ich mir

[1]) So hieß Roon's Lieblingspferd.

gestern den Daumen der rechten Hand verstaucht, so daß mir das Schreiben nicht ganz leicht wird. — Gestern Abend nach unserm verspäteten Diner (— so setzt Roon's Sohn diesen Brief fort) lief ein Billet Se. M. des Königs ein, nach welchem der Kaiser Alexander v. Rußland an Vater einen hohen Kriegs-Orden verliehen hat. Vater war besonders erfreut über die Liebenswürdigkeit und Güte des Königs, welcher noch am späten Abend deßwegen an Vater schrieb. — Eben ist der Arzt hier und erklärt die Daumen-Verstauchung doch für recht erheblich — — will eine kleine Schiene anlegen. Es scheint, daß „der Freund" seinen Satz gemacht hat, weil eine verlorene Shrapnel-Kugel in seiner Nähe einschlug.

Den 25. Oktober. . . . Metz muß nun in den nächsten Tagen fallen, wir haben ganz gewisse Nachrichten, daß sie schon fürchterlich hungern. Schlettstadt ist gestern genommen. — Wir sind freilich auch schon sehr ungeduldig, daß es hier vor Paris nicht schneller geht; daß die Berliner Philister (wie aus den Zeitungen ersichtlich) auch so ungeduldig sind — das kann uns jedoch nur Achselzucken verursachen. Sie tragen ihre Haut nicht zu Markte; und daß wir hier sehr vorsichtig sein müssen, um nicht noch mehr theures Blut zu lassen (die Ausfälle kosten ohnehin schon viel zu große und eigentlich doch nutzlose Verluste!) — das sollte doch Alle nur freuen. Aber seit 80000 Mann und ein Kaiser an einem Tage gefangen sind, sind sie auf Alles blasirt und bilden sich ein, sie müßten jeden Morgen zum Kaffee eine solche Siegesnachricht erhalten. Ich möchte diese Berliner Philister wohl mal auf die Vorposten gegenüber vom Mont Valerien stellen — da möchten die undankbaren Schreier wohl stumm werden!

Versailles, 27. 10. 70.

. . . W. hat in den letzten Tagen ja mehrfach berichtet und meine Briefe ergänzt. Gestern früh kam richtig Moritz Blanckenburg hier an, nachdem er 61 Stunden lang mit dem Post-Courier Tag und Nacht gefahren war. Darob große Freude! Leider war sehr schlechtes Wetter, so daß er wenig vom Lande gesehen hat. Natürlich hat er aber doch eine Menge Abenteuer erlebt. — Außerdem wird — Madame Bazaine hier erwartet, die Frau des Marschalls, eine sehr reiche und sehr schöne Mexikanerin. Sie hat Bismarck fragen lassen, ob sie ihn sprechen könne. — Er wird wohl auch mit ihr fertig verden. Ihr Mann muß entweder mit seiner ganzen Armee verhungern — oder seine ganze Armee und die Festung übergeben, anders wird es nicht. Uebrigens befindet sich auch der französische General Changarnier im Lager des Prinzen Friedrich Karl, um mit diesem zu unterhandeln. Der Fall von Metz ist also wohl sehr bald zu erwarten. — Hier im Haupt-Quartier wird ferner der französische Minister Thiers erwartet; was er eigentlich will, weiß man nicht. . . . . Daneben conzentrirt sich das Interesse jetzt auch wesentlich auf die Verhandlungen mit Deutschland über Deutschland; daher meine gestrigen und heutigen langen Verhandlungen mit Suckow (Württembergischer) und Pranckh (Bayerischer Kriegsminister). Resultate noch nicht feststehend — aber man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist.

Den 28. Oktober. Hoffentlich wird die deutsche und die Verfassungsfrage in guter, conservativer Weise erledigt werden! Ich bin nicht ohne Sorge deswegen. Hoffentlich haben wir nicht für einen elenden Nothbau mit arbeiten helfen mit unserm Schweiß und Blut, sondern für ein herrliches, hohes und festes Gebäude! — Moritz war gestern zu Tische beim Kronprinzen, welcher sehr lange und eingehend

mit ihm gesprochen hat — wenn auch nicht über die brennenden politischen Fragen — so doch über ernste Dinge. — Gestern Nachmittag 5 Uhr sollte vor Metz die Capitulation abgeschlossen werden. Ob der Abschluß aber wirklich erfolgte, weiß ich bis zur Stunde noch nicht. Der König hatte seine Einwilligung schließlich gegeben, daß die Offiziere ihre Degen behielten. Dieser Punkt war gestern früh noch der einzige Differenz-Punkt bei den Verhandlungen.

Später. Eben die Depesche mit der sicheren Nachricht! Die Kapitulation ist Nachts 12 3/4 Uhr abgeschlossen, wenigstens ist von da die Depesche datirt, 173 000 Gefangene, darunter nur 16 000 Kranke und Verwundete! Es ist überwältigend! Vor der Festung standen nur 200 000 Mann. Mit einer solchen Macht hätte Bazaine durchbrechen müssen . . . Eine wahrhafte Verlegenheit entsteht durch die Frage, wo die doch noch über Erwarten große Masse von Gefangenen untergebracht werden soll, wenngleich das Meiste schon vorbereitet ist . . . Morgen wird die Festung von unsern Truppen besetzt werden.

Ich hoffe sehr, daß Moritz noch einige Tage hierbleibt und auch seinerseits Gutes wirken wird für die Deutsche Frage. Zur Wiederherstellung des Friedens machte er heute den Vorschlag: da die französische Armee sich nunmehr ganz in Deutschland, die deutsche in Frankreich sich befände — so möge nun auch die Civilbevölkerung einfach tauschen, Frauen und Kinder nachkommen u. s. w. Wir jagen dann die Franzosen vollends heraus, erlauben ihnen sich in Pommern u. s. w. anzusiedeln und behalten dafür Frankreich mit dem Rheinthale. So übel wäre der Scherz nicht — hübscher ist es bei ihnen, mehr schöne Villen und Schlösser, besseren Boden, besseres Klima u. s. w. haben sie auch — und das wäre vielleicht die

schnellste Art, Frieden zu machen, Frankreich bleibt dann „unzerstückelt“, wird sogar noch vergrößert . . .

Eben wurde Moritz zu Königs Tisch geladen, so daß wir ihn heute entbehren müssen.

Den 30. Oktober.

Versailles wimmelt jetzt von Ministern und Diplomaten, die hier die Deutsche Einheit anfertigen wollen; vielleicht kommt der Reichstag zu dem Behufe auch noch hierher, wenn der Frieden es nicht verhindert. Für diesen schwindelt der kleine Thiers jetzt hin und her, und Engländer und Oesterreicher schreiben eindringliche Noten. Thiers ist heute auf einige Stunden — von Tours kommend — hier gewesen und nach Paris abgereiset, um mit den fehlenden Vollmachten wiederzukommen — wer weiß!

Der Fall von Metz ist ein enormer Schlag, der mehr als bisher alles Andere einen günstigen Frieden in Aussicht stellt — aber wie bald?

Wir waren in der Kirche, wo wir erquickt wurden durch eine fromme, d e m ü t h i g e Predigt, . . . Wir sangen dann alle stehend das Tedeum, ein Tedeum von deutschen Soldaten, mit deutschen Zungen, ein demüthiges Tedeum in der Schloßkirche Ludwig's des Vierzehnten — des größten, übermüthigsten und siegreichsten französischen Königs, des Erzfeindes von Deutschland. — Nachher ritt der König mit seinem ganzen Stabe, dem ich mich anschloß, der Garde-Landwehr entgegen; sie defilirte vor ihm und zog dann durch die Stadt. Entsetzt blickten die Versailler auf diese 9 prachtvollen Bataillone. Lauter herrliche Gestalten — immer neue Truppen! immer noch schönere — „oh pauvre France.“ [1]) —

---

[1]) So riefen die bei dem Anblicke entsetzten Versailler.

Gestern hat mir der König, während er den Kronprinzen und Prinzen Fr. Karl zu Feldmarschällen, Gen. Moltke zum Grafen gemacht hat, den Orden Pour le mérite verliehen — den dritten Orden in c. 4 Wochen. Die Ausbeute ist etwas reichlich — mit den ausländischen Decorationen bis jetzt sieben in diesem Feldzuge — — Du weißt wie ich über das Ordenswesen denke. Ueber den Orden Pour le mérite habe ich mich aber wirklich gefreut. — Da keine Pour le mérite's in diesem Kriege bis jetzt ausgegeben wurden, so hat man auch jetzt erst bemerkt, daß man keine mitgenommen hat; ich trage daher jetzt den des Kronprinzen, den er mir liebenswürdiger Weise geschickt hat, da er von dem Mangel gehört.

Die Anwesenheit von Moritz erfreut mich sehr. Er mag Dir davon Näheres erzählen."

Zu Ehren von Blanckenburg veranstaltete Roon damals einige kleine Diners. Außer seiner nächsten Umgebung befanden sich unter seinen Gästen der Bundeskanzler Graf Bismarck, Herr von Keudell, die Generale von Moltke, von Blumenthal, von Podbielski, Oberstleutnant von Bronsart u. a.

„Am 31. Oktober kam es bei einem solchen kleinen Diner zu einer ziemlich heftigen Auseinandersetzung zwischen Vater und einem der Gäste [1]), der zu den sogenannten „Antibombardeurs" gehörte und dem Vater lebhafte Vorwürfe wegen Verschleppung der Angelegenheit machte. Der angegriffene .... blieb ihm nichts schuldig. Bismarck, der an diesem Tage auch bei uns war, versuchte die Sache wieder auszugleichen, aber es wurde nur ein höflicher Waffenstillstand geschlossen ... Die ganze Szene war insofern etwas peinlich, weil der Betreffende als Gast an Vaters Tische saß ..." [2])

---

1) General von Moltke gehörte an diesem Tage nicht zu den Gästen.

2) Aus dem Tagebuche des Major von Roon, der als Reconvalescent sich noch bei seinem Vater befand.

In Betreff dieser Bombardementsfrage ist noch hinzuzufügen, daß Roon, wie wir wissen, anfänglich z. B. in Reims [1]) ganz die Moltke'sche Auffassung geteilt und ebenfalls erwartet hatte, daß Paris *nur* durch Hunger fallen würde und müsse, und zwar sehr bald. General von Moltke hielt — das ist jetzt aus seinen hinterlassenen Schriften bekannt [2]) — *diesen* Standpunkt fest und gab ihn eigentlich erst Mitte Dezember in gewissem Grade auf. Er blieb auch dann bei der Ansicht, daß auf das Bombardement — welches ohnehin nicht nachhaltig sein könne und auch technisch zu großen Schwierigkeiten bei der Ausführung begegnen würde — kein besonderer Wert zu legen sei; sondern daß es höchstens in zweiter Linie (vielleicht) als Einschüchterungsmittel mitwirken möchte.

Roon dagegen hatte diesen Standpunkt, wie wir sahen, schon längst verlassen. Schon von Ferrières [1]) aus (25. September) spricht er die Hoffnung auf Bombardement aus, und am 14. Oktober (siehe oben) schreibt er aus Versailles sogar: „Dagegen *wird* das Bombardement von Paris wohl erst in 14 Tagen beginnen können.“ Daraus dürfte zu folgern sein, daß er die Sache damals *prinzipiell* schon für entschieden und fest beschlossen ansah.

Er bestritt aufs äußerste die von den Gegnern der Maßregel behaupteten technischen 2c. Bedenken und ging in seiner Ungeduld dabei wohl etwas zu weit. Denn die aufgetürmten Schwierigkeiten, welche der Ausführung entgegenstanden, scheinen, namentlich in Betreff der Beschaffung der für den Landtransport der Geschütze und Munition erforderlichen Fuhrwerke, im Süden von Paris wenigstens, erheblich gewesen zu

[1]) Vergl. 20. Kapitel.

[2]) z. B. Band III, S. 262; Brief an den Bruder Adolf in Band IV, S. 212 und folgende.

sein, wenn sie auch nicht so unüberwindlich waren, wie es Roon gegenüber dargestellt, von diesem jedoch dauernd bezweifelt ward.

Vornehmlich richtete sich übrigens Roon's Unmut, wie wir aus den nachstehenden Briefen erfahren, ersichtlich gegen andere, nicht militärische Einflüsse, die auch sonst nicht unbemerkt geblieben sind. Er drängte hauptsächlich darum auf das Bombardement (nachdem er die irrtümliche Ansicht, daß Paris nur mangelhaft verproviantiert sein könne, schon im Oktober aufgegeben hatte) weil man den Einschließungstruppen die Genugthung verschaffen müsse, daß nicht bloß immer auf sie geschossen würde, was thatsächlich fast drei Monate lang und an einzelnen Stellen (Bourget zum Beispiel) in einer für die Einschließungstruppen sehr lästigen Weise geschehen ist; und weil er, auf den beweglichen und turbulenten Sinn der Pariser Bevölkerung rechnend, andererseits auch auf diese von der Beschießung mindestens einen großen moralischen Eindruck erwartete, wenngleich von einem ganz nachhaltigen Bombardement der Riesenstadt oder von einer umfassenden förmlichen Belagerung bei der Beschränktheit der verfügbaren Mittel, auch nach seiner Ansicht, nicht die Rede sein konnte.

Und die Wendung, welche das schließlich erfolgte Bombardement den Ereignissen thatsächlich gegeben, hat diese seine Auffassung als richtig bestätigt. Schon der erste Akt der Beschießung hatte bekanntlich einen derartigen Erfolg, daß die Franzosen den Mont Avron fast im Galopp räumen mußten (Ende Dezember). Die belagernde Infanterie aber ist von da an durch die Festungsartillerie nicht mehr inkommodiert worden, zumal letztere auch sehr bald die Ueberlegenheit der deutschen Geschütze zu empfinden hatte.

Nach dieser Vorbemerkung fahren wir in der Mitteilung von Roon's Feldzugsbriefen fort:

(Den 31/10.) Wieder bin ich am Schluß und Absenden dieser Zeilen verhindert worden. — W. wollte morgen auf seinen Posten zurück; es geht wirklich besser mit ihm, aber einige Tage zu warten, wird doch rathsam sein. — Herr Thiers, der vorgestern nach Paris hereingelassen wurde, ist gestern Abend mit hängenden Ohren wiedergekommen; daß diese kleine Fliege uns den Frieden nicht erschwindeln würde, wußte ich vorher. Er hat mit Bismarck und Moltke zwar gesprochen, aber nicht verhandelt „weil er dazu noch nicht ermächtigt sei"; und hat sich seinen Paß geholt. Sie hatten ihm schon vorgestern die Kapitulation Bazaine's mitgetheilt, noch bevor er nach Paris hineinging. Er hat die neue Trauerbotschaft auch geglaubt, aber die hiesige Bevölkerung will durchaus noch nicht daran glauben; sie meinen, wir müßten dann ganz anders ausgelassen jubeln und triumphiren und jubiliren. Sie kennen die ernste stille deutsche Art nicht und können sie auch nicht begreifen.

Eben schickte der König ein Telegramm, nach welchem gestern früh von 8—12 Uhr ein sehr heftiges Gefecht beim Garde-Corps (um le Bourget) gewesen ist. Zwar haben unsere Truppen von der 2. Garde-Division neuen Ruhm gewonnen, haben 30 Offiziere und ca. 1200 M. Gefangene gemacht, aber die diesseitigen Verluste sind „nicht unbedeutend!" — zu den Opfern des blutigen Kampfes gehört auch leider der Graf Waldersee (Kommandeur von Augusta), welcher erst vor Kurzem sein Commando wieder übernommen hatte, nachdem seine bei St. Privat erhaltenen Wunden geheilt waren.

W. ist sehr erregt, daß er dies versäumt hat, wenn ich ihm auch sage, daß er nichts dabei hätte helfen können. Er ist nun nicht mehr zu halten, geht übermorgen zu seinem Corps-Stabe zurück.

Ich muß jetzt viel Politik treiben — es läßt sich darüber

nichts mittheilen, aber leider geht es mit der deutschen Einheit nur langsam vorwärts. Gott gebe, daß sie überhaupt zu Stande kommt. Aus der so erwünschten Verbesserung der Verfassung wird leider wohl bei dieser Gelegenheit nicht viel werden.

Versailles, 6. November 1870.

Moritz, der uns leider am 1. schon verließ, wird Dir meinen Brief und meine Grüße gebracht haben. W. brachte ihn zur Post und hat mich dann am 2. auch verlassen. — Ja, meine Geliebte, ich wünschte wohl auch, daß es hier bald ein Ende nähme. Es ist wirklich ein nichtswürdiges Beginnen zu Felde zu liegen und gar kein Ende davon abzusehen. Auf die Capitulationen von Sedan, Straßburg und Metz wird die von Paris folgen; das scheint mir sicher — aber wann? Und dann? Dann ist auch vielleicht nicht Friede, denn wir haben es hier mit dem Chaos zu thun, mit dem gestaltlosen Urbrei.

Eben war Bismarck hier bei mir. Die Scheinverhandlungen mit Thiers haben natürlich zu keinem Resultat geführt. Die Pariser haben noch zu viel zu essen und zu wenig zu verdauen — nämlich Eisenpillen, die noch immer nicht in genügender Zahl herangeführt sind. — Wenn gewisse Weiber-Intriguen uns hier in den Weg getreten, so hoffe ich doch, daß sie nicht reussiren. Man müßte sich zu sehr schämen und alle Glorie des Krieges ginge damit zum Teufel. Nächstens sollst Du mehr darüber hören. — An Aerger fehlt es wirklich nicht. —

(Am 7/11.) . . . Alle Gerüchte über Waffenstillstand sind bloße Seifenblasen. Die französischen Machthaber in Paris sind weit davon entfernt, annehmbare Friedensbedin-

gungen zu bewilligen. Sie müssen noch viele Schläge kriegen, bevor sie sich zum Ziele strecken.

Hier versammeln sich allmählig alle deutschen Fürsten: Mecklenburg, Altenburg, Meiningen, Koburg, Baden sind schon hier, Oldenburg, Württemberg, Sachsen werden erwartet; ob Bayern und Braunschweig kommen werden, weiß ich nicht; es gilt eine große Demonstration. Auch den Reichstag werden wir vielleicht nach Versailles berufen müssen, da der König die Armee nicht und seine hiesigen Minister den König nicht verlassen können. Die Welt ist eben aus allen Angeln gerückt; es geschehen lauter unerhörte Dinge, und andere, die nicht geschehen, sind noch unerhörter. Dazu gehört die Verzögerung in der Beschießung von Babylon, wegen welcher ich mich oft und gründlich geärgert habe; indeß der Unsinn wird nicht siegen, wie ich hoffe.

Napolon's Marschälle, Canrobert und Bazaine wollen nicht bei ihm in Cassel bleiben, und haben gebeten nach Stuttgart resp. Aachen gehen zu dürfen. — Von W. eben Nachricht erhalten, ist glücklich auf seinem Posten angekommen. Wegen Arnold's Söhnchen bin ich nicht ohne Sorge. Du weißt, er soll „Bernhard" getauft werden.

Ich sehne mich nach der, wie ich fürchte, fernen Zeit unseres Wiederbeisammenseins. Aber — wie viel liegt noch dazwischen. In treuer Liebe Dein A.

Blanckenburg an Roon.

Straßburg 6. 11. 70 (eingegangen 9. 11.)

Hier gestrandet, vorgestern Abend 10 Uhr, und im Begriff abzureisen über Kehl — will ich Dir doch kurz melden, wie schlecht es mir ergangen ist. Statt mit dem Postcourier allein zu reisen — steckte man mich in eine große, alte, rum-

pelige Berliner Postkutsche, band mir einen liebenswürdigen, lahmen Hauptmann v. M. auf die Seele — zu meiner Freude — leider aber auch ein altes Wittwechen aus Berlin, zu meiner großen Sorge. Im Momente der Abfahrt bestieg den 4. Platz zu unserm Glück ein schneidiger Feldjäger vom Prinzen Friedrich Karl. Bis Meaux ging es leidlich — dort fanden wir eine beschädigte Brücke und mußten nun an jenem Ufer der Marne bleiben, uns durchsuchend auf Feldwegen bis Triport. Dabei verbiesterte sich der litthauische Postillon völlig und wir orientirten uns 2 Meilen im Lande mit Wegweiser, Laterne, Karte, 1 Uhr in der Nacht.

Die Folge war ein völliges Festfahren auf einem Bauerhofe — Umkehren mit rasendem Glück ohne Umwerfen! Kamen richtig mit Hülfe der Karte auf den richtigen Weg — versäumten Anschluß. Bummelzug nahm uns bis Sermaize mit, wo wir schliefen und mit Courierzug bis Straßburg kamen. Hier wurde ich natürlich belohnt und freue mich sehr, diese Wüste gesehen zu haben. — Leider hat man mir meinen Koffer auf der Tour Sermaize bis hierher gestohlen.

Zimmerhausen, 8. 11. 70 (eingegangen 14. 11.)

Gestern Abend bin ich hier wohlbehalten eingetroffen. Es war mir wegen der morgen abzuhaltenden Urwahlen unmöglich, mich länger als einen Tag in Berlin aufzuhalten.

In Straßburg habe ich einen sehr angenehmen Tag verlebt, der freilich noch netter gewesen wäre, wenn ich meinen Koffer nicht verloren hätte; indeß Hauptmann v. M. stattete mich mit einem Hemde aus, und ich war vollständig genug gekleidet um bei Bismarck-Bohlen Visite zu machen und seiner Einladung folgend um 6 Uhr mit dem ganzen General-

Gouvernement zu speisen. Einen hervorragend urtheilsfähigen Mann lernte ich in dem Divisionsprediger Frommel kennen.

Das Bombardement oder vielmehr seine Wirkungen muß man gesehen haben, sonst glaubt man es nicht! Die Verwüstung der Citadelle und der beiden Vorstädte ist radikal. Leider haben in erster Linie alle protestantischen Theile gelitten, was sehr beklagenswerth ist.

Ich habe gesellig und freundschaftlich die angenehmste Rückerinnerung an diese geistreiche Reise. Deine und Deiner Umgebungen Gastfreundschaft liegt mir warm auf dem Herzen — bitte sage den Herren das. — Was ich von Krieg und Land sah sowie von den Truppen, hat mich auf das äußerste interessirt und wird mir eine stete angenehme Rückerinnerung bleiben. Dagegen bin ich mit dem, was eigentlich meines Amtes war, keineswegs befriedigt heimgekehrt. Finster und traurig denke ich an die politische Zukunft. Die einsame Nachtfahrt von Frankfurt nach Berlin und später von da hierher gab mir Muße genug, das Gehörte und Geplante noch weiter zu bedenken. Ich kann mir aber nicht helfen — ich sehe wenig Erfreuliches. Ich habe in Berlin Itzenplitz, Eulenburg, Wagener und einen ganzen Haufen Freiconservativer gesprochen. Auch die letzteren erschrecken über den kopflosen Eintritt von Hessen, Württemberg, Baden in den Bund und sehen es als eine ausgemachte Sache an, daß die Majorität des neuen Reichstages vollständig verlaskern muß, da es unmöglich ist von dort andere Elemente zu bekommen. Auch Spitzemberg, den ich Abends bei Johanna B. sah, bestätigte mir dies für Württemberg, was ja auch schon Mittnacht in Versailles behauptete.

Was machen wir? Wir wollen ein einheitlich organisirtes Heer, dessen Existenz finanziell und organisch den Beschlüssen der Einzeln-Landtage entrückt wird. Was ist nun

gewonnen, wenn die Bestimmung hierüber freilich den Vertretern der drei Südstaaten, wie im Norden, entrückt ist, wenn aber gleichzeitig Alles der Majorität des neuen Reichstages überantwortet wird?! Am Militäretat zu sparen und die Dienstzeit herunterzusetzen — das bleibt das Streben aller Liberalen, so honigsüße Worte sie auch geben. Ja, eine innere Nothwendigkeit drängt sie — sie müssen Alles daran setzen, nach dem Frieden das Heer zu entwaffnen. Von 1871 ab — da hilft keine Interpretationskunst — haben sie die Macht dazu. Ein Conflict rettet dann nicht mehr wie 1861. Jetzt ist es noch Zeit dem vorzubeugen. Man kann es, wenn man das Tabaks-Monopol mit als conditio in den neuen Bund bringt — oder wenn man das Pausch-Quantum, wenn auch für eine feste Friedenspräsensstärke von neuem eisern macht. Geschieht beides nicht, so wird das große, neue, deutsche Heer bald — wenn Du ruhig in G. sitzt — desorganisirt werden. Wozu ist dann wohl alles dies Blutvergießen? — ?

Es ist ein wahres Verhängniß, daß der Kronprinz mit seinen Fürstenhaus-Idee'n Bismarck ganz vergiftet hat. Er hat Recht, den Tendenzen zu widerstehen. Er hat aber Unrecht, der Umformung des Bundesrathes zu widerstreben. Ohne deutschen Kriegsminister ist die neue Armeeeinheit ein Unsinn. Die kleinen Kriegsminister werden sich einem deutschen unterordnen — einem preußischen nie! Was brauche ich Dir das zu sagen! Bismarck sieht selbst ein, daß ein Bundes-Minister dem einheitlichen Reichstag nicht gegenüber gestellt werden darf. Es muß also ein zweites geschaffen werden, wenn die Dinge nicht bleiben sollen wie sie jetzt sind, d. h. unfertig, mit dem Keime des Todes in sich: $1/3$ Bundesrath wie jetzt, $1/3$ Fürstenwahl, d. h. Wahl der Regierungen der Staaten und $1/3$ aus der Wahl der Vertretungen.

Ausschüsse perpetuirlich, die Minister ihnen vorsitzend. Da bleibt das schablonenartige Bundesministerium außer Frage und es entsteht eine die Executive mit habende Senat-artige Corporation, die ein Gegengewicht gegen den Alles sonst aufreibenden Reichstag gewinnen muß und gewinnen wird. Die Fürsten sehen sich so vertreten — und behalten das Bewußtsein, daß sie mitregieren.

Dein getreuer M.

Roon der Gemahlin.

Versailles, 14. 11. 70.

Durch zwei eigenhändige Worte sollst Du heute erfahren, daß ich nicht aufhöre meine Besserung nach Kräften anzustreben — — Es ist übrigens in diesem Quartier nicht möglich, sich irgendwo aufzuhalten, wo der Wind nicht die Haare des Kopfes bewegt, und so sind hier, wie ich höre, alle hiesigen Quartiere. Deßhalb waren Gen. v. Moltke, Stosch, Oberstlt. v. B. u. Andere auch krank, wenn auch keiner von ihnen bis jetzt gefährlich. Moltke wollte sogar heute schon wieder ausgehen.

Geht Paris über — und man schmeichelt sich z. Z. mit solcher Hoffnung — so wäre ein großer Luxus, wenn dann der König noch länger im Felde liegen wollte; und es ist somit zwar sehr wenig Hoffnung zu einem baldigen Friedensschluß, wohl aber doch einige zur Heimkehr des Königs und der nächsten Seinigen zu Weihnachten. Sanguiniker meinen „noch früher!“ — ich nicht. — Aber die hiesige Existenz ist wirklich jetzt sehr peinlich, auch für Jüngere und Gesündere.

Graf Bismarck an Roon.

Versailles, 15. 11. 70.

Lieber Roon! Ihre Unterschrift zu sehen macht mir große Freude als Bestätigung der guten Nachrichten über Ihre

Besserung. Mir geht es nicht ganz nach Wunsch, gallige Magenleiden. — In der Badischen Sache würde ich für rasche Unterzeichnung politisch sehr dankbar sein, wenn dabei auch einige kleine Fünfen grade sein müßten. Es ist wegen der Rückwirkung auf die beiden andern, damit die sehen, daß wir ohne Rücksicht auf weibliche Einflüsse stätig vorgeh'n. Ich kann den Zusammenhang so kurz nicht klar legen, und bin matt.

Civiliter unterschrieben wir heute den Beitritt Badens und Hessens zum Bunde.

Ihr v. B.

Roon an die Gemahlin.

Versailles, 17. 11. 70.

... Da diese Zeilen ausnahmsweise nur 50 Stunden unterwegs sein werden, wenn Minister Delbrück sie mitnimmt, so eile ich für Deine eben empfangenen Briefe herzlich zu danken und Dir Beruhigendes über mein Befinden zu sagen. ... Es ist überhaupt keine Sorge mit meinem Zustande in Verbindung zu bringen. Dennoch reden mir gewisse Leute zu, nach Berlin zu gehen, um dort meinen Katarrh auszukuriren. Natürlich würde ich das nur thun, falls es mir Se. Majestät beföhle, was Er wohl nicht thun wird. Ueberdies ist auf eine baldige Entscheidung in diesen Tagen zu hoffen. Wenn — wie ich erwarte — die zum Entsatz von Paris heranrückende sogenannte Loire-Armee nächstens geschlagen und gesprengt sein wird, dann, meine ich, werden die Pariser wohl begreifen, daß ein längerer Widerstand nur zum völligen Untergange führt.

Versailles, den 18. 11. 70.

Soeben von meiner ersten Spazierfahrt (seit 10 Tagen) heimgekehrt, will ich gleich für Deinen l. Brief danken .... (folgen Familien-Angelegenheiten 2c.).

Gestern bekam ich von einem Apotheker aus Arolsen 2 Flaschen mit „Universal-Lebenssaft“ und dem Motto „dem Verdienste seine Kronen“; die eine schwamm in der anderen. Dasselbe Motto haben die guten Bürger von Bärwalde aufzuspielen getrachtet, indem sie dem Könige, dem Kronprinzen, dem Pr. Fr.-Karl, Bismarck, mir und Moltke jedem eine „jut jebratene Jans“ in einer hermetisch verschlossenen Blechbüchse überreicht haben. Wie sie angekommen, weiß ich nicht, weil sie, wegen Mangel an Erlaubniß sie zu essen, noch im Keller weilet. Uebermorgen, hoffe ich, wird sie „aus Nacht zum Licht“ — und weiter dringen.

General Tresckow, der vor einigen Tagen, und augenblicklich den erkrankten General Schimmelmann zu ersetzen, als Commandeur zur 17. Division geschickt wurde, hat gestern Abend bei Dreux 7000 Mobilgarden gebläuet und viele Gefangene gemacht — bei sehr geringem eigenem Verluste, und ein anderer General Tresckow hat vorgestern bei Belfort gleichfalls ein günstiges Gefecht bestanden.

Hierorts sind wir mehr in politischen als in militärischen Nöthen. Ob es zu lebendigen oder zu bloßen Fehlgeburten kommen, ob das Kaiserhühnchen wohlgestaltet aus dem Ei kriechen wird, wer weiß das jetzt schon sicher.

(20/11.) Heute seit 13 Tagen wieder zum ersten Mal zum Vortrage bei Sr. Majestät, der leider $2^1/_2$ Stunden dauerte. In der Kirche war ich aber, ungeachtet des Todtenfestes, nicht.

(23/11.) Was Deine Besorgnisse wegen meiner Gesundheit betrifft, so bin ich Dir noch die Aufklärung schuldig, daß ich, wiewohl nicht mehr eigentlich krank, mich gar nicht recht erholen kann; daß ich, namentlich in den Vormittagstunden, von dem Gefühl großer Hinfälligkeit niedergebeugt bin, während

ich mich Nachmittags eigentlich ziemlich munter fühle. Ich hoffe mich also noch einmal zu erholen, d. h. wie es in meinen Jahren zu erwarten ist, falls mir nicht in Folge irgend einer akuten Veranlassung (Aufregung, Aerger ꝛc.) etwas ganz Unerwartetes begegnet! Gott walte es!

(25/11.) Du schreibst J. M. die Königin sei „kriegsmüde“ — wer ist es nicht? „niedergeschlagen“ aber sollte, dürfte Sie nicht sein; wie viel Ursache hat Sie, wie wir Alle, Sie aber am meisten, zum Jubeln und Preisen!

Unbillig erscheint es, unsere Truppen anzuklagen, daß sie Excesse machen, zumal alle competenten Beurtheiler von Kriegszucht aus allernächster Beobachtung sich kaum der Rührung erwehren können, wenn sie sehen, mit welcher Selbstentsagung, Unverdrossenheit und trefflichen Haltung unsere strammen, frischen, blauen Jungen ihre Schuldigkeit thun, ohne einen Augenblick ihre gute Laune und Gemüthlichkeit auch gegen die Feinde aufzugeben. Einzelne räudige Schafe, Schelme und Spitzbuben giebt es in jeder so großen Gemeinschaft, auch der besten. Die — Sentimentalität aber über die hereinbrechende Verwilderung der Truppen ist jedenfalls verfrüht. Wenn die Franzosen St. Cloud anzünden und es werden daraus mit Lebensgefahr von unseren Leuten alle Bilder, Pendulen, Bücher u. s. w. gerettet, für den König gerettet; und dieser genehmigt, daß sich die Retter kleine Andenken aneignen, die sonst verbrannt wären — so kann man freilich meinen, das Alles hätte für Frankreich oder für Napoleon gerettet und aufgehoben werden sollen; aber ein solches Meinen wäre doch überaus naiv. Was meinst Du, würden die Franzosen wohl mit den Schätzen z. B. in Sanssouci oder Babelsberg gemacht haben, hätten sie daran gekonnt — und würden sie mit dem Wegnehmen und Aneignen wohl gewartet haben,

bis etwa die Preußen jene Schlösser neidisch in Brand geschossen?

(26/11.) Heute morgen ein liebes Briefchen von H. erhalten, voll Liebe und Dankbarkeit für Dich und die Freunde in Bonn, welche ihr dort jetzt wohlthun.

Ja, auch ich wünsche, daß dieser Krieg ein baldiges, ehrliches Ende finde. Die Spuren von unberechtigten, unpreußischen Einflüssen, denen ich täglich begegne, ohne daß ich ihnen zu wehren vermag, erregen mir immer wieder Nerven und Galle. Sprich davon nicht, aber bete für uns, daß wir über solchen Schwachheiten nicht zu Grunde gehen.

(28/11.) Gestern nach dem Diner bei Sr. Majestät kam die Nachricht von dem Fall von la Fère, der uns leider wieder 2000 Gefangene in Aussicht stellt, sowie das vorgestern genommene Thionville deren 4000. Es ist wirklich lästig — wo soll ich nur mit den Schelmen hin? — Die übrigen günstigen Nachrichten (Sieg Manteuffel's bei Amiens, Werder's bei Plombières gegen Garibaldi u. s. w.) bringen Dir die Zeitungen gleichfalls. Die Garde-Dragoner-Brigade ist vor 3 Tagen nach Beauvais gerückt, um die Verbindung unserer Pariser Armee mit Manteuffel zu sichern. Unser E. hat also nun mehr zu thun als die letzten 4—5 Wochen. Gott wolle ihn ferner gnädig behüten, ebenso wie unsere andern Söhne, namentlich Helm, der an der Loire heißen Kämpfen entgegengeht.

Hier schießen wir noch immer nicht! Weßhalb? . . . Es wird jetzt eben ein letzter Versuch gemacht, die Angelegenheit in Gang zu bringen, um ein würdiges Punktum zu setzen und nicht, statt dessen, einen kolossalen schmutzigen Klecks, der die glorreiche Geschichte dieses Feldzuges verunzieren und die errungenen Lorbeeren der deutschen Waffen verunglimpfen würde.

Wenn doch die sonst so vorlaute Presse einmal diese Unthätigkeit und Faulheit tüchtig geißeln möchte! Aber Ihr wißt nicht, wer dahinter steckt.

Für die Könige von Sachsen, Bayern und Württemberg werden hier Quartiere gemacht. Es scheint, da fast alle übrigen Bundesfürsten hier sind, daß die Kaiserkrone hier geschmiedet werden soll — im Angesichte des — unbesiegten Paris! Gott wolle der menschlichen Schwachheit wie bisher gnädig beispringen und über Vermögen spenden, was sonst nicht zu erringen sein würde.

Von Prinz Fr. Karl geht eben ein Telegramm ein, wonach der Feind heute das 10. Armee-Corps und die dieses unterstützende 5. Infanterie-Division mit Uebermacht angegriffen hat, aber siegreich zurückgeschlagen ist. — Muß noch besser kommen! Gott helfe! Dein getreuer Alter.

Alle Mitteilungen, welche Roon Ende November und Anfang Dezember an die Gemahlin sandte, lassen seinen täglich steigenden Unmut erkennen über die fortgesetzte Verzögerung des Bombardements von Paris. Graf Bismarck teilte diese Auffassung durchaus.

„Der anliegende Auszug aus englischen Blättern — schrieb er am 30. November an Roon — ist interessant als Beweis wie sehr man dort und in Frankreich in Folge der Zeit, welche wir vor Paris verlieren, unsere Aussichten vermindert, die Frankreichs verbessert findet!“ — Unter anderm hatte Roon bei dem Militär-Vortrage am 2. Dezember seine Ansicht über die unverzeihliche und verderbliche Verschleppung jener Maßregel sehr deutlich ausgesprochen, hatte aber noch nicht obsiegen können in seinem Kampfe gegen „jene von sentimentalen Damen ausgehenden „ganz unberechtigten Einflüsse“, deren Verwerflichkeit zwar anerkannt, die Gegenwirkung aber dennoch verweigert wird.“ Es war darüber zu gereizten und peinlichen

Erörterungen gekommen. Roon schrieb unter diesem Eindrucke an demselben Tage noch: . . . „So wird der pflichtmäßig und überzeugungstreu widersprechende Untergebene nach und nach sehr unbequem und der Vorgesetzte, besonders wenn er sich im Unrecht fühlt, leicht ungeduldig und unfreundlich. Hat nun der Erstere Solches wiederholt erfahren, so kommt er in das traurige Dilemma: entweder ganz still zu schweigen mit dem Bewußtsein, dadurch Unrecht gut zu heißen, oder nöthigenfalls ferner — möge es gefallen oder nicht — zu vertreten, was er für Recht hält und sich dadurch neuen Zurückweisungen auszusetzen. Du begreifst, daß dies allmählig als ganz unerträglich empfunden wird, besonders wenn man selbst alt und reizbar ist und eine bessere Behandlung verdient zu haben glaubt, die durch äußere Gnadenzeichen — und werden sie auch dutzendweise verliehen — nicht ersetzt werden kann. In wenigen Tagen sind es 11 Jahre, daß ich die Ehren und Lasten meines jetzigen Postens zu tragen habe, und ich blicke mit dankbarer Rührung auf die vielen denkwürdigen — herben und süßen — Momente zurück, die ich als einer der nächsten Diener des Königs an seiner Seite zu durchleben und theilweise zu gestalten durch Gottes Güte gewürdigt worden bin. Was ist natürlicher und gerechter als der Wunsch bei zunehmenden Jahren und abnehmenden Kräften aus einer solchen Stellung in Frieden, d. h. mit gegenseitiger Befriedigung zu scheiden . . .“

„Die Kämpfe mit den ausfallenden Parisern scheinen sich fort und fort wiederholen zu wollen, bis die Loire-Armee aus dem Felde geschlagen sein wird. Möchte dies heute und morgen gelingen! Dann vielleicht werden sich die Pariser ergeben. . . .“

Versailles, 4. Dezember 1870.

... Die gestrigen Erfolge an der Loire bedürfen noch einer gründlichen Vervollständigung; bis jetzt haben die Franzosen dort nur Schlappen, keine Niederlage erlitten. Vielleicht erfolgt diese heute oder morgen. Erst dann wird Trochu resp. Ducrot aufhören durch wüthende Ausfälle, wie solche am 30. 11. u. 2. 12. blutig zurückgeschlagen, den Versuch zu machen, sich mit der Loire-Armee zu vereinigen. Wenn diese nicht mehr existirt, so giebt es für Paris auch keine Möglichkeit des Entsatzes mehr, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß die $2^1/_4$ Millionen Menschen in dem modernen Babel lieber verhungern, als sich ergeben. Aber wir haben es freilich mit einem „Tollhause wahnsinniger Affen" — wie jener Amerikaner Paris nannte, zu thun — da täuscht jede Voraussicht.

Versailles 8. 12. 70.

... Du irrst in deinem Briefe (vom 4. d.), wenn du annimmst, es hätte jemand gewagt, mir gegenüber auszusprechen, daß ich die Schuld an gewissen nichtswürdigen Verzögerungen (des Bombardements) trage; doch haben die Schuldigen sich in einer Weise zu entschuldigen versucht, daß es dunkel blieb, ob ich nicht etwa der Säumige sei, wogegen ich mich, natürlich nicht ohne Aerger, allerdings sehr energisch verwahrt habe. Nun endlich, als sich die Unmöglichkeit ergeben, aus mir den Sündenbock zu machen, ist man auf meine Vorschläge — freilich 8 Wochen zu spät — eingegangen und hat die Wegräumung der vermeintlichen und selbst gemachten Hindernisse so ziemlich in meine Hand gelegt — eigentlich erst vorgestern — so daß nun blos noch eine absehbare Frist bis zum Beginn der Beschießung verstreichen wird. Mögen Diejenigen es verantworten, die uns diesen Schaden zugefügt haben; mich trifft es nicht!

Ungeachtet der wiederholten Niederlagen der französischen Loire-Armee hat sich bisher noch kein Zeichen von der Unterwerfung von Paris bemerklich gemacht. — So lange sie warm und sicher sitzen und die Ratten, ein Thier das sich fortwährend fortpflanzt wie die Kaninchen, noch nicht ausgestorben sind, werden sie auch nicht an Uebergabe denken — also Geduld!

Mit meiner Gesundheit geht es recht leidlich, seitdem ich wieder gut schlafe, was seit einigen Tagen, d. h. seitdem die Beschießungsfrage endlich einen meinen Intentionen entsprechenden Gang anzunehmen scheint, wieder der Fall ist.

Jetzt will ich schließen, um in die Schneelandschaft hinauszufahren. Wir haben hier allerdings nur — 2°, aber General Werder meldet aus Dijon — 10° und viel tiefen Schnee; und Prinz Friedrich Karl vom Eisgange auf der Loire!

Versailles, 10./12. 70.

. . . An der Loire wird noch immer gefochten, da unsere stromabwärts gegen Tours vordringenden Armee-Corps immer neuen bewaffneten und sehr zahlreichen Haufen begegnen, die sie umwerfen müssen, bevor sie weiter können. Dies ist von Seiten des Großherzogs von Mecklenburg in den Gefechten vom 6., 7. und 8 geschehen, und wird auch wohl noch einmal, gründlicher als bisher, geschehen müssen, um den Weg zu öffnen. Inzwischen ist die französische Regierung von Tours nach Bordeaux geflohen, als Beweis dafür, daß sie ihre Sicherheit in Tours gefährdet glaubte. Die Unbilden der Jahreszeit machen unsern braven Truppen das Vordringen gleichfalls schwer; die Loire geht noch immer mit Eis, so daß die Ueberbrückung nicht möglich ist, und die Situation ist dadurch, weil man nothwendig auf beiden Ufern vorwärtsstreben mußte, einigermaßen bedenklich geworden.

Hier Alles beim Alten; ein neuer Durchbruchsversuch der Pariser Garnison ist aber wohl möglich. Inzwischen sind die Aussichten auf den lange verschobenen Artillerie-Angriff immer noch weit aussehend und die Lust zum Knacken dieser harten Nuß scheint in gewissen Kreisen noch immer — Unlust zu sein. — Ich will mich darüber nicht fürder echauffiren, da ich das Meinige gethan zu haben glaube. — Genug davon — ich habe vielleicht ohnehin schon zuviel gesagt, weil man nicht Alles sagen darf, was wahr ist. — — Wie, wann und wo auf diese Weise der Krieg endigen wird — Gott weiß es! Wir hier erweisen uns als zu kurzsichtig, trotz aller großen Meinungen, die wir über unsere ungeheuren Erfolge theils mit Recht — theils aber auch nicht mit Recht — in uns tragen. Etwas weniger suffisance und etwas mehr Bescheidenheit wäre gar Manchem nütze. In dieser Hinsicht wird Moltke's Beispiel nicht von allen seinen Jüngern nachgeahmt!

Versailles, 13. 12. 70.

. . . Die Pariser Machthaber meditiren, statt der Uebergabe, wie man glaubt, einen neuen Ausfall. Das kommt von unserer lahmen Kriegführung hier vor Paris! — Indessen werden sie es sich doch vielleicht noch überlegen: sie haben bei den Ausfällen am 30. u. 2. d. M. an Todten 2400, an Verwundeten ca. 9000 und 1500 Gefangene verloren, in Sa. also 12—13000 Mann ihrer besten Truppen, denn mit den schlechten wagen sie sich nicht heraus. Ein solcher Vorgang ist nicht sehr verlockend zur Wiederholung . . . . ."

den 14. Dezember.

Heute nur noch wenige Worte und Grüße. Nichts Neues von großer Bedeutung. Die Festungen Pfalzburg und Montmedy haben gestern und heute capitulirt. Die französische

Loire-Armee setzt ihren excentrischen Rückzug fort; gäbe Gott es unseren Generalen, daß sie kräftig verfolgt würde!

Versailles, 17. 12. 70.

Lieber Moltke, gehst so stumm
Immer um den Brei herum!
Bester Moltke, nimm's nicht krumm:
Mach' doch endlich Bumm, Bumm, Bumm!
Theurer Moltke, schau' Dich um!
Deutschland will das Bumm, Bumm, Bumm!

Diese Verschen hat unser Freund vorgestern anonym erhalten, worauf gestern in der That die Absicht von ihm geäußert wurde, in beschränkter Weise Bumm Bumm zu machen. So recht glaube ich noch nicht, daß es Ernst wird; in zwei Stunden werde ich darin klarer sehen. (Später.) Endlich scheint nun doch, das ist das Resultat unserer heutigen Conferenz, die Beschießung beginnen zu können — in — etwa 14 Tagen — freilich aber kann ich nicht wissen, welche Hindernisse die Politik des passiven Widerstandes inzwischen neu ersinnen wird, um die Ausführung der königlichen Befehle ferner hinauszuschieben. Soviel steht fest, daß ich meine Position in dieser Frage in so unzweideutiger Weise genommen, daß mich Niemand mehr für mitverantwortlich für die Versäumniß halten kann.

Jetzt ist die Ankunft der Kaiser-Deputation Tagesgespräch. Ob ich dieser Titel-Vermehrung zujubele? — ach nein! ich glaube indessen, daß sie eine unvermeidliche Consequenz unserer seit Jahren getriebenen Politik war und daß man sich darüber jetzt weder zu wundern noch zu beklagen hat. Weil 1866 den bekannten Ausgang genommen und den Norddeutschen Bund ins Leben gerufen hat, mußte — da der ebenso ungesuchte Krieg von 1870 den bisher so überaus glorreichen Verlauf genommen — das „deutsche Reich" und

der „deutsche Kaiser“ an die Stelle jenes Bundes und des „Bundesfeldherrn“ treten; und weil Sieg und Niederlage nach Gottes Willen erfolgt, so erblicke ich in dieser neuesten Entwickelungs-Phase unserer deutschen Geschichte den unverkennbaren Finger Gottes, und halte jede andere, auf Eitelkeit und Hochmuth basirte Auffassung für frevelhaft, das auf Preußisch-partikularistischer Sentimentalität beruhende Streben aber für unberechtigt. Wenn ich aber an die fernere Entwickelung in Gegenwart und Zukunft gedenke, so dränge ich alle meine schweren Bedenken mit aller meiner Macht zurück mit der Erwägung, daß Gott, der unsere Geschicke seit 48 bisher so wunderbar gefügt und gelenkt, auch ferner das Seinige thun werde, um schließlich alles wohl hinauszuführen.

Versailles, 19. 12. 70.

... Auch aus Nordfrankreich gute Nachrichten: ebenso wie die Loire-Armee auseinandergelaufen und zerschmolzen ist vor dem Glanze unserer Waffen, so werden auch die Reste der Nord-Armee, denen Manteuffel gegenübersteht, nach dem nächsten Zusammenstoß zerfallen. Aehnliches gilt auch von der Süd-Armee, die Werder gestern wiederum bei Nuits und Pesmes geschlagen hat. In der That haben wir noch einen respektablen Feind gegenüber, nämlich Trochu in Paris, der es verstanden hat, aus losen rohen Haufen, innerhalb der 3monatlichen ihm von uns gelassenen Frist, eine wohlausgestattete und wohlgeübte Armee heranzubilden. Wenn es nun auch endlich zur Beschießung kommen wird, so wird doch die zu lösende Aufgabe ungleich schwieriger sein, als sie es vor 10 Wochen gewesen sein würde. Das alte Lied!

Vom gestrigen Tage habe ich noch Einiges — zur Ergänzung dessen, was die Zeitungen Dir bringen werden — zu erzählen. Nach einer von B. Rogge gehaltenen, ungemein

warmen und taktvollen Advents-Predigt mit sehr angemessenen Hindeutungen auf die Situation und den Zweck der anwesenden Reichs-Deputation, wurde letztere um 2 Uhr von Sr. Majestät in Gegenwart der Generale ꝛc. empfangen. Die gehaltenen Reden und Gegenreden werden die Zeitungen bringen. Bemerken will ich nur, daß unser alter Herr außerordentlich ergriffen war und — nach dem offiziellen Akt — mit thränenden Augen sich über das Schwere des Moments gegen uns, die Generale aussprach. Sehr gehoben der Kronprinz, der sich bei Bismarck und dann bei mir ausdrücklich für das Gewordene bedankte. Um 5 Uhr große Tafel mit allen Fürsten, die anwesend, und sämmtlichen Deputirten. Nach der Tafel merkwürdiges Gespräch mit dem Großherzog von Baden, der mich in Folge dessen heute gegen Abend in meinem Quartier aufsuchte und ein Stündchen mit mir plauderte. Ich bin von seiner Aufrichtigkeit überzeugt, wenn er mir in allen mich betrübenden vorangegangenen Differenzen zustimmt und seine Unterstützung zusichert. — — Prinz Wilhelm von Baden ist gestern bei Nuits verwundet worden, ungefährlich — im Gesicht.

Versailles, 23. 12. 70.

. . . Ich bin gestern und vorgestern in der Bärenkälte wirklich herumgelaufen, um ein kleines Weihnachtsgeschenk für Dich zu finden — allein vergeblich, ich fand nichts Passendes: es giebt hier nur Ladenhüter, da die Verkäufer natürlich seit Monaten verhindert sind ihre Läger neu auszustatten. Du behältst Dein Weihnachtsscherzchen daher zu gut, während ich Dein Kistchen mit den Geschenken nebst Deinen lieben Zeilen vom 18. heute früh richtig empfing. — — Die Söhne sind dienstlich abgehalten herzukommen, ich werde daher wahrscheinlich mit den Herren meines Stabes morgen Abend ganz allein sein. Wir müssen uns trösten wie wir können. Sie putzen

einen Baum und kaufen auf gemeinsame Kosten kleine Geschenke zum Verloosen; und dann werden wir alle in Wehmuth an Weib und Kind in der lieben Heimath denken — Punsch trinken — und den Kopf nicht hängen lassen. Der König hat sich heute mit mir in Betreff der Weihnachtsfreude bereits abgefunden, indem er mir nach den Vortrage sagte, er habe unsern Sohn A. soeben zum Hauptmann ernannt, „das wäre doch wohl eine Weihnachtsfreude."

Die Herrn Pariser haben gestern wieder einen verunglückten Ausfall gemacht, und wer weiß, was sie uns zu Weihnachten noch für eine Freude machen wollen. Wir werden ihnen die für sie bestimmten Geschenke wohl erst — der Landessitte gemäß — zu Neujahr zukommen lassen. Jetzt endlich ist der Widerstand gegen das Bombardement hier gebrochen. Hätten wir schon vor 8 Wochen Ernst gezeigt, so wären wir zu Weihnachten auch vielleicht zu Hause gewesen. Heute habe ich den König bestimmt, die ganze Angelegenheit in bessere Hände zu legen, aber warum war dies vor 8 Wochen nicht möglich? Weil mir Alles widersprach und den König dadurch abhielt, sich mit voller Entschiedenheit zu entschließen.

Das Garde-Corps muß sich gefechtsbereit halten, wie mir ein Telegramm von W. soeben mittheilt. Dies hängt mit der vorgestern im Norden versuchten Durchbruchsbewegung der Pariser Armee zusammen, weil sie solche noch nicht aufgegeben zu haben scheint, getreu der (muthmaßlichen) Verabredung mit der französischen Nord-Armee, welche indeß gestern Nachmittag von Manteuffel, trotz seiner ungenügenden Kräfte, bei Amiens angegriffen und zurückgeworfen zu sein scheint — nähere Nachrichten fehlen noch. Die vorgestern hier vor Paris gemachten Gefangenen sagen aus, daß man die Truppen nur dadurch zu einem nochmaligen Ausfalle willig

gemacht, daß man ihnen versichert, es solle der letzte sein, den man von ihnen verlangen werde. Ich glaube daran, weil in der That mit dem Abweisen der zum Entsatz herbeigerufenen französischen Nord-Armee auch jede Möglichkeit für die Pariser schwinden würde, sich durch einen Ausfall zu befreien.

Nun Gott befohlen, geliebte Freundin! Ob wir wohl noch einmal einen heiligen Abend miteinander und mit unsern Kindern verleben werden? Gott weiß es allein! Ihn wollen wir um ein dauerndes Vertrauen bitten und uns dankbar dessen erfreuen, was Er uns in Gnaden geschenkt und bisher belassen hat!

In alter Treue

Dein A.

Moritz von Blanckenburg an Roon.

Zimmerhausen, 18. 12. 70.

... ich habe in Berlin durch Briefe von Otto Bismarck Nachrichten von Dir gehabt, aus denen ich zu meinem Kummer ersehen habe, daß Du ernstlich krank gewesen bist und habe auch daraus entnommen, daß die Ursachen der Krankheit nicht immer erfreuliche waren. Ueber jenen Briefen schwebte eine gewisse Schwermuth mit lebhafter Anerkennung, daß Du mit seinetwegen — aushieltest! Jetzt habe ich aus W.'s letztem Briefe erfahren, daß Du wieder ganz hergestellt bist und daß auch — nächstens die Beschießung anfangen soll! Auf diesen Punkt war in der letzten Zeit Berlin beinahe toll geworden — es war eine geradezu empörte Stimmung, ja man redete von Straßendemonstrationen! Ein boshafter oder plauderhafter Hofmann hatte seltsame Aeußerungen verrathen, und ein Offiziant des englischen Botschafters hatte sich in öffentlichen Lokalen gerühmt: „wir Engländer

leiden das Bombardement nicht!" Nationalzeitung und Kladderadatsch putschten nicht schlecht . . .

Daß ich nicht Lust hatte mich auslosen zu lassen für diese Kaiserdeputation, kannst Du Dir denken. Mir erscheint dieser Titel-Wechsel in der Form voreilig; es wird, fürchte ich, noch viel Blut kosten und lange Zeit, bevor ein Wirklicher Kaiser aus dem deutschen Bundesfeldherrn entsteht.

Wir Laien waren und sind sehr besorgt, daß die Loire-Armee gar nicht so vernichtet ist, wie der neue Feldmarschall telegraphirte; ja wir fürchteten, daß dieser auf ganz falscher Fährte jagte zum Verderben der Friedrich-Franz-Armee. Indeß die Regimenter scheinen nicht geschlagen werden zu können, und sieht es ja auch so aus, als wenn Friedrich Karl jetzt wieder gen Westen vorgeht.

Meine Leute haben geschrieben von Belfort, Orleans und Paris, immer gute Briefe — aber sehr ernst.

Die Berliner Debatten waren (mit wenig Ausnahmen) sehr unerquicklich, die Leitung eine jammervolle, aber die Umstände waren so drängender Art, daß an ein Scheitern der Vorlagen nicht zu denken war, wenngleich in den ersten acht Tagen die wunderlichsten Pläne geschmiedet wurden.

Wie Frieden werden soll, ist mir natürlich völlig unklar. Viel mehr wie wir jetzt haben von Frankreich, werden wir schwerlich besetzen können — warum sollten die Andern eigentlich Frieden machen? Indeß dieser Krieg ist stets anders gegangen als er geplant und gedacht wurde und hat schon soviel Wunder und Gnade sichtbar gemacht, daß man alle Ursache hat, Gott ferner zu vertrauen und das Ende ihm in Geduld anheimzugeben!

Dein getreuer M.

Roon an Blanckenburg.

Versailles, 24. 12. 70.

Mein lieber alter Moritz! Heute am heiligen Christabend will ich auch (nach einem Briefe an A.) ein wenig mit Dir plaudern und Dir zunächst sagen, daß ich gestern Deinen letzten Brief (vom 18.) erhalten und auch die früheren nicht abzuleugnen habe. Meine Krankheit und der Drang der Tagesgeschäfte einer=, meine Verstimmung über Thun und Unterlassen — mehr über letzteres — der leitenden oder mitleitenden Instanzen andrerseits hatten mich bisher verhindert, meinem Unmuth auch Dir gegenüber Worte zu geben. Heute, wo es offene Gegner der von mir vertretenen Ansichten gar nicht mehr giebt, wo ich die traurige und ungenügende Satisfaction habe, daß meine Anordnungen und Vorschläge nunmehr widerspruchslos ausgeführt werden, bin ich natürlich redelustiger, wenn auch sonst keineswegs lustiger überhaupt. Denn ich bin mir mit großer Deutlichkeit bewußt, wie viel kostbarer und blutiger meine Rathschläge heute durchzuführen sind, als noch vor 6 Wochen, wo man, statt sie zu befolgen, mich krank ärgerte.

Die Nord=Armee ist gestern bei Amiens (von Manteuffel) so gepackt und geschüttelt worden, daß sie kaum Athem genug behalten haben dürfte, um den Vormarsch gegen Paris auszuführen. Aber Mr. Trochu hofft und wartet noch darauf, hat seine Ausfallstruppen beständig beisammen und nöthigt uns auf der Nordseite ebenso unausgesetzt bei der Hand zu sein. Deßhalb haben mich auch meine Söhne heute nicht besuchen können, wie verabredet war, und deßhalb verlebe ich diesen, sonst Familienabend par excellence, ohne das kleinste Stückchen von Nachkommenschaft, nur mit meiner dienstlichen Familie. — Du kennst diese liebenswürdigen Männer.

den 25. 12.

. . . Die heilige Nacht ist vorüber, aber der Frieden ist, äußerlich wenigstens, noch nicht gekommen, wie heiß er auch von Millionen ersehnt werden mag. Unsre armen Brüder und Kinder liegen bei 10° Kälte immer noch draußen, allen Unbilden der Jahreszeit, unter steter Lebensgefahr, blosgestellt. Hätte man früher gehandelt, so wären wir alle unter Dach und Fach, zum Theil wohl schon zu Hause. Ich meine nämlich, daß wir uns nach dem Falle von Paris und nach der erfolgten Zerstreuung aller sogenannter neuer feindlicher Armee'n in unserm eigenen Interesse zu beschränken haben auf die Occupation, aber die sichere, feste, nicht allein des deutschen Theils von Frankreich, den wir unter allen Umständen behalten wollen, sondern noch eines weiteren — etwa bis an die Seine — als Faustpfand für die Kriegskosten und den Friedensschluß. Das was wir besetzt halten, sollen wir aber so fest in die Hand nehmen, daß jede Auflehnung fast unmöglich wird, daß wir Steuern und Zölle darin mit Kriegszuschlägen sicher und regelmäßig erheben und dadurch das eigene Land von einem erheblichen Theile der Kosten entbürden können. Mögen sich dann schlimmsten Falles im äußersten Süden und Westen immerhin neue feindliche Armee'n zusammenballen; wir werden dann, sobald sie sich nähern, auf sie fallen und sie mit Gottes Hülfe schlagen, so oft sie es versuchen mögen. — Indessen ich meine, der Eifer wird nach dem Falle von Paris so übergroß nicht mehr sein und die Vernünftigen im Lande werden zum Frieden bereit sein und auch die Energie finden sich der Tyrannei Gambetta's nicht länger zu fügen. Haben wir dann nur noch einen Guerilla-Krieg an den Grenzen des von uns besetzten Gebietes zu führen, so werden wir auch im Stande sein, unsere Landwehren nach Hause zu schicken, und unser alter König wird

nicht ferner gegen Garibaldi und Consorten im Felde zu liegen brauchen. — Bismarck ist mit diesen meinen Zukunfts-Ansichten vollkommen einverstanden, mit Ausnahme der Rückkehr des Königs, insofern ihm dadurch etwa das endliche Friedenschließen erschwert werden könnte. Er hält mich überhaupt jetzt ziemlich warm, weil seine Spannung mit Moltke (und besonders mit dessen Planeten) seitdem bedenklich zugenommen hat. — Meine Gesundheit ist leider sehr wankend ...... es ist für ein altes Roß sehr beschwerlich, scharf zu ziehen und sich zu tummeln, wohl gar gelegentlich noch ein wenig zu courbettiren, wenn Kraft und Lust zu dem allen nicht mehr recht vorhanden sind. — Grüße die Deinen und alle Freunde von

Deinem alten Ohm

A. —

An die Gemahlin.

Versailles, 27. 12. 70.

... Wir haben hier unsern Christabend, trotz Baum und Punsch doch recht still verlebt. Es waren eben Alle wie nasses Stroh, nirgends wollte ein inwendiges Freudenflämmchen anbrennen. Deine Geschenke wurden bewundert. Ein mir unbekannter Berliner, Herr H., lieferte mir auch ein solches, einen schönen weichen Baschlik, wie ihn auch der König und die Prinzen, Bismarck und Moltke bekamen. Spät am Abend traf noch ein kleines Geschenk Sr. Majestät ein: ein Petschaft, in Form einer sitzenden Germania von oxydirtem Silber mit den Siegesnamen dieses Jahres rings um den Fuß. — Als ich mich andern Tages bedankte, sprach er: „Ich habe schon zu General Moltke gesagt, er möge entschuldigen, daß ich mir erlaubt, sein Reisegepäck zu vermehren“ — worauf ich nach dem Knopfloch wies, aus welchem das neue Gepäckstück als Uhr-Berloque hervorsah.

Noch eins! Gestern haben wir endlich einen beschränkten Gebrauch von unserer Belagerungs-Artillerie gemacht, und zwar mit sehr unbedeutendem Verluste unsrerseits; das Geschäft wird heute fortgesetzt. Aber diese Beschießung ist nur eine ganz nebensächliche, mehr defensive als offensive Maaßregel. Die Hauptbeschießung, die durch die mittelst Eisganges erfolgte Zerstörung einer unserer Seine-Brücken wieder eine unerwünschte Verzögerung erfahren hat, wird wohl erst in 8 Tagen anheben. Alle künstlichen und absichtlichen Hindernisse glaube ich nun endlich hinweggeräumt zu haben; wer weiß freilich, ob der Teufel nicht doch noch damit sein Spiel hat — er ist ein schlauer Patron! — Bismarck liegt wieder an einer entzündeten Vene, und da ich, meines neuen Katarrhs wegen, für einige Tage gleichfalls an's Haus gefesselt bin, so kann ich jetzt nicht mit ihm direkt verkehren. Es ist sehr kalt in der „belle France“, und die Kamine verschlingen ohne Erfolg ganze Forsten.

den 31. Dezember 70.

Dies, meine Geliebte, werden voraussichtlich die letzten Zeilen sein, die ich in diesem schwer ablaufenden Jahre schreibe. Ich werde mich nicht in Betrachtungen ergehen über das was es uns gebracht hat und was es uns genommen. Ich begnüge mich mit dem Ausdruck des auch von Dir gehegten heißen Wunsches, daß das bald anhebende neue uns bald Frieden und — Wiedersehen bringen möge. Ich bin dieses Treibens sehr müde.

den 1. Januar 1871.

. . Nach einer l'hombre Parthie erlebte ich die Mitternachtsstunde noch wachend und entschlief mit manchem sehnsüchtigen guten Wunsche für die Zukunft. — — —

Der heutige Gratulations-Morgen verlief in hergebrachter

Unruhe. Der König war bewegt, aber heiter und scherzte mit mir gegen seine sonstige Gewohnheit. — — Unsere Beschießungs-Angelegenheit nimmt guten Fortgang. Das Fort auf Mont Avron haben die Franzosen nach kaum 24stündiger Beschießung schleunigst geräumt, unter Zurücklassung von 2 Geschützen, vieler Munition und Todten. Sie selbst geben ihren Verlust allein an Offizieren auf 4 todte und 13 verwundete an, während wir keinen Offizier verloren und an Mannschaften nur ungefähr so viele, wie sie an Offizieren. Sie sind augenscheinlich überrascht und schießen seitdem überhaupt nur sehr spärlich. Die vor und zwischen den Forts liegenden Dörfer Bobigny, Drancy und Bondy, die sie besetzt hatten, haben sie, beschossen von unserer groben Artillerie, im Galopp geräumt. Aus allen Theilen Frankreichs lauten die Berichte günstig, und die Pariser werden sich nun wohl auch bald zum Ziele legen.

den 2. 1. 71.

. . . Gestern habe ich die Post versäumt. Heute schließe ich mit der Nachricht, daß Mezières capitulirt hat, wodurch wir eine Division und eine neue Eisenbahnlinie zu unserer Verfügung erhalten. Die hiesigen Belagerungsarbeiten sind in gutem Gange, und wenn Du diesen Brief erhalten haben wirst, dann wird auch das Feuer gegen Paris auf allen Seiten im Gange sein, während man laut einen späteren Zeitpunkt nennt, um Indiscretionen vorzubeugen.

Aus einem Briefe an Herrn von Wedemeyer — Schönrade.

Versailles, 6. Januar 1871.

. . . Diesen Brief[1]) schreibe ich Ihnen, mein lieber Freund, mit zitternder Hand, denn ich laborire wieder einmal

---

[1]) Der erste Teil des Briefes bezog sich auf den Transport ꝛc. der Leiche des ältesten Sohnes des Herrn von Wedemeyer. Derselbe stand als

an einem meiner abscheulichen Katarrh-Zustände und habe das Haus innerhalb der letzten 14 Tage nur einmal, am Neujahrstage, verlassen und dadurch die Krankheit thörichter Weise verschlimmert. Bin es aber einmal gewohnt dem Könige zu Neujahr meine Glückwünsche persönlich darzubringen. — An diesem Tage wurde denn auch der Beginn der Beschießung der Südseite von Paris definitiv auf den 4. d. M. festgesetzt. Der Nebel, den Gott an diesem Tage schickte, verschob die Ausführung bis auf gestern und nun brummen wir so gründlich, daß Fort Issy gestern schon mundtodt gemacht sein soll, und unsere Verluste sind bisher sehr mäßig. . . . Das Feuer schwieg gestern während zwei Stunden, weil ein Parlamentär aus Paris heraus wollte: wahrscheinlich Diplomaten, die echappiren wollen, weil es ihnen drinnen jetzt ungeheuerlich wird. Nach bisher unverbürgter Sage soll es gestern an zwei Stellen in Paris gebrannt haben; es könnten nur verirrte Kugeln gewesen sein, denn bis jetzt sind nur die Forts unser Objekt.

Sie können sich kaum vorstellen, mit welcher Freude hier von der Cernirungs-Armee diese Thatsache der Beschießung begrüßt worden ist! Der Jubel darüber ist in allen Reihen bis auf die Trainsoldaten herunter; und ich muß Ihnen doch sagen, daß ich, der ich immer zu den „Schießern" und nicht zu der von dem vulgären Witze anderweitig bezeichneten Gegen-Parthei gehört habe — mich in dieser Beziehung um so weniger täusche, als ich vor meinem Einbleiben überall nur der größten Verstimmung, wenn nicht Erbitterung wegen der scheinbar verzagten Verschleppung der Angelegenheit begegnet

---

Offizier beim 9. Ulanenregiment und hatte in den Kämpfen an der Loire den Heldentod gefunden.

bin. Uebrigens ist es ein Irrthum, wenn, wie hier und da in Zeitungen angedeutet worden, man gemeint haben sollte, als wäre der König gegen die Beschießung gewesen; vielmehr sind nur seine Befehle unter allerlei Entschuldigungen nicht ausgeführt worden. Endlich wurde mir aufgetragen, die als unüberwindlich dargestellten Schwierigkeiten wegzuräumen, und nun geht Alles, was schon längst gegangen wäre, wenn man nicht die Pferde — — hinter den Wagen gespannt hätte. Dies bemerke ich nicht aus Ruhmredigkeit, sondern nur in der Absicht, die aus Unkenntniß der Ressort-Verhältnisse dem Kriegs-Minister seitens des Publikums aufgebürdete Mitschuld von meinen Schultern zu werfen.

Wenn ich Ihnen, verehrter Freund, in Ihrer väterlichen Wehmuth von solchen Dingen allgemeinen Interesse's spreche, so brauche ich mich deßhalb gewiß nicht zu entschuldigen, weil Ihr väterlicher Schmerz, Ihr aufgedrungener Verzicht auf schöne Hoffnungen und Lieblingspläne gewiß fern ist von aller Sentimentalität. Nichts wäre daher ungerechter als anzunehmen, daß bei Ihnen das väterliche das vaterländische Interesse ganz verdrängt hätte. Man ist geneigt, Andere nach sich selbst zu beurtheilen. Wenn mir freilich in einer einsamen Dämmerungsstunde die Trauer um meinen braven Jungen in die Kehle steigt, so ist blos mein dürres Alter schuld, daß mir das Wasser nicht aus den Augen läuft — — allein — das Leben hat sein Recht an uns und jeder Tag seine Forderungen. Und das ist ein großes Glück, in dem wir Männer den armen Frauen mit geringeren Geschäften weit voraus sind. Wie tapfer dennoch Ihre verehrte Gemahlin ihren Verlust trägt, das habe ich aus den Briefen des Frl. v. B. ersehen, welche meine Frau empfing. Küssen Sie Ihrer Gemahlin von Meinetwegen die Hände! Möchten Sie Beide und Ihr Haus recht bald die Befriedigung erfahren,

die Ihnen die Heimführung der Reste Ihres jungen Helden gewähren wird.

In treuer freundschaftlicher Ergebenheit Ihr

v. Roon.

An die Gemahlin.

Versailles, 6. 1. 71.

. . . Nachdem ich mich am Neujahrstage sehr heftig erkältet, muß ich wegen meines ganzen Befindens ernstlich erwägen, ob ich nicht von hier fortgehe — statt Jubiläum zu feiern. Auf etwa 3 Wochen wäre ich wohl von hier abkömmlich — denn das Schießen wird jetzt mit gutem Erfolge fortgesetzt.

Das wird ein herrliches Jubiläum werden! — — Der König wollte mir ein großes Diner am 9. geben; am 10. wollte die Garnison mit Einschluß aller Herrschaften mit mir in den Prunkzimmern des hiesigen Schlosses bankettiren. Aus dem Allen wird nichts; ich bin ganz unfähig dazu, ich würde vor nervöser Gemüthsbewegung umkommen, denn die Krankheit hat meine Spannkraft, meine Nerven aufs Neue gründlich ruinirt. Ich bleibe also zu Hause, bitte alle Gratulanten mich zu verschonen und bin willens, mich nöthigenfalls in's Bett zu legen, denn ich will mich nicht zu Tode jubiliren lassen.

am 7. Januar.

Die Nacht war nicht gut. Dennoch hofft Böger des bösen Katarrhs Meister zu werden — aber erst dann wäre es Zeit, Entschlüsse über Bleiben und Gehen zu fassen. — Immerhin brauchst Du Dir keine besonderen Sorgen zu machen — es sind nur die alten Dir bekannten, oft peinvollen aber nicht gefährlichen katarrhalischen Zustände. . .

Die Söhne W. und A. werden wohl morgen hier anlangen; ich vermuthe auch Dein Bruder. Was wird das

über den alten Mann für ein Jubel sein! Na aber die armen Jungen und meine Umgebungen sollen dennoch ihr kleines Fest haben, aber sonst . . .

Nun, mir ist das Schreiben im Bett nicht ganz bequem, daher genug!

Dein alter Jubelgreis.

In der That mußte die Feier des 50jährigen Jubiläums am 9. Januar wegen Roon's Krankheit auf den engsten Kreis beschränkt werden. Nur die Glückwünsche des Königs, des Kronprinzen und der Grafen Bismarck und Moltke vermochte er in Person zu empfangen. Der gnädige Kriegsherr erschien, um seinen Waffenmeister und Paladin zu ehren, in großer Uniform mit Schärpe. Sein lebensgroßes Porträt war sein Geschenk an den Jubilar. Es ward verliehen durch eine überaus gnädige und anerkennende Allerhöchste Kabinetsordre; sehr zahlreich waren auch die schriftlichen und telegraphischen Glückwünsche aller Mitglieder des Königshauses, sämtlicher kommandierender Generale, zahlreicher Behörden und Korporationen. Die Offiziere und Beamten des Kriegs- und Marineministeriums verehrten ihrem Chef sein eigenes, von Professor Graef (später) gemaltes lebensgroßes Porträt. — Die Besatzung von Versailles gratulierte in corpore durch ihre Generale und Stabsoffiziere; aber auch diese konnten nicht persönlich empfangen werden. Nur seinen unmittelbaren Stab, also die wenigen Herren seiner nächsten militärischen Umgebung, die „speziellen Kriegskameraden“, konnte Roon noch sehen, sowie seine anwesenden Söhne und nächsten Familienangehörigen.

Von den schriftlichen Glückwünschen, welche Roon an seinem Ehrentage empfing, mögen einige hier nachstehend Platz finden:

Seine Majestät der König schrieb:

Sie vollenden an dem heutigen Tage eine 50jährige Dienstzeit, auf die Sie mit Stolz und Freude zurückblicken dürfen. Das ernste Streben Ihrer Jugend, die strengste Pflichterfüllung während Ihrer ganzen Dienstzeit und Ihr redlicher ehrenhafter Sinn haben Sie erreichen lassen, was Wenigen beschieden ist: die höchsten Ehrenstellen der Armee und das Bewußtsein, Ihrem Könige und Ihrem Vaterlande die wesentlichsten Dienste geleistet zu haben. Mit solchen Gefühlen ist es eine schöne Feier die Sie heute begehen. Ich spreche Ihnen Meinen herzlichen Glückwunsch zu derselben aus und Ich danke Ihnen gleichzeitig warm und aufrichtig, daß Sie mir manches Jahr, oft in sehr bewegter Zeit — immer treu und fest — mit Rath und That zur Seite gestanden haben. Ich wünsche, daß Mein Portrait[1]) welches Ich Ihnen zu dem heutigen Tage bestimmt habe, Sie immer daran erinnert, daß Ihr König jederzeit Ihre Dienste in dankbarem Gedächtniß behalten wird. Möge der Lenker aller unserer Schicksale zu Meinem herzlichen Wunsche für Sie auch Seinen Segen geben und es gnädig so fügen, daß Ich und die Armee noch recht lange in dem Besitz Ihrer Dienste bleiben können.

H. Qu. Versailles, den 9. Januar 1871.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Das Glückwunsch-Telegramm Ihrer Majestät der Königin lautete:

Berlin, Palais 9. 1. 71.

Unter den vielen Glückwünschen, welche der heutige Ehrentag Ihnen zuführt, darf der Meinige nicht fehlen! Als

[1]) Lebensgröße in ganzer Figur, in großer Generalsuniform, als Familienschatz auf dem Majoratsgute Krobnitz aufbewahrt.

Gattin danke Ich Ihnen für die Meinem Königlichen Gemahl bewiesene treue Hingebung; durch Mein tapferes Regiment Mitglied der Armee danke ich Ihnen als solches für eine Verfassung, welche die deutsche Wehrkraft in diesem denkwürdigen Kriege glänzend erprobt. Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen den Segen Gottes in Gegenwart und Zukunft.

Augusta.

Feldmarschall Prinz Friedrich Karl telegraphierte aus Bouloire:

Ihr heutiges Jubiläum fällt so mitten in meine Opetionen hinein, daß ich nicht Zeit finden konnte, Ihnen anders als per Draht meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen, Möge irdischer und himmlischer Lohn für Ihre treuen Dienste. die Sie geleistet, Ihnen in reichem Maaße zu Theil werden. Ihr früherer Zögling und Freund

Prinz Friedrich Karl.

Der gleichfalls den feindlichen Vorposten unmittelbar gegenüberstehende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hatte schon am 6. Januar eigenhändig geschrieben:

Euer Excellenz müssen es einem alten Bekannten und Verehrer schon gestatten, Ihnen zu Ihrem Ehrentage ein Wort der freudigen Theilnahme zuzurufen, Jemand, der wohl im Stande ist zu würdigen, was der König, die Armee und das Land Ihnen verdankt. Wer das Glück gehabt hat diese wundervollen Truppen vor dem Feinde zu führen, der weiß, was das Resultat Ihres rastlosen mühevollen Strebens ist, das die Krone eines 50jährigen selten erfolgreichen Dienstlebens darstellt!

Möchte der König und die Armee noch lange die erprobte Fürsorge empfinden, welche Seine Majestät ihr durch Euer Excellenz angedeihen läßt.

Gestatten mir Ew. Excellenz als ein Zeichen meiner Freude an dem von Ihnen erlebten seltenen Tage und an den Umständen, unter denen Sie denselben erleben, die Schwerter meinem Hausorden hinzuzufügen, den Sie so freundlich waren einst von mir anzunehmen. Ich verbleibe Euer Excellenz

ganz ergebener Friedrich Franz.

Auch der König von Württemberg, sowie der Großherzog von Hessen sandten hohe Dekorationen mit anerkennenden Handschreiben.

Das Gesamt-Staatsministerium begrüßte „seinen Veteranen“ mit einer feierlichen und sehr herzlichen Adresse. „Selten ist es Jemand vergönnt gewesen (heißt es da), eine dienstliche Laufbahn von solcher Dauer mit soviel Genugthuung überschauen zu dürfen, als Euer Excellenz. Was Sie gewollt und erstrebt — des Königs Heil, des Vaterlandes Größe: sie sind erreicht. Preußens Geschichte verzeichnet unter den Bewahrern seiner alten Kraft und den Begründern seines neuen Glanzes dankbar und für immer den Kriegsminister von Roon — rc.“

Auch die sämtlichen Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums und des Marineministeriums gratulierten mittels einer ausführlichen gemeinsamen Adresse, in welcher diese Körperschaften das schon erwähnte Jubiläumsgeschenk — das eigene lebensgroße Porträt des Jubilars selbst — ankündigten und die Pflichttreue, Hingebung, Mannhaftigkeit sowie das für das Vaterland und die Armee so segensreiche Wirken ihres Chefs in begeisterten Worten priesen.

General von Manteuffel telegraphierte aus Amiens:

„Euer Excellenz feiern Ihr Dienstjubiläum in Versailles als Kriegsminister, während die gezogenen Geschütze, die unter Ihrem Vortrage in die Armee eingeführt worden sind, endlich

ihren Donner ertönen lassen gegen die Forts von Paris. Eine Laufbahn, die soweit geführt, läßt kein Soldatenherz ohne Theilnahme. Die kommandierenden Generale der 1ten Armee haben mich aufgefordert, Euer Excellenz ihren Glückwunsch zu Ihrem morgenden Ehrentage auszusprechen. Ich thue dies hierdurch in meinem und in dem Namen der I. Armee, die zu commandiren ich heute noch das Glück habe."[1])

Zu den oben erwähnten Generalen gehörte auch Göben, der außerdem noch eigenhändig schrieb. Der Schluß seines Glückwunsches lautet: „Ich darf meine persönlichen Gefühle zusammenfassen in dem Rufe: Gott segne Euer Excellenz! dem unser theures Preußen die herrlichen Erfolge der drei Kriege zu so großem Theile verdankt. — In ehrerbietiger Verehrung ꝛc."

Eigenhändig schrieb auch der greise Marschall Wrangel: „. . . bei einem Rückblick auf Dein thatenreiches Wirken für den Staat wirst Du einen Seelenfrieden empfinden, den die Welt nicht geben kann, — die Armee verehrt Dich wie ihren Fels im Meer, der wenn alles wankt und schwankt kräftig zu handeln weiß.

Unser theurer heldenmüthiger König, dem Du immer und immer neue schlagfertige Armee'n zuzuführen gewußt hast, der wird Dein Jubiläum nach Verdienst zu feiern wissen — wozu dann die Armee und Dein Dich verehrender alter Freund mit vollem Herzen jubeln wird. . . ."

Schriftlich und telegraphisch gratulierten ferner dem Kollegen die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses, die Stände des Teltower Kreises und seine Beamten — und sehr viele alte Freunde innerhalb und außerhalb der Armee und aus

[1]) Bekanntlich übernahm General von Manteuffel einige Tage später das Kommando über die Südarmee.

den verschiedensten Berufsständen, auch viele begeisterte Damen; einzelne Glückwünsche waren besonders rührend durch den naiven Ausdruck patriotischer Empfindungen. Sie können natürlich an dieser Stelle eben nur erwähnt werden, obwohl sie durch ihre Ursprünglichkeit für den Empfänger teilweise noch wohlthuender waren als offizielle schwungvolle Aktenstücke.

Roon selbst schrieb über das Jubiläum:

Versailles, 11. 1. 71.

Gottlob, meine Geliebte! Nun ist Alles vorüber. Ich bin nicht zu Tode gejubelt und Rührung und Freude haben mir die Kehle nicht völlig zugeschnürt. Schwager und Söhne sind seit heut Vormittag wieder abgereist und meine Krankenstube und mein ganzes Leben hat das gewöhnliche Gesicht wiedergewonnen. Die dringendsten Danksagungen sind, theils brieflich, theils telegraphisch, schon in Bewegung gesetzt und den noch vor mir stehenden Berg von Correspondenzen hoffe ich durch Vermittelung der Presse auf die Taille eines gewöhnlichen Maulwurfshügels herabzusetzen. Die Söhne hatten es übernommen, Dich, Geliebte, und die Verwandten von den Haupt-Momenten des Jubeltages in Kenntniß zu setzen — so daß sich der „Jubelgreis“ nun wohl auf die gewöhnlichen brieflichen Mittheilungen wird beschränken können. — — Man hat sich, wie verabredet, in allen Zuschriften und Aeußerungen einmüthig gegen mein baldiges Ausscheiden aus dem Dienste gegen mich ausgesprochen. Dennoch bleibt es bei meinem Vorhaben, und machte ich demgemäß Sr. Majestät bei Seinem Besuche eine entsprechende Andeutung, die ziemlich hastig abgelehnt und natürlich in dem Augenblicke von mir nicht weiter ausgesponnen oder motivirt wurde. Die große Liebenswürdigkeit, die der König bei solchen Gelegenheiten zu entwickeln

weiß, würde mir das Wort, das Ihm mißfällig, abgeschnitten haben. Andern Tages — gestern — übersandte mir der König 27 Eiserne Kreuze zur beliebigen Vertheilung für mein Regiment, das sich nach den vorliegenden Berichten, unter Henning's Führung, in den letzten Gefechten gegen die französische Nord-Armee ganz ungewöhnlich tapfer benommen haben soll; und hat der König gleichzeitig bestimmt, daß dem Regiment diese ihm meinetwegen gemachte Zuwendung bei der sonstigen Vertheilung von Kreuzen innerhalb des Armee-Corps nicht angerechnet werden darf.

Meine Gesundheit ist freilich nicht erfreulich, indessen war ich mit gefaßtem Herzen — im Hinblick auf die Andern damit zu machende Freude — zu dem Entschlusse gelangt, mich an dem Jubiläumstage gleichmüthig in Alles zu fügen, was der Tag bringen würde; und so wurde denn auch Alles glücklich ausgestanden; es schmeckte mir an unsrer kleinen Festtafel auch ohne den Genuß der dargebotenen köstlichen Weine; ich schlief einige Stunden. Gestern wieder Krankenzimmer, Krankenkost, aber l'hombre-Parthie und Nachts genügender Schlaf . . .

An eine sehr baldige, plötzliche Abreise von hier — deren Möglichkeit ich neulich andeutete, denke ich nach näherer Erwägung nicht mehr; eine solche erwies sich bei Ueberlegung aller Verhältnisse als unausführbar.

Den ganzen Tag donnern heute die Kanonen, lebhafter als je. In Paris gehen des Nachts die Sturmglocken und es brannte und es brennt an verschiedenen Punkten. Unsere Batterien rücken näher und näher, die nächsten Forts scheinen entwaffnet; ich glaube auf baldige entschiedene Resultate hoffen zu dürfen.

Versailles, 12. 1. 71.

. . . Gestern wollte die 2. Armee in le Mans sein. Es scheint aber, als hätte sich General Chanzy ihrer Umarmung noch rechtzeitig zu entziehen gewußt. Ein eben eingegangenes Telegramm meldet indessen, daß er am 10. und 11. mehrere Tausend Gefangene, sowie Geschütze und Mitrailleusen verloren hat.

den 15. 1. 71.

. . . Bitterkalt und Rauhreif. Heute kann ich also gewiß noch nicht heraus; doch scheint mein Katarrh den feindseligen Charakter etwas zu verlieren. Dr. Böger mahnt zur Geduld. Er ist jetzt täglich draußen auf den Verbandplätzen und erzählte mir, daß die Beschießung seit dem 5. d. M. im Ganzen 125 Köpfe an Todten und Verwundeten gekostet habe, also täglich nur etwa 12, darunter aber auch ganz leicht Verwundete. In der Nacht vom 13. zum 14. haben die Pariser nach mehreren Richtungen Ausfälle versucht, sind aber überall mit leichter Mühe zurückgejagt worden. — — Prinz Fr. Karl schickt uns in Folge der neuesten Gefechte um le Mans wieder 16 000 Gefangene — eine wahre Verlegenheit!

16/1. . . . Die französische West- oder Loire-Armee ist durch die Gefechte und Verfolgungen vom 6. bis 14. wiederum völlig zerschellt. Die französische Süd-Armee ist gestern vom General Werder bei Montbéliard zurückgeschlagen worden und nunmehr durch die Annäherung unserer Süd-Armee wohl zum schleunigen Rückzuge gegen Besançon und Lyon leicht zu nöthigen. Die Beschießung von Paris hat ihren guten Fortgang, und die Bewohner der Südhälfte drängen sich in die Nordhälfte der Stadt, und der Mangel nimmt mehr und mehr zu. Nur unverzagt, auf Gott vertraut — es muß doch Frühling werden!

Soeben trat Dein Bruder B. bei mir ein. Er ist vom Könige herberufen, um die am 18. d. M. bevorstehende Proclamation des Kaiser-Titels mit einem religiösen Akte einzuleiten. Wiewohl der 18. Januar als Preußischer Krönungstag freilich als sehr geeignet betrachtet werden kann, um auch als fernere Etappe für die weitere historische Entwickelungs-Phase unserer Preußischen Königsherrlichkeit zu dienen, so hätte ich es doch lieber gesehen, wenn man mit der Proclamation bis zum endgültigen Siege über Paris gewartet hätte. Aber ich bin ein alter Mann, und die strebenden jüngeren Potenzen mögen vielleicht Recht haben mit dem von ihnen beliebten Tempo.

18/1. Während die Vorbereitungen zu dem heutigen merkwürdigen Feste, der Proclamation des Deutschen Kaiserthums in dem gegenüberliegenden französischen Königsschlosse, sowie das Fest selbst ihren Verlauf nehmen, sitze ich — bei den eben ertönenden Jubelrufen, mit welchen der König von seinen im Spalier aufgestellten Kreuzrittern empfangen wird — einsam, wiewohl ungebeugt von der durch ärztliches Gebot mir auferlegten Entbehrung, in meinem leider überaus luftigen Zimmer und denke Deiner und unserer ersehnten Wiedervereinigung. — — Wohl weilen meine Gedanken auch bei dem merkwürdigen, sich eben vollziehenden historischen Akt, sowie bei dem, was ihm voranging und voraussichtlich nachfolgen wird, allein mein Standpunkt ist dabei fast ein rein historischer, ganz selbstloser. Indem ich mir die Entwickelung der Gegenwart aus der Vergangenheit construire und Gottes Wege darin zu erkennen suche, kann ich mich doch der menschlichen Betrachtungsweise der Dinge nicht entschlagen. Und nach dieser scheint es wohl unzweifelhaft, daß aller Glanz der Gegenwart zurückzuführen ist auf einige kleine Gespräche zwischen dem jetzigen Könige und Kaiser und einem seiner

Generale; auf eine (zu Deinem Verdruß) im Colberger Seebade niedergeschriebene Reihe von Vorschlägen und den sanften Zwang, durch welchen meinerseits, aller Ungunst der Verhältnisse zum Trotz, hart und härter auf die Ausführung gefaßter Entschlüsse gedrungen werden konnte. Daß dies geschehen durfte und zwar mit Erfolg, daß jener Zwang und Drang nicht wie Anmaßung und Zudringlichkeit zurückgewiesen, vielmehr als sachlich vollberechtigt anerkannt und der Entschluß zum Handeln endlich gefunden wurde: darin eben ist der Finger Dessen, „der der Menschen Herzen lenket wie Wasserbäche —“ nimmer zu verkennen. Ebenso, daß der Entschluß selbst und das Festhalten daran, unter Gottes Wirken, den König wohl berechtigt, das Geschaffene gelegentlich als „sein eigenstes Werk“ zu bezeichnen. Denn ohne richtiges und vollständiges Erkennen der Nothwendigkeit und ohne den männlich festgehaltenen Entschluß, dieser Nothwendigkeit „contre vent et marée“ allgemeine Anerkennung zu verschaffen, wäre freilich das Neugeborene als Säugling heimgegangen — und die alte Mittelmäßigkeit und misère für unsere vaterländischen Verhältnisse maßgebend geblieben. Wir hätten im Jahre 66 vielleicht ein zweites Olmütz erlebt, und im Jahre 70 die Franzosen als Herren in dem alt-zerrissenen und zerhaderten Deutschland gesehen!

Sei dem übrigens wie ihm wolle: ich wage es, mich meines Mitwirkens zu dem Gewordenen, ja selbst zu dem Entscheidenden zu erfreuen, was sich in dieser Stunde da drüben in den Prunkgemächern dieses Ludwigs vollzieht, dessen auf Deutschlands Erniedrigung gerichtete, längst allgemein verdammte Politik seines Landes Untergang, sowie Deutschlands Aufraffung und Einigung nach Gottes Willen mit langer Hand eingeleitet und vorbereitet hat.

Doch wohin bin ich gerathen? — Laß' mich schließen,

zumal die Post abgeht. — Eben wird der König-Kaiser nach Hause gejubelt, und ich würde ohnehin bald unterbrochen werden in diesem — lauten Selbstgespräche.

21/1. . . . Einen langen Brief unsers Helm, der aber schon vom 4. datirt, lege ich Dir heute bei. Seitdem ist H. zwischen dem 6. und 12. fast täglich im Gefecht gewesen und, wie ich hoffe, gesund geblieben. Prinz Friedrich Karl telegraphirte mir am 12. oder 13. gelegentlich einer andern Angelegenheit: „Ihr Sohn vom 12. Regiment hat sich sehr ausgezeichnet.“ Worin diese Auszeichnung bestanden, werde ich wohl noch erfahren.

Gestern bin ich zum erstenmal seit dem 1. Januar wieder ausgefahren — nur zum Könige und zu Bismarck. Ersterer war sehr huldreich zu mir; letzteren fand ich, wie häufig, verstimmt und in gewissen Punkten sehr gereizt; er ist kränker als er selbst und Andere glauben, wiewohl er ausreitet und ausfährt. Ich hoffte, das nun glücklich gelegte Kaiser-Ei würde ihm vorläufige Befriedigung gewähren, aber es ist leider nicht der Fall.

Aus einem Briefe Blanckenburg's an Roon.

Zimmerhausen 17. 1. 71.

. . . Glaube nicht, daß ich Dich am 9. Januar vergessen habe! Unter den großen Haufen der Gratulanten glaubte ich nicht nöthig zu haben, mich zu drängen. Von den 50 Jahren Dienstzeit trägst Du nun weitaus die längste Zeit zu allen Lasten auch die meiner Erziehung und Freundschaft. — — Zu dem Dank, den Dir am 9. d. das Vaterland brachte, kommt auch der meinige für die mir bisher unwandelbar gehaltene Treue. Lohne sie Dir Gott und schenke Dir einen stillen, ruhigen Lebensabend, dem ein ewiger seliger Frühjahrs-

morgen folgen möge! Gebe Gott, daß wir uns auch im ewigen Frühling wiedererkennen und weiter lieben — dann ohne Fehl und Runzeln!

Viel, sehr viel bin ich bei Deinen jetzigen Nöthen in Versailles und ist es mir in theilnehmender Liebe eine tägliche Sorge. — Sehr erfreut hat mich eine direkt aus V. mir zugegangene zuverlässige Notiz, daß Ihr, Du und Bismarck, mehr wie je im Einvernehmen seid.

Hoffentlich wird die wiederbelebte Kriegführung auch Deine Nerven neu stärken, daß Du nicht vor den Thoren Babels erlahmst. Wünsche Dir nachher von ganzem Herzen Ruhe in G., aber ich kann mir nicht denken, daß Dir diese Ruhe selbst eine erwünschte wäre, wenn dieser Krieg nicht den Abschluß hätte, daß die von Dir geschärfte Preußen-Waffe völlig zu ihrem Rechte gekommen wäre!

Roon an die Gemahlin.

Versailles, 24. 1. 71.

. . . Schon gestern lief das Gerücht, Herr Favre sei hier, werde erwartet, aber auf meine Anfrage hieß es: Nein! wohl bloß Gerüchte! — Indeß heute, am Geburtstage Friedrichs des Großen, überraschte mich beim Aufstehen ein Befehl des Königs zu einer außerordentlichen Conferenz. Was ich aus dieser mittheilen darf, ist, daß in Paris Unruhen ausgebrochen, in Folge deren Trochu das Commando niedergelegt, General Vinoy es übernommen hat; daß Noth und Mangel sich in unerträglicher Weise in Paris fühlbar machen und die sogenannte „Regierung der öffentlichen Vertheidigung“ die Zügel nicht mehr in der Hand zu haben scheint, so daß sie nun die Nothwendigkeit erkennt, das Land anzurufen, damit es sich eine anerkannte und anerkennbare Regierung gebe.

Daher Waffenstillstand, Uebergabe der Festungswerke von Paris, Kriegsgefangenschaft ihrer Garnison u. s. w. Sind das die Anerbietungen, die Hunger und Bombardement diktirten, so bleibt es doch noch sehr zweifelhaft, ob die sogenannte Regierung in ihrer Machtlosigkeit im Stande sein wird, das Verheißene zu erfüllen, oder ob die wüthende kopflose Menge innerhalb des brodelnden Hexenkessels nicht etwa dazu gelangen wird, die bisherige Machthaberschaft zu verschlingen und den Verzweiflungskampf des Wahnwitzes jenen Bedingungen vorzuziehen. Herr Favre ist heute Nachmittag mit unsern, jenen Anerbietungen im Wesentlichen entsprechenden Bedingungen nach P. zurückgekehrt, und es wird sich nun in den nächsten Tagen entscheiden, ob diese neuen Verhandlungen zu einem befriedigenden Resultate führen oder nicht. Jedenfalls wissen wir jetzt zuverlässig, daß die Widerstandskraft des stolzen Babel nahezu erschöpft ist und daß auf den ernsten tüchtigen Trochu ein Gouverneur gefolgt ist — — der sich bisher durch nichts ausgezeichnet hat. — Inzwischen geht unser Bombardement seinen sicheren festen Gang, und dem fühlbaren Mangel wird die Hungersnoth folgen mit allen ihren Schrecken. Die Frage, ob Favre guten Appetit gezeigt, beantwortete Bismarck mit „Ja, er hat viel gegessen, selbst wenn ich meinen persönlichen Maßstab anlege.“ Vielleicht hat er sich einmal ordentlich satt essen wollen, um das Unterhändler-Gewerbe doch in einer Beziehung einträglich zu machen. — Inzwischen sind alle Versuche gescheitert, den Parisern zu Hülfe zu kommen. Die Armee'n von Chanzy und Faidherbe im Westen und Norden sind verduftet, und die Süd-Armee unter Bourbaki ist in vollem Rückzuge und läuft Gefahr von Manteuffel und Werder, die sie umschließen, zerrieben zu werden — während der letzte Ausfall-Versuch der Franzosen vor Paris am 19. d. mit ungeheurem Verluste zurückgeschlagen wurde. Es bleibt

also nichts übrig als Ergebung und Annahme des Gesetzes des Siegers und seiner Friedensbedingungen.

Du kannst Dir denken, Geliebteste, wie alle meine Gedanken von dieser wichtigsten Angelegenheit erfüllt sind, so daß ich zu gewöhnlichen Mittheilungen anderer Art nicht aufgelegt bin.

Versailles, 28. 1. 71.

. . . Voraussichtlich werde ich heute wenig Zeit zum Schreiben haben. Seit 24 Stunden wird nicht mehr geschossen und Herr Favre fährt heraus und herein und voraussichtlich werden die Verhandlungen heute zum Abschluß gelangen. In $1/_2$ Stunde werde ich Dir Entscheidendes mittheilen können; jetzt muß ich zu Sr. Majestät zur Conferenz.

Später. Es ist alles nichts! Wenigstens bis jetzt. Die Hungerkur mit Eisenpillen muß, so scheint es, noch eine Weile fortgesetzt werden; die Verhandlungen werden indeß noch fortgeführt, und es ist möglich, daß man noch einig werden kann, namentlich wenn inzwischen gute Nachrichten von Manteuffel eintreffen sollten, was zu hoffen ist. — Wenn — was ich immer noch glaube — das Uebereinkommen noch zu Stande kommen wird, so ist die mich interessirende nächste Frage die, ob der König während des dann eintretenden Waffenstillstandes hier bleiben wird. Ich meine, man wird so lange überlegen, ob oder nicht, daß die mit der Heimkehr zu gewinnende Zeit verstrichen sein wird. Ueberdies wird Bismarck, der eventuellen Friedens-Verhandlungen wegen, sehr wünschen, daß der Herr hier bleibt. Geschieht letzteres, so habe ich für meine Person die Absicht — falls der Waffenstillstand zu Stande kommen sollte — für die Dauer desselben um einen Erholungs-Urlaub zu bitten, sofern nicht noch besondere Gründe dagegen sich geltend machen sollten. Meine Gesundheit hat eine Zeit völliger Ausspannung zweifellos

nöthig. Freilich, wenn gewisse Spannungen hier fortdauern sollten, so würde ich mich wohl der Verpflichtung zu dem Versuche, sie zu vermindern und zu mildern, nicht entziehen dürfen. —

Bekanntlich wurde die Kapitulation von Paris noch am 28. Januar abgeschlossen, infolge deren die deutschen Truppen am 29. die Forts besetzten.

Am 31. schrieb Roon der Gattin: „Du sollst wissen, daß ich ganz wohl bin und bei den jetzigen Waffenstillstands-Verhältnissen wohl Urlaubs-Gedanken habe. Vorläufig aber bin ich noch sehr beschäftigt, theils mit Dienstgeschäften, theils mit Rekognoscirungs-Excursionen. So wollen wir heute nach dem Mont Valérien, auf dem nun *unsere* Farben wehen. . . .“

Versailles, 3/2. 71.

. . . Friedensjubel in Berlin, in Bonn u. s. w.? Nur nicht zu früh! Ich glaube auch an die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Friedensschlusses, aber vielleicht blos, weil ich ihn herzlich wünsche; es ist aber unter den bewandten Umständen noch immer ein schweres Stück Arbeit. Deßhalb kann ich auch nicht so unbedenklich zu Dir eilen, wie ich gern möchte.

Was habt Ihr nur dort [1]) immer gegen Manteuffel? Er hat sich vor wie nach vortrefflich benommen. Es scheint Kölnischer Zeitungsklatsch dabei im Spiele. . . . . . Du glaubst nicht, welchen Werth die Leute, namentlich die jungen Leute der Armee, darauf legen, nach Paris hineinzukommen. Daß aber der König sich dort in's Quartier legen sollte, glaube ich kaum, wenn auch die Armee dort auf dem Rückmarsch nach dem Frieden Quartier nehmen sollte. Daß die Armee hindurch geht, halte auch ich für nöthig, wäre es auch

[1]) in Bonn, wo Frau von Roon damals weilte.

nur, um den Parisern klar vor Augen zu stellen, daß auch sie überwunden sind. Jetzt werden täglich Parthien nach den sonst unzugänglichen Forts und Batterien gemacht. Vor einigen Tagen war ich mit dem Könige auf dem Mont Valérien, ein anderes Mal in Meudon, in St. Cloud u. s. w. und auf den benachbarten Batterien. Ein grausigeres Bild der Verwüstung kann sich keine Phantasie malen, als in St. Cloud, Meudon und der Nachbarschaft zu sehen ist, und das haben die Herren Franzosen mit ihren Granaten selbst besorgt — die uns doch sehr wenig Schaden gethan haben. . . .

An Blanckenburg.

Versailles, 6/12. 71.

Geliebter Moritz! Soweit wären wir also! Die große Tragödie geht zu Ende, die Katastrophe ist vorüber und der Vorhang wird nächstens fallen. Und das soll das letzte Stück sein, in dem ich mitspiele. Mag ein anderer Acteur meine Rolle übernehmen; ein alter Kerl wie ich kann sich auch nur schwer in dem neu auf- aber noch nicht ausgebauten kaiserlichen Schauspielhause zurecht finden, in welchem Decorationen, Bühne, Stichworte, Licht, Luft u. s. w. dem bisher Gewohnten und erträglich Befundenen widersprechen. Denn die National- und sonstigen Liberalen haben ganz Recht, daß mit dem nun zu Ende gehenden Kampfe und dem errungenen Siege eine „neue Aera“ — wie sie es nennen — „freiheitlicher Entwicklung“ anheben muß, in welcher die alten Fahnen und Schlagworte nichts mehr bedeuten als eine historische Reminiscenz. Ich vermisse den Boden auf dem eine conservative Partei der Zukunft fußen könnte, nachdem die bisherigen Vorkämpfer derselben wissend oder unwissend mit Blut und Leben dahin gewirkt haben, die alten Heiligthümer zu zerstören und einen neuen Tempel zu bauen, dessen Oberpriester selbst den

alten Kultus aufzuopfern trachtet, um neuen Gottheiten Altäre zu bauen. Soll man darüber wehklagen? ich denke dazu hat man nicht mehr Veranlassung, als wenn man jammern wollte über sein eigenes zunehmendes Alter. In Natur-Nothwendigkeiten muß man sich schicken, so gut man's vermag. So gut das Dasein des Einzelnen physiologischen Gesetzen unterworfen ist, so ist es auch das Leben der Staaten und Völker. Alles hat seine Entwickelung in der Zeit. Daran wird nichts geändert, ob dem Einzelnen die augenblickliche Entwickelungs-Phase gefällig ist oder nicht. Aber es ist begreiflich, daß der Freund und Akteur der alten an der ihm in der neuen Aera zufallenden Rolle kein rechtes Gefallen findet und sich daher lieber auf einen Zuschauerplatz zurückzuziehen trachtet. .... Mit dem Haupt-Regisseur der neuesten Aera bin ich daher vielfach grundsätzlich nicht im Einverständniß, aber dennoch ebenso wenig in Uneinigkeit oder Hader. ... Das will sagen: wiewohl ich die fernere Lebensfähigkeit der patriarchalisch-conservativen Staats-Idee, die uns einst gemeinsam war, bezweifeln muß, so wurzele ich doch mit meinem ganzen Fühlen und Denken zu sehr darin, als daß ich die Lossagung davon praktisch mitmachen könnte. Aber ich bin zugleich — im Gegensatz zu meinen jüngeren Jahren — in solchem Grade frei von jeder fanatischen Einseitigkeit in politicis, daß ich nicht bloß die Zulässigkeit, sondern selbst die Berechtigung anderer politischer Standpunkte und ihre der Gegenwart entsprechendere größere Angemessenheit anzuerkennen vermag, wennschon ich mich persönlich nicht damit befreunden kann. Ich kann daher in einer meiner Vergangenheit nicht entsprechenden Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse wohl noch mitleben, aber nicht mitschaffen.

Du begreifst, mein lieber Freund, daß ich bei solcher Stimmung mit unserem Bismarck äußerlich in gutem Ein-

vernehmen bleiben konnte, wenngleich mir seine Zukunfts-Politik mißfällt. . . . . Mir persönlich beweiset er, um meiner objektiven Haltung willen und meiner Herzenswärme für ihn jede freundschaftliche Rücksicht. Wir sehen uns oft, fahren zusammen spazieren, plaudern wie sonst, aber eigentlichen Einfluß auf ihn kann ich mir jetzt doch nicht zuschreiben, wenn ich auch vielleicht der Einzige hier bin, den er in bekannter Liebenswürdigkeit, mit Rücksicht auf meine Jahre und das Alter unserer Freundschaft, meist ohne Ungeduld anhört. — In 12 Tagen ist der Waffenstillstand abgelaufen. Bis dahin wird die schwatzhafte Gesellschaft von Bordeaux schwerlich zu Entschlüssen gekommen sein. Die nächste Frage ist also die der Verlängerung des Waffenstillstandes . . . bricht aber der Krieg wieder los, so wird er wahrscheinlich ein fürchterliches Gepräge annehmen. Ich glaube nicht daran, viel eher an eine Secession, in der sich der Süden, der die Kriegsgeisel noch nicht gefühlt hat, von dem friedliebenden Norden — Paris eingeschlossen — vielleicht trennen wird . . . Ein solcher Ausgang würde dahin führen, daß sich die Franzosen gegenseitig zerfleischten, während wir, im Besitz des uns nothwendigen Theiles von Frankreich, das Resultat des Bürgerkrieges zu erwarten haben würden. — — Aber all' diese Conjekturen sind eitel. Wir stehen vor einer dunklen Wand, hinter welcher die Zukunft verborgen ist!

Noch danke ich Dir sehr für Deinen lieben Brief, der auch des Jubiläums in so freundlicher Weise und unserer langen und herzlichen Freundschaft gedenkt: ein Verhältniß, was zu dem Angenehmsten und Dankenswerthesten gehört, was mir unser Herrgott in diesem Leben gegönnt hat. Es gehört zu denen, von welchen ich weiß, daß sie dauern werden, so lange ich lebe. Ob darüber hinaus? — Gott weiß es!

An Frau v. Roon.

Versailles, 7. 2. 71.

... Wenn Du diese Zeilen erhältst, wirst Du schon erfahren haben, daß ich und warum ich ... wenigstens jetzt nicht zu Euch kommen kann ... Da Gambetta abgedankt hat, so hat ohnehin die Friedensaussicht — und damit meine völlige Heimkehr — neue Chancen gewonnen. Da man Gambetta's Rücktritt durch den Telegraphen heute schon in allen Theilen Frankreichs kennt, so werden die Fanatiker, seine Anhänger, bei den morgen stattfindenden Wahlen wesentlich verlieren. Allein freilich, wenn man 720 Franzosen in einen Saal zusammenbringt, so kann man immer nicht wissen, zu welchen extremen Beschlüssen sie vielleicht gelangen; ausgeschlossen ist daher der Wiederbeginn der Feindseligkeiten nicht ganz. — W. besuchte mich am Sonnabend und ich begleitete ihn am Montag bei der Heimfahrt — aber nur bis zur Brücke von Neuilly ... Die Böger'schen Einwendungen gegen meine Abreise in dieser Jahreszeiten hatten schließlich auch ihn umgestimmt, so daß ich in meiner gesammten Umgebung nicht Einen hatte, der mir zuzureden geneigt war. — Jene Brücke von Neuilly ist eine der 10 Barrieren, die für den Verkehr der Pariser nach Außen geöffnet sind, und Du kannst Dir keine Vorstellung von dem dortigen Conflux machen. Da Niemand ohne französischen Paß, der von der Preußischen Wache visirt sein muß, durchgelassen wird, so sind starke französische und preußische Wachen aufgestellt, um die zudringliche Menge zu zügeln, und hunderte, die durchschlüpfen wollten ohne Paß, wurden zurückgeschleudert, ohne ihren Zweck zu erreichen, der häufig blos darin bestand, gutes Brod in unserer Zone zu kaufen. Die unteren und mittleren Volksklassen sind doch viel ausgehungerter als man glaubt. Die schlimmsten Tage sind für sie indeß wohl vorüber, da die Vorräthe aus

dem Hinterlande allmählig herankommen, während in den ersten Tagen unsere Reserve-Vorräthe aushelfen mußten.

Morgen ist großer Kriegsrath, bei welchem ich nicht fehlen werde, da es sich um die Maßnahmen handelt, die in allen Fällen getroffen werden.

den 8. Die Conferenz ist beendigt, und selbst der König, der immer bereit, die Zukunft möglichst schwarz zu sehen, glaubt an einen baldigen Frieden. Damit mögt Ihr Euch trösten, wenn ich jetzt des Klima's wegen noch nicht komme. Denn hier ist der Frühling im Anzuge: die Wandertaube ist da und die Spitzen der Zweige werden roth.

Versailles, 9. 2. 71.

. . . Nur einen Gruß für heute! Damit die Franzosen nicht zweifeln, daß wir, wenn sie unvernünftig bleiben, den Krieg energisch fortsetzen werden, marschiren heute das 4. und 5. Armee-Corps nach dem Süden ab. Ich hörte, wie ein Jäger, wahrscheinlich über die Marsch-Direction der Vorbeimarschirenden befragt, einem Franzosen lustig antwortete: „Bordeaux!" und sah, wie der Frager achselzuckend und kopfschüttelnd weiter ging.

Hier ist Frühlingswetter; und da ich jetzt noch nicht abreisen kann, so denke ich morgen noch umzuquartiren.

Ich war gestern mit Arnold (der wieder zu mir zurückkommandirt ist) gegangen, ein leer gewordenes Quartier zu beschauen, was mir wohl gefallen hat und größere Ruhe verspricht. Der Besitzer ist ein Baron Passy, der eine Frau und zwei deutsch sprechende Töchter hat, artige Leute; meine Zimmer blicken auf einen schönen Park hinaus. Auch ist die ganze Wohnung behaglich und gleichmäßig durchwärmt, was für meine Katarrh-Neigungen von wesentlicher Bedeutung ist.

12/2. Der König leidet seit einigen Tagen an Hexenschuß, was seinen Vorträgen und Empfängen aber keinen Eintrag thut. — Vor einigen Tagen hat Se. Majestät sich nun auch für den Bau des neuen Cadettenhauses in Lichterfelde entschieden. . . Nun wird also auch die Eisenbahn von Lichterfelde nach Potsdam gebaut werden. Ob ich die Vollendung noch erleben werde?

Versailles, 17. 2. 71.

. . . Mit meiner Gesundheit kann ich jetzt sehr zufrieden sein, und wir haben wahrhaftiges Frühlingswetter. Eben von einem sehr angenehmen Spazierritt mit H. und A. zurückgekehrt, habe ich es fast schon zu warm gefunden. — Eben wurde ich auf 1/4 Stunde unterbrochen durch Mme. la Vicomtesse de la Londe und ihren Gemahl, Tochter und Schwiegersohn meiner Wirthsleute (letzterer steht in der Pariser Nationalgarde). Sie machen sich um mein Wohlsein sehr verdient. Wir wohnen hier wirklich allerliebst, und glaube ich meinen winterlichen Leiden nicht ausgesetzt gewesen zu sein, wenn ich immer hier gewohnt hätte. Man sagt mir, ich möge übrigens auf ununterbrochene Fortdauer der schönen Witterung nicht rechnen.

21/2. . . . Es ist jetzt für mich sehr viel zu thun, da Heimmarsch und Demobilmachung, Besatzung von Elsaß-Lothringen und die neue Dislocation der Armee in Aussicht zu nehmen und vorzubereiten sind. — Die Friedensunterhändler sind heute eingetroffen, und das diplomatische Zungendreschen wird nun losgehen. Bismarck, bei dem ich gestern aß, ist indeß sehr frisch und guter Dinge.

Die Pariser haben nun alle Waffen abgeliefert, die sie nach der Capitulation abzugeben hatten. Die dazu gehörigen 600 Feldgeschütze befinden sich zum Theil schon auf dem

Wege nach der Heimath. — Eben komme ich von der Inspection eines Sanitätszuges — des ersten, der von hier durch Paris nach der Heimath gehen wird; auch der König hat ihn gesehen und wird Ihrer Majestät melden können, daß die Einrichtungen ganz vortrefflich sind. — Jetzt muß ich mich zurecht machen, um bei Sr. Majestät zu diniren; es geht dem Herrn noch immer nicht ganz gut, da der Hexenschuß nicht weicht und ihn noch immer zum Krummgeh'n nöthigt — ein bei ihm ganz ungewohnter Anblick!

25/2. . . . Die Friedensaussichten haben sich ihrer Verwirklichung dergestalt genähert, daß wir zu der Annahme berechtigt sind, Mitte k. M. in Berlin sein und den Geburtstag Sr. Majestät dort feiern zu können. — Nöthigenfalls wirst Du telegraphisch benachrichtigt werden, sobald Näheres feststeht. — Meine Briefe werden von jetzt an sehr kurz werden müssen, weil die Geschäfte mehr Zeit in Anspruch nehmen. — —

Die Präliminarien sollen heute unterschrieben werden. Sie sind sehr günstig, aber es schickt sich nicht, schon jetzt davon zu sprechen.

Versailles, 28. 2. 71.

Du weißt nun schon, Geliebteste, daß die Friedens-Präliminarien glücklich zu Stande gekommen sind. Vorgestern, 1 Stunde nach der Unterzeichnung, trat ich in den Versammlungssaal der Diner-Gesellschaft und wurde freudig überrascht, als der König auf mich zueilte und mich in großer Bewegung umarmte und dreimal küßte. Dasselbe widerfuhr dem guten Moltke, als er später eintrat, in so plötzlicher und überraschender Weise, daß ich an ihm zum ersten Male ein völlig verdutztes Gesicht gesehen habe. Der königliche Herr war dabei so bewegt, daß der Gegensatz um so frappanter wirkte. Ich selbst war ebenso überrascht, und die Rührung kam mir

erst nach der Umarmung. — Bei Tische war des Zutrinkens von Seiten der Herrschaften kein Ende.

Morgen ist Truppenschau im Bois de Boulogne, worauf 30 000 Mann (Preußen u. Bayern) in Paris einrücken werden. Se. Majestät aber behält sein Hauptquartier hier; auch wenn am 3. März das Garde-Corps einrückt, wiewohl auch dieses wahrscheinlich vor Sr. Majestät die Revue passiren wird, entweder im Bois de Boulogne oder — wie ich wünsche — auf den Champs Élysées, d. i. innerhalb Paris. — — Daß wir nicht länger hier bleiben als der König, kannst Du sicher annehmen. — Ich bin heute sehr eilig, die Zeit drängt.

Versailles, 3. 3. 71.

. . . An eine ordentliche Correspondenz mit mir mußt Du nun nicht mehr denken. Die Zeit ist sehr knapp und wird es immer mehr, und die Abreise ist nahe und das Wiedersehen! — Vorgestern also Parade im Bois de Boulogne, dann Einrücken der Truppen in Paris. Diesen 30 000 M. sollten heute andere, namentlich die Garde folgen, über welche Se. Majestät in Paris, auf den Elysäischen Gefilden, Parade abhalten wollte. Was aber geschah? Die Gesellschaft in Bordeaux nahm, um Solches zu verhindern, den Frieden Hals über Kopf an, worauf wir das Innere von Paris sofort räumen mußten, denn das war eine der Friedensbedingungen. Folglich war heute die Parade des Garde-Corps wieder auf dem vorgestrigen Platze, und dann ging alles noch für einige Tage in die alten Quartiere um Paris. Uebrigens ist der Schmerz über das Nicht-Besuchen von Paris nur bei Wenigen lebhaft, nachdem man erfahren, wie unsere vorgestern eingerückten Truppen sehr wenig Spaß daran gehabt. Verschlossene Häuser und Läden, verhängte Fenster, ausgehängte Trauerflöre, kein Mensch auf den Straßen außer einigen

pfeifenden Gamin's; alle Boutiken, selbst die Restaurants, wie ausgestorben. — Du wirst darüber wohl in den Zeitungen lesen. — Französischer Humbug!

Vielleicht ist dies mein letztes Schreiben aus Versailles. . . . Ob wir nach Compiegne gehen und ich mit dem Könige sogleich nach Berlin, ist noch ungewiß. Gewiß dagegen, daß Se. Majestät am 21. d. den Reichstag in Person eröffnen will, ferner daß Bismarck und ich mehrere Tage früher da sein müssen um das Nöthige dazu vorzubereiten. . . .

Doch das Alles sind Nebensachen, angesichts der großen Thatsache des Friedensschlusses. Wenn ich mich darüber nicht dithyrambisch ausschütte, so habe ich doch dafür ein tiefes Dankgefühl im Herzen.

den 4. März. . . . Soeben Dein liebes Schreiben vom 28. v. M. Bestimmte Dispositionen für meine Rückreise werde ich vielleicht heute nach dem Vortrage treffen können. Du erhältst jedenfalls ein Telegramm am Tage meiner Abreise, die wohl einige Tage vor Sr. Majestät erfolgen wird.

Seid alle pränumerando umarmt von Eurem

A.

Mitte März erfolgte bekanntlich die Rückkehr des Kaiserlichen Siegers und seiner Paladine nach Berlin. Sie hatten Versailles noch rechtzeitig verlassen, so daß wenigstens sie nicht mehr Zeugen wurden des widerwärtigen Schauspiels, welches der französische Kommune-Aufstand und der damit entflammte mörderische Bürgerkrieg innerhalb der Mauern der französischen Hauptstadt in Szene setzte, und welches die um Paris versammelten deutschen Korps zwang, als sehr widerwillige Zuschauer dort noch monatelang auszuharren — so daß erst am

16. Juni der feierliche Einzug der siegreichen Truppen in Berlin stattfinden konnte.

Wiederum ritten unmittelbar vor dem erlauchten Sieger dessen treue Helfer und Ratgeber: Bismarck, Roon und Moltke in die jubelnde Residenz ein. Schon vorher — an seinem Geburtstage — hatte der Kaiser seinem bewährten Kriegsminister ein neues Dankeszeichen verliehen, indem er ihm eigenhändig schrieb:

„Die ausgezeichnete Verfassung in welche Sie meine Armee stets zu erhalten und bei allen neuen Organisationen und Formationen zu versetzen gewußt haben, wodurch die glorreichen Thaten derselben vorbereitet wurden, erwerben Ihnen meine ganze Anerkennung und Dankbarkeit. Als einen Beweis derselben, ergreife ich die Gelegenheit der Herstellung des Friedens und des geschichtlichen Aktes des gestrigen Tages[1]), den Ihre staatsmännische Einsicht mit herbeiführte, um Ihnen durch die Verleihung des Sterns der Groß Comthure des Hohenzollernschen Haus-Ordens mit Schwertern — dies öffentlich zu bezeugen.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Mit solcher ehrenden Anerkennung des erhabenen Herrschers verknüpfte sich für seinen Waffenmeister auch das stolze innere Bewußtsein, daß die nun abermals gewonnenen herrlichen Früchte wiederum zu einem großen Teile seinen richtigen Reformvorschlägen, seinen harten Kämpfen für die neue Militärverfassung, seinen langjährigen treuen Arbeiten für das Wohl des „Volkes in Waffen“ zu danken seien. In drei

---

[1]) Der Kaiser hatte am 21. März den ersten deutschen Reichstag in Allerhöchsteigener Person eröffnet.

Feldzügen, in Siegen, so groß und glorreich, wie die Welt sie nie herrlicher gesehen — hatte sich die von ihm reorganisierte Armee, und zwar in einem Umfange bewährt, wie selbst er kaum zu hoffen gewagt. Oft hatte er es ausgesprochen in jenen Jahren (1860—1863), als seine Anträge so leidenschaftlich bekämpft, seine Einsicht bezweifelt, seine Absichten verketzert, sein patriotisches Streben auf das Bitterste verkannt wurde: er wolle, gestützt durch den standhaften Willen seines Allergnädigsten Herrn, dies Alles mit Freuden tragen und hätte nur den einen Wunsch: daß er es noch selbst erleben könnte, die Probe auf das Exempel machen zu dürfen und die Erfolge seines Schaffens auf siegreichen Schlachtfeldern zu sehen; dazu aber sei schwerlich irgend eine Aussicht; er müsse sich mit der sicheren Zuversicht begnügen, daß die folgende Generation die Ernte seiner Saaten jedenfalls einheimsen würde.

Und nun war, wider Erwarten, doch noch ihm selbst dieser schönste Lohn zugefallen, welchen es für ein Soldatenherz geben kann; ein Lohn, welcher durch die laute Bewunderung der Mitwelt zum Ausdruck gelangte und seinem Namen auch von Seiten der späteren Geschlechter den gebührenden Teil an den errungenen Lorbeeren sichert — Lorbeeren, die darum nicht geringer geschätzt werden dürfen, weil die Umstände ihm nicht auch das höchste Glück des Soldaten gewährt hatten: als unmittelbar gebietender Feldherr das Schwert ziehen und persönlich die siegreiche Feldschlacht leiten zu dürfen.

Einen ferneren äußeren Gnadenbeweis empfing Roon sodann noch am 16. Juni durch folgende Allerhöchste Ordre:

„Ich erhebe Sie an dem heutigen denkwürdigen Tage

des Einzuges der Truppen in Berlin in den Grafenstand[1]) — erblich im Mannesstamme Ihres Geschlechts nach dem Rechte der Erstgeburt, — und wünsche Ihnen hierdurch wiederholt Meinen Dank und Meine lebhafte Anerkennung für Ihre großen Verdienste um Meine Armee zu bethätigen.

Berlin den 16. Juni 1871.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

---

[1]) „Aecht und recht in Rat und That" — so lautet der Wappenspruch, den der Monarch für das Grafenwappen bestimmt hatte, welches letztere auch die Embleme des alten Roon-Wappens in sich aufnahm.

Sechster Abschnitt

Neue staatsmännische Leistungen

1871—1873

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nach Beendigung des Krieges wurden neue und hohe Anforderungen an Roon's Thätigkeit gestellt, die sich nur durch monatelange angestrengte Arbeit nach und nach erledigen ließen und zu deren Bewältigung volle Klarheit des Geistes und zweckmäßige Ruhe bei allen Anordnungen erforderlich war. Aber gerade diese Eigenschaften besaß Roon in hohem Grade; er hatte dieselben von jeher und während des Krieges bei der Fülle der nötig gewordenen neuen Organisationen und Formationen bewährt und fortgesetzt bewiesen, daß er die großartigsten Verhältnisse und riesige Dimensionen vollkommen beherrschte. Infolgedessen war während des Feldzuges auch nirgends Verwirrung oder Unordnung eingetreten, und in ebenso geregelter Weise vollzogen sich jetzt die Demobilmachung und das Retablissement der Armee. Es galt nicht allein, das Heer auf den Friedensfuß zurückzuführen, sowie die Okkupation des von den deutschen Truppen bekanntlich noch längere Zeit besetzt bleibenden französischen Territoriums in allen militärischen Beziehungen zu regeln, sondern es mußten auch sofort wichtige Entschlüsse gefaßt werden in betreff der Neubewaffnung der Infanterie sowie eines neuen Geschützsystems. Ebenso bedurfte das sonstige Kriegsmaterial der gründlichen Erneue-

rung, wobei gleichfalls vielfache Entscheidungen zu treffen waren. Gleichzeitig waren umfangreiche politisch-militärische Verhandlungen zu führen, welche der neuen einheitlichen Organisation des Reichsheeres und den dazu nötigen Gesetzvorlagen als Grundlage zu dienen hatten. Auch die übrigen parlamentarischen Arbeiten gingen ununterbrochen weiter; der Entwurf und die Vertretung der notwendigen neuen Reichsgesetze verlangten ungewöhnliche Anstrengungen. Das neue Pensionsgesetz kam noch im Jahre 1871 zustande, und das Pauschquantum des Miliäretats wurde bis zum Jahre 1874 verlängert.

Roon hatte sich davon überzeugen müssen, daß die vorstehend erwähnten außerordentlichen Arbeiten sein Verbleiben im Dienste, wenigstens bis zum Eintritt normaler Verhältnisse, noch dringend wünschenswert machten; es war nicht vergeblich an seinen Patriotismus appelliert worden, und glücklicherweise hatte der Zustand seiner Gesundheit sich relativ gebessert, wenn auch freilich sein altes asthmatisches Leiden unheilbar blieb und ihn oft quälte. Die Motive für sein vorläufiges Ausharren im Amte sind u. a. aus seinem Briefwechsel mit dem alten Freunde Blanckenburg ersichtlich. Dieser hatte ihm am 27. Juni geschrieben:

„Lieber Onkel Albert! das wirst Du nun schon bleiben trotz Grafentitel u. s. w. . . . Sehr gespannt bin ich ob Du noch einmal zum Herbst in den neuen Militärconflikt gehst — ich thäte es an Deiner Stelle keinen Falls. Sowie ich die Situation kenne, ist auf allen Seiten die Neigung den Etat zu verkürzen. Daß das Haus dazu die Berechtigung hat — das weist Du, daß das meine Meinung ist; und was B. thut ist unsicher, wenn er diesen oder jenen vermeintlichen größeren Zweck erreichen will. . . .“

Roon antwortete darauf (Berlin, 5. Juli 71):

.. „Bismarck hat sich gestern auf Varzin zurückgezogen, nachdem er Sonntag Abend mit Familie aus dem Sachsenwalde heimgekehrt war ... ich fand ihn sehr vergnügt und voll heiligen Eifers des Dienstes, gegen mich persönlich zutraulicher und herzlicher denn je, aber vor Allem ganz „Kurbrandenburgischer Vasall“, voll Hingebung und Verehrung. . . .

Der schwierigste Punkt, den Du in Deinem Briefchen berührst, ist die Frage wegen meines Gehens oder Bleibens. B. erklärt, ersteres wäre — die Fortdauer meines jetzigen erträglichen Befindens vorausgesetzt — die offenbare „Felonie“ (eine etwas mittelalterliche Vorstellung, wie Du siehst). Er hat hierfür ein Dutzend der schönsten Gründe angeführt und wahrscheinlich noch einen oder einige, die er nicht articulirt. Wäre ein Streit aus Veranlassung der Militärfrage im Reichstage absolut n i c h t zu besorgen, so gäbe es für mich keinen Ehrenpunkt in der Frage. Aber soll ich mich zurückziehen vor drohenden Gefahren, wenn ich noch mitfechten kann? Nur wenn letzteres physisch unmöglich, wäre der Rückzug gerechtfertigt nicht blos, sondern eine Pflicht. Auch das will Bismarck nicht zugeben und wiederholt seinen alten Scherz über „Ziska's auf eine Trommel gespannte Haut“ . . . .

In der Frage meines Gehens oder Bleibens wird wohl unser Herrgott unmittelbar die Entscheidung geben durch das Maaß von Gesundheit und Kampffähigkeit, welches Er mir für den entscheidenden Zeitpunkt läßt oder durch die anderweitigen Dispositionen, die er über Gehen und Bleiben der Menschen überhaupt zu treffen beliebt. Meines irdischen Königs wegen darf aber meine Müdigkeit nicht allein maßgebend sein für meine Entschließungen. . . .“

Immerhin scheint Roon auch damals diese Frage zu erneuter Erwägung gestellt zu haben. Der Monarch aber wollte

sich nicht von ihm trennen und seine große Autorität in allen militär-politischen und Heeresorganisationsangelegenheiten noch längere Zeit zum Nutzen des Dienstes verwerten, auch seinen Rat als Staatsminister nicht entbehren.

Anderseits war aber nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht zu verkennen, daß Roon's Gesundheit thatsächlich eine schwankende und oft schwer erschütterte war; und daß es daher durchaus gerechtfertigt, ja notwendig war, ihn in seiner amtlichen Thätigkeit wirksam zu entlasten, wenn man ihn erhalten wollte.

Infolgedessen wurde — wie die betreffenden Aktenstücke dies ersehen lassen — bereits im Sommer 1871 eingehend erörtert, ob und wie es möglich sei, die ungeheure und seit zwölf Jahren so sehr angewachsene Geschäftslast, die auf der Person des Kriegs- und Marineministers lag, in zweckmäßiger Weise zu verringern, ohne durch diese Maßregel den Dienst zu schädigen. Ende Juli, als Roon sich zum Immediatvortrage in Ems befand, war dort darüber schon verhandelt worden, ohne daß man zu einem Resultate gelangte, und später wurden von Gastein aus, wo der Monarch im Monat August die Kur brauchte, die Erörterungen darüber fortgesetzt. Es wurde damals zuerst der Vorschlag gemacht, eine anderweite Organisation eintreten zu lassen, nach welcher dem Kriegs- und Marineminister alle diejenigen Geschäfte verbleiben sollten, welche die politischen Angelegenheiten betrafen und mit seiner verantwortlichen Stellung als Staatsminister in Beziehung standen. Dazu sollten namentlich die politische militärische Vertretung der Armee und Marine im Staatsministerium und in beiden Häusern des Landtages und die Kontrasignierung der Allerhöchsten Ordres gehören; ferner die Einbringung und Vertretung bezüglicher militärisch-politischer Gesetzentwürfe im Bundesrate und Reichstage — soweit dies

nicht verfassungsmäßig dem Reichskanzler zufiel. Die Aufstellung der Etats sollte auch künftig der Zustimmung des Kriegs- und Marineministers bedürfen, die Ausübung persönlicher Attribute, Ernennung und Versetzung der Beamten etc. ihm gleichfalls vorbehalten bleiben. — Endlich würde — so war die Meinung — unter einem angemessenen Titel der Kriegs- und Marineminister das Organ werden, welches in regelmäßiger und berechtigter Weise mit den andern deutschen Regierungen und Militärverwaltungen verhandeln und befugt sein müsse, die zu erledigenden Sachen in die richtigen Wege, so auch zur Bearbeitung in das preußische Kriegsministerium, zu dirigieren. Eine derartige Stellung des Kriegs- und Marineministers würde — das ward dabei noch geltend gemacht — vielleicht noch den Vorteil haben, daß dadurch zugleich ein Provisorium geschaffen würde, in welchem man die weitere Entwickelung der deutschen Angelegenheiten ruhig abwarten könnte. Man würde damit faktisch schon jetzt gewissermaßen ein Reichskriegsministerium (ohne ihm diesen Namen zu geben) ins Leben treten lassen — eine Behörde, die bei weiterer günstiger Entwickelung der Dinge zweifellos in Zukunft geschaffen werden müsse, etc.

Gleichzeitig sollten dann für die eigentliche innere Verwaltung und in allen laufenden Geschäften selbständige Leiter (etwa unter dem Titel „Generaldirektoren") an die Spitze sowohl des Kriegs- wie des Marineministeriums treten. In den politischen Etatsfragen würden diese dem Kriegs- und Marineminister untergeordnet, in allen übrigen Zweigen der Verwaltung aber dem Monarchen direkt verantwortlich sein, auch direkten Vortrag erstatten, dem der Minister beiwohnen könne, u. s. w.

Roon konnte sich indessen mit diesem Projekte nicht befreunden. Seine künftige Stellung — so schien ihm — würde

dadurch eine unklare, verschwommene werden; Reibungen und Kompetenzkonflikte aller Art könnten nicht ausbleiben, was die Geschäfte nur erschweren würde; auch fürchtete er, daß durch Annahme jener Vorschläge die durch lange Jahre und bei den schwersten Aufgaben so trefflich bewährte Organisation des Kriegsministeriums erschüttert werden könnte. Wenn überhaupt im Amte, so wolle er in dem des preußischen Kriegsministers bleiben — welches durch ihn selbst erst zu so hoher Bedeutung gelangt war.

Infolge seines in diesem Sinne erstatteten Immediatberichtes wurden die geplanten organisatorischen Veränderungen denn auch einstweilen aufgegeben. Ohnehin war es fraglich, ob — Roon's Zustimmung vorausgesetzt — auch der Reichskanzler einverstanden gewesen wäre, insofern die Vorschläge auch verfassungsmäßig und in legislatorischer Hinsicht noch einige Bedenken erregen mußten.

Die auch für Roon immerhin erwünschte Geschäftsentlastung wurde dagegen durch ein sehr viel einfacheres Mittel herbeigeführt, nämlich dadurch, daß die Leitung des gesamten Marinewesens in andere Hände gelegt wurde. Die betreffende Allerhöchste Kabinetsordre lautete:

Ich entbinde Sie hierdurch, in gnädiger Erfüllung Ihres Mir ausgesprochenen Wunsches, von der Ihnen durch Meine Ordre vom 16. April 1861, neben Ihrem Verhältniß als Kriegsminister, übertragenen Stellung als Marine-Minister. Gleichzeitig spreche Ich Ihnen gern aus, daß Sie sich durch die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie sich während dieses langen Zeitraumes der mühevollen Verwaltung der Stelle unterzogen haben, einen erneuten Anspruch auf Meine Anerkennung erworben haben, und es gereicht Mir daher zur besonderen Genugthuung, Ihnen hierfür, sowie für die unter Ihrer bis-

herigen umsichtsvollen Leitung in erfreulicher Weite fortgeschrittene Entwickelung der Marine, Meinen wärmsten Dank hiermit auszusprechen.

Berlin den 31. Dezember 1871

(gez.) Wilhelm.

An den Kriegs- und Marine-Minister General der Infanterie Grafen v. Roon.

Gleichzeitig wurde zur Leitung der Marine eine neue Behörde, die „Kaiserliche Admiralität", errichtet, welche die Verwaltungs- und Kommandosachen in sich vereinigte und an deren Spitze bekanntlich am 1. Januar 1872 der General von Stosch berufen wurde. — Roon seinerseits hatte vor Ablauf des Ruhmesjahres 1871 noch mehrfache Beweise der fortdauernden Huld und des herzlichen Vertrauens seines Monarchen erhalten; so am 1. September durch ein aus Gastein datiertes Telegramm:

Empfangen Sie am heutigen wichtigen Jahrestage meinen Dank und meine Anerkennung von neuem, für den Zustand in welchen Sie die Armee zu versetzen gewußt haben, damit dieselbe solche Thaten vollbringen konnte. Als Erinnerung werde ich Ihnen zwei eroberte Geschütze [1]) senden

(gez.) Wilhelm.

Bemerkenswert ist es ferner, daß Roon — nach einem Handschreiben des Kaisers vom 19. November 1871 — erfolgreich vermittelte, als in jenen Tagen Mißverständnisse und Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Monarchen und Fürst Bismarck entstanden waren. —

[1]) Zwei in der Schlacht bei Sedan genommene bronzene Feldgeschütze, genannt „le Déterreur" und „le Creux". Sie sind vor dem Portale des Herrenhauses zu Krobnitz aufgepflanzt.

Am heiligen Abend wurde Roon sodann noch durch das nachstehende herzenswarme, eigenhändige Schreiben „seines gütigen Königs" überrascht und hocherfreut:

Ich muß am Schlusse des Jahres, das uns nach zweien blutigen Jahreskämpfen einen ruhmvollen Frieden brachte, — der Hand gedenken, die die Waffe schärfte mit geübtem Blick und unermüdlicher Ausdauer, mit der Preußens Heer überall siegte, und unvergängliche Lorbeeren sich und dem Vaterlande erkämpfte. Empfangen Sie als ein Zeichen meiner innigsten Dankbarkeit am heutigen Weihnachtsfeste die Züge dessen [1]), der nie aufhören wird, sich ihrer Mühe zu erinnern! Ihr dankbarer, treu ergebener König

Wilhelm.

In dem darauf folgenden Jahre 1872 stand die innere Politik Preußens zunächst unter dem Zeichen „Kampf mit Rom". Das erste Opfer dieses Kampfes aber wurde, wie bekannt, der preußische Kultusminister von Mühler. Roon, dessen persönliche Sympathieen gegenüber den oft sehr ungerechten Angriffen, welche Mühler schon seit Jahren in der Kammer von der Presse zu erleiden hatte, in vieler Beziehung dem arg befehdeten Kollegen zugeneigt waren, mußte sich schließlich auch überzeugen, daß dessen Rücktritt zur politischen Notwendigkeit geworden war. Aus seinem Briefwechsel mit Mühler in jenen Tagen ergiebt sich übrigens, daß eine Angelegenheit nicht eigentlich politischer Art (Differenzen mit Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen in einer das Museum betreffenden Personalfrage) den Anlaß bieten mußte, um ihn zum Entlassungsgesuche zu nötigen. Letzteres war von seiten des Staatsministeriums gewünscht und schließlich auch ein=

---

[1]) Eine bronzene Büste in Lebensgröße.

stimmig befürwortet worden, weil, abgesehen von der thatsächlich sehr großen „Impopularität" Mühler's, derselbe auch sonst nicht der geeignete Kampfminister schien, um jenen Streit mit der römischen Kirche auszufechten und die dazu erforderlich gehaltenen Gesetzesvorlagen zu bearbeiten und zu vertreten. Den geeigneten Mann glaubte man dagegen in der Person des Geheimen Justizrats Dr. Falk, gefunden zu haben. Der Kaiser schrieb, als es sich um die Ernennung des letzteren handelte (am 16. Januar 1872) an Roon:

Die Mühler-Katastrophe und deren Folge beschäftigt mich auf das Peinlichste seit 4 Tagen. Ich habe bisher nur den Fürsten Bismarck über den Nachfolger gehört, muß aber wünschen noch einige andre Urtheile über einen Candidaten zu hören, den ich nur habe nennen hören! Ich ersuche Sie daher heute (um 12 Uhr) zu mir zu kommen um über die Sache zu sprechen. W.

Des weiteren ergab sich, daß der Monarch Zweifel hatte, wie der ihm vorgeschlagene Kandidat sich s. Z. als Abgeordneter zur Militärfrage gestellt hätte, und da ist es bezeichnend für Roon's gerechten Sinn und seine staatsmännische Objektivität, daß er diese Bedenken zu beseitigen sich verpflichtet hielt, obwohl er selbst Herrn Falk nicht als politischen Gesinnungsgenossen und insofern auch nicht als ganz willkommenen Kollegen im Staatsministerium erachten konnte. In seinem auf Allerhöchsten Befehl erstatteten Berichte vom 20. Januar machte Roon zunächst die verlangten Angaben über die einzelnen Abstimmungen des Abgeordneten Falk in der Militärfrage (F. war Mitglied der Fraktion Mathis und damit der gemäßigten Opposition gewesen) und fuhr dann fort: „Dr. F. gehört unter allen Umständen zu denjenigen,

welche, durch die Erfolge der Reorganisation längst mit derselben ausgesöhnt, offenbar zu einer größeren politischen Reife gelangt sind, so wie er auch stets zu den Männern zu zählen war, welche selbst da, wo sie irrten, einer ernsten, gewissenhaften Ueberzeugung folgten, zu denjenigen, welche, Feind jeder Frivolität und persönlichen Gehässigkeit, ihre Meinungen stets mit angemessener Würde und einer anerkennenswerthen Ruhe zu vertreten wußten."

Einen weiteren Beweis Königlichen Vertrauens empfing Roon am 28. Januar desselben Jahres durch seine Berufung in das Herrenhaus. In der Kabinetsordre, welche die bezügliche Ernennung enthielt, hatte der Monarch mit eigener Hand noch hinzugefügt: . . „und wähle ich dazu den heutigen Tag, an welchem vor einem Jahre die Ruhe der Waffen eintrat, welche letztere Sie so sorgfältig zu so großen Erfolgen vorbereiteten . ."

Schon einige Tage früher hatte Roon eine Allerhöchste (einstweilen noch geheim zu haltende) Kabinetsordre erhalten, in welcher ihm auf Grund des Reichsgesetzes vom 22. Juni 1871 eine Dotation von 300 000 Thalern verliehen wurde „in Anerkennung der hervorragenden Verdienste, welche Sie sich in Vorbereitung der Erfolge des letzten Krieges erworben haben." — Ueber die Verteilung der anderen großen Dotationen wurde, auf Vorschlag eines Komitees, zu welchem der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, Graf Moltke und Roon selbst gehörten, erst am 2. März die Allerhöchste Entscheidung getroffen; und außerdem verlieh der Monarch an 12 Generale und zwei Witwen von gefallenen Generalen an seinem Geburtstage (22. März) noch Ehrengeschenke aus „dem Wilhelmsfonds", welcher letztere hauptsächlich aus den Zinsen der seit Juni 1871 zahlbar gewordenen, dem Kaiser damals zur Verfügung gestellten Dotationssumme gebildet worden war. Auf

diese Weise hatte der gütige König die Herzensfreude, auch die Verdienste einer Anzahl von ausgezeichneten Offizieren belohnen zu können, welche zwar während des Krieges nicht die obersten Stellen der militärischen Hierarchie eingenommen, aber auf ihrem Platze ganz Hervorragendes geleistet hatten.

Roon persönlich empfing in jenem Jahre nach dem Kriege auch noch von vielen anderen Seiten Beweise von Sympathie, Dankbarkeit und Anerkennung. Erwähnt sei u. a. der Ehrenbürgerbrief, welchen die Stadt Gotha ihm sandte. — Die Anhaltische Eisenbahngesellschaft wünschte ihn auch zu ehren. Sie bat darum, einer neuen Lokomotive den Namen „von Roon" beilegen zu dürfen. Das bewilligte er lachend und schrieb an den Rand des betreffenden Schreibens: „Der Schalk stichelt auf meine notorische Dämpfigkeit" [1]).

Aber auch an weiteren Aufgaben fehlte es im Jahre 1872 nicht: Das Frühjahr brachte eine große Arbeitslast durch die parlamentarischen Verhandlungen betreffend das neue Militärstrafgesetzbuch. Die Herausgabe eines solchen für das gesamte Deutsche Reich war notwendig und ein bezüglicher Entwurf schon während des Winters durch eine Kommission, die im Kriegsministerium tagte, zu der aber auch eine Anzahl von nicht militärischen Juristen zugezogen worden war, sorgfältig durchberaten worden. Trotzdem und trotz der Erfolge der letzten Feldzüge, die man doch hauptsächlich der unerschütterlichen preußischen Disziplin verdankte, fand die Vorlage in vielen wichtigen Punkten Widerspruch, als sie in den Reichstag gelangte. Es wurden von der Opposition Anträge eingebracht, welche die Fundamente der preußischen Kriegszucht bedrohten und in ihrer Ausführung die so notwendige Autorität der Vorgesetzten empfindlich geschädigt haben würden.

---

[1]) Das langjährige asthmatische Leiden.

Das Zustandekommen des Gesetzes, für welches sich besonders auch der damalige Kronprinz sehr lebhaft interessierte — er sprach dies u. a. in einem an Roon gerichteten Schreiben vom 28. April aus — war dadurch wiederholt sehr fraglich geworden; mehrere etwas sehr bedenkliche Aenderungen mußten auch zugestanden werden — schließlich gelang es aber doch dem umsichtigen Eingreifen Roon's, das Schlimmste abzuwenden und eine Einigung herbeizuführen, so daß das Gesetz im Monat Juni die Allerhöchste Sanktion erlangte.

Sowohl bei den Verhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand als auch bei den Vorbereitungen zu den kirchenpolitischen Gesetzen war es erkennbar geworden, daß die Führer der liberalen Partei einen immer größeren Einfluß auf die Leitung der inneren Politik gewannen und nach immer weiteren Zugeständnissen auf diesem Gebiete drängten. Roon mußte wiederholt die Erfahrung machen, daß seine Ansichten bei den Kollegen im Staatsministerium nicht die erwünschte Unterstützung fanden. Die Reibungen vermehrten sich daher immer mehr und erschwerten in hohem Grade die Leitung der Geschäfte, welche damals fast ganz allein auf Roon's Schultern ruhte, da Fürst Bismarck, der für seine sehr erschütterte Gesundheit schon seit Ende April in Varzin Ruhe und Erholung suchte, sich an der preußischen Politik fast gar nicht mehr beteiligte. Es entsprach dies freilich dem bestimmten Gebote seiner Aerzte, welche jede Aufregung von ihm fern gehalten wissen wollten und welche sich im Juni und später noch wiederholt mit den dringendsten Bitten an Roon wendeten, er möge doch dafür sorgen, daß der Fürst von seiten aller Ressortchefs mit Anfragen verschont und sogar in jeder Weise abgehalten werden möchte, sich um die Staatsgeschäfte zu kümmern. Roon, der bei dieser Lage der Dinge selbst nichts Genügendes für seine Erholung thun konnte —

er war nur auf einige Wochen (im Monate Juli) nach Marienbad zu seiner dort weilenden Gemahlin gegangen, um sich dort etwas auszuruhen, ohne jedoch selbst die Kur zu brauchen — konnte solchen Anforderungen thatsächlich nur mit selbstlosester Aufopferung, ja Erschöpfung seiner Kräfte und unter bedenklicher Störung seiner eigenen Gesundheit entsprechen; da war es denn nicht zu verwundern, wenn die Geschäftsmüdigkeit ihn zuweilen wieder übermannte und seine Geduld verloren ging. In solcher Stimmung schrieb er z. B. am 1. September aus Gütergotz an Blanckenburg. Nachdem er beklagt, daß es mit der Hühnerjagd gar nicht mehr gehen wollte („ich keuche wie eine Lokomotive") und seine Sorgen als Gutsbesitzer (schlechte Sommerung, Dürre ꝛc.) dem Freunde als sachverständigem Landwirte mitgeteilt, fährt er fort . . . „aber das ist ja alles Kaff gegen diesen nun anhebenden Kaisertrubel[1]), den zu überleben ich bezweifle. Und dann die parlamentarischen Wintervergnügungen, die sich bis nächsten Johannis verlängern dürften. Daneben der Eremit von Varzin, der alles selber machen will und dennoch die schärfsten Verbote erläßt, daß man ihn nicht belästige. Da möchte ein alter Mann, der gern in Ruhe schlafen ginge, schier verzweifeln. Es wird aber eines Tages wohl die Stunde der Freiheit schlagen, da es an ernsten Differenzen nicht fehlt und da Nachgiebigkeit à tout prix als Verbrechen erscheint. Wenn B. nicht alle Segel beisetzt, um sich ein erstes Haus und die nöthigen Minister für das Reich zu verschaffen, so wird die Geschichte einst streng über ihn richten . . . Immer aus der Hand in den Mund zu leben, geht auf die

---

[1]) Der im September 1872 auch erfolgende Besuch der Kaiser von Oesterreich und von Rußland mit großen Revuen, Manövern und vielen Festivitäten stand bevor.

Länge nicht, wenn auch die Hand noch so geschickt und stark und der Mund ein noch so beredter und scharf bezahnter ist. — Was weißt du von seinem körperlichen Befinden? — Weiß Gott, daß es niemand besser mit ihm meint, als ich, da ich der Schild bin . . . auf dem er emporgehoben wurde, allein er hat zu wenige aufrichtige Freunde und hört zu viel auf seine Feinde, unter denen diejenigen, die ihn vergöttern, die schlimmsten sind . . . Nur weil ich so hoch von ihm halte, möchte ich ihn in manchen Stücken anders — doch — wozu diese Betrachtungen dir gegenüber, der du ihm näher stehst und ihn wohl ebenso gut kennst und ebenso liebst wie ich."

* * *

Die Kaiserzusammenkunft kam und ging vorüber. Fürst Bismarck war zu derselben in Berlin erschienen, hatte die Manöver und Festlichkeiten, ebenso wie Roon, im Gefolge der Majestäten teils zu Pferde, teils auf dem Parkett, mitgemacht, war aber noch im September mit neuem Urlaub wieder nach Varzin zurückgekehrt, ohne zu den damaligen brennenden Fragen der inneren Politik entschieden Stellung genommen zu haben. Es stand damals die neue Kreisordnung zur Verhandlung und diese führte noch vor Jahresschluß eine Krisis herbei, in welcher Roon, dessen oben geschilderte Situation unter den obwaltenden Umständen täglich peinlicher und unerträglicher wurde, die erforderlichen Schritte that, um ihr für immer zu entrinnen. Zur größten Ueberraschung nicht nur seiner Gegner, sondern auch seiner Freunde wurde diese aber dadurch beendet, daß Roon den erbetenen Abschied — nicht erhielt, vielmehr selbst als Präsident an die Spitze des Ministeriums trat — und dabei mit Fürst Bismarck im besten Einvernehmen blieb.

Diese Lösung hat zu jener Zeit berechtigtes Aufsehen erregt und die verschiedenartigsten und oft recht schiefe Beurteilungen erfahren. War es doch auch für Roon's wärmste Freunde rätselhaft, daß und weshalb er sich entschloß, dieses Opfer zu bringen. Seitdem sind fast 20 Jahre verflossen, wir sind in eine ganz neue Zeit eingetreten, und daher wird es jetzt gestattet sein, diese Episode aus Roon's Leben nach den vorhandenen ganz zuverlässigen Quellen etwas genauer darzustellen und mit der Erklärung obigen Rätsels zugleich die Widerlegung damals verbreiteter unrichtiger Nachrichten zu geben.

Wie bekannt waren schon früher, neuerdings aber im Jahre 1871, zwischen dem Fürsten Bismarck und der zur Unterstützung seiner Regierung zunächst berufenen konservativen Partei gespannte Verhältnisse eingetreten. Jener versäumte — oder verschmähte es, mit seinen bisherigen Freunden Fühlung zu halten und sie über die Notwendigkeit, in der inneren Politik andere Bahnen einzuschlagen, rechtzeitig zu orientieren; auch wurde er in dieser Hinsicht von dem damaligen Minister des Innern, Grafen Fritz Eulenburg, dessen Persönlichkeit den Konservativen kein volles Vertrauen einzuflößen vermochte, nicht wirksam oder nicht zweckentsprechend unterstützt. Die Konservativen ihrerseits waren durch manche Erfahrungen, und weil der Einfluß der Herren Camphausen und Delbrück sichtlich gewachsen war, auch mißtrauisch geworden, und nachdem auch Falk in das Ministerium berufen war, verweigerten sie dem letzteren die unbedingte Heeresfolge, auf welche Bismarck nach seinen Erfolgen ein unbedingtes Recht zu haben glaubte. Ihr Widerstand zeigte sich mehr oder minder offen, als die Entwürfe über Schulaufsichtsgesetz, Zivilehe, die kirchlichen Kampfgesetze und die neue Kreisordnung beraten wurden. Die sehr beklagenswerte Folge dieser Haltung war zunehmende

Verstimmung Bismarck's gegen seine alten Freunde und Kampfgenossen (welche bekanntlich im Jahre 1873 sogar zum offenen Bruch mit dem größten Teile der Konservativen führte). — Daß Bismarck's Gesundheit außerdem tief erschüttert war und ihn dies während des größten Teiles des Jahres 1872 von Berlin fern hielt, ist schon erwähnt worden. Es ist ferner bekannt, daß speziell bei der Kreisordnung — in betreff deren auch sachlich zwischen Fürst Bismarck und Graf Eulenburg nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheiten bestanden — der Vorsitzende des Ministeriums sich fast ganz auf die Rolle des passiven Zuschauers beschränkte und nur selten zu bewegen war, eine Meinungsäußerung auf die politische Bühne gelangen zu lassen, auf welcher Eulenburg sein Stück aufführte.

Anderseits hatte der letztere den König von der Notwendigkeit einer Reform der Kreisordnung überzeugt; der Monarch wünschte deren Durchführung mit größter Entschiedenheit; und da Roon — ganz abgesehen davon, daß er als ältester Staatsminister den Vorsitzenden amtlich zu vertreten hatte — zugleich der älteste und bewährteste Ratgeber seines greisen Monarchen war und dessen unbedingtes Vertrauen genoß, anderseits sich aber des gleichen Zutrauens mehr als irgend einer der andern Minister bei der konservativen Partei erfreute, die in ihrer Gesamtheit mit dankbarer Ehrerbietung und besonders herzlicher Sympathie auf ihn blickte: so drängten ihm die Verhältnisse in der natürlichsten Weise die Vermittelung zwischen Ministerium und konservativer Partei auf; und „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“ wurde er gezwungen, sich eingehend mit diesem seinem Ressort so sehr fern liegenden Gegenstande der inneren Politik zu beschäftigen. Nebenbei sei bemerkt, daß ihm dies auf der andern Seite gewissermaßen dadurch erleichtert wurde, daß er, auch nach seinen persönlichen konservativen Anschauungen, gegen die

Grundzüge der Kreisordnungs-Reform nichts Erhebliches einzuwenden hatte und dieselbe gar nicht für so bedenklich hielt wie zahlreiche Konservative.

Graf Eulenburg hatte — von Roon's Einfluß auf die opponierende Rechte wirksam unterstützt — seine Vorlage schließlich im Abgeordnetenhause, wenn auch nicht ohne harten Kampf, durchgesetzt. Im Herrenhause aber stieß er auf den entschiedensten Widerstand; und nach langen Verhandlungen kam das Staats-Ministerium (nachdem das Projekt einer vorgängigen „Reform des Herrenhauses" fallen gelassen war) zu dem Beschlusse, diesen Widerstand durch neue Pairs-Ernennungen zu brechen. Es gelang auch dem Grafen Eulenburg — zu Roon's lebhaftem Bedauern — die Königliche Einwilligung zu dieser Maßregel zu erlangen, so bedenklich dieselbe auch — von jedem Parteistandpunkte aus — für das Ansehen des Herrenhauses als eines verfassungsmäßigen Faktors der Gesetzgebung war.

Nachdem die Einwilligung zum Pairsschub im Prinzip ereeilt war, handelte es sich nun noch darum, den Umfang desselben zu bestimmen. In der Sitzung des Staats-Ministeriums vom 30. November, in welcher darüber verhandelt wurde, suchte Roon die seinen Ansichten widersprechende Maßregel durch Beschränkung der neuen Pairsernennungen auf eine geringere Zahl wenigstens möglichst unschädlich zu machen. Allein auch dabei blieb er in der Minorität; und als er wegen einer andern dringenden Angelegenheit die Sitzung vor dem Schlusse verlassen mußte, so benutzten die zur Majorität gehörigen Minister Graf Itzenplitz und Eulenburg diesen Umstand, um die von ihnen festgestellte größere Liste sofort der Genehmigung des Königs zu unterbreiten, welche auch noch an demselben Tage erteilt wurde, ohne daß Roon Ge-

legenheit fand, den Standpunkt der Minorität dem Monarchen nochmals darzulegen.

Roon erfuhr zu seiner Ueberraschung die vollendete Thatsache gegen Abend durch folgendes Handbillet des Monarchen:

Mit schwerem Herzen habe ich die 26er Liste vollzogen. Original-Ordre sandte ich durch Graf Itzenplitz direkt an Minister Gr. Eulenburg; meine Gründe wollen Sie aus dem 2ten Decret ersehen! Gott wolle, daß ich das Richtige erwählte!

W. 30./11. 72.

Roon fühlte sich durch dieses Vorgehen seiner Kollegen tief verletzt; er bat vorläufig um Urlaub und verließ Berlin sofort, um von seinem Landsitze aus sein Abschiedsgesuch einzureichen.

Auf seine Bitte um Urlaub empfing er zunächst folgende Antwort von Allerhöchster Hand:

Berlin 4. 12. 72.

Ihr Schreiben vom 2. d. M. habe ich erst gestern in Königs-Wusterhausen erhalten. Natürlich ertheile ich Ihnen den Erholungs-Urlaub von 8 Tagen nach Gütergotz, wünsche aber, daß Sie ihn verlängern mögen, wenn Sie nach 8 Tagen noch nicht die gewünschte Stärkung eingetreten finden. Sie müssen Ihre Gesundheit und Ihre Kräfte schonen zur militärischen Reichs-Campagne, denn nur Ihre Erfahrung, Autorität und Ansehen kann ein günstiges Resultat dieser Campagne sichern. Daher kann ich schon im Voraus Ihnen keine Aussicht eröffnen, auf den Schluß Ihres Schreibens einzugehen.

Wenn ich Ihre Stimmung richtig beurtheile, so ist sie durch meine Annahme der Majoritäts-Ansichten des Staats-Ministeriums herbeigeführt. Ich schrieb Ihnen, daß ich mit schwerem Herzen diesen Entschluß gefaßt hätte. Aber meine Ueberzeugung, daß die Cathégorien aus denen die ge-

wissen 24 Männer gewählt, die richtigen sind, compensirt die Zahl derselben und reifte meine Entscheidung, und dieses nahm ich auch von Ihnen an. Ich fürchte mich getäuscht zu haben und muß Sie daher inständigst ersuchen Alles wohl zu überlegen. Mein Vertrauen besitzen Sie nach wie vor im höchsten Maaße und dies, denke ich, wird Sie über manche schwere Stunde hinwegführen!

In treuer Dankbarkeit Ihr

Wilhelm.

Tags darauf hatte der König den vortragenden Adjutanten von Albedyll beauftragt, Roon am 6. in Gütergotz aufzusuchen, um obiges mündlich zu wiederholen und ihn zu veranlassen, jeden Rücktrittsgedanken aufzugeben. Roon aber konnte sich, nach Erwägung aller Umstände, dazu nicht entschließen, sondern reichte am 8. Dezember sein ausführlich motiviertes Entlassungsgesuch ein. Die wichtigsten Stellen desselben lauteten:

.... „Es handelte und handelt sich nicht sowohl um eine momentane persönliche Verstimmung, als vielmehr um eine dauernde Herabstimmung meiner Zuversicht auf ein ferneres gedeihliches amtliches Wirken, hervorgerufen einerseits durch das Bewußtsein meiner körperlichen Hinfälligkeit und Abspannung, andrerseits durch die ... Divergenz der politischen Bestrebungen und Tendenzen in Euer Majestät Staats-Ministerium. ... Es fehlt mir nicht blos im physischen sondern auch im moralischen Sinne der Athem, um an der überaus lebhaften Fortentwickelung unserer politischen Verhältnisse mich ferner mitwirkend zu betheiligen; die beliebte Cadence ist mir zu schnell, zu springend ... es geht mir wider das Gewissen und würde zugleich meinem Ehrgefühl widerstreben, mich etwa zu bedenklichen, den Interessen des Thrones und des Landes, meiner Auffassung nach, zuwiderlaufenden Schritten mit fort-

gerissen zu fühlen, welche aufzuhalten mir die Energie gefehlt hat... Ein solcher Schritt war z. B. die meines Erachtens unnöthige, mindestens verfrühte Ernennung neuer Herrenhausmitglieder.

Es liegt nicht an meinem Willen, sondern in Wahrheit an meinem Können, wenn ich es für pflichtmäßig halte, Euer Majestät die mir nur nach schweren Seelenkämpfen abgerungene Bitte um meine Entlassung zu Füßen zu legen. . ."

Roon machte von seinem Antrage auch dem Fürsten Bismarck in Varzin amtliche Mitteilung und scheint ihm eine Abschrift des Immediat-Gesuches mitgesandt zu haben.

Der König aber beantwortete fast umgehend das Abschieds-gesuch in nachstehendem eigenhändigen Schreiben:

Berlin, 11. 12. 72.

Ihr Schreiben in welchem Sie um einen 8 tägigen Urlaub nach Gütergotz einkamen, schloß mit Andeutungen, auf welche ich im Schluß meiner Antwort Ihnen zu erkennen gab, daß ich Ihnen keine Aussicht eröffnen könne, auf diese Andeutungen einzugehen. Am wenigsten war ich darauf gefaßt, jene Andeutungen bereits in Ihrem letzten Schreiben formulirt zu finden, nachdem ich aus dem ersten Schreiben annehmen mußte, daß Sie nach einer längeren Ruhe zur Prüfung Ihrer Gesundheit einen weiteren Antrag an mich stellen würden.

Wenn ich auch allen Ihren Gründen, die Sie zur Motivirung Ihres Entlassungs-Gesuchs ausführen, Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so bin ich dennoch nicht im Stande auf Ihren Wunsch und Antrag einzugehen! Sie sagen zwar daß Sie meiner dringenden Vorhaltung, die Reichstags-Campagne durchzufechten, deßhalb nicht nachkommen könnten, weil Ihre physischen und geistigen Kräfte Ihnen dies nicht möglich machen würden, — wenngleich Sie bereit wären, Ihre letzten Kräfte im Dienste des Vaterlandes zu opfern — so muß ich

zu diesem schweren Dienst, nochmals des Dringendsten auf-fordern. Sie können sich ja Hülfs-Arbeiter und Sprecher zur Seite stellen —, Sie haben einen dergleichen im Oberst Voigts-Rheetz bereits sich gewählt — um Ihre Person so viel und so lange als möglich zu schonen, — aber Ihre ganze Vergangenheit um das Wohl und die Ehre der Armée, ist so éclatant vor der Welt zu Tage getreten, daß dieses Ansehen Ihnen ein Vertrauen und eine Achtung erworben hat, die kein Neuling in Ihrer Stellung haben kann. Es stehet Alles auf dem Spiel wenn Ihr Gewicht in der Waagschale fehlt! — Die andern Gründe die Sie für Ihr Ausscheiden anführen, beziehen sich auf die inneren politischen Verhältnisse. Aber auch in diesen bedarf ich Ihres Gegenhaltes, wie in der eben beendeten Crisis, wo ich es ja Ihnen nur verdanke, daß wir mit einer so geringen Pairs-Créirung durchkamen; u. daß dieselbe, nach Ihrem Wunsch, nicht noch geringer wurde, trifft allerdings meine Entscheidung, die ich aber ebenso gewissenhaft faßte wie Sie Ihren Wunsch! Aehnlich rechne ich auf Sie in den bevorstehenden wichtigen Fragen! Versagen Sie mir auch hierbei nicht Ihre Unterstützung!

Den Vorfall mit dem mündlichen Vortrag des Ministers Graf Itzenplitz nach der Ministerial-Sitzung, im Auftrag des lahmen Graf Eulenburg, nahm ich so auf, daß auch Sie mit diesem Verfahren einverstanden seien, und nicht, als in der Minorität verblieben, mir persönlich diesen Vortrag zu halten wünschten. Deßhalb schrieb ich Ihnen noch vor dem Diner beim Prinzen von Württemberg jene Zeilen, die Sie nun gewiß in ihrem rechten Lichte verstehen werden. Leugnen kann ich es nicht, daß jenes Verfahren mich selbst überraschte; da indessen Graf Eulenburg am Morgen desselben Tages, mündlich référirte, über die Abends vorher

mit den Partheiführern des Herrenhauses, auf meinen Befehl an das Staatsministerium, gehabte Conférenz, — so glaubte ich daß der Itzenplitz'sche mündliche Bericht gleichfalls eine besprochene Abmachung sei. Daß dem nicht so war, erfuhr ich erst zufällig später und begreife vollkommen Ihre Verstimmung dieserhalb. —

Aus dem Gesagten wollen Sie entnehmen, welchen unbedingten Werth ich auf Ihr ferneres Verbleiben im Amte setzen muß. Gott wird Ihnen Kraft verleihen, mir die Ihrige zu leihen!

Ihr treu ergebener dankbarer König

Wilhelm.

Fürst Bismarck's Antwort lautete:

Varzin 13. Dezember 72.

Lieber Roon:

auf Ihren amtlichen Brief vom 10. antworte ich jetzt nicht, sondern melde Ihnen nur, daß ich morgen in Berlin einzutreffen hoffe. Ich reise, nicht weil ich mich gesund fühle, sondern weil ich für Pflicht halte, die Situation mit Sr. Majestät und mit Ihnen mündlich zu besprechen.

Mein Gefühl sagt mir seit Monaten, daß ich die alte Gesundheit nicht wieder erlange und also auch den alten Geschäftskreis nicht wieder übernehmen kann. So lange der König es befiehlt, will ich ihm als auswärtiger Minister gern weiter dienen, da ich die mehr als 20jährige Erfahrung in der europäischen Politik und das Vertrauen fremder Höfe nicht auf einen andern übertragen kann. Aber die Auswärtigen Angelegenheiten der stärksten Großmacht nehmen einen vollen Mannesdienst in Anspruch, und es ist eine unerhörte Anomalie, daß der auswärtige Minister eines großen Reichs daneben die Verantwortung für die innere Politik

desselben tragen soll. Mein Gewerbe ist ein solches, in dem man viele Feinde gewinnt, aber keine neuen Freunde, sondern die alten verliert, wenn man es 10 Jahre lang ehrlich und furchtlos betreibt . . . Das muß ich tragen, wenn ich auswärtiger Minister bleiben und der König mich noch schneller aufreiben will, als ich ohnehin zu Grunde gehe. Im Innern habe ich den Boden, der mir annehmbar ist, verloren durch die — Desertion der conservativen Partei in der katholischen Frage. In meinen Jahren und mit der Ueberzeugung nicht lange mehr zu leben, hat der Verlust aller alten Freunde und Verbindungen etwas, für diese Welt, entmuthigendes, was bis zur Lähmung geht, wenn die Sorge um meine Frau dazutritt, wie das seit Monaten verstärkt wiederkehrt. Meine Federn sind durch Ueberspannung erlahmt; der König, als Reiter im Sattel, weiß wohl kaum, daß und wie er in mir ein braves Pferd zu Schanden geritten hat; die Faulen halten länger aus, aber ultra posse nemo obligatur. Ich glaubte es noch einige Monate bis zu mündlicher Verständigung hinhalten zu können. Aber Ihr Brief vom 10., lieber Roon, hat meinen Entschluß zur Reife gebracht. Ich kann des Königs Preußischer Ministerpräsident nicht bleiben; will Seine Majestät mich als Reichskanzler und auswärtigen Minister behalten, so will ich versuchen, diesen Zweig weiter zu besorgen. Die Verantwortung für Collegen auf die ich nur bittweisen Einfluß habe und die Verantwortung für solche Ansichten und Willensmeinungen Sr. Majestät, die ich nicht theilen kann, vermag ich in meiner deprimirten Gemüthsverfassung nicht mehr durchzufechten. Die meine Bestrebungen kreuzenden Einflüsse sind mir zu mächtig und die — Ueberhebung und politische Unbrauchbarkeit der Conservativen hat meine Freudigkeit im Kampfe seit letztem Frühjahr gebrochen. Mit den Conservativen ist nichts zu machen, sie folgen den

„Rednern“ wie K. und den Intriganten wie B., gegen sie mag ich nicht. Der König muß also m. E. neue im Parteiwesen nicht verbrauchte Leute an die Spitze bringen, und mich in Frieden auf mein diplomatisches Altentheil, oder gänzlich, ziehen lassen. In diesem Sinne werde ich übermorgen mein partielles Abschiedsgesuch Sr. Majestät vortragen. Das Zeugniß gegen das Ministerium, welches in Ihrem Abschiedsgesuch liegt, hat meinen seit Monaten keimenden Entschluß schnell gereift.

Wir werden, wenn Gott uns Leben giebt, uns der großen Zeit, die wir gemeinsam durcharbeiteten, als alte Freunde gern erinnern, und behäbigeren Nachfolgern mit weniger aufreibendem Diensteifer, wohlwollend nachblicken. In herzlicher und unwandelbarer Freundschaft Ihr

v. B.

Von allerhöchster Stelle folgte sodann noch die nachstehende offizielle Kabinetsordre an Roon:

Nachdem Ich Ihnen auf das Mir vorgelegte Abschiedsgesuch bereits eingehender geschrieben habe, lehne Ich dasselbe hierdurch ab, indem Ich Ihnen gleichzeitig ausspreche, das Ich auf die Fortsetzung Ihrer Mir seit vielen Jahren geleisteten, in jeder Beziehung ausgezeichneten Dienste, unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen ganz besonderen Werth lege. Sie werden — dessen halte Ich Mich versichert — nicht anstehen Ihre Kräfte auch ferner dem Dienste des Vaterlandes zu opfern; Mein Dank dafür wird um so größer sein, als Ich leider nicht verkennen kann, daß Sie es mit Anstrengung und im Kampf mit Ihrer Gesundheit thun werden.

Berlin, den 16. Dezember 1872.

(gez.) Wilhelm.

Fürst Bismarck, in denselben Tagen in Berlin eingetroffen, hatte, seinem Vorsatze entsprechend, seine Enthebung von dem Amte des Preußischen Ministerpräsidenten erbeten, welche bekanntlich genehmigt wurde. Ueber seine mit Roon geführten mündlichen Verhandlungen kann hier nichts Authentisches mitgeteilt werden, indessen waren sie jedenfalls mitbestimmend für dessen Entschlüsse. Roon fügte sich dem so bestimmt ausgesprochenen Verlangen seines gnädigen Monarchen und verblieb im Dienste; und unter diesen Umständen war es unvermeidlich, daß er nunmehr auch zugleich an die Spitze der Preußischen Staatsgeschäfte berufen wurde, so wenig dies auch seinen Neigungen entsprach. Denn er war der älteste Minister, genoß mehr als irgend ein anderer das persönliche Vertrauen des Königs — und Fürst Bismarck hätte sich auch das Präsidium eines andern als dieses ihm durch lange Jahre befreundeten Kollegen nicht gefallen lassen. Den Gedanken, immer nur den ältesten Minister jeweilig mit dem Vorsitze zu beauftragen — wodurch allerdings die Uebelstände provisorischer Verhältnisse verewigt worden wären — hatte der König abgewiesen, gleichzeitig aber auch darauf Bedacht genommen, nunmehr die erwünschte Entlastung Roon's in seinem Amte als Kriegsminister soweit als möglich eintreten zu lassen, gegen welche letzterer nun nichts mehr einzuwenden hatte; vielmehr brachte er selbst den General Kameke zu seiner Assistenz in Vorschlag. Das Resultat dieser Erwägungen war die nachstehende (von Roon bereits contrasignierte) Allerhöchste Kabinetsordre:

Nachdem Ich den Reichskanzler Fürsten von Bismarck auf seinen Antrag von der Stellung als Präsident Meines Staats-Ministeriums entbunden habe, finde Ich Mich bewogen, Ihnen diese Stellung zu verleihen; Sie gleichzeitig

von der des Kriegs-Ministers zu entheben, vermag Ich jedoch nicht, indem Ich Werth darauf lege, daß Sie, als Kriegs-Minister und „Vorsitzender des Ausschusses für Landheer und Festungen", mit der oberen Leitung und Vertretung der Armee-Angelegenheiten auch ferner betraut bleiben. Da Ich gleichwohl ermesse, daß es Ihnen, bei dem Ihnen nunmehr übertragenen Vorsitze im Staats-Ministerium und der daraus für Sie erwachsenden Geschäftsvermehrung, nicht möglich sein würde, die Pflichten als Kriegs-Minister in dem bisherigen Umfange zu erfüllen, so finde Ich Mich gleichzeitig veranlaßt, den Chef des Ingenieur-Corps und der Pioniere und General-Inspekteur der Festungen, General-Lieutenant von Kameke, mit dem Titel und dem Range eines Staats-Ministers zum Mitgliede des Staats-Ministeriums zu ernennen mit der Bestimmung, den Geschäften des Kriegs-Ministeriums, in Uebereinstimmung mit Ihnen, verantwortlich vorzustehen und Sie als Kriegs-Minister überall wo es nöthig ebenso zu vertreten. Indem Ich vertraue, daß die von Mir hiermit angeordnete Einrichtung Ihnen die in Ihrer Doppelstellung als Minister-Präsident und Kriegsminister unentbehrliche Erleichterung gewähren wird, gebe Ich Ihnen auf, Mir über die zweckmäßige, einer gedeihlichen Geschäftsführung entsprechende Theilung der Geschäfte zwischen Ihnen und dem General-Lieutenant von Kameke behufs Meiner Genehmigung zu berichten. — Dabei muß Ich aber darauf hinweisen, wie es im Interesse eines prompten Geschäftsganges liegt, daß der nunmehrige Staatsminister Generallieutenant von Kameke autorisiert werde, Sie, den Kriegs-Minister, in allen Geschäften mit voller Wirkung zu vertreten, so daß Rekurse gegen seine in Verwaltungs-Angelegenheiten ergangenen Entscheidungen nur an Meine Person zu richten sein werden. An das Staats-Ministerium

und den Generallieutenant von Kameke habe ich in vorstehendem Sinne direkt verfügt.

Berlin, den 1. Januar 1873.

(gez.) Wilhelm.

Roon hatte einen besonderen Wert darauf gelegt, daß General von Kameke, der somit „als zweiter Chef der Armee-Verwaltung“ bestellt worden war, gleichzeitig auch stimmführendes Mitglied des Staats-Ministeriums wurde, denn er wünschte auch in den allgemeinen politischen Angelegenheiten eine nützliche und wirksame Unterstützung seiner eigenen Anschauungen durch diesen in allen Hauptfragen mit ihm einigen neuen Staatsminister zu erlangen; er hatte es ferner als Bedingung seiner Uebernahme des Präsidiums erbeten, daß auch das soeben frei werdende Portefeuille des landwirtschaftlichen Ministers an einen Mann seiner Wahl und politischen Gesinnung verliehen würde; und Fürst Bismarck war in beiden Punkten ganz einverstanden gewesen, wie die vorliegenden Korrespondenzen dies ergeben. Aus letzteren geht ferner hervor, daß sie als landwirtschaftlichen Minister in erster Linie Moritz von Blanckenburg — der ein unabhängiger Mann war und bei der Kommunal-Verwaltung von Pommern sowie in den Parlamenten wichtige Erfahrungen gesammelt hatte — berufen zu sehen wünschten. Roon hoffte dessen große Umsicht und Gewandheit in den allgemeinen politischen Angelegenheiten sehr nützlich zu verwerten, ebenso wie seinen wichtigen und besonnenen Einfluß auf die konservative Partei. Indessen war diese Ernennung nicht durchzusetzen; die Mitglieder des Staatsministeriums, und zwar nicht nur die unter ihnen befindlichen „Liberalen“, konnten es natürlich nicht wünschen, daß sie einen neuen Kollegen erhielten, der sowohl mit Fürst Bismarck wie mit Roon in innigster vertrauter

Freundschaft nahe verbunden war; sie fürchteten, sein Einfluß würde ein zu überwiegender werden — und darum mußte man diese Kandidatur fallen lassen. Roon wandte sich darauf mit Allerhöchster Zustimmung (bereits in den letzten Dezembertagen) an den damaligen Ober-Präsidenten von Posen, Grafen von Königsmarck, welcher diesem Rufe — wenn auch ungern — folgte und einige Wochen später in der That an Herrn von Selchow's Stelle trat.

Wie wir sahen, hatte der Kaiser und König während dieser ganzen Krisis seinem getreuen Waffenmeister die wichtigsten Zeichen seiner unbegrenzten vertrauensvollen Zuneigung gegeben, welche auch mündlich noch in der huldvollsten Weise wiederholt wurden. Den höchsten Beweis solcher Gnade und ganz besonderen Huld empfing Roon jedoch durch die nachstehende Allerhöchste Kabinetsordre, mit welcher er, noch am Neujahrstage, überrascht und beglückt wurde:

Ich habe bereits manches neue Jahr mit dem Gefühle dankender Erinnerung und lebhafter Anerkennung für die Dienste begonnen, welche Sie in den verflossenen Jahren Mir und Meiner Armee geleistet hatten. In diesem Jahre hege Ich dieses Gefühl besonders lebhaft, indem Ich Mich der Aufopferung erinnere, mit der Sie nicht allein Ihre bisherigen Dienstpflichten wieder übernommen, sondern denselben noch neue und schwerere hinzugefügt haben. Es ist daher Mein Wunsch, Ihnen heute einen besonderen Beweis Meiner großen Werthschätzung Ihrer Dienste und Ihrer Person zu geben, indem Ich Sie hierdurch unter Belassung in Ihren bisherigen Dienst-Verhältnissen zum General-Feldmarschall ernenne. Nehmen Sie Meinen herzlichsten Glückwunsch zu dieser wohlverdienten höchsten Ehrenstelle in

der Armee und die Versicherung, daß es Mir eine große Freude gewesen ist, Ihnen dieselbe übertragen zu können.

Berlin, den 1. Januar 1873.

Ihr treu ergebener König

Wilhelm.

An

den Minister-Präsidenten und Kriegsminister

Grafen von Roon.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Mit dem ihm eigenen kampfesmutigen Diensteifer übernahm Feldmarschall Roon die Leitung der preußischen Staatsgeschäfte, welche ihm durch die Neujahr 1873 erfolgten Personalveränderungen übertragen worden war. Er war damals fast siebzig Jahr alt und verkannte keineswegs die bedeutenden Schwierigkeiten der neuen, ihm durch die Situation aufgedrängten Aufgaben. Er täuschte sich auch nicht darüber, daß ihm einige Eigenschaften fehlten, um sie erfolgreich zu lösen, wenn er sich auch des Besitzes der wichtigsten und notwendigsten: des vollen Vertrauens seines Monarchen — in ganzem Umfange versichert halten konnte.

Allein es lag nicht in seiner Natur, Schwierigkeiten, vor denen mancher jüngere und gesündere Mann zurückgeschreckt sein würde, für unüberwindlich zu halten, bevor er gekämpft hatte. Die dankbare Liebe zu seinem teuren Könige hatte seine Bedenken, so schwer sie auch gewesen waren, besiegt — und in dieser Gesinnung griff er das Werk unverzagt an und beruhigte seine Freunde, welche ihn nicht ohne Sorgen die neue Bahn betreten sahen. „Ich erfreue mich — schrieb ihm Blanckenburg am 5. Januar — Deiner Frische und guten Zuversicht — und möchte Dir zugleich meine herzliche Freude

ausdrücken über Deine Beförderung zum Feldmarschall und namentlich über die Art und Weise, wie Dein Rück- und Wieder-Eintritt von König Wilhelm behandelt worden ist. Jetzt hat die Trompete einen deutlichen Ton! Wenn Du nun nach kürzerer oder längerer Zeit hinter den Pflug zurückkehrst oder genauer gesagt einkehrst — dann wird kein Schatten irgend einer Art auf diesem Schritte ruhen. — — Gebe Gott, daß Du mit dem großen Hecht in Deinem neuen Karpfenteiche fertig wirst und daß Ihr Beide wie 1862 gemeinschaftlich gegen die Geister von unten kämpfet."

In dem vorstehenden Satze war ein besonders schwieriger Punkt von Roon's neuer Lage berührt, den niemand so richtig zu würdigen vermochte als gerade der jederzeit aufrichtige Blanckenburg. Denn er kannte genauer als irgend ein anderer Zeitgenosse die innerlichsten psychologischen Eigentümlichkeiten sowohl Roon's wie des Fürsten Bismarck; und er wußte zum voraus, daß bei dem energischen und selbständigen Charakter und der — Reizbarkeit beider Staatsmänner es ihnen in der neugeschaffenen Lage wohl nicht immer leicht werden würde, in ganz ungetrübtem Einvernehmen zu bleiben und jederzeit das nicht geringe Maß von Selbstverleugnung zu bethätigen, welches durch den soeben vollzogenen Rollenwechsel für beide zur Notwendigkeit geworden war.

Uebrigens war auf beiden Seiten der allerbeste Wille vorhanden, was sich gerade damals in besonders herzlicher und freundschaftlicher Weise in ihrem Verkehr äußerte. Ein längeres Schreiben Bismarck's aus Friedrichsruh vom 15. Januar 1873 enthält z. B. ausführliche, sehr vertrauliche persönliche Mitteilungen und beschwert sich zugleich über den Mißbrauch, den man von anderer Seite „öffentlich mit der Conzession getrieben, sich auf ihn (Bismarck) beziehen zu dürfen." — „Ich werde künftig — so schließt jener Brief — in Privatmit-

theilungen vorsichtiger sein, wenn auch nicht Ihnen gegenüber, lieber Roon; wir wollen es bei der alten Unvorsichtigkeit unter uns beiden belassen."

In denselben Tagen hatten die Verhandlungen des Landtages wieder begonnen. Bei der dazu nötigen Vorbereitung der Regierungsvorlagen wurde Roon's Thätigkeit schon in den Wochen vorher sehr in Anspruch genommen. Denn nachdem die Vorlagen im Staatsministerium durchberaten waren, mußte für sie durch Vermittelung des Ministerpräsidenten die Genehmigung des Monarchen nachgesucht werden. Im Vordergrunde standen damals die kirchlichen Gesetzentwürfe. Diese waren zwar schon im Jahre 1872, mehrere Monate bevor Roon den Vorsitz des Ministeriums übernommen hatte, nach den vom Staatsministerium aufgestellten allgemeinen Grundzügen ausgearbeitet worden; die Einzelheiten waren aber natürlich Sache des Kultusministers, und dieser brachte seine Entwürfe auch (Anfang Januar) in Roon's Gegenwart an Allerhöchster Stelle persönlich zum Vortrage.

Die späteren parlamentarischen Verhandlungen über diese kirchlichen Kampf- (die sogenannten Mai-) Gesetze sind aus den stenographischen Berichten jener Session ersichtlich; sie brachten für Roon manche unangenehme Erfahrung, insofern es ihm bald klar wurde, daß die so entstehende Gesetzgebung in einigen Punkten erheblich weiter ging, als für ihren politischen Zweck notwendig und nach den anfänglichen Intentionen des Staatsministeriums ins Auge gefaßt war — während Roon unter den obwaltenden Verhältnissen sich doch außer stande fand, den rollenden Wagen aufzuhalten. Er sah auch, wieviel Gutes derselbe auf seinem Wege zerstörte, wie vielfach die Tendenzen der Regierung im Lande — und gerade von den Gutgesinnten und Gläubigen auch unter den Protestanten — mißverstanden wurden — und konnte doch wenig dagegen thun. Das alles

versetzte ihn in einen peinlichen inneren Zwiespalt, zumal manches geschah, was auch seinen eigenen persönlichen und kirchlichen Anschauungen widersprach — als mehr oder minder politisch notwendig aber dennoch nicht zu verhindern war, sondern sogar noch von seiner Mitverantwortlichkeit gedeckt werden mußte.

Natürlich konnten diese innerlichen Kämpfe nicht dazu beitragen, seine Geschäftsfreudigkeit zu erhöhen.

Schon vorher war letztere auf eine harte Probe gestellt worden durch die heftigen und nicht gerechtfertigten Angriffe, welche aus der Mitte des Abgeordnetenhauses — durch den Mund des Abgeordneten Lasker — gegen die Staatsregierung und speziell gegen die Eisenbahnverwaltung gerichtet worden waren.

Herr Lasker hatte nämlich in der Sitzung vom 14. Januar, bei Gelegenheit der Debatten über die Eisenbahnanleihe, neben entsprechenden Insinuationen über den Fürsten P. und den Prinzen B. in betreff des Wirklichen Geheimen Regierungsrats Wagener behauptet, daß derselbe, sei es durch tadelnswerte Begünstigung seitens des Handelsministers oder durch Mißbrauch seiner eigenen amtlichen Stellung — mehrere Konzessionen zu Eisenbahnbauten erhalten und eine von diesen (die zu der sogenannten Pommer'schen Zentralbahn) zu seinem Privatnutzen verkauft habe.

Die mit der eigenartigen Beredsamkeit des Herrn Lasker und in dem Brusttone tiefster Ueberzeugung vorgetragenen Anklagen hatten im ganzen Hause und auch bei Roon selbst den Eindruck hervorgerufen, sie könnten unmöglich ganz unbegründet sein. Freilich hatte Roon diesem Teile der Staatsverwaltung früher vollständig fern gestanden, konnte über den Grund oder Ungrund der erhobenen Beschuldigungen also auch nicht ausreichende Information besitzen, als der völlig uner-

wartete Angriff erfolgte. Dennoch zwang ihn sein jetziges Amt, sein aufrichtig redlicher Sinn sowie der Umstand, daß der Geheime Rat Wagener als erster vortragender Rat im Staatsministerium jetzt *sein* unmittelbarer nächster Untergebener geworden war — zu sofortiger Stellungnahme. Er erklärte daher, daß die Staatsregierung bereit sei, eine genaue Untersuchung — ohne alles Ansehen der Person — in betreff der zur Sprache gebrachten Anschuldigungen eintreten zu lassen; allerdings seien diese erst noch zu beweisen, und darum müsse auch bei Erörterung dieser Sache zunächst nach der Regel: audiatur et altera pars verfahren werden.

Die weiteren Verhandlungen in dieser unerquicklichen Angelegenheit sind, soweit sie öffentlich geführt wurden, aus den stenographischen Berichten zu ersehen. Sie gipfelten bekanntlich in dem sehr zahlreich unterstützten Antrage Lasker's (vom 8. Februar 1873), nach welchem auf Grund des Artikel 82 der Verfassung eine vom Abgeordnetenhause zu wählende Kommission von 7 *Abgeordneten* beauftragt werden sollte mit der Untersuchung: ob bei der Erteilung von Eisenbahnkonzessionen und bei sonstigen Maßregeln der Eisenbahnverwaltung gesetzlich verfahren worden sei. Nach Absatz 3 dieses Antrages sollte die Königliche Staatsregierung zur Mitwirkung bei dieser Untersuchung „*eingeladen*“ werden.

Dieser den radikalsten, auf Parlamentsherrschaft gerichteten Gelüsten entsprechende Antrag hatte sogar die Unterschrift so gemäßigter Politiker wie Bennigsen, Miquel u. a. gefunden!

Sobald der König Kenntnis davon erhalten hatte, schrieb er sofort an Roon (am 9. Februar):

. . . „Ich finde den Antrag Lasker's, daß das *Haus* eine Commission erwählen soll, um die Untersuchung über die aufgestellten Fragen vorzunehmen über *Verhalten der Staatsregierung*, ein *Prézédenz*, das weit führen

kann — und zu des Hauses Entscheidung führen soll, Königliche Beamte wohl gar zu verurtheilen, was doch nur die Gerichte können. Ich wünsche Ihre Ansicht zu hören, ob der Lasker'sche Antrag zurückgewiesen werden kann?"

— und am 10. Februar fügte der Monarch hinzu:

„Ganz einverstanden mit Ihrer Ansicht, die im Abgeordneten Hause eingebrachte Proposition einer Untersuchung seiner Seits der Lasker-Enthüllungen — im Staatsministerium zu erwägen, um die Unstatthaftigkeit derselben festzustellen — scheint mir, daß wir gleichzeitig die Initiative einer Untersuchung nehmen müssen und eine Commission dieserhalb einsetzen, unter Vorsitz eines Ministers und Zuziehung von Kron-Syndici 2c. und Mitgliedern beider Häuser; eine Ansicht, die der Fürst Bismarck mir heute zu theilen schien, nach dem diplomatischen Vortrage.

Ich bitte diese Ansicht dem Staats-Ministerium mitzutheilen, die übrigens mit Ihrem Ausspruch im Hause übereinstimmt, daß man beide Theile hören müsse. Dies Hören muß aber vor einer Königlichen Commission und nicht vor einer Parlaments-Commission stattfinden.

(gez.) Wilhelm.

„Itzenplitz ist bei Fürst Bismarck gewesen und dieser hat ihm dasselbe gesagt, was ich gestern gleich sagte, sein jetziges Abgehen werde als Schuld-Bekenntniß erscheinen, dagegen müsse er auf Untersuchung selbst dringen."

Nach obigen Allerhöchsten Direktiven wurde bekanntlich verfahren und der Antrag Lasker zwar gebührendermaßen zurückgewiesen, jedoch eine königliche Spezialkommission berufen, um die zur Sprache gebrachten angeblichen Mißstände genau zu untersuchen.

Es ist ferner bekannt, daß die Verhandlungen dieser

Kommission so gut wie ergebnislos blieben. Bei näherer Prüfung der Lasker'schen Anklagen fand sich nicht einmal eine Veranlassung, um gegen Geheimen Rat Wagener eine Disziplinaruntersuchung auch nur einzuleiten. Wenn trotzdem einige Zeit später die von Wagener selbst erbetene Pensionierung erfolgte, so hatte Roon dies um deswillen geschehen lassen, weil er aus allen stattgehabten Erörterungen — neben seiner Achtung vor der Tüchtigkeit und großen dienstlichen Brauchbarkeit Wagener's — doch auch die im dienstlichen Interesse gewissenhaft begründete Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Wagener in seiner Beteiligung an finanziellen Operationen etwas weiter gegangen war, als für einen so hochgestellten und einflußreichen Beamten angemessen erschien; und daß man ihn daher nicht halten dürfe — so schmerzlich auch seine tüchtige Kraft und amtliche Thätigkeit vermißt wurde. Es wurde auch nicht leicht, einen Ersatz zu finden. — Roon hatte vielfache Bemühungen darum, wie die vorliegenden Korrespondenzen zeigen.

Während der Arbeiten jener Untersuchungskommission war es übrigens merkwürdig, daß der anfänglich so zuversichtlich aufgetretene Ankläger immer kleinlauter wurde, als bei der Prüfung der verschiedenen ausgesprochenen Beschuldigungen sowie der einzelnen in den letzten Jahren erteilten Eisenbahnkonzessionen es sich herausstellte, daß nicht nur einige wenige hohe Herren vom Adel und aus dem Beamtenstande, sondern — in weit größerem Umfange — andere, zum Teil sehr angesehene, Partei-, Stammes- und Glaubensgenossen Herrn Lasker's beteiligt waren. Vielleicht mochten sie allzu eingehende Erörterungen nicht mehr für opportun halten: jedenfalls verstummte Herr Lasker nach und nach völlig, und die Untersuchung ist thatsächlich im Sande verlaufen, wie man zu sagen pflegt.

Der hochbetagte Handelsminister Graf Itzenplitz hatte den Schluß der Kommissionsverhandlungen, aus denen seine Verwaltung durchaus vorwurfsfrei hervorging, abgewartet und bat erst dann um seine Entlassung, die von des Königs Majestät in allen Gnaden bewilligt wurde.

Für Roon selbst, so wenig er auch persönlich beteiligt war, hatten die gegen die Regierung gerichteten Angriffe immerhin mehrfache amtliche Unannehmlichkeiten gebracht, und zwar Ende Februar sogar eine — bald wieder ausgeglichene — Differenz mit Fürst Bismarck, welche in einem gewissen, hier nicht näher zu erörternden Zusammenhange mit der Sache Lasker-Wagener entstanden war. Auch die sonstigen parlamentarischen Verhandlungen des ersten Halbjahres 1873, von denen vorstehend nur die wichtigsten berührt werden konnten, ließen in Roon — trotz alles bewiesenen Amtseifers — die Ueberzeugung täglich wachsen, daß er die schwere Last doch noch unterschätzt habe, daß er sie nicht bewältigen *könne* und daher ein ziemlich nutzloses Opfer gebracht hatte, als er sie auf seine Schultern legen ließ. Abgesehen von dem Mangel an Elastizität, den er, wie er selbst oft ausgesprochen, auf das lebhafteste empfand, weil sie für einen Staatsmann in seiner Stellung unentbehrlich war, fehlte ihm vor allem auch das notwendigste, nämlich die Gesundheit. Durch die amtlichen Anstrengungen und Aufregungen sowie durch wiederholte heftige Anfälle seines alten asthmatischen Leidens litt er sehr an Schlaflosigkeit und dadurch an hochgradiger Herabstimmung seines ganzen Nervensystems. Er mußte sich daher im Juli abermals dazu entschließen, einen längeren Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu beantragen, der ihm (d. d. Ems, 15. Juli) in den gnädigsten Worten bewilligt wurde: „Die Veranlassung zu diesem Urlaubs-Gesuche lebhaft bedauernd (hieß es in der Allerhöchsten Ordre) wünsche

Ich mit der aufrichtigsten Theilnahme, daß der Ihnen ärztlich verordnete und von Ihnen beabsichtigte Aufenthalt in hoher Gebirgsluft von den wohlthätigsten Folgen für Ihren Gesundheitszustand begleitet sein möge."

Einige Wochen vorher war auch etwas für Roon's Privatleben Erwähnenswertes geschehen: der im Monat Juni vollzogene Verkauf seines Gutes Gütergotz. Roon war zu diesem Entschlusse gelangt, weil er sich überzeugt hatte, daß jenes Gut wegen seiner Bodenverhältnisse nicht zu einem dauernden Familienbesitze geeignet sei — was bei seiner Erwerbung, in Uebereinstimmung mit dem gelegentlich der Verleihung der Dotationen ausgesprochenen Königlichen Wunsche doch beabsichtigt gewesen war. Dazu kam, daß für ein ganz stilles, zurückgezogenes Leben, wie der Feldmarschall es bei seinem oft leidenden Zustande für seine alten geschäftslosen Tage wünschen mußte, die große Nähe von Berlin fernerhin nicht günstig erschien.

Uebrigens trat er noch in demselben Sommer zur Erwerbung einer andern Besitzung in Unterhandlungen, und diese führten auch sehr bald zur Erwerbung des im Kreise Görlitz in anmutiger Gegend gelegenen Rittergutes Krobnitz, welches von den bisherigen Besitzern (Familie von Oertzen) erbteilungshalber zum Verkaufe gestellt worden war.

Seine im Juli angetretene Erholungsreise lenkte der Feldmarschall zunächst an den Rhein, wo er in Düsseldorf und Bonn wieder die alten, lieben Plätze und Freunde aufsuchte, dabei in Wehmut des treuen, nun schon längst heimgegangenen Perthes gedenkend. Dann ging er, immer von seiner Gemahlin begleitet, den Rhein hinauf, über Wiesbaden und Heidelberg nach dem Schwarzwalde, wo in Rippoldsau ein längerer Aufenthalt (bis Ende August) genommen wurde, der seiner Gesundheit auch recht zuträglich war.

Von dort aus kehrte er auf kurze Zeit nach Berlin zurück. Auf der Reise wurde Krobnitz besichtigt und der Ankauf zum Abschlusse gebracht. — In Berlin erkrankte der Feldmarschall wieder und mußte daher, einen geplanten Besuch bei den Verwandten in Pommern aufgebend, sich dem Verlangen seiner Aerzte fügen, welche aufs neue einen längeren Aufenthalt im Süden zu seiner Erhaltung für durchaus erforderlich erklärten. Auf dem Wege dorthin nahm er noch einen ihm zum Ankauf angebotenen Landsitz — Neuhof bei Koburg — in Augenschein. Dieser, in herrlicher Gegend und stiller Einsamkeit gelegen, wurde auch sehr begehrenswert gefunden, besonders weil er ein vollständig und bis aufs Kleinste sorgsam eingerichtetes Wohnhaus hatte, welches sofort bezogen werden konnte. Die übrigens nur etwa 700 Morgen große Besitzung gehörte einer Frau Souchay, einer geborenen Engländerin und Schwiegermutter des späteren Ministers Freiherrn von Lucius; letzterer führte auch die zunächst resultatlos bleibenden Verkaufsverhandlungen. Im letzten Augenblicke, kurz bevor der Feldmarschall, welcher in südlicher Richtung weiter gereist war, Deutschland verlassen wollte, kam jedoch auf telegraphischem Wege noch eine Einigung zu stande. Roon kehrte darauf um und entschloß sich, da das Wetter in der zweiten Hälfte des September noch sehr günstig war, zunächst mit seiner Gemahlin noch zu einem längeren Aufenthalte auf der neu gewonnenen Besitzung, wo ihn mehrere Mitglieder seiner Familie auch sofort besuchen konnten, zu verweilen.

So sehr er sich daran und an der stillen Einsamkeit in prächtigen Naturumgebungen erfreute, so mußte er sich doch schon in den nächsten Wochen überzeugen, daß er selbst in der denkbar größten Ruhe auf Wiedergewinnung seiner Kräfte und Erstarkung seiner Nerven nicht rechnen dürfe und daher gänzlich unfähig sei und bleibe, seine Amtsthätigkeit wieder aufzunehmen.

So richtete er denn schon Anfang Oktober von Neuhof aus die lediglich durch seinen zerrütteten Gesundheitszustand begründete Bitte an Seine Majestät um völlige Entlassung aus seinen Staatsämtern.

Des Näheren sind seine Motive aus seinen nachstehenden Briefen zu ersehen:

An Blanckenburg (vom 8. Oktober 1873).

... Die wunderschönen Herbsttage, die uns Gott hier gönnt ... mahnen mich fortwährend an die Freude, die es uns machen würde, Euch unser kleines Besitzthum und den großen Park, in dem es liegt, zu zeigen. — — Wir denken aber mit Bangen an die Möglichkeit, daß der Gnadensommer etwas früher endigen könnte. Noch blühen die schönsten Rosen, aber das Laub hat angefangen, sich zu färben ... daher: venite presto, prestissime. ...

Mein Urlaub geht zwar eigentlich mit dem 16. d. M. zu Ende, aber ich bin entschlossen, gestützt auf ein Wort des Königs, so lange hier zu bleiben, als es mir gefällt und nach Berlin nur zurückzukehren, um mein dortiges Hauswesen aufzulösen und dann nach dem Süden zu gehen. — Nachdem ich am 5. d. M. mein Immediatgesuch um Enthebung von meinen Aemtern eingereicht und mich fest entschlossen habe, darauf zu beharren, werde ich bei der Rückkehr nach Berlin auch keinerlei Geschäfte wieder übernehmen, weil ich es nicht **kann**, weil eine nachhaltige und regelmäßige Führung der Amtsgeschäfte über meine Kräfte geht und es dem Dienst-Interesse geradezu widerspricht, wenn Preußens wichtigste beiden Staats-Aemter in altersschwachen Händen bleiben, die höchstens noch rhapsodisch zu irgend einer einzelnen Leistung, nicht aber zu einer andauernden Thätigkeit geschickt sind. Ich hoffe, der König wird Kameke nun, statt meiner, und zwar ohne Verzug

zum Kriegsminister ernennen, wie ich beantragte. . . . Dies bedingt die Räumung meines seit 14 Jahren bewohnten Hotels. . . . Alsdann werde ich wiederum gen Süden ziehen, was für meine — ich will nicht sagen — „Genesung“ — aber wohl „Erhaltung“ unerläßlich ist. Ich habe 53 Dienstjahre, worunter 14 Minister-Jahre und 4 Kriegsjahre; ich glaube damit meine Pflicht gegen König und Vaterland wohl erfüllt zu haben; aber gewiß würde ich nicht an Ruhe und Ausspannung denken, wenn ich arbeitsfähig, wenn meine fernere Einspannung nicht den Interessen, für die ich so lange gewirkt, geradezu schädlich wäre. Ich, abgestumpft wie ich bin, fühle mich außer Stande, die heranbrausenden Fluthen aufzuhalten und zurückzudämmen. Durch Bismarck's Verdeutschung à tout prix ist mir mein Preußisches Programm unbrauchbar geworden; mit ihm gegen den liberalen Strom wäre allenfalls noch eine Weile gegangen; gegen beide, das geht über meine Kräfte. Ich habe durch meine Zustimmung zur Kreis-Ordnung und den Mai-Gesetzen bewiesen, daß ich den conservativen Standpunkt von 48 überwunden habe und vernünftige Fortentwickelung aufrichtig will, aber zu einer überstürzenden Cadence fehlt mir der Athem in physischem und bildlichem Sinne. Es schneidet mir in's Herz, daß ich nicht mehr steuern und wehren kann — aber der Wille allein thut's nicht.

Dein alter R.

An Fürst Bismarck.

Neuhof, 12. Oktober 1873.

Nachdem ich an Seine Majestät vor einigen Tagen meine Bitte um Enthebung von den mir anvertrauten Aemtern adressirt habe, wende ich mich, unter Anrufung unserer alten Freundschaft an Sie, mein theurer Fürst, um Sie inständigst

zu bitten, meinem Gesuche nach Kräften Vorschub zu leisten. Ich bin ganz fertig mit meinen geringen Fähigkeiten für den öffentlichen Dienst und daher fest entschlossen, die mir obliegenden Amtsgeschäfte nicht wieder zu übernehmen; es widerstrebt meinem Ehrgefühl, noch länger etwas zu scheinen, was ich nicht sein, wenigstens nicht mehr sein kann; es verstieße wider Pflicht und Gewissen, alle Ehren und Vorzüge meiner Stellung fort zu genießen, mit dem Bewußtsein meiner totalen Leistungsunfähigkeit, wenigstens für jedes amtliche Thun, welches von ihrem Inhaber eine regelmäßige und andauernde Thätigkeit erfordert, nicht blos gelegentliche Impromptu's oder irgend eine zufällige rhapsodische Leistung. Auch habe ich die Ueberzeugung meiner Entbehrlichkeit — vielleicht schon zu spät — gewonnen; dafür ist dieselbe aber gegenwärtig um so stärker, so stark, daß ich ihr unmöglich untreu werden kann. Ueberraschen wird mein Entschluß Niemand, Sie, mein verehrter Freund, am wenigsten, der Sie meine wachsende Hinfälligkeit seit Jahren beobachten konnten, auch wenn diese Hinfälligkeit nicht durch meine 71 Jahre und die letzten 14 Jahre meiner Vergangenheit hinreichend motivirt wäre.

Ich habe Se. Majestät gebeten, den General von Kameke an meiner Stelle zum Kriegs-Minister zu ernennen, da das Siamesenthum mit mir ihm je länger je unerträglicher werden und jedes Provisorium, je früher desto zweckmäßiger, zu Ende gehen muß. Zugleich aber habe ich auch dringend gebeten, das Minister-Präsidium von mir zu nehmen, welches von Anbeginn an gleichfalls den Stempel des Provisoriums an der Stirn trug. Mag es sein, daß der Bestand des Ministeriums aus politischen Gründen vor den Wahlen nicht alterirt werden soll. Aber — selbst wenn ich deßhalb auch noch kurze Zeit innerhalb des Staats-Ministeriums mit meinem Namen

figuriren müßte — ich bin außer Stande, Geschäfte wieder zu übernehmen, und erbat daher von Sr. Majestät auch die Fortdauer meines Urlaubs, um dem Rathe der Aerzte folgend den Winter im Süden zuzubringen. — Vielleicht erscheinen meine Entschließungen Sr. Majestät erheblich genug, um mit Ihnen darüber zu conferiren, und erbitte ich daher von Ihrer Freundschaft, meinen Standpunkt des non possum wohlwollend zu vertreten, weil ich den Herrn weder erzürnen noch kränken möchte, sondern den größten Werth auf die Erhaltung seiner gnädigen Gesinnung lege. Wenn Se. Majestät . . . befehlen sollte, daß ein alter Diener fortdienen soll, selbst wenn er nicht mehr kann wie ich: so werde ich natürlich auch meinen letzten Athemzug noch hergeben; einen andern Zweck aber hätte es nicht!

Zum Schlusse dieser Zeilen, die Sie als amtliche nicht ansehen wollen, denn sie sind par excellence privatim und freundschaftlich — erlauben Sie mir, Ihnen aus vollem Herzen nochmals mein: „Adelante, adelantador atrevido!“ [1]) zuzurufen und Gottes Segen für Ihr ferneres gedeihliches und großartiges Wirken zu erflehen; und das werde ich immer thun, bis an mein vielleicht nicht mehr fernes Lebensende, gleichviel ob ich auf der Bühne oder im Zuschauer-Raume meinen Platz habe!

In aufrichtiger Treue

Ihr Roon.

Se. Majestät der Kaiser antwortete am 14. Oktober auf das „mit lebhaftestem Bedauern entgegengenommene“ Entlassungsgesuch zunächst durch einstweilige Urlaubsverlängerung.

---

[1]) d. h. etwa: „Vorwärts, immer vorwärts, kühner Held!“

Schon vorher hatte Er übrigens seinen Feldmarschall und langjährigen Getreuen mit andern neuen und hohen Gnadenbezeugungen überhäuft; so durch die nachstehenden Allerhöchsten Kabinetsordres:

„Nachdem Ich beschlossen habe, daß die im Bau befindlichen Forts bei Straßburg ihre Namen nach denjenigen Männern erhalten sollen, welche sich um die Erfolge des letzten Krieges besonders verdient gemacht haben, erfülle Ich eine Pflicht des wärmsten Dankes und der lebhaftesten Anerkennung, indem Ich bestimme, daß das Fort Nr. 3 künftig den Namen „Fort Roon“ führen soll. Es gereicht Mir zum besonderen Vergnügen, Sie an dem heutigen Erinnerungstage der denkwürdigen Schlacht von Sedan hiervon zu benachrichtigen.

Berlin, den 1. September 1873.

(gez.) Wilhelm.

„Für Ihr langjähriges Wirken als Kriegsminister kann es kein schöneres und erhebenderes Fest geben, als dasjenige, welches wir heute feiern. In drei Kriegen, unter immer größer werdenden Anforderungen, sind unsere Fahnen von Sieg zu Sieg gegangen — das ist ein sichtbares Zeichen, daß Gottes Segen auf Ihrem Wirken als Kriegs-Minister geruht hat und daß der warme Dank, den Ich Ihnen heute aus vollem Herzen ausspreche, ein wahrhaft verdienter ist; mögen Sie eine äußere Bethätigung desselben darin erkennen, daß Ich Ihnen hierdurch den Schwarzen Adler-Orden in Brillanten verleihe.

Berlin, den 2. September 1873.

(gez.) Wilhelm.

In diesen ersten Septembertagen that der Feldmarschall auch seine letzten Dienste vor der Oeffentlichkeit: am 1. September leitete er die Feier der Grundsteinlegung für die Haupt-Kadettenanstalt in Lichterfelde — für deren Errichtung er schon seit Jahren eifrig thätig gewesen war — und hielt bei diesem Anlasse eine Ansprache an den König; und am 2. September durfte er in seiner Eigenschaft als Ministerpräsident in Anwesenheit einer großen Festversammlung von des Kaisers und Königs Majestät den Befehl zur Enthüllung der auf dem Königsplatze errichteten Siegessäule erbitten. — Am 1. November empfing Roon noch das äußere Zeichen seiner höchsten Würde: den Feldmarschallstab. Der Monarch sandte ihm denselben als Sein Geschenk „mit dem herzlichen Wunsche, daß dieser Feldmarschallstab sich recht lange in Ihrer Hand befinden möge!"

Acht Tage später erfolgte dann die Bewilligung der erbetenen Entlassung durch jene Allerhöchste Kabinetsordre, welche den Abschluß einer selten glorreichen Dienstlaufbahn bezeichnet und deshalb auch an dieser Stelle noch einmal wiederholt werden möge:

„Ich kann Mich leider der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Ihr wiederholtes Gesuch um Uebertritt in den Ruhestand durch Ihre leidende Gesundheit zu sehr begründet ist, um dessen Gewährung ablehnen, oder auch nur weiter verzögern zu können. Ich gewähre Ihnen daher — aber mit schwerem Herzen — den gewünschten Abschied, indem Ich Sie hierdurch, unter Entbindung von der mit so großer Auszeichnung bekleideten Stellung als Kriegs-Minister, mit der gesetzlichen Pension zur Disposition stelle. — Sie tragen in diesem Verhältniß auch ferner die activen Dienstzeichen, und verbleiben auch in der Liste der activen General-Feldmarschälle, sowie in

Ihrem Verhältniß als Chef des Ostpreußischen Füsilier-Regiments Nr. 33, damit Sie der Armee, auf deren Ehrentafeln Ihr Name für alle Zeiten steht, auch durch ein äußeres Band angehören, so lange Sie leben.

Ich danke Ihnen nochmals warm und von ganzem Herzen für Alles, was Sie in Ihrer Dienstzeit in allen Ihren innegehabten Stellungen für Meine Armee gethan haben. Vor Allem aber nehmen Sie hier nochmals Meinen Königlichen Dank entgegen für Ihre Leistungen, für Mich und Meine Armee, seitdem Ich Sie zum Kriegs-Minister ernannte. Sie haben Mich bei Durchführung der Reorganisation der Armee mit seltener Umsicht, Consequenz und Energie unterstützt, und die Früchte Ihrer schweren Arbeit haben nicht auf sich warten lassen. Zwei glorreiche Kriege haben die Tüchtigkeit unserer Kriegs-Institutionen bewährt, und bei der nunmehr erfolgten Vergrößerung des Heeres ist es wiederum Ihr Werk gewesen, dieselbe in kürzester Zeit ins Leben zu rufen.

Mögen Sie sich nach Ihrer treuen Arbeit der wohlverdienten Ruhe noch lange erfreuen, und mögen Sie versichert sein, daß Ich niemals aufhören werde, Meinen in vielfach schwerer und bewegter Zeit immer bewährten Kriegs-Minister in ehrender und dankender Erinnerung zu behalten!

Als Andenken an den schweren Augenblick der Trennung sende Ich Ihnen meine Büste in Marmor.

Berlin, den 9. November 1873.

Ihr dankbarer König

(gez.) Wilhelm.

An

den General-Feldmarschall Grafen v. Roon,

Staats- und Kriegs-Minister.

Eine vom selben Tage datierte Allerhöchste Ordre, gegengezeichnet vom Minister Graf Eulenburg, gewährte in den gnädigsten Ausdrücken gleichzeitig die Enthebung von dem Amte als Ministerpräsident. Bekanntlich wurde dieses wiederum dem Fürsten Bismarck übertragen, Minister Camphausen zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums und General von Kameke zum Kriegsminister ernannt.

* * *

Als der Feldmarschall nach Berlin zurückkehrte, um seinen dortigen Hausstand aufzulösen und sich allseitig zu verabschieden, fand er den Fürsten Bismarck dort nicht mehr vor. Doch empfing er von diesem noch vor seiner Abreise folgende Zuschrift:

Varzin, 20. November 1873.

Lieber Roon.

Ihre freundlichen und traurigen Mittheilungen vom 12. v. M. an mich gingen parallel mit Ihren amtlichen Eingaben an Se. Majestät und machten mir leider, im Verein mit Ihrem Schreiben an Moritz und mit der amtlichen Mittheilung des Kaisers vom 14. über Ihre immediate Abschieds-Eingabe, eine Situation klar, mit der ich ungern vertraut werden wollte. Ich verschob meine Aeußerung, bis ich in Wien mit Sr. Majestät mündlich darüber reden konnte, und empfahl die Bewilligung bezüglich des Kriegsministeriums, den Aufschub bezüglich des Präsidiums. Der Kaiser war damit einverstanden. In Berlin sah ich Eulenburg und Camphausen, welche für schwierig hielten dem Landtage ohne Definitivum gegenüberzutreten. Ich selbst war nicht gesund genug um die Geschäfte in die Hand zu nehmen, ich war pflichtmäßig nach Wien gegangen, kam acut krank hier wieder an und brauche noch Ruhe. Eulenburg wollte oder konnte nicht, und Camp-

hausen hatte die Anciennität nicht um einstweilen an die Spitze zu treten, so ist es gekommen daß ich dem Kaiser von hier aus empfahl was inzwischen von Ihm befohlen ist. Gleichzeitig wurde der Eintritt von Moritz (Blanckenburg) von uns verabredet und von mir in demselben Schreiben bei Sr. Majestät beantragt [1]). Ich habe es abgelehnt, Moritz vertraulich zu sondiren; ich hatte das, bezüglich Stettin und Berlin, zweimal gethan, und nachdem ich sein Widerstreben überwunden, wurde nichts daraus. Ich verlangte also, daß er diesmal auf allerhöchsten Befehl amtlich und nicht von mir freundschaftlich, gefragt werde. Das Weitere wird Ihnen genauer als mir bekannt sein. Moritz hat mir am 16. d. geschrieben." . . . . . . Nachdem Bismarck seiner Unzufriedenheit über Blanckenburg's Ablehnung und die Haltung seiner Fraktionsgenossen und der „Junker" lebhaften Ausdruck gegegeben, fährt der Brief fort: „ . . ich stehe dienstlich auf der Bresche und mein irdischer Herr hat keine Rückzugslinie, also: vexilla regis prodeunt, und ich will, krank oder gesund, die Fahne meines Lehnsherrn halten, gegen meine factiösen Vettern so fest wie gegen Papst, Türken und Franzosen. Vermüde ich, so bin ich anschlagmäßig verwendet und der Verbrauch meiner Person ist vor jedem Rechnungshofe justificirt. Durch Ihren Austritt bin ich vereinsamt, unter — Ministern — die einzig fühlende Brust. Der Rest vom alten Stamm der bleibt, ist faul . . .

Ich wollte Ihnen nur ein herzliches Lebewohl schreiben, und nun komme ich auf sechs Seiten solcher Abirrungen. Sehen werden wir uns ja doch im Winter, und persönlich also nehme ich nicht Abschied. Wir werden mündlich doch

---

[1]) An Stelle des in denselben Tagen zurückgetretenen Landwirtschaftsministers Graf Königsmarck.

noch manchen Rückblick auf die 11 Geschichtsjahre thun können, die Gott uns zusammen hat durchkämpfen lassen, und in denen wir mehr von seiner Gnade erlebt haben, als wenigstens mein Verstehen und Erwarten faßte. Im Amte aber wird es einsam um mich sein, je länger je mehr; die alten Freunde sterben oder werden Feinde, und neue erwirbt man nicht mehr. Wie Gott will. Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sophaplatze nicht ausgefüllt finden, und dabei denken: „ich hatt' einen Kameraden". — Man wird alt, das hat sein Gutes, man ist zufrieden mit Knochen und Leder, an sich und Andern. Der Postbote mahnt, herzlichen Gruß und auf baldiges Wiedersehen.

Ihr treuer Freund

v. Bismarck.

In betreff der oben erwähnten Verhandlungen mit Blanckenburg erfahren wir näheres durch das Schreiben, welches dieser einige Tage früher (Zimmerhausen, 11. November) an Roon gerichtet hatte:

„Alea jacta est! Gestern habe ich an Eulenburg einen festen Absagebrief geschrieben, der mit diesem nach Berlin fährt. Ich war natürlich auf diese Wendung vorbereitet — aber darauf allerdings nicht, daß Bismarck mich auf solche Weise — ohne die geringste Andeutung mir hier zu machen[1]) — an den Graben heranreiten würde. Daß ich in dies Ministerium — das „Bismarck" heißen wird und „Camphausen" sein wird — nicht eintreten konnte, wenigstens nicht ohne viele „wenn's und aber's" — darüber war ich nicht einen Augenblick zweifelhaft sofort wie der Zeitungsklatsch darüber anfing.

[1]) Fürst Bismarck war im September in Zimmerhausen zum Besuch gewesen.

Aber darüber habe ich 24 Stunden nachgedacht, wie ich am wenigsten verletzbar „nein“ zu sagen hätte. Mündlich? nach Verhandlungen? Welcher Art konnten die sein — die konnten sich doch nur auf Neugestaltung (in spe) des wunderlichen Ressorts beziehen. — Ich habe den Weg des Briefes gewählt in der meiner pommerschen Natur möglichen höflichsten Form!

Die Tragweite meines „nein“ — nachdem die Einstimmigkeit des Ministerii und Einwilligung des Königs constatirt war — ist mir wohl bekannt. Bismarck bekommt indirekt wenigstens nun auch durch mich einen empfindlichen Schlag, und ich kehre nach 20jährigem parlamentarischem Tanze wie der Lachs aus hoher See — in den Cardeminer Bach zurück um hier — da wo ich geboren — zu sterben.

Indeß eintreten konnte ich nur wenn ich dadurch meine Zustimmung gab zu der letzten Legislaturperiode und wenn ich auch nur hoffen konnte unter Camphausen's mächtigstem Einfluß dem mit Füßen getretenen landwirthschaftlichen Gewerbe aufzuhelfen. Beides konnte ich nicht!

„Wer weiß Gutes zu thun und thut es nicht — dem ist es Sünde.“ Ich weiß hier Gutes zu thun — namentlich in meiner neuen Pflicht als Minister in den Angelegenheiten meines lieben Gerhard [1]) — in Berlin wüßte ich es nicht. Im Dezember sagte ich „ja“ (sehr gequält wie Du weißt) in der Idee, daß ich der conservativen Rechtsschwenkung eine Stütze sein sollte — es sollte eine conservative Mehrheit im Ministerio geschaffen werden — heute soll ich in ein Ministerium treten in dem doch höchstens Kameke noch mit

---

[1]) Gerhard von Thadden-Vahnerow, Blanckenburg's Schwager, war wenige Wochen vorher durch Sturz in einem neuerbauten Hause eines plötzlichen Todes gestorben.

mir wäre — denn Bismarck wird in Preußen Camphausen wirthschaften lassen, darüber habe ich nicht den geringsten Zweifel. Daß die sämmtlichen Kollegen nach mir angelten in der Hoffnung — daß ich etwaige horrenda die B. ihnen zumuthen wird — abdämpfte und am besten noch die Besänftiger-Rolle des immerhin Gefürchteten übernehmen könnte — ist mir klar — sie waren ihrer Sache gewiß, daß ich als etwaiger conservativer Keil auf dem mir sehr unbekannten Felde ihnen weniger schaden könnte — da doch meine alten Freunde und vor allem die stets schürende Kreuzzeitung mich als Abtrünnigen behandeln würden . . .

Wie freue ich mich — daß Du frei bist! u. s. w."

In einem andern Briefe hatte Blanckenburg die damalige Situation schon ähnlich beurteilt, wenn er schrieb: „Was weiter werden soll im Vaterlande? Ich weiß es nicht. Mit politischen Parteien ist es vorläufig aus. B. hat in Pommern jede Brücke, die ich noch wieder hätte bauen können, zerstört. Er geht nun (wider Willen vielleicht) liberale Wege . . . . Wir müssen jetzt nach Allem was geschehen ist — den liberalen Kelch bis auf die Hefe leeren! Es giebt keinen andern Weg, wenn B. nicht vollständig umkehrt. Eine conservative Mittelpartei (wie er träumt) ist ein Unding!

Dein getreuer Moritz.

Roon seinerseits war trotz der Wehmut, welche die Trennung von seinen Aemtern, seinen Untergebenen, allen Berliner Umgebungen — vor allem aber von seinem huldreichen Monarchen naturgemäß mit sich brachte — doch herzlich froh, von den politischen Sorgen nun endlich erlöst zu sein.

„Alt bin ich" — so schrieb er in jenen Tagen einem seiner nächsten Angehörigen — „jung aber noch in der herzlichen innigen Liebe zu meinem Könige, meinem Lande, meinen

Kindern und meinen Freunden. Das hoffe ich bis an mein seliges Ende auch zu bleiben."

Erfüllt von diesen Empfindungen hat er damals alle seine zahlreichen Angehörigen und eine Anzahl nahestehender lieber Freunde, bisheriger Untergebener rc. noch einmal in seiner Wohnung im Kriegsministerium zu festlichem Mahle um sich versammelt — in denselben Räumen, in welchen er mit seiner Frau so lange Zeit eine seiner Sinnesart entsprechende, einfache, aber ungemein gemütliche Gastlichkeit geübt hatte. Den Seinigen waren diese Räume durch den denkwürdigen 14jährigen Aufenthalt oder Verkehr in denselben fast zur lieben Heimat geworden — in welcher Roon wie ein Patriarch über ihnen waltete. Jetzt, bei der Trennung, verlebten sie dort noch Abschiedsstunden, die jedem unvergeßlich geblieben sind.

Der Anfang Dezember aber fand den Feldmarschall, begleitet vom Stabsarzt Dr. Preuße, der in Assistenz des Generalarztes Dr. Böger schon in den letzten Jahren beständig über seiner Gesundheit gewacht hatte, sowie von seiner Gemahlin, mehreren anderen Familiengliedern und der nötigen Dienerschaft, auf der Reise nach Italien. Er wünschte dort, im Kreise lieber Angehöriger, mindestens ein halbes Jahr lang ständigen Aufenthalt zu nehmen.

Siebenter Abschnitt

Im Ruhestande

1874 — 1879

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Mit den in der Heimat verbliebenen Angehörigen und einigen näheren Freunden unterhielt Roon — sowohl während der italienischen Reise wie nachher — einen ziemlich lebhaften Briefwechsel; derselbe betraf wohl meistens seine Familie sowie die Erledigung geschäftlicher Dinge, befaßte sich aber auch noch häufig mit den öffentlichen Angelegenheiten, da diese für den großen Patrioten auch „im Zuschauerraume" von hoher Wichtigkeit blieben.

„Da sind wir glücklich über die Alpen! (schrieb er am 9. Dezember 1873 aus Bozen) und Gott sei Dank! was mich betrifft mit dem Gefühl wachsender Genesung. Die ganze Gesellschaft ist wohlauf und guter Dinge. An Heiterkeit niemals Mangel. Ueberschwängliche Freude am Naturgenuß, zumal bei dem weiblichen und jüngeren Theile meiner Begleitung; am meisten entzückt das „Opperlein"[1]) . . . ich lasse mich pflegen und verziehen. . . Oft gedenke ich in Wehmuth der Heimath, meiner letzten Tage in Berlin, meines lieben und theuren Königs und aller der Meinen" . . . .

---

[1]) Fräulein M. Oppermann, langjährige Freundin und Stütze der Roon'schen Familie, welche sie auch durch hingebend treue Pflege des Feldmarschalls in seinen Krankheiten zu innigstem Dank verpflichtet hat.

Vom 10. Dezember an waren die Reisenden einige Tage in Venedig. Am 16. Dezember schrieb Roon (an Blankenburg) aus Florenz: ... „ich fühle es fast wie eine Schuld, daß ich Berlin und das Kriegsministerium, den Schauplatz so mancher traulichen Plauderstunde, verlassen habe, ohne Dir förmlich Adieu gesagt zu haben vor meiner Wanderung in die Fremde. Aber glaube mir, es war mir physisch unmöglich. Vom 15. November bis zum 29. glaubte ich jeden Tag zehnmal zu ersticken, und bin wohl zehn Nächte hindurch nicht ins Bett gekommen. Dann nahmen mich die letzten Amputations-Maßregeln ganz in Anspruch, soweit ich Kräfte hatte. Am 2. Dezember — Deiner geliebten Mutter Geburtstag — war die schwere Stunde der Trennung von meinem kranken Könige; ich habe auch diese ausgehalten, und konnte mich endlich am 4. auf die Eisenbahn setzen und die Reise nach Wälschland versuchen. In sehr kleinen Tagereisen gelangte ich am 10. glücklich nach Venedig, aber — Frost und Schnee fehlten uns bis heute — auch hier in Florenz! — nicht ganz, und sie drängen mich unaufhaltsam weiter nach dem Süden, um der Gefahr neuer Erkältung zu entgehen, so daß ich ohne die Erkrankung meiner Enkelin A.-M. schon morgen von hier weiter geeilt sein würde — und mir die Herrlichkeiten von Florenz und Rom bis zur Heimreise im Frühjahr aufspare. . . Es geht mir zwar momentan unglaublich gut, denn ich bin seit dem 5. d. fast ganz frei von Beklemmungen, selbst von Husten, aber ich war sehr hinfällig und abgespannt und bin es in gewissem Grade noch immer; doch habe ich wieder Lebensmuth gewonnen und hoffe wieder — im Vaterlande zu sterben.

Sorrent oder Palermo? das ist jetzt die Frage! Palermo ist zwar das ärztlich gesteckte Ziel, aber meine Damen fürchten die Ueberfahrt. .

Eigentlich habe ich das Reisen satt, sehne mich nach dem gesegneten Einerlei einer idyllischen und sonnigen Existenz. Wenn man alt ist und sich recht alt fühlt wie ich, so ist bei dem steten Wechsel der Eindrücke, wären sie auch noch so interessant, keine rechte Freude: die Sehnsucht nach Ruhe überwiegt alles Andere. Am liebsten wäre ich daher sofort nach meiner Verabschiedung aufs Land gegangen, wären die klimatischen Nöthigungen für meine Gesundheit nicht in Betracht zu ziehen gewesen . . .

Gott ist so gnädig gegen mich gewesen, daß ich auch hoffen darf, wir werden uns im nächsten Frühjahr in Neuhof oder im Spätherbst in Krobnitz wiedersehen. Am ersteren Ort hoffe ich gegen den 1. Juni einzutreffen. Am 1. Juli muß ich wegen der Pacht-Uebergabe an Wißmann[1]) nach Krobnitz. . . . Das kann sehr erfreulich werden für meine alten Tage.

Wenn ich von meinen patriotischen Sorgen heute schweige, so fehlen sie mir leider doch nicht! — Bismarck's Antwort auf meine herzlichen Abschiedsworte war geschrieben nach der gnädigen Königs-Ordre vom 9. d. Mts. Sie bespricht aber hauptsächlich seine eigene Lage . . . und läßt mich Manches vermissen. . . Sehr lebhaft verklagt er Dich bei mir wegen Deiner Ablehnung des Ministerpostens.

Willst Du mich durch einige Zeilen Antwort erfreuen, so richte sie nach Neapel (Hotel Gran Bretagna), später nach Palermo (Adresse des deutschen Consuls G. Kopp).

Rom, 22. 12. 73.

. . . Wir sind seit dem 19. hier. H.'s Erkrankung nöthigte zum längeren Verbleiben in der „ewigen Stadt",

---

1) Dieser, Roon's jüngerer Schwiegersohn, übernahm die Verwaltung des Gutes.

was dem Zweck meiner Reise insofern nicht ganz entspricht, als selbige Stadt, ungeachtet ihres unermeßlich historischen Interesses, medizinisch betrachtet wegen ihrer schlechten Luft und wechselnden Temperatur keineswegs ein passender Stations-Ort für mich ist.

. . . Wir sind hier durch Keudell's auf das Liebenswürdigste behandelt worden, haben vorgestern dort dinirt, gestern gefrühstückt, und der Hauptmann v. P. (Militär-Attaché) widmete sich als wohl unterrichteter Cicerone all' die Tage. Er hat uns überall herumgeführt und — wir haben in den zwei Tagen eine Menge von neuen Bildern gegen alte Namen eingetauscht. Von Weiterem konnte natürlich nicht die Rede sein. Als Dessert empfingen wir gestern auf dem Kapitol[1]) die schöne Aussicht auf die Stadt und das Albaner-Gebirge. Aber ich werde mich wohl aller Beschreibungen enthalten; das wäre ein mer à boire!

Gestern sind wir hier sehr beunruhigt worden durch ein von den Zeitungen mitgetheiltes Telegramm, wonach im Befinden des Königs und Kaisers ein Rückgang eingetreten sein soll. Gott schütze und erhalte Ihn! ich habe Ihm gestern geschrieben. . .

Hier und in Florenz fand ich bei allen Personen, mit denen ich in Berührung gekommen, die größte Bereitwilligkeit, mir nützlich zu sein, auch mir Nachrichten über Palermo zu verschaffen. Es ist doch eine gar schöne Sache um einen guten Namen. General Menabrea, der mich gestern hier aufsuchte, bot mir die Dienste seines in P. wohnenden Schwiegersohns, Duca di Gela, dem er schreiben wollte, aufs freund-

[1]) Auf welchem bekanntlich der Palast Caffarelli — das Botschaftspalais — liegt.

lichste an; ich habe Dienstfertigkeiten immer abzuwehren, statt sie nachzusuchen. . .

Die Schwarzseherei hinsichtlich der Dauer des jetzigen Ministeriums kann ich nicht theilen, und wenn Gott uns den König erhält, werden alle wesentlichen Bestimmungen des Militär-Gesetzes vom Reichstage genehmigt werden."

Am 24. Dezember trafen die Reisenden in Sorrent ein, wo sie „entzückt und doch wehmütig" das Weihnachtsfest feierten und einige Wochen blieben. Von dort schrieb Roon am 31. Dezember u. a.: „Meine Gesundheit verursacht z. Z. keine Bedenken, der Husten incommodirt mich sehr wenig, die Athem-Noth ist fast verschwunden und zeigt sich in gewissem Grade nur bei'm Steigen. An der durch meine Vergangenheit und meine 71 Jahre begründeten Zerrüttung meines Nervenlebens, verbunden mit einer gewissen Mattigkeit wird freilich auch hier nicht mehr viel zu ändern sein; dennoch darf ich jetzt nicht heimkehren, das nordische Klima würde meine organischen Beschwerden erneuern. . . Uebrigens haben wir auch keineswegs unangenehme Reise-Erfahrungen gemacht; einige unbescheidene Bereicherungs-Versuche, die gelegentlich vorkamen, sind in der That das einzige, worüber zu klagen wäre; sonst sind und waren wir bisher aufs beste und zuvorkommendste behandelt. Die Eisenbahn-Verwaltung in Florenz gab uns bis Neapel einen Salonwagen, die Militär- und Civilbehörden bemühen sich um mich aufs höflichste, die Bevölkerung wirft mir einen „grand uomo" nach dem andern an den Kopf, und hier in Sorrent brachten uns einheimische Sänger am Tage der Ankunft ein Ständchen, das die „Wacht am Rhein" in deutscher Sprache sang. — Ich denke viel an meinen lieben kranken König, dem ich schon zweimal geschrieben, aber glücklicherweise wenig an die politischen Probleme der Gegenwart, zu deren Lösung ich Gottlob nicht mehr mit

berufen bin. Bismarck's Rede contra Gerlach habe ich indeß in Rom gelesen; ich fand sie geschickt und mit esprit gefaßt.

Doch nun will ich schließen um Deine sowie meiner Umgebungen Ermahnung zu befolgen, wonach ich mich möglichst immer im Freien aufhalten soll. Die Sonne lacht wieder aus dem nun wolkenlosen Himmel auf den Orangenhain herab, auf den ich aus meinem Fenster blicke, und wenn Luft und See auch noch in lebhafter Bewegung sind und der Vesuv seinen weißen Schneemantel, in den ihn die vorgestrige Tramontana gehüllt, noch nicht wieder ganz abgelegt hat, so will ich mich doch hinausmachen und auf jede weitere landschaftliche Malerei verzichten, in welcher meine Damen ohnehin das unglaublichste zu leisten nicht verfehlen werden, so unmöglich es auch ist, sich darin mit Pinsel und Palette, geschweige denn mit Tinte und Feder zu genügen . . .

(den 10. Januar.) Die jungen Leute waren gestern in der blauen Grotte, wir Alten mit H. und A.-M. machten eine Spazierfahrt und erkletterten Capo di Massa, wo wir die herrliche Sicht über Land und Meer im goldenen Sonnenschein genossen . . . Wir reisen morgen ab, zunächst über Pompeji nach Neapel."

In denselben Tagen empfing Roon zu seiner Beruhigung bessere Nachrichten über das Befinden seines geliebten greisen Monarchen und zwar durch dessen eigenhändige Zuschrift:

Berlin, 9. 1. 74.

Sie haben mir seit dem Betreten des italienischen Clima's so, proposition gardée, gute Nachrichten von sich gegeben, daß ich hoch erfreut bin, daß Sie trotz Ihres Zustandes bei Ihrer Abreise dieselbe unternommen haben; und erwiedere ich

Ihre lieben Wünsche für mich bei'm Jahreswechsel indem ich die gleichen für Sie und die Ihrigen ausspreche!

Sie machen aber so viele ultra bescheidene Rückblicke auf Ihre Dienststellungen und auf unverdiente Belohnungen, daß ich fast schelten mögte, daß Sie mir es nicht überlassen, das Maaß jener Leistungen und Belohnungen abzumessen!

Unser Abschied, dann ein Abriß Ihrer Leistungen in den bedeutungsvollen 14 Jahren zeigten mir mit Wehmuth, daß ich Ihrer nunmehr entbehren soll, und Ihr Schmerz hierüber kann nicht tiefer sein als der meinige! Dank, nochmals Dank für Ihr aufopferndes, aber auch Segensreiches Wirken.

Was mich betrifft, so ist eine Réconvalescenz wirklich eingetreten; aber da ich schon Einmal so weit war, und durch den quälenden Husten auf 14 Tage zurückgeworfen auf Schlaf- und Appetitlosigkeit, kann man sehr découragirt werden, ob nicht nochmals eine Störung eintreten könnte! Seit vorgestern habe ich meine Ausfahrten, bei Sonnigen Tagen und 1—2 Grad Kälte, wieder begonnen, bis jetzt ohne Nachtheil! Aber was sind solche Tage gegen die Wonne, die Sie jetzt in Sorento genießen! Sie machen eine verführerische Anspielung auf mich; aber wie kann ich darauf hören, wo wir in der Kammer der Reichstags-Schlacht entgegen gehen!

Mit den herzlichsten Grüßen für die Ihrigen,

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Nach nur kurzem Aufenthalte in Neapel und glücklicher Ueberfahrt nach Sizilien setzte Roon die Mitteilungen an die Seinen in der Heimat fort:

Palermo, 25. 1. 74.
Olivazza, Serra di falco.

Vorgestern Nachmittag sind wir nach mancher Noth und manchem Zweifel hier eingezogen, wo wir uns schon recht

wohl befinden und dem Erwachsen eines gewissen Heimathsgefühls entgegensehen, soweit ein solches Gefühl hier überhaupt aufkommen kann. Die Beschreibung unseres hiesigen ländlichen Etablissements will ich flinkeren Federn überlassen, und nur einzelne Notizen hier verzeichnen, um dem Ganzen Farbe zu geben. — Wenn die Sonne scheint, können wir warme Kleider nicht ertragen. Wenn wir aber, wie heute, einen grauen Tag haben, so zeigt das Thermometer Morgens um 7 Uhr + 10° R. und um 11 Uhr wenig mehr. Bei gänzlicher Windstille vermißt man weder im Zimmer den Kamin, noch draußen den Ueberzieher, und windig ist es fast nie. — Wenn ich mich in meinem trefflichen Bett Morgens aufrichte und hinausschaue durch die Glasthür meines anstoßenden Wohnzimmers, so blicke ich über die Wipfel von Lorbeerbäumen, Magnolien und Dattelpalmen hinweg auf das etwa ½ Meile entfernte blaue Mittelmeer im Osten und bei weiterer Umschau gegen N. u. Westen auf die zackigen Gipfel rauher Felsenberge, welche die Ebene von Palermo amphitheatralisch umschließen, im S. u. S. O. auf die thurmreiche Stadt. Auf dieser Seite unmittelbar unter den Fenstern das Leben und Treiben dieser unendlich zerlumpten und unglaublich beweglichen Bevölkerung, deren Costüme und Wesen, deren Geschrei und Geberden in ihrer Unbeschreiblichkeit und Eigenthümlichkeit den beobachtenden Nordländer mit immer neuer Unterhaltung versorgen. Wenn man nur Alles verstände! Zwar wird von morgen ab ein italienischer Sprachlehrer bei uns aus- und eingehen, aber seine Unterweisungen werden nicht anticipando Früchte bringen; ob überhaupt? — jedenfalls unreife.

Aehnliches schrieb Roon auch an Blanckenburg, welcher seinerseits zuweilen Mitteilungen über die politischen Angelegenheiten in der Heimat nach Palermo gelangen ließ. In einem Briefe vom 18. Januar hatte er u. a. geäußert:

„Der Reichstag ist so zusammengesetzt, daß an einen befriedigenden Abschluß des Militairgesetzes nicht zu denken ist. Ich prophezeihe einen Zusammenknall oder ein Nachgeben des Königs und Bismarck's. Selbst hier in diesem Kreise war bei den Liberalen Stichwort: „zweijährige Dienstzeit" . . . . .

„Daß die Sozialisten den Beweis geführt haben, daß sie kolossale Fortschritte gemacht haben, wußte ich vorher — meine Freunde wollten es nie glauben. . ."

Darauf antwortete Roon (am 4. Februar):

„Ueber Politik möchte ich grundsätzlich gar nicht sprechen und nur berichtigend bemerken, daß Du in Betreff des Militair-Gesetzes zu schwarz siehst. Der König kann in Betreff der Dienstzeit gar nicht nachgeben, ohne Sich, seine Minister und seine militärischen Grundsätze, im Hinblick auf die Vergangenheit an den Pranger zu stellen — ganz abgesehen von der technischen Unzweckmäßigkeit und Verkehrtheit. Das wird auch B. einsehen, und wenn er sich mit Entschiedenheit vorspannt, so wird es ihm gelingen, den Wagen, trotz aller Disteln und Dornen, die die Opposition ansäet, und trotz aller Klüfte und Löcher, die sie auszuhöhlen versuchen wird, vorwärts und ans Ziel zu bringen. Eine tüchtige Armee — das muß ihm und seinem heutigen Gefolge klar sein — ist der einzig denkbare Schutz sowohl gegen das rothe, als gegen das schwarze Gespenst. Ruiniren sie die Armee, dann ist das Ende da; dann adieu Preußischer Kriegsruhm und Deutsche Herrlichkeit!"

Später am 5. Februar hatte Blanckenburg der kirchlichen Wirren gedacht und dabei geäußert:

„Nun, Du hast das römische Wesen ja nun vor Augen und wirst wohl in keine Versuchung kommen, den Papismus als Christenthum zu idealisiren."

Hierauf ging Roon (am 15. Februar) ausführlicher ein:

„Daß ich den Papismus nimmer ideal aufzufassen vermag, ist freilich sicher. Aber ich schätze ihn als wirksame Polizei-Institution, namentlich inmitten einer halbwilden Bevölkerung wie die sicilianische . . . Nachdem hier der moderne Staat Alles niedergerissen hat, was bisher die Rohheit in Fesseln hielt, ohne andere wirksame Schranken aufzurichten, muß man sich alle Tage wundern, daß sie nicht wilder und wüthender an's Licht tritt. Vom Aberglauben zum Unglauben ist immer nur ein kleiner Schritt. Hat man hier die heilige Rosalie bis auf Garibaldi abgöttisch angebetet, so hat man ihrem Marmorbilde damals den Kopf abgeschlagen und damit handgreiflich dem Aberglauben ein Ende zu machen geglaubt — damit zugleich aber die Kette zerrissen, an welcher die Bestie zu lenken und zu zügeln war. Den Katholizismus mit all seinen mannigfaltigen Verdummungs-Apparaten verächtlich zu machen, ist ganz leicht gegangen, wo aber ist außerhalb desselben die autoritative Kraft zu finden, durch welche die sittlichen Hebel des Christenthums in Wirksamkeit gesetzt werden? Der moderne Staat ist unfähig dazu; er bedarf eben sowohl als der antike des transcendentalen Moments; mit Gesetzesparagraphen allein ist da nichts zu machen. Mit dem menschlichen Richter glaubt jeder durch List oder Gewalt fertig zu werden, und mißglückt dies, so hat der Verbrecher blos Ungeschick bewiesen oder „Unglück gehabt". Der innere Richter aber wird in Inactivität versetzt, indem man die himmlische Gerechtigkeit ins Reich der Fabeln verweiset. Diesen verderblichen Ausgang der Römischen Kirche zur Last zu schreiben, ist zwar vollkommen gerecht; damit aber wird dem Unheil der hereinbrechenden Verwilderung nicht gesteuert. Und — geht es uns, „den Ketzern", denn besser? Möchte man diese Frage auch mit ja beantworten, so wird man doch im Hinblick auf die zahlreichen Symptome derselben schweren

Krankheit einzugestehen nicht umhin können, daß auch wir uns sehr ernstlich zusammen nehmen müssen, wenn wir nicht demselben Unheil verfallen wollen. Solche Erwägungen, die leider unsern Staatsweisen vielfach abhanden gekommen zu sein scheinen, sind die Entschuldigung für das Verhalten unserer conservativen Ultra's. Sie vergaßen und vergessen indeß, daß der Irrenarzt sich zum Zwecke der Heilung den krankhaften Vorstellungen des Patienten anbequemen muß, statt sich durch vergebliche Versuche, die Zwangsjacke anzuwenden, verhaßt oder lächerlich zu machen. Hätten die überzeugungstreuen Führer der Conservativen dies doch bedacht, zu rechter Zeit bedacht, so würden sie den Steuermann nicht genöthigt haben, nur nach Links zu schauen und das Schiff, in dem Wahn es zu retten, in die gefährlichste Brandung zu steuern. Ist es nun einmal darin, so müssen auch „alle Mann auf Deck", um es vor dem Untergange zu bewahren. . . .

Daß meine Gedanken viel im Vaterlande weilen und auch ohne besondere Veranlassung oft auf das leidige politische Gebiet geführt werden, ist wohl natürlich. Mich erstaunt nichts in höherem Maße, als daß der allmächtige Mensch nicht von selbst auf die Nothwendigkeit sich gewiesen fühlt, zu versuchen, in wieweit dem aus dem Nihilismus stammenden und durch die moderne Entwickelung begünstigten Unheil etwa durch gesetzgeberische Maaßnahmen zu wehren sei. Dem Throne, auf dem das heutige régime sich so selbstgefällig spreizt, sind die Beine halb durchgesägt, aber man scheint zu meinen, sie halten wohl noch und werden schon wieder von selbst zusammen wachsen. — Doch endlich genug von Politik. . . ."

Die nächsten Briefe [1]) konstatierten leider sehr ungünstige kalte Witterung und eine im ganzen wenig behagliche Existenz

[1]) gerichtet an den Verfasser dieser Denkwürdigkeiten.

in Palermo. Die Wohnung war zwar schön und groß, aber auch sehr „luftig“, gut schließende Fenster und Thüren sowie brauchbare Oefen gab es nicht, so daß die kleine Kolonie recht tüchtig fror und mitunter — die Pelze brauchte, um sich in den Betten zu erwärmen. Ein Brief vom 18. Februar berichtet von einer ganz kurzen günstigen Witterungsperiode, welcher Süd-Südwest- und Süd-Ost-Stürme folgten. „Sie bringen gelegentlich etwas Regen und auch warme Luft. Das Frieren wird daher nun wohl ein Ende haben, wenn es auch innerhalb der Mauern immer kühler ist als draußen. Jetzt eben tobt und rüttelt der Scirocco an den wackligen Fenstern, auf der andern Seite des Hauses aber ist es still und lieblich; ich trete auf die Terrasse und erfreue mich an den blühenden Bäumen und Sträuchern des schönen Gartens und messe (10 Uhr) in der Sonne 24° R. Wir sind alle wohl, wenn ich auch, seit der Südwind so bläs't, etwas genirt bei'm Athemholen bin. Den gestrigen Fastelabend haben wir mit schönem Marsala-Punsch und Pfannkuchen gefeiert und dabei — Andersen's Improvisator vorgelesen.

... Du fragst, bei übrigens ziemlich richtiger Würdigung unserer hiesigen Verhältnisse, wie es denn mit dem Vertrage mit den briganti stehe, da Dir dieser Punkt noch Sorgen mache. Ich hoffe nicht zu irren, wenn ich darauf antworte, daß zwar mein geladener Revolver immer vor meinem Bette liegt und daß ich ihn einstecke, wenn wir einmal eine entferntere Ausflucht unternehmen, wie neulich nach Bagheria und Solent; daß auch die Landes-Einwohner gewöhnlich mit Gewehren auf den Landstraßen erscheinen und unser kürzlich entlassener Reise-Courier auf nächtlichen Gängen nach der Stadt seinen Revolver stets bei sich führte: daß ich indessen trotz alledem die hiesigen Verhältnisse nicht für gefährlicher halte als z. B. in einigen Theilen der Umgegend von Berlin.

Als ich neulich bei'm Heruntersteigen von Solent, einen unrichtigen Ziegensteig einschlagend, von der übrigen Gesellschaft ganz abgekommen war — was Mutter höchlich beunruhigt hatte — da stürzten, als ich nach dem Wege fragte, 5 Burschen aus einem einzelnen Hause auf mich los, aber nur — um mir aufs freundlichste ihre Dienste anzubieten und ihrer einförmigen Existenz die kleine Abwechselung zu verschaffen, die darin bestand, den alten Mann zu beschauen, der ihre Sprache zwar leidlich redete, sie aber nicht verstand. Einer holte mir mit Windeseile meinen Wagen, und alle zeigten sich für mein kleines Geschenk der verirrten „Selenza" sichtlich dankbar. Die Aufregung der Meinigen über mein kleines Abenteuer war viel schwieriger zu beschwichtigen als die Habgier meiner Wegweiser . . . .

Deine wohlgemeinten Reisepläne für unsere Heimkehr kann ich nicht gutheißen: 3—4 Wochen in Rom studiren? Bin ich deswegen in die Fremde gezogen? gesund wollte ich werden, aber nicht auf meine alten Tage noch antiquitätstoll und kunstwüthig. Mein gibier war immer die lebendige Gegenwart und von der historischen Vergangenheit nur so viel als nöthig, um jene richtig aufzufassen. In Rom werde ich daher auf der Heimreise nur so lange bleiben, als nöthig, um dem „Re — galantuomo" mein Compliment zu machen, was ich unserm lieben alten Herrn versprochen habe. Die Osterzeit und der Carneval in Rom sind übrigens n i c h t s mehr, seit Pio Nono sich als Gefangenen und die Italienischen Behörden als unter dem Banne betrachtet. Oesterliche Ceremonien, die Beleuchtung der Peterskuppel u. s. w. finden nicht statt."

Ein am 22. Februar aus Palermo geschriebener Brief enthält meistens geschäftliche Aufträge und schließt:

„Wir sind alle gesund, ungeachtet des nun schon seit

4 Wochen andauernden schlechten Wetters. Es stürmt und regnet . . und beeinträchtigt Aufenthalt und Bewegung im Freien. Aber auch E. fand in Genua und Mailand fußhohen Schnee . . Das hat M.'s Bedauern, daß wir nicht an der Riviera, sehr gemäßigt. Wir haben eben nur Pech, daß wir hier auf dies Ausnahme-Winter-Wetter getroffen sind. Nun wird's aber bald sehr schön werden „La speranza non muore“. . .

. . „Eben Moltke's Rede gelesen, beneide ihn darum; und wenn B. nicht Alles dran setzt, um das (Militär-)Gesetz unverstümmelt durchzubringen — es wäre unverantwortlich.“

Palermo, 2. März 74.

. . . „Der Winter will noch immer nicht weichen, wahrscheinlich weil wir seine blühenden Gärten und milden Lüfte noch nicht genug bewundert haben . . . indessen nach allen Nachrichten von der Riviera ist es dort noch viel rauher; wir haben zwar Pech, daß wir es nicht besser trafen, aber einem Genügsamen scheint selbst dieses herrlich . . . Vorgestern waren wir in dem nahen Monreale zur Besichtigung der dortigen baulichen Herrlichkeiten und zum Genuß eines entzückenden Landschaftsbildes, des schönsten, das meine alten Augen je erblickten; ich werde suchen mir eine Photographie davon zu verschaffen, denn beschreiben läßt sich so etwas gar nicht. Daß ich auf meine alten Tage noch so etwas Schönes sehen kann, ist doch eine ganz besondere Gnade unseres lieben Gottes. Den Dank dafür so recht warm im Herzen zu fühlen ist aber wohl eine noch weit größere und viel besonderere. Es ist ein Zeichen von wachsender Gesundheit und Kräftigung, und solche Reflexion regt ja von Neuem zum Danken an. Dennoch denke ich recht viel an mein Ende — und ist das nicht auch zum Danken? Fertig zum Scheiden aber fühle ich

mich dennoch nicht. Nein — ich möchte wohl noch eine mäßige Verlängerung der Gnadenfrist für den nun bald 71jährigen Pilger; nicht blos um meine irdischen Erinnerungen und Angelegenheiten besser zu ordnen, sondern auch und noch viel mehr, um mein himmlisches Conto richtiger zu stellen, wiewohl ich zuverlässig das Debet je länger desto größer befinden werde. Indeß — Gott sitzt im Regimente; mag Er also auch nach Seinem Willen den letzten Garnisonwechsel für mich anordnen.

Vielleicht daß die Anwesenheit eines andern hiesigen Kurgastes, des Grafen Sch.-H., der eigentlich schon seit Wochen im Sterben liegt . . . mir diese Todesgedanken erweckt — aber ich bin dankbar dafür; sie heilen auch — wie die linde, weiche Luft dieses Himmels mein irdisches Theil. Es regnet bei steigendem Barometer munter und sanft weiter; dennoch will ich hinaus in die Luft, die gar zu herrlich ist. Darum nur noch viele freundliche Grüße — und wisset: im nächsten Monat treten wir mit Gottes Hülfe die Heimreise an!

In herzlicher Liebe Euer alter und getreuer Vater.

In einem andern Briefe äußerte sich Roon über die damaligen parlamentarischen Verhandlungen, betreffend Militärgesetz:

„. . . Die mir mitgetheilten Bemerkungen können mich darüber ebenso wenig genügend orientiren wie die Zeitungs-Referate. Wenn ich sie lese, sind sie schon nicht mehr richtig. Jedes direkte Eingreifen in den Gang dieser Verhandlungen ist mir deshalb ganz unmöglich, ganz abgesehen davon, daß es meinem Schicklichkeitsgefühl zuwider ist, die Lage der Regierenden durch solche Versuche zu erschweren. Ich konnte nichts thun als b i t t e n sich zu hüten, daß die große Sache, um die es sich handelt, durch unvorsichtig acceptirte Compromisse nicht

compromittirt werde. Nach meiner Ansicht muß B. das Gesetz in irgend einer zweckentsprechenden Form durchtreiben; die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet es ihm; vermag er es nicht, so ist klar bewiesen, daß alles Kokettiren mit den National-Liberalen nur vom Uebel war — daß er falsch gerechnet hat. Seine jetzige Wiedererkrankung ist mir höchst bedenklich — Moltke wäre der Einzige, der an seine Stelle treten könnte, aber — er ist alt und wird nicht wollen."

Am 26. März teilte Roon Dispositionen über die Heimreise mit, nach welchen er mit seinen Reisegefährten Palermo schon Anfang April verlassen wollte.

„Ich habe mich dazu entschlossen, weil ich die unruhige Sehnsucht der Meinigen in gewissem Grade zu theilen anfing. Gesellschaftlich ist Palermo wirklich recht öde. Ein erquicklicher Verkehr mit den „wilden Eingeborenen" ist nicht möglich. Die haute volée ist zu eng und einseitig. Die Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugungen, der politischen Interessen, der Sprache und der absolute Mangel jeder schönen Humanität sowohl im Aeußeren als im Inneren dieser Menschen läßt es wirklich nicht zu, sich anders als blos conventionell mit ihnen zu behaben. Die landschaftlichen Schönheiten und Sehenswürdigkeiten sind von uns zur Genüge genossen, und das Entzücken über Luft und Farben, Land und Meer, Licht und Glanz erleidet so viele Unterbrechungen, daß man sich immer wieder kalt gestellt fühlt, wenn man eben warm werden wollte. Nach einigen schönen Tagen lagen gestern und vorgestern die Berge umher wieder voll Schnee. — Außer den Einheimischen könnten die Fremden uns noch fesseln, — aber über einige wenige leidliche Exemplare sind wir nicht hinausgekommen. . . . Ich erhalte mich mit meiner Gesundheit in leidlicher Mittelmäßigkeit, beanspruche aber von den letzten beiden Monaten meines italienischen Aufenthalts noch eine weit fühlbarere

Retablirung um „auf meine Kosten“ zu kommen. Der Mensch ist von Natur undankbar und unbescheiden. Als Siebziger müßte ich eigentlich befriedigt sein, allein „je mehr er hat u. s. w.“ — und das jung machende Brünnelein werde ich wohl auch in Wälschland nirgend entdecken.

Am Königs Geburtstage haben wir hier anwesende Deutsche 24 bis 30 Personen — mitsammen im Gasthofe getafelt. Ich wollte die Gesellschaft eigentlich hier zu mir ins wüste Schloß einladen, allein aus Mangel an allem nöthigen Zubehör mußte ich's aufgeben. Die Gesellschaft — Damen und Herren — war ein wenig bunt, aber, obgleich es meist Kranke, recht anständig heiter, und ließen wir nach dem Toast ein Gratulations-Telegramm nach Berlin abschwirren“ — u. s. w. (Letzteres wurde durch ein Telegramm Sr. Majestät an Roon huldreich beantwortet.)

Noch mehrere solcher gemütlicher Plauderbriefe aus Palermo folgten. Sie zeugten von zunehmender Gesundheit und oft von frischem Humor, so daß insofern der Zweck der Reise wohl erreicht schien. Indessen machte sich doch wegen des andauernd ungünstigen Wetters auch der Unmut zuweilen sehr deutlich Luft. „Uebrigens magst Du wissen (schrieb Roon am 14. April, nun schon aus Neapel), daß ich schwer geschädigt und um mein Geld betrogen worden bin und werde, durch die schwindelhaften Versicherungen über die Schönheit des hesperischen Klimas. Der Glaube daran hat mich zu der weiten Reise nach Palermo veranlaßt, um dort — einen „ganz exceptionellen Winter“ zu verleben. . . . Augenblicklich leiden wir alle noch an den Nachwehen der stürmischen Meerfahrt. Und hier? ja, einen blauen Himmel haben wir hier noch nicht gesehen; immer das schönste Grau, ohne uns Heimathsgefühle einflößen zu können. Der Scirocco, der uns empfindliche Kopfschmerzen und Erschlaffung verursacht, wechselt

mit den heftigsten Stürmen aus Westen, die das Meer aufwühlen, an Pompejanische Katastrophen mahnen und uns den Schlaf rauben; tropische Regengüsse dazwischen; und alle diese Herrlichkeiten — nur ein Erdbeben fehlte noch, drohte aber diese Nacht ernstlich — mußte ich mit vielem Golde aufwiegen.

Gestern waren die Damen mit dem Doktor nochmals in Pompeji, heute im Museum; ich blieb zu Hause, weil ich mich nicht aufgelegt fühlte. — Vorgestern waren wir, bezwungen durch die unermüdlichen Anläufe des hiesigen commandirenden Generals, Grafen Pettinengho, im San Carlo Theater in seiner Loge, ohne uns sehr zu ergötzen. Morgen Mittag fahren wir nach Rom, die weiteren Ausflüge, zu denen man gut Wetter braucht, aufgebend. In Rom kann man sich, auch bei üblem Wetter, doch zweckmäßiger unterhalten, auch wenn man, wie ich, kein Kunst-Wütherich ist. . . . Wegen des Militär-Gesetzes beruhige ich mich, weil ich jetzt hoffe, es wird eine annehmbare Einigung zu Stande kommen. Der politische Vortheil, den ich aus dem bisherigen décousu ableiten möchte, ist die Spaltung der liberalen Parthei und die dadurch bei Bismarck keimende Ueberzeugung, daß er sich auf einen gebrochenen Stab nicht ferner stützen kann. Aber freilich! Wer hätte gern Unrecht gehabt? — Nun Gott befohlen! Grüße alle die lieben Unsrigen."

Auch von Rom aus (18. April) ging der Feldmarschall auf nähere Erörterungen über die ihm natürlich sehr am Herzen liegende politische Lage in der Heimat ein.

„. . . Allerdings hätte ich gewünscht, den § 1 des Mil.-Gesetzes pur et simple angenommen zu sehen, und ich glaube, ich hätte, wäre ich noch im Amte, den Rath zu geben gehabt: „Wagen wir es, ob der Reichstag den Muth hat, den § zu verwerfen." Von hier aus kann ich aber nicht

beurtheilen, wie groß oder wie klein die Chancen für die Annahme gewesen; ich glaube, ich würde das Amendement Bennigsen immer nur als pis-aller behandelt haben, u. es war m. E. kein hinlänglicher Grund für die Annahme desselben seitens der Regierung so zu sagen ventre-à-terre. Wozu sind denn die verschiedenen Lesungen? Andrerseits: die Annahme der sog. Bethusy'schen Minimalziffer wäre auch nur ein pis-aller gewesen, m. E. aber ein minder annehmbares als das Bennigsen'sche Amendement! Was 7 Jahre gesetzlich bestanden hat, das kann man hinterher nicht abstreifen wie einen Handschuh. . . . Nach 7 Jahren, während welcher man den Budget-Discussionen entrückt war und die Armee-Verwaltung aufs Zweckmäßigste einrichten konnte, haben wir entweder unsichere politische Verhältnisse, wie heute — und wie könnte dann der Reichstag Reductionen beschließen? Oder wir sind vielleicht gar am Vorabend oder am lendemain eines großen Krieges und dann haben wir noch weniger zu besorgen; oder das alte Europa ist wirklich in eine constante Friedens-Aera eingetreten — aber wer glaubt daran?

Wie dem auch sei — soviel ist klar, daß gerade bei der sehr unerwünschten Durchsichtigkeit der bezüglichen Vorverhandlungen jetzt nachträglich gegen das getroffene Abkommen nichts mehr zu machen sein würde, wenn ich es auch wollte und nach meinen Ansichten könnte — was, wie aus Obigem zu entnehmen, nicht der Fall ist. Dazu kommt, daß man Bismarck doch nur dann unmöglich machen oder ihm auch nur Schwierigkeiten bereiten dürfte, wenn man einen besseren Mann an seine Stelle zu bringen hätte. Aber wo ist ein solcher? Moltke? Schwerlich ginge er darauf ein. Manteuffel? halte ich für ganz unmöglich, bitte mir die Gründe zu erlassen. — Wen sonst? ich weiß es nicht, absolut nicht. Was man daher auch gegen B., oder vielmehr

gegen seine politischen Mittel einwenden mag: ich würde es immer für ein großes politisches Unglück halten, würde er jetzt durch Krankheit oder Kabalen zum Rücktritt gezwungen. Ich halte ihn so lange für unentbehrlich, bis ich einen besseren weiß, und ich weiß keinen. Die politischen Heißsporne, die ihn stürzen möchten, wissen nicht, was sie wünschen! Was nachher käme, wäre das Chaos (nach menschlichem Ermessen) und jeder Remplaçant würde gleichfalls Fehler machen und mißfällig werden, und die Fehler aus Unfähigkeit sind schlimmer, als alle anderen! — Und nun genug hiervon.

Heute Morgen um 9 Uhr war ich bei König-Ehrenmann. Mein Vorurtheil war nicht günstig. Er hat mir besser gefallen als ich dachte, vornehmlich wohl wegen der, ich glaube, ungeheuchelten Verehrung für unsern theuren König. Demnächst habe ich Prinz Humbert besucht; dort traf ich es noch, daß ich seinen Sprößling traf, einen blonden strammen Jungen, der mir zutraulich die Hand gab.

Heute Mittag werden wir alle bei Keudell's sein, wo sich auch Patow's befinden.

Florenz, 22. April 1874.

Gestern Abend sind wir hier eingetroffen, ich kann nicht hinzufügen „ganz wohl". Es zeigt sich in meiner Compagnie eine große Abspannung, an der Rom mit seiner Mannigfaltigkeit von Ansprüchen auf die receptiven Nerven, der Scirocco 2c. schuld sind, auch wohl die Anstrengung der Reise, wiewohl wir wieder in einem bequemen Salon-Wagen fortgeschafft wurden. An meiner Schlaflosigkeit in der letzten Römischen Nacht war wohl vorzugsweise das Militär-Gesetz schuld; ich hatte darüber — das Einzige was ich thun konnte — nach Berlin an eine mitbetheiligte Person geschrieben, aber

lediglich aus Veranlassung der anderweitigen Conzessionen (Anzahl der Offiziere in- und außerhalb der Front), die das Parlament durch seine Beschlüsse der Regierung zumuthen zu wollen scheint.“ . . . (Am 24ten, nach mehrfacher Unterbrechung):

„. . . Hier im schönen Florenz wehen schon wieder Lüfte, die an die Heimath erinnern; auch die Vegetation ist verwandter, als im Süden und in Rom . . . Wir sind entzückt von unserm hiesigen Aufenthalt. Die saubere Stadt in anmuthigster Lage, zahlreiche Kunstschätze, die Anwesenheit des Felgermann'schen Ehepaares u. s. w. sind die maaßgebenden Momente dafür. Dennoch steht unsere Abreise für den 27ten bevor; für Mailand haben wir zwei Tage bestimmt und am 30ten, zur Feier meines Geburtstages, werden wir über den Lago maggiore fahren und in Pallanza eintreffen. Nach einigen Tagen geht's dann nach Lugano, der letzten Station im Süden der Alpen; der letzten — merke dies und — unsere Freude darüber!“

In Pallanza erwartete den Reisenden eine große Geburtstagsfreude; ein von dem Kriegsminister von Kameke ihm „im Namen der Offiziere und Beamten“ feierlich adressiertes Gratulationsschreiben, welches zugleich ein prachtvolles Andenken und Abschiedsgeschenk für den Gefeierten ankündigte [1]).

„Ich las“ — so antwortete Roon am 6. Mai aus Lugano — „und ich lese die warmen Worte der Anhänglichkeit und Ergebenheit, der Anerkennung und Theilnahme mit wahrer innerlichster Herzensbewegung . . dieses werthe Dokument wird neben den von unseres gnädigen Königs Huld

---

[1]) Bei seiner Abreise im Dezember 1873 hatte Roon sich alle ihm noch in Berlin zugedacht gewesenen Ovationen 2c. bestimmt verbeten.

empfangenen Anerkennungsschreiben für alle Zeiten zu den Schätzen meiner Familie gehören.

Dasselbe ist mir ein neues Sympton der oft erkannten freien Hingebung tüchtiger Männer und der wohlgeordneten Harmonie zwischen Haupt und Gliedern der thatkräftigen Institution, der ich — dank Ihrer selbstlosen Mitwirkung — 14 Jahre lang vorzustehen die Genugthuung hatte: jener bewundernswerthen Institution, welche, ebenso ein Produkt als ein Hebel der großartigen historischen Entwickelung unseres geliebten Vaterlandes, sich fort und fort zu ergänzen, zu verjüngen und zu erneuern hat, um in alter Treue, mit ungeschwächten Kräften dem großen Zwecke ihres Dasein's dienen zu können. Diesem Zwecke — das Heer, den starken Arm des Königs, immer fester zu stählen, die vaterländische Waffenschule immer zweckmäßiger und leistungsfähiger zu gestalten und zu entwickeln, um durch eine unübertroffene Organisation der gesammten Volkskraft für den Krieg dem Vaterlande den Frieden zu sichern: — diesem Ziele nah und näher zu kommen, als der eigentlichen Aufgabe jedes preußischen Kriegsministers, war mein Streben während des großartigsten Abschnitts meiner nun beendeten langen Dienstlaufbahn. Darin durch das nicht nur unermüdliche und aufopfernde, sondern auch verständnißvolle und erfolgreiche Mitwirken so vieler ausgezeichneter Männer, in Krieg und Frieden, unterstützt, gehoben und gefördert worden zu sein, gehört zu den befriedigendsten Erinnerungen meines nun geschäftslosen Alters . . . . ."

Das Ehrengeschenk[1]) bestand in einer etwa einen Meter hohen blauen Porzellanvase, welche auf der Vorderseite die

[1]) Dies ebenso sinnige wie kostbare Andenken ist — als Pendant zu einer ähnlichen Prachtvase mit dem Porträt König Wilhelms des Ersten — gleichfalls in Krobnitz als ein hochgeschätztes Familienerbstück aufbewahrt.

Ansicht des Kriegsministerialgebäudes (Gartenfront) — der Stätte von Roon's persönlichem Streben und welthistorischem Schaffen — zeigt und auf der Rückseite eine kurze Widmung trägt.

Feldmarschall Roon erklärte am Schlusse seines Schreibens, daß er „auch dieses Zeichen der werthen Anhänglichkeit mit herzlicher Befriedigung dankend annehme" und bat, allen Gebern „diesen Ausdruck aufrichtigen Dankes und seiner nie erlöschenden Sympathien zum Ausdruck zu bringen."

Noch viele andere herzliche und werte Grüße und Wünsche zu diesem in der Fremde gefeierten Geburtstag brachten zahlreiche Telegramme und Briefe aus der Heimat; zu den letzteren gehörte auch wieder eine ausführliche Zuschrift des Herzensfreundes Blanckenburg. Darin heißt es u. a.:

„Mittlerweile bin ich 3 Tage in Berlin gewesen und zwar gerade nachdem soeben der Compromiß geschlossen war. Ich sage über die Auffassung des Militairs nichts. Meine Ansicht kennst Du, daß ich nie geglaubt habe, daß die Liberalen den § 1 annehmen würden d. h. als Gesetz bis zur gesetzlichen Abänderung. Wenn man der Meinung war, daß es möglich war, so irrt man. Auflösen — ja — dann war es möglich. Die politischen Gründe, die B. hatte, dies nicht dem Könige zu rathen, werden Dir klar sein. Er mußte natürlich dann sicher abgehen, da er dann unmöglich eine regierungsfähige Parthei wieder bekommen konnte — nach seiner Meinung. Ich denke darüber anders. Aber die Meinung, daß durch dies Abkommen materiell Armee und Königthum geschädigt wären, theile ich nicht und halte die Kreuzzeitungs-Artikel in dieser Beziehung für sehr unüberlegt . . . . .

Noch will ich Dir schreiben, wie ich B. gefunden habe, an dessen Krankenbett und zuletzt -Stuhl ich die drei Tage

viele Stunden allein gesessen habe. Ich hatte keine Antwort von ihm auf mehrere Briefe seit meinem Minister-Refüs gehabt, ich fürchtete, er würde sich erregen auch gegen mich, wenn ich irgend auf die und politische Fragen überhaupt einging; und hatte die Absicht, ihm nur zu beweisen, daß wir auch Freunde sein könnten trotz abweichender Meinungen in politicis. Aber nichts von dem — ich fand ihn ganz anders als ich dachte. Er war geistig ganz frisch — körperlich völlig hinfällig, unfähig allein zu stehen vor Schwäche . . . Nach einigen Einleitungen erwähnte er ohne jede Erregung seines Briefes an Dich und des mich betreffenden Inhaltes. Er entschuldigte sich bei mir gleichsam dafür und fügte sehr bezeichnend hinzu: „Dein Refüs war mir ja nicht unerwartet und politisch nur zu erklärlich! Nachdem Roon als einzig fühlende Brust fort war, langte ich nach Dir, um doch eine Seele zu haben ꝛc." Es war nicht angethan tiefer in die Lage einzusteigen, da er zum Widerspruch noch viel zu krank war. Das Ende vom Liede seiner Anschauungen über den Kulturkampf ist natürlich, daß Falk's Stunden gezählt sind, d. h. das ist meine Auffassung. B. ist ja selbst daran Schuld, daß Falk die Pace geht, die er geht, aber er wird sich überzeugen müssen, daß der Weg, den F. jetzt führt, in die Sackgasse geht. Bismarck hat mich im Dezember gegen Falk fallen lassen und hat jetzt im März das Land (obligatoria) gegen ihn geopfert — und jetzt?? Der juristisch feine Fr. sagt über das Internirungs-Gesetz: „an einem solchen Orte möchte ich wohl ein Wirthshaus haben! Die Wallfahrer werden dort schön kneipen!" Wenn also auch das nichts hilft — was dann? Gerade die obligatoria helfen den Römlingen bei diesem Kampfe sehr. Sie können zu legitimen Kindern kommen, wenn sie auch keinen vom Staate anerkannten Pfarrer haben! In den 30ger Jahren mußten die

armen Lutheraner auswandern, weil das staatliche Wort „Concubinat!" ihnen zu furchtbar war.

Was ich bei dieser letzten Kompromiß-Katastrophe am meisten bedaure, das ist die Art und Weise, wie es in Scene gesetzt ist. Das hat die Conservativen seit 1867 ruinirt und wird jetzt die Nationalliberalen ruiniren, nachdem man Bethusy und Genossen parlamentarisch völlig vernichtet hat. Das schadet dem Ansehen der Regierung: erst alle Organe, auch Commissare hineinzusetzen und dann plötzlich: linksumkehrt! Das beklage ich, aber nicht den materiellen Inhalt des Gesetzes.

Doch nun genug. Ich lese keine einzige Rede mehr; dagegen habe ich 25 000 Eschen gepflanzt.

Dein Moritz.

Roon dankte und antwortete:

Lugano, 21. Mai 74.

Geliebter Moritz! Heute drängt es mich zunächst, Dir zu Deinem nahen Geburtstage zu gratuliren, indem ich Dir zugleich ebenso danke für Deine Glückwünsche zu meinem vollendeten 71. Jahre; Du aber trittst am Pfingstmontage in Dein 60! — Wie oft ich noch dergleichen Wünsche mit Dir austauschen werde — Gott der Herr allein weiß es — aber daß wir am Ende meiner Tage durch das nothgedrungene Aufgeben unseres gemeinsamen Mittelpunktes Berlin um den Genuß zu kommen bedroht sind, den mir wenigstens unser öfteres Ersehen und Aussprechen gewährte: das ist mir besonders leid; denn Briefe — schrieben wir sie auch lieber — geben keinen vollen Ersatz. Daß ich einsamer Alter die Entbehrung schwerer empfinde, ist leicht erklärt. In meinen Jahren flicht man keine neuen Freundschaftskränze; man trauert nur über die verwelkten und verwelkenden . . .

Die Mittheilungen in Deiner Bußtags-Gratulation über Berliner Verhältnisse waren mir ja sehr interessant. Verzeihe mir aber, wenn ich in diese Materie nicht hineinsteige, sondern mich nur auf das Eine beschränke, daß es mich herzlich erfreut und gestärkt hat, in Deinen Auffassungen und Urtheilen den Widerhall, ja das Spiegelbild der meinigen zu finden, so unbekannt sie Dir auch sein mußten, da ich mich gegen Dich ad hoc noch m. W. nie geäußert hatte; Du wurdest dabei allein durch unsere innerliche Uebereinstimmung in politicis und durch Erinnerungen geleitet, die auf diesem gemeinsamen Boden gewachsen waren. Deine Mittheilungen über die Person unseres berühmten Freundes waren mir natürlich in hohem Grade interessant, aber nicht überraschend. Ob er innerlich wirklich selbst glaubt, daß die Schuld an allen politischen Mißerfolgen immer nur Andere tragen?

Die Erfolge von 66, oder vielmehr die an diese Erfolge geknüpften Illusionen von allgemeiner Versöhnung der politischen Gegensätze haben uns das erste Bein gestellt, so daß unsere Politik in's bedenklichste Stolpern und Schwanken gerathen, woraus uns zu erretten der Heldensprung von 1870/71 nicht gedient hat; die damit verknüpfte Berauschung verhinderte die Rückkehr zu gesunder Nüchternheit, und so taumeln wir denn, an Abgründen hin, weiter. Die Mai-Gesetze sind m. E. nothwendig geworden, weil in der Sieges-Betäubung von 70 versäumt worden war, nach dem Infallibilitäts-Beschluß sofort diplomatisch zum Kriege mit Rom zu schreiten durch die Erklärung: „die Römische Kirche von ehemals existirt nicht mehr, also auch unsere Verträge mit derselben nicht!“ Da man dies versäumt und den legislativen Feldzug begonnen, kann man nicht ohne Selbstvernichtung letzteren aufgeben. Daran würden nicht bloß Falk, sondern auch größere Vögel die Schwingen brechen. — Aber ich wollte ja nicht kanne-

gießern: politisch Lied — leidig Lied! ich singe lieber mit Schäffer: „Still liegen und einsam sich sonnen — ist auch eine wackere Kunst.“

In Lugano war Roon mit seinem ganzen Gefolge schon in den ersten Tagen des Mai eingetroffen. Mehrere Briefe an die Seinen in der Heimat bezeugten damals sein relatives Wohlbefinden. Dort erreichte ihn auch wieder ein Brief Seiner Majestät des Königs (aus Berlin vom 8. Mai):

„Mit Freuden erfahre ich durch Ihren Sohn, daß Sie bereits in Lugano auf der Rückreise eingetroffen sind und sich im Ganzen wohler befinden; Gott gebe ferner Besserung auch im nordischen Klima!

Ich habe schwere Tage durchlebt! Das Ehegesetz, über das ich denke wie Sie, ist mir nicht möglich zu hemmen, da auch der F. B. sich für dasselbe entschied, obgleich ich trotz meiner Hinfälligkeit noch 2 mal dagegen schrieb und auf die facultative Ehe hinwies — vergeblich!

Jetzt ist eine 2te Catastrophe bei'm Militair-Gesetz eingetreten. Die Frage hatte sich so zugespitzt, daß die Alternative stand: Conflict oder Herabminderung der Kopfzahl von 401 000 M. auf 350 000. Da zog ich die erste Ziffer vor, die ich überall laut als die Nothwendigkeit hingestellt hatte, und fügte mich in das septennat mit schwerem Herzen! Aber freilich in unseren Tagen sind 7 Jahre fast 1/2 Jahrhundert, wenn man an die 7 Jahre von 1863 bis 1870 denkt! So haben wir für 7 Jahre die Armée-Organisation intact, und nach 7 Jahren stehen wir vielleicht vor oder schon nach einem neuen Krieg; wenn nicht, so wächst die Population doch, und dann muß 1 pro Cent Wehrpflichtiger doch erhöht werden. Hoffentlich

werden wir bald mündlich das Alles noch erörtern. Bis dahin sage ich Ihnen Lebe-wohl und auf Wiedersehn,

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Viel Liebes den Ihrigen!

Die Mitteilungen aus Lugano, welche Roon und die Seinigen in die Heimat gelangen ließen, besprachen auch ferner nur Geschäfts- und Familienangelegenheiten und bestätigten körperliches Wohlbefinden sowie auch sonst Zufriedenheit mit dem schönen Aufenthalte in dem behaglichen Hotel du Parc. Ende Mai wurde dann die dennoch allerseits ersehnte Rückreise in die liebe deutsche Heimat angetreten. In kleinen Tagereisen, über Bellaggio, Chiavenna, Thusis, Ragatz, Lindau, Nürnberg langten die Reisenden am 4. Juni in dem idyllischen Neuhof am Fuße der Koburger Feste an.

Während der nächsten Wochen und Monate widmete sich Roon — nachdem er für die Einrichtung der eigenen Häuslichkeit noch vielfach in Anspruch genommen worden war — ausschließlich seiner Familie, indem er die Besuche der verheirateten Kinderpaare, zum Teil auch der Enkel empfing. Auch andere liebe Freunde kamen, sich den hübschen, stillen Ruhesitz des Feldmarschalls anzuschauen. Es folgte dann im August eine Reise nach Berlin, von wo aus Roon am 19. Juni der Gemahlin über sein Wiedersehen mit dem geliebten Könige in Babelsberg berichten konnte, nachdem er dort von beiden Majestäten huldreichst empfangen worden war. — Auch seine in Potsdam wohnenden verheirateten Kinder (von Brauchitsch) hatte er dort besuchen können.

Neuhof war zum Winteraufenthalt nicht geeignet, Anfang November finden wir daher Roon mit den Seinen in Krobnitz, wo das umgebaute und erweiterte Herrenhaus im Laufe des

Sommers fertig gestellt worden war. Auch hier war noch vieles für die neue Einrichtung zu thun, und leider wurde der Hausherr in jenen Wochen darin vielfach durch heftige Anfälle seines alten Leidens — entstanden durch Erkältungen auf der Reise — gestört. Besorgt über diese Nachrichten, schrieb ihm auch Blanckenburg, der dabei von seinem Ergehen einiges mitteilte (22. November):

„Wir leben hier in Zimmerhausen unglaublich still und ganz unpolitisch; ich kann mich nicht mehr entschließen, den Reichstagswegen nachzuspüren, die ich verlassen habe. Für mich existiren die Debatten gar nicht mehr. Dagegen habe ich die neueste Auflage von Ranke's Päpsten verschlungen. Möchten doch alle Lutheraner das nun lesen und lernen, wer ihre Feinde sind, und daß mit den römischen Mächten kein Bund zu flechten! Aber möchten auch die Regierenden lernen, daß die Römer noch nie so stark gewesen sind wie jetzt, und daß sie mit einfacher Gewalt nicht zu zwingen sind“ . . .

Erst Mitte Dezember erholte sich Roon von seinem Leiden so weit, daß er den brieflichen Verkehr mit den Seinen wieder aufnehmen konnte; in einem Schreiben an Blanckenburg vom 14. Dezember äußerte er u. a.:

„ich bin zwar, wie es mir scheint, in der Genesung — schwach aber bin ich noch sehr, denn ich bin alt, und weil ich dies unabänderlich bin, so bleib' ich auch unabänderlich schwach und stümperig, und das hat auch sein Gutes. Solch' ein Zustand weiset nach jenseits, wo wir hingehören und heimisch sein sollen, nicht auf die irdische Pilgerbahn. Aber — der Mensch ist ein Vogel ohne Flügel. So oft er auch nach oben aufflattert, so oft fällt er auch auf den gemeinen Boden dieser armen und doch so schönen Erde zurück; und so fehlt es nicht an Beschämung und Unzufriedenheit: die Flügellähme erzeugt die Scham, und die Unfähigkeit zu allem

irdischen Thun die Unzufriedenheit. Daß ich in den sogenannten großen Dingen dieser Welt nicht mehr mitspielen kann, ist erträglich, ja erfreulich; daß ich aber auch für die kleinen nur noch ein Wrack bin, kein Lüftchen zu ertragen, nicht mich nach Lust und Gefallen zu rühren und zu bewegen vermag: das, das ist schwer und schmerzlich — wiewohl auch dafür zu danken ist, da es lehrt und mahnt, wohin ich gehöre, worauf ich zu denken und mich zu bereiten habe . . .

Es ist wundersam still, friedlich und einsam rings um mich her; und Berlin, wo der Reichstag wirbelt, der Partheizank tobt, Harry Arnim vor seinen Richtern sitzt und alle Teufel des Egoismus mit einander ringen und die Feuerbrände des Sozialismus schwälen, ist weitab, und ich habe persönlich nichts, gar nichts mit all' den Wirrsalen zu thun und mich meiner Neutralität nicht zu schämen, der ich nach redlichem Mitkampf außer Gefecht gesetzt worden bin. „Gott sitzt im Regimente!" Das ist mein Trost und meine Hoffnung, wenn ich die Schwüle drohender Wetter empfinde und an ihre Entladung, die ich nicht mehr erleben werde, und an das Schicksal der Nachbleibenden gedenke und an die Lösung der kirchlichen und gesellschaftlichen Fragen und Conflicte: unser Herrgott Selbst, nicht Kaiser und Kanzler und Reichstag. — — Uebrigens scheint mir Bismarck jetzt in besserer und gesunderer Fahrt, als seit lange. Bei meinem letzten Ersehen mit ihm — am 2 t. v. M. während meiner Anwesenheit in Berlin — fand ich ihn objektiver, zufriedener und bei aller gewohnten Lebhaftigkeit unaufgeregter als je — vollkommen auf der Höhe seiner Stellung, in völliger Uebereinstimmung mit dem Allerhöchsten; und in den Reichstagsgefechten war er brillanter und siegreicher als in den Vorjahren, und deshalb — meine ich — wird er auch nicht wieder erkranken.

Geliebter Moritz! Du siehst den alten Fuhrmann, der, wenn er auch nicht mehr fährt, doch — nach dem Sprichwort — noch gelegentlich mit dem Peitschenknallen sich erlustigt . . ."

Im Winter 1874/75 hatte Roon auch in Krobnitz viel Besuch, besonders von seinen verheirateten Kindern und den Angehörigen der Braut seines jüngsten Sohnes Wilhelm, welcher sich kürzlich mit Fräulein Mally von Zeschau verlobt hatte. — In derselben Zeit wurde er wieder durch einen gütigen Brief des Königs (der ihm, wie alljährlich, ein sinniges Andenken auf den Weihnachtstisch hatte legen lassen) herzlich erfreut:

Berlin 5. 1. 75.

Sie haben mir eine große Freude durch Ihren Dank- und Wunsch-Brief bei Weihnachten und zu Neujahr gemacht. Ihnen kann ich im neuen Jahr nur befestigtere Gesundheit und weniger Familien-Trauer wünschen![1]) — Sie haben über mich richtige Gesundheits-Mittheilungen erhalten. Ich habe die Manöver- und Jagd-Campagne sehr gut überstanden und fühle mich fast kräftiger als in der letzten Zeit vor der schweren Erkrankung.

Was ich von der Armée sah, hat mich überaus befriedigen müssen. Alle Truppen die ich sah, 107 Bat., 140 Escadr., 72 Geschütze sind von einer Gleichmäßigkeit und fortschreitender Ausbildung, die von dem nie ruhenden Fleiße aller Glieder zeugt. Der Reichstag ist im Allgemeinen généreux für die Armée gewesen und hat, was ich anerkennen muß, Piétäts-Gefühle, wenn es ihm auch schwer wurde, gezeigt (Gardes du Corps und Lohn-Erhöhung der alten Garde-Regimenter),

---

[1]) Zwei Enkeltöchter Roon's waren im Herbst 1874 einer ansteckenden Krankheit erlegen.

— so daß wir Manches erreichten, was sehr zum Besten der Armée gereichen wird, so daß wir die nächsten 6 Jahre ruhig verleben können, d. h. wenn Frieden bleibt.

Das Alles sind die Früchte der Saat, die Sie mir säen halfen, und gewiß mit Genugthuung sehen!

Mich den Ihrigen angelegentlichst empfehlend

Ihr dankbarer

Wilhelm.

* * *

Eine Reise nach Berlin, welche Roon im Februar 1875 geplant hatte, mußte wieder aufgegeben werden. Seine Gemahlin ging Anfang März dorthin, wo die Eltern, bei ihrem ältesten Sohne, damals ein permanentes eigenes Absteigequartier hatten — aber allein. Mit Bezug darauf schrieb Roon an Blanckenburg (Krobnitz, am 26. Februar 1875) u. a.:

„Insofern Dein l. Brief vom 22. d. Dein Nichterscheinen in Berlin für den Fall meines Dortseins entschuldigen sollte, war er freilich gegenstandslos, denn ich war nicht dort und werde auch Anfang März schwerlich hingehen. So lange ich noch unter Gottes Sonne umherschleiche, muß ich mich ganz stille verhalten. Berlin aber ist mir zu laut und die dortige unvermeidliche Verkehrs-Friction zu aufreibend für mich. Vater Thadden und Vater Wrangel freilich, auch der König — können das, ich aber nicht. Vielleicht — komme ich noch einmal wieder zu mehreren Kräften, vielleicht aber — — wie Gott will!

Ueber Bismarcks von den Zeitungen, in Ermangelung anderen Futters, breit ausgeblasenen Rücktritt beunruhige ich mich nicht. Hat Prometheus das Feuer geraubt, so muß er sich nun auch die Fesseln und den Geier gefallen lassen. Alle Stellvertreter, die ihm die Meinung der vulgären klatschenden

Menge setzen möchte, sind — — unmöglich! Der Kampf mit den Ultramontanen, der so alt wie das Christenthum in Europa, muß von ihm durchgekämpft werden . . . es kann gar nicht darauf ankommen, was er lieber möchte oder seine Familie! Man nascht nicht ungestraft von dem Baume der Unsterblichkeit. Wollte er jetzt rebus sic stantibus — um jeden Preis in das Behagen des Landlebens, so würde er ganz abgesehen von der übernommenen schwerwiegenden Verantwortlichkeit für das Begonnene, sich selbst den Kranz von der Schläfe reißen, den ihm das Publikum vindizirte. — Doch — was schere ich mich darum? Ein alter Mann thut wohl besser an seiner Seele Seeligkeit zu denken, als an all' die Irrthümer und Verwirrungen dieser Zeitlichkeit."

Blanckenburg antwortete am 12. März:

. . . „Gestern war hier (in Stettin) großes Jubiläum des Chef-Präsidenten und habe dabei Friedberg (den Justizminister) gründlich gesprochen. Nicht ohne Interesse für Dich wird es sein zu hören, daß man in den Kreisen, die Fr. vertritt, gar nicht an Bismarck's Rücktritt denkt und daß der Kronprinz in diesen Tagen gründliche und für ihn befriedigende Aussprache mit B. gehabt hat. Er schmeichelte sich zu wissen, daß Rom anfängt nachzugeben — fürchte sehr, daß dies auf Täuschung beruht."

Roon's Stillleben in Krobnitz wurde damals bei „herrlichstem Winterwetter" und auch später zuweilen durch Besuche der Nachbarn, empfangene und erwiderte, unterbrochen, soweit seine schwankende Gesundheit dies zuließ. Die Umgegend seiner Besitzung zeichnete sich durch zahlreiche und sehr sympathische Nachbarhäuser aus, unter denen das von der Familie des Prinzen Reuß bewohnte gastliche Jänkendorf einen oft und gern aufgesuchten Mittelpunkt bildete. Mit

dem allgemein verehrten greisen Haupte dieser Familie und dessen durch Geburt und Geist gleich erlauchten Gemahlin, sowie auch mit Herrn und Frau von W. auf Deutsch-Paulsdorf fühlte Roon sich, durch Uebereinstimmung der Anschauungen und Neigungen, in ganz besonders herzlicher Freundschaft und Zuneigung verbunden; er hat es oft ausgesprochen, wie wohlthuend dieser äußerlich einfache, wahrhaft gemütliche Verkehr für ihn sei und wie sehr er es beklagte, daß seine Kränklichkeit ihn verhinderte, den Genuß so erfreulichen und erfrischenden Umganges sich so häufig zu verschaffen, als er es wohl gewünscht hätte. In feierlicher Weise pflegte er nur selten Gäste bei sich zu sehen; das höchste patriotische Fest: den Geburtstag seines teuren Kaisers und Königs, ließ der alte Feldmarschall indessen niemals ungefeiert vorübergehen. An diesem Tage nahm er es gewissermaßen als sein Recht in Anspruch, die sämtlichen Nachbarn zu frohem Mahle um sich zu versammeln und bei diesem Anlasse der allgemeinen Begeisterung in herzlichen, kernigen Worten Ausdruck zu geben.

Seiner Familie, dem Wohle jedes einzelnen Angehörigen sowie seiner Dienstleute widmete er fortgesetzt die größte Teilnahme, Sorgfalt und Liebe. Wohl war sein ganzes Wesen ernst, streng und Ehrfurcht gebietend, so daß manche ferner Stehende ihm gegenüber über das Gefühl einer gewissen scheuen Ehrerbietung nicht hinausgekommen sein mögen. Aber wer ihm näher treten und öfter begegnen durfte, der empfand — und war es auch nur ein geringer Tagelöhner oder eine arme Gartenarbeiterin — gar bald die warme Güte und wohlwollende Freundlichkeit seines Herzens, welche durch das ernste, stramme Wesen hindurch leuchtete und alle Angehörigen und Untergebenen veranlaßte, ihrerseits mit verehrungsvoller Liebe und Dankbarkeit zu ihm aufzublicken. — War er somit

ein musterhafter Haus= und Familienvater — so betrachtete er, für seine Person stets so anspruchslos wie in seiner Jugend, seinen irdischen Besitz jederzeit nur als dargeliehenes Gut, zu dessen sorgsamer Verwaltung er als getreuer Haus=halter verpflichtet sei. In diesem Sinne leitete er seine Geschäftsangelegenheiten, denen er sich in seiner Muße jetzt mehr widmen konnte, mit peinlicher, treuer Gewissenhaftigkeit. Zuweilen — in seinen letzten Lebensjahren — machte er sich auch ernste Sorgen, wenn der Erfolg — wie er behauptete durch eigene Schuld — seinen treuen Bemühungen manchmal nicht zu entsprechen schien, und er daher nicht ersprießlich genug für die Zukunft der Seinen vorgesorgt zu haben meinte. Auch seine Briefe behandeln vielfach dieses Thema. Allein ebenso sehr bezeugen sie — zumal diejenigen an Frau und Kinder — wie ernstlich er innerlich fortgesetzt auf die Be=wahrung und Erwerbung himmlischer Güter bedacht war. Er beschäftigte sich vielfach mit Todesgedanken und wies, die Seinen in rührendster und liebevollster Weise im voraus für diesen Fall tröstend, immer wieder auf das Eine, was ihm und uns allen Not sei, hin. Aus allen solchen Aeußerungen ging deutlich hervor, wie er alle irdischen Sorgen, bei aller momentanen Berechtigung, doch für völlig bedeutungslos an=sah im Vergleiche zu den idealen Schätzen und himmlischen Zielen.

„Auf irgend eine Weise (schreibt er z. B. März 1875)[1]) muß ja der Tod irgend eines alten Menschen immer herbei=geführt werden. Es ist ja nur bei Wenigen so wie bei'm Ausläuten einer Glocke, deren letzter Ton verhallt, wenn die letzte Kraft zu ihrer Bewegung aufhört. In dem wunderbar construirten Hause, in dem unsere Seele hienieden wohnt, giebt

---

[1]) an seine Gemahlin.

es ja immer Constructions-Fehler und abgenutzte Pfeiler und Decken, so daß man sich nicht wundern darf, wenn solch' ein altes Haus plötzlich einfällt; das ist vielmehr ganz in der Ordnung, und es kommt nicht darauf an, das Gehäuse zu conserviren, sondern vielmehr dessen unsterbliche Bewohnerin heil und rein aus dem irdischen Heimfall in die ewigen Hütten zu retten. Das ist die Aufgabe, die allein durch Gottes ergänzende Barmherzigkeit zu lösen ist, die allein wichtig ist und unendlich viel bedeutender und wichtiger, als die Erhaltung dieser unserer irdischen Hütte! . . .

Die Abnahme der Kräfte, die ich empfinde, gemahnt mich ernstlich an die Bezahlung meiner Schulden; und wie viel, wie unendlich viel bin ich Euch Allen — an Liebe schuldig geblieben, so daß ich es gar niemals werde voll bezahlen können. Aber ich will ja nun nachträglich Capital und Zinsen hergeben, was ich vermag; ich weiß ja, daß ich zu Nachzahlungen keine lange Frist mehr habe, um so weniger, als ja auch die Gegenwart ihre eigene Zahlungs-Ansprüche hat. Aber es ist mit der Liebe wie mit der Sonne oder wie mit einem unschätzbaren Solitär: man kann sie nicht stückweise genießen wie ein schmackhaftes Gericht, sondern nur voll und ganz — oder gar nicht. Daher wird's auch mit dem Nachzahlen überhaupt nichts sein, sofern dies nicht durch Fernhalten aller Schleier und Wolkenschatten und mit dem immer gleichen Sonnenglanz und vollen Brillantfeuer in der Zukunft mit geschehen kann. . . . .

Glaube aber nicht etwa, daß ich mit Bestimmtheit an ein nahes Scheiden oder an ein plötzliches Ende glaube . . . ich hoffe vielmehr von Gottes Gnade, daß Er mir — da ich innerlich noch keineswegs vollkommen marschbereit — noch eine Frist gönnen werde, um Versäumtes möglichst nach-

zuholen. — — Dennoch ist es gut, daß wir an Unvermeidliches oft und gern gedenken und alle Furcht und Angst in seelige Hoffnung verwandeln. Es ist daher keine Sorge in mir, daß Dich das Aussprechen solcher Gedanken traurig mache, so ernsthaft und tief bedeutungsvoll sie auch für uns und alle Betheiligten sein mögen."

Von so ernsten Gedanken bewegt, hatte Roon auch seine Glückwünsche zum Geburtstage an den gnädigen Monarchen gerichtet, sich zugleich entschuldigend, daß er wegen mangelnder Gesundheit auch diesmal nicht im Stande gewesen sei, persönlich zur Gratulation zu erscheinen. Der König dankte wieder eigenhändig für „die lieben Zeilen" und schloß: „l'homme propose et Dieu dispose, und so muß man hinnehmen, was Dieser sendet! Daher ist der Blick in die Vergangenheit immer sicherer und dann kann ich freilich nur mit tiefem Danke die unbegrenzten Gnadenbezeugungen des Himmels erkennen, die Er mir in der letzten Zeit zuwendete und die Sie in nie ermüdender Arbeit und Thätigkeit vorbereiten und herbeiführen halfen! Freilich muß ich mit Schmerz sehen, daß Sie dem Vaterlande und mir Ihre Kräfte und Ihre Gesundheit opferten! Möge den Lohn für Ihre Handlungen Ihr Gewissen Ihnen selbst gewähren, während Sie meines Dankes mehr als gewiß sind!

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Im Frühjahr 1875 mußte Frau von Roon eine längere Kur in Karlsbad brauchen. Dieselbe gab wiederum Veranlassung zu einem ausführlichen und gemütvollen Briefwechsel (im April und Mai). Der Feldmarschall gab darin u. a. seiner Freude über den Besuch sehr geliebter Verwandten (A. von Blanckenburg und dessen Tochter) Ausdruck, beschrieb sein Zusammenleben mit ihnen und machte wiederholte Mitteilungen über die damals erfolgte Vollendung der von ihm geschaffenen neuen Anlagen im Krobnitzer Parke sowie einiger Bauten zur Verbesserung des dortigen Herrenhauses.

Ende Juni weilte er einige Tage — begleitet von den meisten Mitgliedern seiner Familie — in Sorau gelegentlich der Hochzeit seines jüngsten Sohnes Wilhelm, und siedelte dann wieder nach Neuhof über. Dort wurden gleichfalls gute Beziehungen zu den wenigen Nachbarn auf dem Lande — zu denen sich auch der Herzog von Koburg-Gotha und seine erlauchte Gemahlin rechneten — unterhalten. Ebenso empfing Roon wieder zahlreichen Hausbesuch, meistens von Verwandten. Besonders erfrischend war ihm die mehrwöchentliche Anwesenheit Blanckenburg's (Moritz) und seiner Frau. „Unsere Erinnerung an diesen Besuch strahlt im hellsten Sonnenglanze,

heute und immerdar", schrieb er Anfang September. Mitte Oktober ging er dann wieder „ins Winterquartier" nach Krobnitz zurück.

In denselben Tagen empfing er eine angenehme Erinnerung an seine frühere Thätigkeit als Marineminister durch ein Schreiben des Chefs der Admiralität von Stosch. Dasselbe teilte mit, daß das Kommando Sr. Majestät Kriegsschiff „Gazelle" gelegentlich einer wissenschaftlichen Reise (Beobachtung des Venusdurchganges, verbunden mit Landesaufnahmen ꝛc.) einem größeren Teile der Kergueleninsel den Namen „Roon-Halbinsel" beigelegt hätte. Der Feldmarschall erteilte gern die hierzu erbetene Genehmigung und sprach in seinem Dankschreiben vom 24. Oktober seine Freude aus, daß „sein Name im Kreise des Personals der vaterländischen Marine, deren Interessen und deren Entwickelung seinen schwachen Kräften eine Reihe von Jahren amtlich anvertraut war, noch nicht ganz in Vergessenheit gekommen sei."

Einige Tage später erhielt Roon einen längeren Bericht Blanckenburg's, nachdem dieser mehrere Tage in Varzin gewesen war. Blanckenburg glaubte nach den erhaltenen Eindrücken einen „Zusammensturz der liberalen Minister- und Parlamentsherrschaft", sowie der damals noch herrschenden Wirtschaftspolitik prophezeien zu können; freilich fügte er hinzu: „mit welchen Mitteln dies Ziel aber erreicht werden soll, ist mir, und ich fürchte auch B., ein völliges Räthsel." „Im ganzen (schreibt er) könne er doch nicht rosiger in die Zukunft sehen." — Roon antwortete (30. 10. 75) u. a.: „Daß Bismarck mit den Liberal-Büreaukraten . . . nicht auf die Länge wirthschaften könnte, war mir lange klar. . . . Er hat ganz zweckmäßig disponirt, wenn er, in Varzin verbleibend, ihnen Zeit läßt, sich abzunützen und mit ihrer Partei zu brouilliren. Mögen also die Manchester-Leute verschwinden. . .

Freilich — ohne eine andere wirksame Stütze ist aber überhaupt nicht zu regieren." Nach ausführlichen Betrachtungen über die etwaige Umgestaltung der konservativen Partei und deren Presse, die Roon hieran knüpfte, fügte er noch hinzu: „B.'s Unzufriedenheit mit den Maigesetzen halte ich für ungerecht. Denn F. führt nur mit Geschick und Muth Alles aus, was sein Meister — eben B. — will; und wenn die Maigesetze nichts taugen oder wenigstens nicht soviel als zu wünschen wäre, so ist B. mindestens ebenso verantwortlich dafür als F. Nach Canossa, denke ich übrigens, schielt kein ehrlicher Kerl; denn das wäre der Abgrund, nicht aber das Festhalten an rite gegebenen Gesetzen resp. die Handhabung derselben. . . . B. rechnet auch in dieser Beziehung auf sein altes Glück, resp. auf irgend einen günstigen, zufällig eintretenden Umstand. Und der wird auch wohl kommen. Daß er aber länger ausbleibt, als erwünscht: das macht unsern Freund ungeduldig."

In einem späteren Briefe (vom 27. November) kam Roon nochmals auf dies Thema und die politische Lage jener Tage zurück. „. . . was Du über Bismarck's Umkehr sagst, ist vollkommen zutreffend. Bei seiner . . . Eigenart wird, fürchte ich, auch keine Versöhnung mit den Conservativen möglich sein. . . . Dennoch kann und werde ich ihm meine Sympathien niemals entziehen. Ich wüßte nicht, an wen sonst sich meine patriotischen Wünsche und Gefühle anlehnen sollten; seiner mächtigen Persönlichkeit die gebührende Anerkennung zu versagen, könnte wohl nur einem Narren einfallen, der sich auf seinem Piedestal sehen möchte. Aber zu der blinden Menge, die ihn heute vergöttert und ihn morgen vielleicht kreuzigen würde, gehören wir beide wohl nicht — gerade weil wir ihm herzlich zugeneigt sind. . . . Doch genug des Plauderns über dieses nicht leicht zu erschöpfende Thema."

„Kann gerade nicht behaupten (so heißt es in Blanckenburg's Antwort vom 24. Dezember), daß die Lage des Vaterlandes sehr weihnachtlich glänzt und leuchtet. Aber je tiefere Erdenschatten, um so helleres Weihnachtslicht und Stern! — Also — — lasset uns fröhlich sein, auf daß die alten vertrockneten Herzen jubeln mit den Weihnachtskindern. . . .

Politisch liegen die Dinge (ich war einige Tage in Berlin) sehr verwirrt. B. will ehrlich los von den Geistern, die er rief — indeß ich sehe immer noch nicht das Loch, aus dem die Geister entweichen werden. Ja, wenn es sich nur um das alte Preußen handelte — dann wäre es nicht allzu schwer, an eine gesunde Reaktion zu glauben . . . aber Deutschland — da stoßen sich die Partheien so gewaltig und so mannigfaltig, daß ich nicht weiß, wie B. von der jetzigen Majorität loskommen will. . . .“

Roon antwortete (30. Dezember) zustimmend in betreff der Sorgen um die politische Zukunft, fügte dann aber hinzu: „Gott sitzt im Regimente!“ — und nicht die Doktrinäre, die, wie Lasker und Genossen, dem Rufe ihrer Unfehlbarkeit zu nahe zu treten meinen, wenn sie begangene Irrthümer wieder abzustellen die Hand bieten. . . .“

Auch in seinem Glückwunsche zum neuen Jahre, welchen Roon an des Königs Majestät richtete, gab er diesmal den sein Herz bewegenden Sorgen über die Zustände der inneren Politik Ausdruck: . . .

„Mein inniger Wunsch, daß es Gott gefallen möge, Ew. Majestät Lebens-Abend ferner mit dem Glanze großartiger Erfolge zu umstrahlen, scheint, soweit es sich um die äußere Lage des Vaterlandes handelt, der Erfüllung gewiß zu sein; und die Armee, diese mächtige von Ew. Majestät Weisheit gepflegte Institution, wohl geeignet, die Größe und Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen äußere Feinde zu

schützen, wird — Gott gebe es — auch wohl eine sichere Bürgschaft gewähren gegen die von einer doctrinären Gesetzgebung großgezogene Hydra der, unsere ganze Civilisation bedrohenden, Partei der Verwilderung. . . . Dieselbe gewinnt — Dank der Schwäche der Gesetze — täglich an Macht und Einfluß und wird, wenn nicht noch rechtzeitig vorgebaut wird, eines Tages bis zur Unwiderstehlichkeit einer Lawine heranwachsen. . . ."

In einem späteren Briefe an Blanckenburg vom 5. Februar erörterte Roon seine Gedanken und die Möglichkeiten der Abhilfe abermals ausführlich und fügte, gewissermaßen entschuldigend, hinzu: „Wenn man wie ich an der Ausgangspforte des Lebens steht, so können solche Fragen wohl gleichgiltig erscheinen — aber doch nur dem Egoisten. Wer sich aber für diese Welt, in der er zu wirken berufen war, im richtigen Sinne interessirt, kann nicht gleichgültig dagegen sein."

Bemerkenswert ist aus jener Zeit auch ein Schreiben an Bismarck vom 15. Februar, in dem Roon zwar auf die politischen Sorgen nicht näher eingeht, welches aber gleichfalls die ihn innerlich beherrschende tiefernste Seelenstimmung erkennen läßt, wenn er schreibt: „. . . Mögen Sie schließlich wissen, daß Ihr alter ausrangirter Gefährte wie ein absterbender Cactus in seinem windsicheren Glashaus-Winkel wohl noch eine Weile fortvegetiren dürfte. . . . In dieser rein vegetirenden Gegenwart freue ich mich doch meiner Vergangenheit; und so viele beschmutzte, leere oder zerrissene Blätter es auch darin geben mag: so hoffe ich doch auf eine, Gottes gnädigen Verheißungen entsprechende Zukunft, in welcher Glück und Glanz dieser Erde nur noch wie Schlamm erscheinen werden, wie Ueberbleibsel, die von belebender Wärme oder auch von verzehrender Gluth Zeugniß ablegen. — Doch

— verzeihen Sie diesen Nachmittags-Prediger-Ton, den Sie, der Sie noch mitten im Getriebe der Welt stehen, wie die treibende Feder in der Zeituhr, leicht abgeschmackt finden dürften.

Aber innigst hoffe und wünsche ich, daß Sie, neben und nach den Mühen und Leiden Ihrer großen Rolle, das Bewußtsein sich erhalten, resp. wieder beleben: daß die Triumphe und Erfolge menschlicher Größe, daß alle Freude, aller Glanz und Schimmer dieses unseres dunstigen, fröhnerischen Erden-Daseins — Nichts sind im Vergleich mit der uns in Jesu Christo verheißenen dereinstigen Herrlichkeit. Das wünsche ich Ihnen ... mit dem treuen Interesse, mit welchem ich bin und bleibe Ihr treu ergebener alter Freund Roon.

Zu erwähnen ist ferner ein Schreiben Roon's (Mitte März 1876), welches an die schwedische Akademie der Kriegswissenschaften gerichtet war, nachdem diese „hochachtbare Gesellschaft sachkundiger Fachgenossen" ihn am 18. Januar genannten Jahres zum Ehrenmitgliede erwählt und ihm diese Ernennung in feierlicher Adresse und durch Uebersendung des Diploms angezeigt hatte.

„Sie haben (hieß es u. a. in diesem Dokumente) das Schwert, welches Ihr Monarch im Streite führte, geschmiedet und geschliffen, und die Waffe bog sich nicht und brach nicht, selbst bei der härtesten Probe."

Noch im Monat März begab der Feldmarschall sich nach Berlin. „Ich wollte (schreibt er am 27. März an Blanckenburg) meinen alten Herrn und Kriegsfürsten vor seinem, resp. meinem Ende gern noch einmal sehen und war daher am 20. hergekommen, um ihn zu seinem 80. Geburtstage zu begrüßen, da mein Befinden eben leidlich war. Ich fand den Herrn, bei dreimaligem Ersehen, in der That in einer für sein Alter bewundernswerthen Verfassung, und zwar nicht blos

körperlich. Daß er seine alte huldreiche Liebenswürdigkeit gegen mich bewahrt hat, ist kaum erwähnenswerth, weil es seiner Natur zuwider sein würde, wenn es anders wäre. . . .

B. begegnete ich am 22. an des Königs Thür. Er schickte dann und ließ mich auf den folgenden Tag zu einem kleinen Diner einladen, das ich annahm. . . . Nach Tische setzte er sich zu mir und wir plauderten Verschiedenes. Indessen verhinderte die Mitanwesenheit der andern Gäste bald die Fortsetzung unseres tête-à-tête, und ich zog mich früh zurück; ob ich ihn wohl noch einmal wiedersehen werde, den verwegenen Steuermann? — ?

Dieselbe Frage lag mir im Herzen, wenn auch nicht auf den Lippen, als ich mich gestern vom Könige verabschiedete — Gott weiß die Antwort . . ."

In demselben Briefe teilte Roon dem Freunde die eben erfolgte Vergrößerung seines Landbesitzes in der Lausitz mit:

„ich habe Döbschütz gekauft und übernehme es am 1. April. . . . Der Haupt-Vorzug besteht in der großen Nähe von Krobnitz und der durch die Lage der in einander greifenden Grenzen gegebenen Möglichkeit der Zusammenbewirthschaftung beider Güter" . . . u. s. w.

Des Feldmarschalls Befinden erlaubte in diesem Jahre noch mehrere andere Reisen. Zunächst ging er Anfang Juni mit den Seinen wieder nach Neuhof. Einige Wochen später siedelten seine Kinder Wißmann nach dem neuerworbenen Döbschütz über, dessen Verwaltung gleichfalls der Schwiegersohn übernahm. In Neuhof fanden sich die verschiedenen Kinderpaare mit ihren Familien wieder der Reihe nach zum Besuch ein. Im September wurde ein längst gehegter Lieblingswunsch ausgeführt, indem Roon nach Pommern reiste und das alte geliebte Zimmerhausen mit seinen ihm so nahe stehenden Bewohnern wieder aufsuchte; und im Oktober er-

folgte die Rückkehr nach Krobnitz, wo die nächsten Monate in der früher geschilderten Weise meist ganz still verlebt wurden. Im Dezember reiste Roon mit seiner Gemahlin wieder nach Berlin, um das Weihnachtsfest zu feiern und sich an den Enkeln zu erfreuen. Er erlebte dort das 70jährige militärische Jubiläum seines großen Königs und konnte hierzu sowie zum Neujahrsfeste seine Glückwünsche persönlich darbringen. Der wieder verschlechterte Zustand seiner Gesundheit zwang ihn indessen bald, das „unruhige Berlin" wieder zu verlassen und schon im Januar nach Krobnitz zurückzukehren — so daß er die vorher gehegte Absicht, sich an den Arbeiten des Herrenhauses zu beteiligen, auch diesmal nicht auszuführen vermochte.

Immerhin gestattete ihm sein Befinden in den nächsten Monaten, wenigstens schriftlich mit den von ihm geliebten und wertgehaltenen Personen die Verbindung aufrecht zu erhalten. Zu diesen gehörte u. a. auch der Prinz Friedrich Karl, sein ehemaliger Zögling, der mit seinem Kriegsruhm inzwischen die Welt erfüllt hatte. Roon hatte auch im letzten Dezennium noch zuweilen mit ihm korrespondiert und ihn kürzlich in Berlin wiedergesehen. Der nunmehr bevorstehende Geburtstag des Prinzen (20. März) veranlaßte einen neuen Briefwechsel, dessen Inhalt für die Sinnesart beider Männer so bezeichnend ist, daß ihre Verehrer davon gern Kenntnis nehmen werden.

Roon's Brief lautet:

Krobnitz, 12. März 1877.

Gnädigster Prinz und Herr! Ew. Königlichen Hoheit Geburtstag ist nahe, und ich gedenke längst vergangener Zeiten und der schon vor einem Menschenalter angeknüpften Verbindung mit einem jungen Herrn, der nun in Kurzem seinen 50ten Geburtstag erlebt. Weit hinter Ihnen und mir liegen alle Mißverständnisse und Mißgriffe jener Jahre, die dennoch

nicht ohne Segen geblieben sind. Am Schlusse derselben die März-Gräuel und die März-Thränen von 48; Ihr damaliger 21ter Geburtstag war der schmerzensreichste, den Sie, den alle Getreuen im Lande mit tiefer Wehmuth erlebten.

Aber — Gott sei gepriesen! — welch' ein reiches Leben hat sich nach allem Weh Ihrer Jugend für Sie entfaltet! Und wenn der Allmächtige auch in jüngster Zeit einen schwarzen Schatten auf Ihr Leben fallen ließ, so haben Ew. K. H. doch für all' den Sonnenglanz, der Ihre Wege beschienen und Sie von Düppel über Sadowa bis Le Mans begleitete, Gottes Güte zu preisen und für den Segen zu danken, den er auf all' Ihr Thun und Wirken legte. — „Noblesse oblige!" Nicht blos die im Glanze Ihrer hohen Geburt liegende Gunst hat Ihr Leben verklärt, sondern auch die glückliche und gelungene Erfüllung der daran sich knüpfenden Pflichten. Das wird von Mit- und Nachwelt dankbar anerkannt werden. Denn wenn freilich einerseits Niemand mehr leisten kann, als er vermag, so wird doch derjenige, der Alles, wozu ihn Gott ausgestattet, wirklich vollbringt, immerhin von der Welt bewundert werden; es ist dann seine Sache Gott die Ehre zu geben, der ihm sein reichliches Pfund zugetheilt hat.

Nach diesem warmen Blick auf Ihre Vergangenheit einen herzlichen Wunsch für Ihre Zukunft, wie er sich für eine wohlgemeinte Geburtstags-Gratulation eignet. Neue kriegerische Lorbeeren kann ich Ihnen im Hinblick auf die damit verknüpften Opfer und Gefahren kaum wünschen; sie werden Ihnen im eintretenden Falle ohnehin mit Gottes Hülfe nicht fehlen. Aber was ich Ew. K. H., und zwar mit der ganzen Wärme der Aufrichtigkeit und Anhänglichkeit wünsche, das ist der reiche Segen Gottes für Ihr innerliches Herzensleben, für die Gewinnung des inneren Friedens, ohne welchen aller Ruhm und aller Glanz des Daseins nur ein Schimmer ist, der uns

weder zeitlich zu befriedigen noch ewiglich zu beseeligen vermag. Dieser ernste Wunsch, so sehr abweichend von dem herkömmlichen Inhalt einer Geburtstags-Gratulation, nicht hervorgegangen aus einer österlichen Stimmung oder pietistischen Anwandlung, ist der beste, ja der einzige, den ich für einen Herrn in glänzender Stellung, in kräftiger Gesundheit, im Besitze aller Wünschenswürdigkeiten dieser Welt überhaupt habe. Auch meine ich nicht, daß Ew. K. H. verletzt sein werden, wenn dieser Wunsch, wenn der ganze Inhalt dieses Schreibens ein klein wenig an den einstigen, oft unbequemen, hie und da mißgreifenden Mentor erinnert, dessen Sie nicht bedürfen. Erwägen Sie gnädigst, daß ein alter Mann, der sich für einen jüngeren so innig interessirt, wie ich für Sie, seine Feder in Folge seiner mangelhaften Hof-Routine entweder ganz ruhen läßt, oder aus ihr das Beste fließen läßt, was er hat — weil er gar nicht anders kann.

Gott weiß, ob diese Zeilen nicht vielleicht die letzten sind, die ich an Ew. K. H. zu richten vermag. Meine Gesundheit hat sich zwar seit dem Tage, an welchem Sie mich mit Ihrem Besuche beehrten und erfreuten, erheblich gebessert, aber doch nicht in dem Grade, daß ich binnen Kurzem die Reise nach Berlin wagen könnte; und wenn man nächstens das 74. Jahr vollendet, so muß man wohl an jedem Tage der Ordre zum letzten Abmarsch gewärtig sein. Bis dahin, mein gnädiger Herr, bleiben Sie meiner vollen, warmen Sympathie versichert, sowie der tiefen Verehrung, die ich Ihnen nicht blos äußerlich bezeuge, indem ich in Devotion verharre

Ew. K. Hoheit unterthäniger Diener

v. Roon.

Umgehend antwortete der Prinz-Feldmarschall.

Berlin, 18. März 1877.

Mein lieber Feldmarschall von Roon!

Hocherfreut war ich heute früh, als ich Ihre mir so wohlbekannte, liebe Handschrift erkannte, und darüber, daß Sie Sich meines alten Geburtstages erinnerten. Wohl selten hat mir ein Gratulationsbrief eine größere Freude gemacht, als der Ihrige. Ich sage Ihnen auch recht herzlich Dank dafür. Die Rückblicke, welche Sie in wohlwollender, offener und treuer Weise auf einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren werfen, die wir in engerer oder weiterer Gemeinschaft durchlebten, sind zutreffend, wahr und mir aus der Seele gesprochen. Wenn Sie hieran Complimente anknüpfen, so würde ich sie bei Andern als leere Schmeicheleien von mir weisen. Aus Ihrem Munde dagegen haben sie Werth und erfüllen mich mit gewissem Stolz. Aber das ist es nicht, wonach ich strebe oder was länger als auf ganz vorübergehende Augenblicke zu befriedigen vermag. Tief bewegt bin ich von Ihrem ernsten Wunsch, den Sie mit großer Wärme aussprechen, daß Gott mir Seinen reichen Segen geben wolle zu meinem innerlichen Seelenleben, für die Erlangung des inneren Friedens. Das ist es, in dessen Besitz ich noch nicht völlig bin, wonach ich aber strebe. Die äußeren Verhältnisse, unter denen ich zu existiren habe, denen ich mich, sehr gegen meinen Wunsch, nicht entziehen darf, erschweren diese Arbeit außerordentlich. Auch diese Dinge können sich ja in absehbarer Zeit für mich besser gestalten. Ich schließe, theure Excellenz, mit dem aufrichtigen Ausdrucke der Hoffnung, daß Ihr körperlicher Zustand sich derartig bessern möge, daß es mir noch vergönnt ist, Ihnen den Dank für Ihre stets so treue Gesinnung für mich noch recht oft mündlich auszusprechen. Mit

der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin angelegentlichst zu empfehlen, bin ich Ew. zc.

sehr ergebener Freund und Diener

(gez.) Friedrich Karl.

* * *

Ein Brief Roon's an Blanckenburg vom 17. April behandelt wieder ausführlich die politischen Fragen der Gegenwart und die damit zusammenhängenden patriotischen Sorgen: Abermalige Kanzlerkrisis, die Wiederannäherung der Konservativen an Bismarck, dem er aufs neue „andere Helfer" sowie die Kraft wünscht, „andere Bahnen zu suchen. Ob ich dies noch erleben werde, Gott weiß es, aber ruhiger sterben würde ich — auch er — wenn es geschähe." Auch die orientalische Krisis besprach Roon mit Bezug auf den eben entbrannten russisch-türkischen Krieg in demselben Schreiben, unterbrach sich aber bald mit dem Ausrufe: „Dorf-Politiker halten das Maul! Wisse also, ich pflanze meine Bäume und Bäumchen im Park und Walde, und hoffe neue politische Katastrophen nicht mehr zu erleben. Unsern Kindern kann das Schwere und Scheußliche, was die Zukunft bringt, leider nicht erspart werden. Sie müssen es aber mit durch und niederkämpfen helfen."

Dieselben Tage brachten dem Feldmarschall auch wieder einen eigenhändigen Brief seines Monarchen:

Berlin, 17. 4. 77.

Wenngleich mir Ihr lieber Brief zum 22ten März schon am 20ten zuging und ich deßhalb hoffte, ihn auch sogleich noch beantworten zu können, weil ich wohl wußte, daß wenn erst der 22te da war, an eine Antwort nicht so leicht zu

denken sei — und — wie figura zeigt, ist es auch so gekommen. Denn der 20te und 21te waren in diesem Jahre durch die Masse der Fürstlichkeiten, die zu unzähligen Eisenbahn-Empfangsfahrten und Visiten nöthigte, so in Anspruch genommen, daß ich bis heute so en retard mit meinen brieflichen und Télégramm-Pflichten gekommen bin, daß mir noch die Hälfte unbeantwortet vorliegt!

Nun also zum herzlichsten Dank für Ihren so lieben Brief, der mir grade, weil er nicht blos Rosenfarbenes enthält, doppelt werth war!

Alle Ihre Betrachtungen sind auch die meinigen, und an meinem Bestreben, den Uebeln der Zeit nach allen Richtungen zu begegnen, soll es wahrhaftig nicht fehlen. Aber Helfer muß ich haben, und in solcher Zeit wollte mich der Haupthelfer verlassen! Sie werden mit mir gefühlt haben, was ich in jenen Tagen gelitten habe, der Sie schon zweimal von solchen Anwandlungen Zeuge waren . . . und einmal sich opferten! Nun . . . . es bleibt bei'm Alten, wie ich es im ersten Augenblick an Bismarck sagte.

Heute sah ich wieder eine Wirkung unserer vortrefflichen Armee-Organisation, von der ich mit Ihnen wünsche, daß sie immer bleiben möge! Ich besah nämlich 3 Garde-Landwehr-Bataillone zu 3 Compagnie'n am 8ten Tage ihrer Uebung, die eigentlich Schießübung ist, in einer ganz herrlichen Verfassung Parade-mäßig. Kein einziger Straffall ist vorgekommen! Das ist unser gemeinschaftliches Werk, dem Sie leider Ihre Gesundheit opferten, was nur Gott lohnen kann!

Ihr dankbarer

Wilhelm.

Zu seinem eigenen Geburtstage (30. April) empfing Roon wieder zahlreiche Glückwünsche von nah und fern. Der

des Fürsten Bismarck (Telegramm aus Friedrichsruh) wurde gesandt „im Andenken an gemeinsame Freuden und Leiden, Kämpfe und Erinnerungen“.

Für Blanckenburg's Glückwünsche dankte Roon am 4. Mai. Seine Mitteilungen schlossen mit dem Seufzer:

„Mit diesem Reichstage ist nichts anzufangen. Die Freihändler binden der Regierung Hände und Füße. Manchester ist falscher Sammet! Bismarck wird eine Einladung zur baldigen Wiederkehr . . . in diesem verkehrten Gebahren nicht erblicken. Ich schäme mich desselben, obgleich ich in mein 75tes Jahr getreten bin und ruhiger oder stumpfer sein könnnte. Gott bessere es!“

Am 23. Mai schrieb er sodann, tief erschüttert von der Nachricht über den Tod eines gemeinsamen Freundes und Verwandten (Adolf von Blanckenburg):

„Man wird nicht bloß jährlich, sondern täglich, stündlich älter . . . bis das letzte Lebensfünklein verzehrt ist. Wohl Dir und mir, Geliebter, wenn wir dann diese unsere irdischen Augen zum letztenmal mit der seligen Ueberzeugung schließen, daß Gottes Barmherzigkeit sie uns in himmlischer Verklärung wieder aufthun wird! — Der liebe Adolph, dessen letzte mühsam geschriebenen Zeilen an mich neben mir liegen, der edle liebe Kreuzträger . . schaut nun auch schon aus verklärten Augen Gottes ganze Herrlichkeit . . . Dieser liebe alte lahme Mitpilger[1]) war mir alten müden Wanderer immer eine Freude und Stärkung, so oft ich ihm begegnete . . .“

Zahlreiche andre Briefe aus dem Sommer 1877, fast alle an seine während mehrerer Wochen bei der verheirateten

[1]) Adolf von Blanckenburg hatte 38 Jahre lang an schwerer Rückenmarkkrankheit gelitten.

Tochter in Kassel weilende Gemahlin gerichtet, betrafen meistens Familienangelegenheiten.

Von allgemeinerem Interesse sind mehrere ausführliche Zuschriften an des Königs Majestät, deren Inhalt sich aus der nachstehenden eigenhändigen Antwort des Monarchen ergiebt.

Schloß Babelsberg, den 17. August 1877.

Auf drei Ihrer Schreiben habe ich Ihnen zu danken ... Sie berühren in Ihrem 1ten Brief die mir auferlegte neue Thätigkeit in neuen Ländern, und bin ich mit Ihnen froh, daß ich noch im Stande war, diesen, allerdings über alle Erwartung geglückten Besuch in Elsaß-Lothringen, trotz Fatiguen glücklich zu überstehen. Das Interesse überhaupt diese Lande kennen zu lernen, dann die magnifique durchgeführten Festungsbauten und vor Allem das bekannte Schlachtfeld von der anderen Seite kennen zu lernen, sowie Weißenburg und Wörth zu sehen, — war ungemein groß und belehrend. Wenn ich auch nicht in die Tiefe der Herzen und Gemüther eindringen mochte, so war doch die äußere Erscheinung der Population von dem Gefühl durchdrungen, den neuen Herrscher würdig zu empfangen und alle politischen Nuancen momentan zu beseitigen. Und dies (ist) viel mehr gelungen als je zu erwarten stand, und schlug sogar in überraschende Freundlichkeit allmählich um. Die Truppen habe ich überall in geradezu brillanter Verfassung gefunden. — Meine Gesundheits-Reisen sind mir vollkommen angeschlagen. Die Entrevue mit dem Kaiser von Oestreich war sehr interessant in diesem Moment und wir sind in Allem einverstanden auch über die Möglichkeit, daß er militärisch genöthigt sein kann, acte de présence zu machen, aber nie gegen Rußland, und stets auf die Erhaltung der drei Kaiser-Entente hinweisend.

den 18.

Aus der Correctur des Datums dieses Briefes sehen Sie, daß ich Ihren letzten Brief erst erhielt, da ich diese Zeilen schon begonnen hatte.

Ich kehre zurück zur Beantwortung in chronologischer Ordnung. — Ja, in den Kirchlichen Ereignissen die sich in Berlin zutrugen, blieb mir nichts übrig als Farbe zu zeigen. Ich habe, wie von Ihnen, sehr viele erfreuliche Zurufe erhalten, namentlich von allen zusammen gewesenen Kreis-Synoden. Dennoch wird der Sieg nicht leicht zu erringen sein, da die Geister leider schon zu lange ungestört verdorben worden sind, und da war es sehr glücklich, daß nun sogar die Kanzel mißbraucht wurde, um allen Ernstes vorzugehen; nachdem Sydow sich noch scheute seinen verdrehten Glauben an heiliger Stätte auszusprechen, da er sehr wohl wußte, daß ihm das Landrecht entgegenstand, und daher mit Umgehung der dort verheißenen Strafen sich begnügte, seine Lehren in privat-Versammlungen — Rathhaus — zu lehren!! so hat doch seine damalige Freisprechung durch den Ober-Kirchen-Rath im Widerspruch mit der Verurtheilung durch das Consistorium seine Früchte getragen, wie ich dies in der Conferenz, die ich dieserhalb abhielt, bestimmt vorausgesagt, und wie es nunmehr Hoßbach genau ausführte! und in der Berlin-Cöln-Stadt-Synode weiter gesponnen wurde! Die Verweisung des Apostolicums vor die Landes-Synode kann sehr gefährlich werden, da das Laien-Element in derselben viel zu zahlreich vertreten ist, trotz meiner Kämpfe dagegen, und in diesen Laien steckt leider der Unglaube!

Sie beurtheilen mich nur zu richtig, wenn Sie annehmen, daß ich tief ergriffen bin vom dem Revers der russischen Armée und in der Seele des Kaisers traure! Aber die Opérationen

seit dem Donau-Uebergange sind mir ein Räthsel. So vorzüglich wie dieser vorbereitet und ausgeführt wurde, so unerklärlich ist es, daß nach demselben die Hauptregel der Strategie ganz aus den Augen gesetzt wurde: mit allen Kräften der Hauptarmée des Feindes entgegen zu gehen und zu schlagen, ehe man weitere Opérationen unternimmt; wogegen man jetzt seine Kräfte theilt und überall schwächer als der Gegner erscheint! Die Episode über den Balcan ist unerklärlich und verdiente die Ausführung derselben einen vernünftigeren Zweck! Ich hoffe mit Ihnen, daß der Sieg endlich der russischen Armée verbleiben wird, aber die Türken müßten mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie die Ankunft der énormen Verstärkungen des Gegners ruhig geschehen ließen. Möchten sie doch so blind sein!

. . . Ich freue mich zu lesen, daß es Ihnen im Allgemeinen gut gehet. Ich bin vor einigen Tagen bei meiner Durchfahrt, auf der Rückreise hierher von Großbeeren, einen Moment bei Bl. gewesen, und habe Ihre Schöpfung geradezu bewundert! und begreife daß Sie dieselbe nicht leichten Herzens aufgaben! Haus und Garten in Gütergotz sind wirklich ganz reizend und noch immer vortrefflich gehalten, obgleich der Besitzer leider wenig davon siehet.

Ihr 2ter Brief wegen der B.-Familie ist sofort in Curs gesetzt, aber wie Sie selbst sagen, wird wenig Aussicht für Stifts Stellen sein, da ich einen Strich für Verheißungen habe machen müssen; dagegen wird die allgemeine Vertröstung wohl eintreten.

Ihr 3. Brief verheißt mir die Sendung der Geschichte Ihres Regiments, die aber noch unterwegs sein muß. Sehr gern werde ich Ihrer Empfehlung des Schriftstellers . . eingedenk sein, wenn ich auch nicht verheißen will, daß ich das Werk ganz lesen werde!

Sie sehen, ich konnte die Tinte nicht halten; aber wo so interessante Themata zu beantworten waren, hat man keine Zeit — kurz zu sein!

Mit meinen herzlichsten Empfehlungen für die Ihrigen, verbleibe ich

Ihr

dankbarer Wilhelm.

Die Freude, welche der Feldmarschall über solche, von der beispiellosen geistigen Frische seines geliebten 81jährigen Herrschers zeugende Briefe empfand, bedarf keiner besonderen Versicherung. Fast unaufhörlich beschäftigten sich seine Gedanken mit dessen Allerhöchster Person, und Aeußerungen wie die: „ich freue mich des von Dir berichteten gnädigen Andenkens Seiner Majestät, den Gott erhalte und segne!“ — wiederholen sich mehrfach in den Briefen an die Söhne.

Gelegentlich des Glückwunsches zum neuen Jahre gab er seinem freudigen Danke auch wieder direkten Ausdruck (nachdem er zunächst sein persönliches Fernbleiben entschuldigt):

„Vermöge meiner Hinfälligkeit freute ich mich um so inniger an der in dem ablaufenden Jahre bewiesenen, scheinbar unverwüstlichen Gesundheit und Lebenskraft meines theuern Königs und Kaisers, welcher seine Regierungsgeschäfte und Truppenbesichtigungen, seine Reisen und Besuche, seine Jagdausflüge und Hoffeste, ungeachtet aller seinen hohen Jahren zu entnehmenden Bedenken, zur staunenden Bewunderung aller Welt, ganz wie gewöhnlich, ganz wie ich es schon vor mehr als 15 Jahren unmittelbar zu beobachten die günstige Gelegenheit hatte, mit dem gedeihlichsten Erfolge vollbrachte und vollbringt. Gott erhalte Euer Majestät diese Frische bis

ans Ende Ihres segensreichen Lebens! Möchten Sie nie die Beschwerden und die demüthige Resignation persönlich kennen lernen, die mit einem siechen Alter unvermeidlich verbunden sind. . . .

Die lebendigen Interessen der Gegenwart können einem alternden Zuschauer wohl schwere Gedanken machen. Zwar erscheint der Kriegserfolg Seiner Russichen Majestät jetzt wohl gesichert — zu meiner großen Freude, die mich nach dem Falle von Plewna fast zu einem Gratulations-Schreiben an des Kaisers Alexander Majestät getrieben, wenn es sich für mich nur geschickt hätte; allein mehr als die Orientalische Frage, auf deren angemessene Lösung ich nun hoffe, bewegt mich der Zustand unserer eigenen Deutschen resp. Preußischen inneren Verhältnisse, namentlich die soziale Frage, die Kirchenverfassungsfrage und der Ausgang des ganz berechtigten Kampfes gegen den Vatikan. Alle diese Angelegenheiten können m. E. nur zu einer glücklichen Lösung gelangen durch die Befriedigung aller Wohlgesinnten im Lande, mittelst der baldigen und gründlichen Correktur der inneren Gesetzgebung, mit welcher uns der Liberalismus überstürzt und erstickt hat. — Aber ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, wenn meine Feder sich in so schwierige Gebiete verirrt, in denen man vollständig orientirt sein muß, um sich auf practicablen Wegen hindurch zu finden, und solche Orientirung ist in meiner Ofenecke nicht wohl möglich. — Es geziemt mir daher mehr, unter Wiederholung meiner getreuen Glückwünsche und meines tiefgefühlten Dankes [1]) um die Fortdauer Ew. Majestät Huld und Gnade zu bitten, indem ich bis an's Ende verharre als Ew. Majestät allerunterthänigster Diener

Roon.

---

[1]) für die Weihnachtsgabe — eine Reiterstatuette des Kaisers.

Antwort Seiner Majestät des Königs.

Berlin, 12. 3. 78.

Nach längerer als meiner gewöhnlichen Schuld stehe ich dieses Mal vor Ihnen mit dieser verspäteten Danksagung für Ihren Brief bei'm Jahreswechsel. Er enthält so liebe Worte und Gedanken für mich, wie ich sie von einem Manne kenne, der mir Jahre lang mit treuem Rath und kräftiger That zur Seite stand und somit eine große Zeit mit schaffen half! Glauben Sie nicht, daß Ihre Zeit erblaßt vor der Gegenwart mit ihrer aufreibenden Natur, wie Sie mir schrieben. Die jetzige Armee die Sie mit bildeten, stehet noch unwandelbar fest als Ihr Werk; denn nur Beharrlichkeit und Conséquenz ließ uns alle schmählige Anfechtungen bekriegen und zuletzt mit den Waffen in der Hand besiegen.

Als Sie mir schrieben, war eben erst Plewna gefallen; die Russen gingen von Sieg zu Sieg, stehen am Thor von Constantinopel und schließen einen Frieden der ihnen selbst wenig einbringt für die unerhörten Kosten von Menschen-Leben, Blut und Kosten aller Art, und wer weiß, was ihnen im Congreß noch abgezwackt werden wird in Armenien und an der Donau. Daß dieser Congreß in Berlin tagen soll, um Bismarck's Gegenwart zu ermöglichen, ist sehr ehrenvoll für Deutschland und speziell Preußen; aber mir persönlich wird dadurch manche unangenehme Stunde bereitet werden! Denn meine Rolle ist die eines Schiedsrichters, und der macht es Niemandem recht!

Sie berühren unsere innere Politik. Der Fürst und Eulenburg bereuen ihren Anflug von Liberalität und sehen wie schwer es ist, den kleinen Finger wieder zurückzuziehen! — ich selbst habe es ja seiner Zeit empfunden! — Die Vertretungsfrage des Fürsten ist denn glücklich gestern entschieden;

sie war so einfach an sich, indem, auf Verlangen, das immer Bestandene, gesetzlich gemacht wurde. Die sogenannte Cultur-Frage könnte durch den neuen Papst vielleicht mit der Zeit eine Besserung erfahren, wenn Cardinal Franchi den Einfluß erhält, den wir ihm wünschen, da er die Lage richtig erkennt und sehr wohl weiß, wo die Abhülfe liegt, d. h. daß die Bischöfe und durch sie die Geistlichen sich dem Gesetze unterwerfen.

Die Lage unserer Kirche wird immer brennender! Die laue Behandlung des Sydow-Falles hat genau die bösen Folgen getragen, die ich vorhersagte. Er erhielt eine Warnung und blieb im Amte; sein Schüler Hoßbach verkündet von der Kanzel, was Jener nur in Privat-Versammlungen vor Tausenden lehrte, und erhielt eine Warnung; nun tritt ein 3ter bei Züllichau auf und leugnet noch frecher die Grundpfeiler unseres Glaubens; er wird zur Révocirung aufgefordert und mit Disciplinar-Untersuchung bedrohet; dies schwebt erst seit einigen Tagen. Sie wissen wie entschieden ich für unsern Glauben eingetreten bin, und daß ich deshalb Alles anwende, um die Gleichgläubigen in ihrem Glauben zu erhalten, sie vor Irrlehren zu warnen und durch Strenge gegen Irrlehren aufzutreten, damit nicht noch mehr verführt werden. Seit 5 Monaten correspondire ich mit dem Oberkirchenrath, aber komme nicht von der Stelle, weil ich nirgend den Muth erzeugen kann, diese Strenge eintreten zu lassen und so gehet Alles Berg — ab!!

Wenn man die Auftritte kennt, die der gewisse Most herbeiführte contra Stöcker, so schaudert man, wenn man sehen muß, daß unsere Gesetzgebung dergleichen nicht strafen kann. Diese Gottesleugnung gehet Hand in Hand mit der Social-Democratie, und so sind wir mitten im Frieden dahin gekommen, wohin die französische Revolution in der

Schreckenszeit gerieth, d. h. Gott abzuschaffen und dann wieder einzusetzen, obgleich Letzteres unsere Gottesleugner noch nicht thun!

Das sind gewiß Alles recht schwer zu verfolgende und womöglich zu ordnende Dinge, aus denen man oft keinen Ausweg siehet, und doch immer wieder ansetzen muß! Auf den Himmel muß man trauen, nur er fügt das Ende!

Mich den Ihrigen herzlich empfehlend Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Prinz Friedrich Karl an Roon (19. März 1878).

Mein lieber Herr Generalfeldmarschall.

Von allen Briefen, die ich zu meinem morgenden Geburtstage empfing, hat keiner mir solchen tiefen Eindruck gemacht, als der Ihrige. Er erweckt Gedanken mannigfacher Art, fördert die Selbstprüfung und die Selbsterkenntniß. Die hohen Dinge, welche ich mit eifrigem Fleiße und durch Arbeit erreicht habe, ich habe sie nie anders, vor- oder nachher, hingestellt, als „irdische Ziele". Damit ist ausgesprochen, daß ich stets höhere Ziele vor Augen hatte, als diese, deren Erreichung ja an sich nur ganz vorübergehende Befriedigung für tiefer angelegte, auf christlichem Boden stehende Naturen gewähren kann. Mehr Werth mögen sie für solche haben, welche sie nicht erreicht haben. Vor Gott sind sie oft nur eitel Schein. Für den Menschen ist entscheidend, ob er durch diese Dinge an Dankbarkeit und Bewußtsein seiner eigenen Schwäche zugenommen, oder ob er in Selbstüberhebung und Selbstberäucherung schwelgt. Aber auch zwischen diesen Extremen bewegen sich manche. Zu welchen ich mich zähle, weiß ich, zu welchen man mich rechnet, weiß ich nicht, ist mir aber, wenn auch nicht gleichgültig, so doch nicht entscheidend.

Es ist ein herrlich Ding, wenn man procul negotiis, wie Ew. Excellenz, in einem hohen Alter, bei regem Geiste, in objektiverer Weise, als es sonst gelingt, auf Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges blicken kann. Ich sehne mich danach, als dem schönsten Vorrecht des Alters. Man stirbt, freiwillig halb, halb gewungen der Welt ab und lebt Gott. Wohl Ihnen!

Tief ergreift es mich, wenn Sie mir schreiben, daß Sie, als mit einem Fuße im Grabe stehend, jene Zeilen und jene lieben und aufrichtigen Wünsche an mich richten. Es könnte also das letztemal gewesen sein [1]). Was Sie mir sagen, prägt sich tief in mich ein und ich danke Ihnen. Sollte dies mein letzter Dank sein? Gott allein weiß es, und was Sie wünschen, das lassen Sie auch meinen Wunsch für Sie sein.

Ihr treu ergebener, dankbarer Freund

Friedrich Karl.

An Se. Majestät den Kaiser und König schrieb Roon am 20. März 1878 abermals gelegentlich der Geburtstagswünsche:

„Diese Entsagung (die Wünsche nicht persönlich darbringen zu können) kostet mir mehr als ich ausdrücken kann. Zu meinem Troste sage ich mir, daß es mir in der freundlicheren Jahreszeit . . . vergönnt sein wird, meines theueren Herrn Antlitz noch einmal vor meinem Ende zu schauen; ich bitte Gott herzlich mir dies zu gewähren.

. . . Gott sei gepriesen, der Ew. Majestät für alle . . . zu lösenden großen Aufgaben bisher die nöthigen Kräfte verlieh — und der auch für die Zukunft Ihnen die bisher bewiesene bewundernswerthe Frische und Rüstigkeit erhalten

[1]) Es war thatsächlich das letzte Mal.

wolle, zur Freude des Landes und zu Ihrer eigenen Befriedigung!

Leider läßt sich das Ende aller jener Kämpfe mit dem römischen Stuhl, mit der ultraliberalen und sozialistischen Partei, mit der Ruchlosigkeit innerhalb der gottesleugnerischen Volkshefe noch nicht absehen, weil es Ew. Majestät an den muthvollen Instrumenten gebricht, um sie in wünschenswerther Kürze glücklich hinauszuführen: dennoch — man hofft immer, was man wünscht — hoffe ich, daß es Ew. Majestät beschieden sein möge dieses Ende zu sehen. Ohne Ihr festes Bekennen, Ihre consequente und weise Zügelführung in Staat und Kirche würde — fürchte ich — dieses Ende ein tief betrübendes sein, und Staat und Kirche würden von dem Abgrunde verschlungen werden, an dessen Rand sie durch eine von idealistischen Thoren ausgegangene Gesetzgebung, durch den kirchlichen Zwiespalt und den Abfall von Gott und Seinem Worte gedrängt worden sind. — Ein solches Ende werden, glaube ich, Ew. Majestät nicht erleben. Gottes Gnade und Ihr fester Wille werden Sie davor schützen, aber ein solches Ende auch für alle Zeit vorbauend abzuwenden: dazu möge der Herr aller Herrscher Ew. Majestät mit Seiner Kraft und Weisheit begnadigen, um dem drohenden Verfall aller menschlichen und göttlichen Ordnung, um der Verwilderung Ihres Volkes und der Einsargung seiner edelsten Erinnerungen, Tugenden und Hoffnungen kräftig und erfolgreich zu wehren. Genehmigen Ew. Majestät den Ausdruck dieser meiner Wünsche und der tiefen Verehrung, in welcher ich verharre als Ew. Majestät allerunterhänigster Diener Roon.

Antwort Sr. Majestät. (Telegramm vom 21. März.)

„Herzlichen Dank für Ihr liebes Schreiben von gestern. Kein Wort desselben werde ich vergessen und mir die Erfüllung

Ihrer Wünsche und Hoffnung mit Ihnen wünschen und hoffen! Dann wäre alles gut, aber bei uns Menschen steht nicht die Erfüllung, und so muß man auf Gott vertrauen, der doch allein weiß, was uns frommt.

(gez.) Wilhelm.

Aus einem Briefe Roon's an Blanckenburg.

Neuhof, 14. 5. 78.

. . Dein lieber Geburtstagsbrief erreichte mich rechtzeitig und zwar in Cassel im Hause meiner Tochter, wohin ich am 29. glücklich gelangt war. Sie hatte, um mich zu erfreuen, unsern alten Freund C. aus Bonn citirt, sowie Anna unsere Straßburger Kinder. Beide Ueberraschungen gelangen vollkommen und rührten den Alten in dem Maaße, daß er seiner Antipathie gegen alle Ueberraschungen gänzlich vergaß. Es waren einige sehr gemüthliche Tage, wohl getrübt durch C.'s gelegentliche schmerzvolle Stunden, aber zugleich erhellt durch Sonnenglanz und Frühlingspracht in reizvollster Umgebung und mehr noch durch die angenehme Temperatur im Familien- und Freundes-Kreise. Aber Alles verrauschet! A.'s reis'ten schon am 2., C. am 3. ab, und wir brachen am 6. hierher auf, d. h. Anna, Opperlein und ich mit einiger Dienerschaft. Zur Feier unserer Ankunft ein großartiges Donnerwetter mit Wolkenbruch. Seitdem Prachtwetter und eine Frühlingsherrlichkeit, die alle Sinne in Anspruch nimmt, zugleich aber eine absolute Stille, die zur gemüthlichen Einkehr einläd't, zu welcher mich ohnehin täglich wiederkehrende, wiewohl bisher immer schnell vorübergehende Beklemmungs-Anfälle stimmen, die mir von der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, auch „der schönsten Scene" predigen, welche Gottes Güte mich noch am späten Lebensabend genießen läßt. Ende dieser Woche wollen wir, wenn auch mit manchem Seufzer, wieder heim-

wärts ziehen, um der nach Wildbad gesandten E. die Kinder in Krobnitz aufzuheben, da wir auf deren Aufnahme in N. nicht ganz eingerichtet sind.

Vorgestern wurden wir in unserer Abgeschiedenheit durch ein Telegramm über das verruchte Attentat auf unsern theuern alten Herrn aufs schmerzlichste aufgeregt. Freilich schrieb ich ihm sogleich, wie m. E. — falls es sich nicht etwa um das Beginnen eines wirklich Wahnsinnigen handele — der Angriff auf sein Leben eine giftige Frucht unserer zügellosen Preßfreiheit und Vereinsgesetzgebung sei; allein werden unsere stimmführenden Ideologen deshalb zur Correktur schreiten? Schwerlich! Vielmehr wird es wieder, wie bei Oskar Becker, Blind und dem Kissinger Mörder heißen, daß das Verbrechen einzelner verkommener Menschen „die ewigen Wahrheiten der freiheitlichen Prinzipien" nicht umzustoßen vermöchten; das Walten der Gesetze werde den Verbrecher strafen, aber es sei kein Grund wegen solcher einzelnen Exzesse wohl begründete Gesetze anzutasten. Daß aber diese selben Gesetze fortfahren, die Entsittlichung und Verwilderung unseres armen verführten Volkes zu begünstigen — ist den thörichten Prinzipienreitern verborgen! — —"

Se. Majestät der Kaiser an Roon.

Berlin, 20. 5. 78.

Herzlichen Dank für Ihre theilnehmenden Zeilen vom 12. d. M. Ja! es war wieder eines der Ereignisse, wo man sichtlich in Gottes Hand stehet, wie wir Alle! Die theilnehmenden Beweise, die mir wie die Ihrigen, von allen Seiten zugehen, sind ein Balsam für mein und meiner Tochter Herz, aber eine Wunde ist ihm doch geschlagen, die nur die Zuversicht zu Gottes Gnade und Seinem Willen heilen kann!

Die Worte die Sie schrieben, daß mit dem Preßgesetz

und mit dem Vereins-Recht so etwas nur möglich ist, fasse ich dahin zusammen, daß mit denselben die Welt aus den Angeln gehoben werden muß!

Ich habe bei Gelegenheit des Glückwunsches aus Errettung der Gefahr Seitens der Staats-Minister an dieselben sehr ernst eine Mahnung gerichtet, die Augen fester aufzumachen als bisher, wohin die Zügellosigkeit der Presse und die fortgesetzten, ungestraften Meetings der Umsturz-Parthei sowohl als die der Glaubens-Verfälscher führen. Diese Mahnung hat zur Folge gehabt, daß ein Gesetz zur Verschärfung in dieser Richtung dem Bundesrath und dem Reichstag vorgelegt werden soll, aber leider siehet man vorher, daß damit nicht, bei letzterem wenigstens, durchzudringen sein wird!! —

Allen Ihrigen, die sich Ihrer Theilnahme anschlossen, herzlichen Dank.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Feldmarschall war von Neuhof im Mai 1878 bereits nach Krobnitz zurückgekehrt, als ihn dort am 2. Juni die Nachricht von dem zweiten furchtbaren Attentat gegen die geheiligte Person des heißgeliebten Monarchen ereilte. Zwar erhielt er auf seine Anfrage schon am 3. von zuverlässiger Seite die telegraphische Nachricht, daß die erste Nacht ziemlich ruhig und ohne Wundfieber verlaufen — so daß nicht das Schlimmste zu befürchten sei — verbrachte aber dennoch die nächsten Wochen nach dem entsetzlichen Ereignis in unbeschreiblicher Sorge und Aufregung.

Roon an Se. Durchlaucht den Fürsten Bismarck.

Krobnitz, 7. 6. 78.

Hochverehrter Freund!

Gestatten Sie Ihrem einstigen alten Kampf- und Leidensgefährten diese vertrauliche Anrede, heute wie sonst. Ich habe Sie, seitdem mein Beruf im Zuschauen besteht, niemals mit politischen Rathschlägen belästigt. Warum sollte ich heute Wasser ins Meer tragen? — Aber einen Zuruf mögen Sie mir gestatten: „Handeln Sie!“ Es muß etwas Ernsthaftes, Energisches geschehen, um dem verletzten, nach Hülfe

rufenden Rechtsbewußtsein der Nation Stütze und Trost zu geben. Verläuft diese jüngste Teufelei wieder im Sande konstitutioneller Rücksichten und Doctrinen, so geht das Vertrauen zu der Thatkraft der Regierenden den besseren Schichten des Volkes gänzlich verloren, und die schlechteren haben alle Ursache zu hohnlachen und zu triumphiren; das Chaos ist fertig! Das kann und darf nicht das Resultat Ihres bisherigen großartigen Wirkens sein! Mögen widerwärtige Strömungen, trotz sicherer Cours-Berechnungen, das Staatsschiff in ein Fahrwasser voller Klippen und Strudel geführt haben, die feste, starke Hand am Ruder darf nicht ermüden; sie wird das Scheitern verhindern; sie und keine andere! Der günstige Moment ist da. Also hinaus mit dem doktrinären Ballast! Er ist schief gestaut, und wird bei der nächsten Sturzwelle das Schiff nach Links hin zum Kentern bringen.

Aber ohne Bild! .. Das Vaterland, unser Vaterland, das Vaterland unserer Kinder muß gerettet werden! Es ist in schwerer Gefahr, nicht wegen des wiederholt versuchten Meuchelmordes an dem Edelsten und Huldreichsten aller Monarchen, sondern weil unsere hyperliberale Gesetzgebung die Abrichtung zum Meuchelmorde, zum Umsturz alles Bestehenden, zur Entsittlichung und Verwilderung der Nation begünstigt. Und was nützt alle sittliche Entrüstung gegen solches Treiben, wenn ihm nicht ein fester Damm entgegen gebaut wird. Noch ist es möglich! Noch hat die Nation die alten Traditionen der Pietät nicht ganz verloren; noch wird die Armee in alter Treue ihre Pflicht thun, wenn es zum Aeußersten kommt. Aber der Zauberbann des doktrinären Idealismus muß gebrochen werden, denn seine Impotenz ist notorisch, und alle von ihm verordneten Recepte werden sich gegen diese internationalen Mörder als wirkungslos erweisen. Jedermann, der ihren Plänen hinderlich, wird ihren Kugeln

oder Messern blosgegeben sein, wenn die Gesellschaft nicht von diesen Ungeheuern befreit wird. — Doch schon zuviel für meine Absicht und für Ihre Geduld! Verzeihen Sie meinem Eifer für die Sache wie für Sie und Ihren Ruhm jedes überflüssige Wort. Beherzigen Sie nur das Eine: „Handeln Sie — unverzüglich, energisch — ohne oder mit dem Reichstage oder auch gegen ihn!" Das übelriechende „laissez aller" würde, ferner angewandt, sicher in das Chaos, in den Abgrund führen, angefüllt mit den Trümmern aller bisherigen Errungenschaften, aller Pietät und Civilisation. Mit den wärmsten Sympathien für Sie und die Lösung Ihrer schwierigen Aufgabe, die Sie mit sicherer Hand zu Ihrem größten Ruhme zum Ziele führen müssen und werden — während das Gegentheil Ihren Namen und Ruf mit wesentlicher Einbuße bedroht, schließe ich, und verbleibe

Ihr altbewährter treuergebener Freund

Roon.

G. F. M.

N. S. Antwort wird weder begehrt noch erwartet.

Geheimer Rat von Langenbeck an Roon.

Berlin, 8. Juni 1878.

Verehrter Herr!

Seit dem Schreckenstage, der über uns gekommen, und der für alle Zeiten ein Schandfleck in der deutschen Geschichte bleiben wird, trage ich den Wunsch mit mir umher, Ihnen zu schreiben. Das Entsetzen und die Verwirrung in unsern Gemüthern war aber während der ersten Tage nach dem Attentat so gewaltig, daß es kaum möglich gewesen wäre, zum ruhigen Schreiben die nöthige Sammlung zu finden. Zudem war für mich ein großer Theil des Tages und abwechselnd auch die Nächte durch die Krankenpflege in Anspruch ge-

nommen und ich glaubte meine Vorlesungen, 4 Stunden täglich, nicht aussetzen zu dürfen, weil alles sofort durch die Zeitungen gemeldet und zur Beunruhigung des Publikums benutzt wurde, sobald es dazu geeignet erschien. Endlich hätte ich Ihnen während der ersten Tage der vergangenen Woche Beruhigendes kaum berichten können.

Seit vorgestern geht es Gottlob besser, der Kaiser leidet nicht mehr an so heftigen Schmerzen, und der ganze Zustand ist der Art, daß wir, wenn nicht Unvorhergesehenes eintritt, einen glücklichen Verlauf hoffen dürfen.

Gestern hat der Kaiser, dem, ich weiß nicht von wem, die Mittheilung gemacht wurde, daß Sie durch die Nachricht so tief erschüttert sind, mir den Befehl ertheilt, Ihnen Seine Grüße zu senden und zu sagen, „Er hoffe diesmal noch durchzukommen." —

Ich habe vier Kriege mitgemacht und viel Schreckliches gesehen, niemals habe ich aber einen so schaudervollen, sinnverwirrenden Eindruck gehabt, als beim Anblick des Kaisers, der mit zahllosen Wunden am Kopf, Gesicht, Hals, beiden Armen und Rücken bedeckt und vor Blut fast unkenntlich gemacht, sterbend, wie ich zuerst glaubte, vor mir lag. Noch heute kann ich dieses Bild nicht los werden, und es begegnet mir noch täglich, daß ich mit der Hand an die Stirn fahre und mich frage, ob das grausige Erlebniß nicht vielmehr ein Trugbild meiner kranken Phantasie ist.

Gleich nach halb drei Uhr am Sonntag stürzte ein mir Unbekannter in meine Wohnung mit dem Ruf: „Sie sollen sogleich in's Palais kommen, der Kaiser ist verwundet, vielleicht schon todt!" Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich hätte nicht geglaubt, daß eine Straße jemals das Gepräge der Verwirrung, der concentrirten Wuth und der Verzweiflung in dem Grade annehmen könne, wie es unter den

Linden der Fall war. Die Menge versuchte gerade das Haus Nr. 18 zu stürmen, aus dem die Schüsse gefallen waren. Als ich im Palais ankam, war der Kaiser soeben auf Sein Feldbett gelegt, ohne Puls, aus der Armwunde stark blutend und ohne Bewußtsein. Nachdem die Blutung gestillt, erholte Er sich bald, wimmerte aber laut vor heftigen Schmerzen. Die ersten Worte, die Er sprach, waren: „Sagen Sie, daß meinem Sohn telegraphirt wird; er soll sogleich kommen und die Geschäfte übernehmen." Dann fragte Er mich, ob der Hofmarschall im Vorzimmer sei, und als ich erwiederte, daß Perponcher im Vorzimmer sei, sagte Er: „Fragen Sie was aus dem Scholz und aus dem Diener geworden ist?" Wir brachten Ihn dann, nicht ohne Widerstreben, aus dem schrecklichen Schlafzimmer in das blaue Vorzimmer vor dem Arbeitszimmer, wo der Kaiser noch jetzt liegt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kaiser auf der Stelle todt gewesen wäre, wenn er nicht den Helm getragen hätte. Meiner Ansicht nach ist der erste Schuß mit Schroten und Rehposten geschehen. Von den Rehposten ist einer in die linke Wange, der andere in den rechten, gerade zum Gruß erhoben gewesenen Vorderarm gegangen, andere 4 Rehposten sind auf den Messingbeschlag des Helms aufgeschlagen, stecken theils in demselben, theils haben sie tiefe Gruben in den Messingbeschlag geschlagen und die Schuppenkette durchgerissen. Der Ledertheil des Helms ist nur von Schroten getroffen und diese in den Kopf eingedrungen, der Kopfhaut etwa 15 Wunden hinterlassend. Der linke Oberarm ist vollständig mit Hagelkörnern gespickt, die größtentheils unter der Haut stecken. Vom linken Daumen ist die Spitze abgeschossen. Die Wunde des rechten Vorderarmes hat uns die meiste Sorge gemacht: hier ist ein Geschoß tief eingedrungen und jedenfalls eine größere Arterie verletzt. Der Verlauf ist bisher ein

wunderbar guter gewesen, die Wunden auf dem Kopf und Rücken sind fast sämmtlich geheilt. Daß Uebrige kennen Sie aus den Bülletins, die ganz exact sind, mit denen das Publikum aber nicht zufrieden ist, weil man wissen möchte, ob der Kaiser durchkommen wird, oder nicht und was etwa sonst noch eintreten könnte, — Dinge von denen wir nichts sagen können, weil wir nicht allwissend sind. Es ist unglaublich, wie viel jetzt gelogen wird, und ich bitte, von Allem, was in den Zeitungen steht, nichts zu glauben, als was von den Aerzten unterzeichnet ist.

am 9. Juni Mittags. Die Besorgniß, daß der Kaiser Sich durchliegen könnte, veranlaßte uns heute, Ihn in einen bequemen Lehnstuhl zu bringen, in welchem der Kaiser 3 Stunden mit Behagen gesessen hat. Um Uebrigen machen die 82 Jahre sich geltend. Der Kaiser ist sehr schwach, klagt über große Mattigkeit und hat wenig Appetit. Zum Glück ist kein Fieber da, und die Schmerzen in den Wunden haben ganz nachgelassen.

Die Uebertragung der Geschäfte an den Kronprinzen ist, auf Initiative des Kaisers allein, erfolgt, nur im Beisein von Fürst Bismarck und von Albedyll und Wilmowski, welche beide letztere als Zeugen fungirten. Der Kaiser fühlte sich darnach offenbar erleichtert und erzählte uns, als wir zur Abend-Visite erschienen, sofort den ganzen Vorgang. — —

Die Stimmung ist hier eine unendlich gedrückte. Täglich kommen Verhaftungen von Individuen vor, welche Beleidigungen gegen den Kaiser ausgestoßen haben, oder an der Verschwörung betheiligt zu sein scheinen. So weit ist es mit uns gekommen! Nach meinem Gefühl wäre Erklärung des Belagerungszustandes und Aenderung des Wahlrechts das einzige Mittel der Rettung. Für den Augenblick sind Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Wachen mit scharfen Patronen versehen und Nachts ein Piket

Soldaten im Palais commandirt. Alles dieses halte ich nicht für ausreichend für die nächste Zukunft. Am Tage nach dem Attentat fragte der Kaiser mich, wie es komme, daß es vor dem Palais so stille sei, und als ich erwiederte, die Straße vor dem Palais sei abgesperrt, sagte Er: „ja freilich man ist ja seines Lebens nicht mehr sicher und es wäre leicht Orsini-Bomben hier ins Parterre zu werfen, das Einzige was man an mir noch nicht probirt hat."

Mit der Bitte, den verehrten Ihrigen mich zu Füßen zu legen in alter Verehrung Ihr

B. v. Langenbeck.

Berlin, 13. Juni 1878, Morgens 7 Uhr.

Verehrter Herr!

Ich komme soeben vom Palais, wo ich die Nacht zugebracht habe. Der Kaiser hat die ganze Nacht, von 10½ bis 5 Uhr ohne Unterbrechung ruhig geschlafen und war wieder eingeschlafen, als ich um 6½ Uhr das Palais verließ. Ich finde, daß in den letzten Tagen der alte Gesichtsausdruck zurückgekehrt ist. Hoffentlich werden wir morgen die ersten Gehversuche machen können.

Der rechte Arm macht uns immer noch Sorgen, und wird hier noch immer die Eisblase angewendet. Auch kann möglicher Weise die Nothwendigkeit eintreten, eine Reihe von Schroten aus dem linken Oberarm zu entfernen. Das wäre sehr unangenehm, und würde den Kaiser sehr deprimiren, seine endliche Reconvalescenz verzögern.

Gestern habe ich Seiner Majestät den Inhalt Ihres Briefes mitgetheilt. Er sagte ganz traurig: „ja der Mann hat seine Schuldigkeit gethan, wie wenige, und ich beklage es noch immer, daß seine Gesundheit ihn zwang mich zu ver-

lassen.“ — In diese Klage stimmt Mancher aus vollem Herzen ein, denn ohne Zweifel wären jetzt andere Masregeln genommen, wenn Sie noch Minister wären. Bismarck hat die sofortige Erklärung des Belagerungszustandes gewollt, der Kronprinz aber nicht eingewilligt.

Das Schreiben Ihres Litthauer Landwehrmannes habe ich dem Kaiser noch nicht mitgetheilt. Die Stimmung des armen Herrn ist trübe, und wir vermeiden alles, was ihn an das Attentat und an die bestehenden Zustände erinnern könnte. Bis jetzt hat der Kaiser, außer die Mitglieder der Familie, Niemanden gesehen. Der Kronprinz hält Ihm täglich einen kurzen Vortrag, der natürlich nur das berührt, was der Kaiser wissen darf. Die Kaiserin ist sehr leidend; sehr wohlthuend die Pflege der Großherzogin von Baden. Gestern hat der Kaiser mit dem Kronprinzen eine halbe Stunde über die Aufgaben des Congresses und besonders über die Abgrenzung von Bulgarien gesprochen und dabei alle die unaussprechlichen Ortschaften genannt, die bei der Abgrenzung in Frage kommen.

Meine Frau bittet sie zu entschuldigen u. s. w.

In alter Verehrung Ihr

B. v. Langenbeck.

Roon selbst schrieb darüber damals (16. 6. 78) u. A.:

„Meine Aeußerungen können nur kurz sein, denn mein Gesundheitszustand verlangt Schonung meiner Kräfte, die merklich zur Neige gehen. Und die Vorgänge der letzten Wochen waren nicht geeignet, sie zu heben. Die wiederholten höllischen Anschläge auf unsern ehrwürdigen alten Herrn, die dadurch erzeugte politische Krisis, die daran sich knüpfenden patriotischen Sorgen: Das Alles bekümmert mich aufs tiefste.

Dazu kam ein neuer Katarrh, der meine Tage — bei fortwährenden Erstickungsanfällen — in Schwachheit, meine Nächte oft in größter Angst und Noth verleben läßt. — —

Erst nach Abgang meines Schreibens an Bismarck (vom 7. d. M.) erreichte mich die Nachricht von B.'s Antrage (vom 6./6.) zur Auflösung des Reichstages. Mit weiteren Vorschlägen soll er bei des Königs Lieutenant nicht durchgedrungen sein! — — Noch aber lasse ich nicht alle Hoffnung von mir. Der unwillige Tadel, den die Auflösung von den liberalen Preß-Organen erfährt, beweiset, daß die Maßregel gut, wenngleich nicht ausreichend war. Alles kömmt auf den Ausfall der Wahlen an. Bringen sie die Liberalen und Ultramontanen in die Minorität, so wird man nicht blos Gesetze gegen die Sozialisten zu Stande bringen (das würde selbst mit einer liberalen Majorität gelingen), sondern auch sonst zur Correktur unserer Gesetzgebung (Freizügigkeit, Presse, Vereine, Gewerbesteuer-Gesetze) schreiten können; und Personen, welche, in abergläubischem Respect vor der Majorität, ihre eigene Autorität zu verspielen geneigt sind, werden dann auch einer anders gestimmten Majoritäts-Geige zu Liebe wieder anders tanzen und nicht blos à l'anglaise.

Wenn nun aber die Conservativen die jetzige Gelegenheit, zumal bei den Wahlen, wiederum nicht zu nützen verstehen — so werde ich mein Haupt verhüllen und dies irdische Narrenhaus mit der Ueberzeugung verlassen, daß es, von Incurabeln bewohnt, der Sorgen und des Schweißes der Edlen nicht werth sei. Dann werden diese ein Recht haben, zu verzweifeln an dem Siege des Rechts, des Lichtes und der Wahrheit, an der Erfüllung ihrer schönsten irdischen Hoffnungen. Wohl dem, der alsdann das Chaos dieser Welt zu verlassen vermag noch im festen Glauben an die Verheißungen des himmlischen Jenseits! — —

Mich mit meinem altbackenen Rath hervorzudrängen an Personen, die kein Ohr dafür haben: dazu fühle ich keinen Beruf; es wäre nicht allein zwecklos sondern selbst zweckwidrig. Falls aber die Wahlen günstig ausfallen und sobald der Hauptmann wieder an des Lieutenants Stelle getreten sein wird, also — wie ich zu Gott hoffe — in einigen Wochen: so darf ich wohl eher, auf altes Vertrauen bauend, meine, wiewohl unberufene doch wohlmeinende alte Stimme noch einmal erheben.

Und nur noch dies Eine: Ich habe schon ebenso böse, ja in manchen Beziehungen bösere Zeiten durchlebt, als die heutigen. Wären wir auf der Marschroute von 48 geblieben, wo wären wir hingekommen? Aber „Gott sitzt im Regimente!“ Hätten wir die Lection von 48 ganz richtig aufgefaßt und beherzigt, so hätten wir der Lection von 78 vielleicht gar nicht bedurft. Da Jenes leider nicht geschehen, so müssen wir — 30 Jahre später — die Prüfung noch einmal durchmachen, und da wir sie sehr wahrscheinlich auch nicht cum laude absolviren werden, so werden unausgetilgt bleibende Keime neues Unkraut empor wuchern lassen, und unsere Kindeskinder werden dann neue Prüfungen zu bestehen und den Versuch zu erneuern haben, ob sie vielleicht alles Unheil, d. h. alle Sünde aus der Welt tilgen können — was ihnen wohl auch nicht radical gelingen wird. — —“

An Blanckenburg schrieb Roon einige Tage später (8. Juli):

„Leider bin ich alt und krank, ein Messer ohne Schneide, ein Schwert ohne Spitze; so bleibt mir freilich in dem bevorstehenden Kampfe kaum etwas Anderes übrig, als zu beten und die Rüstigen anzuspornen. Dies Bewußtsein der eigenen Ohnmacht ist ein sehr niederbeugendes Gefühl, aber noch lange

nicht Verzweiflung. Gott züchtiget und demüthiget uns, wie wir es wohl verdient haben, aber Er wird uns nicht verderben und untergehen lassen — Er tröstet und beruhigt auch in solchen Nöthen, wenn auch die Sorge bleibt. — — — Reaction? Unsinn — sobald man einen Strudel-Prudelwitzischen Begriff mit diesem viel mißbrauchten Worte verbindet; eine Geschichte von 30 Jahren läßt sich nicht spurlos verwischen. Versteht man aber darunter eine Reform der falschen, weil blos doctrinären, legislativen Action der letzten 30 Jahre, so muß jeder einsichtige Patriot ein Reactionär sein. — — Daß Bismarck, welcher aus 38 Stückchen Vitzelband das Reichsbanner gewoben, es wieder zu Charpie zerzausen lasse, um Prudelwitz & Co. zufrieden zu stellen; daß er den Kampf gegen Rom, um der kirchlichen Zeloten aller Confessionen willen, mit einer freiwilligen Chamade beschließe: das Eine wie das Andere ist doch gleich undenkbar. Daß er aber, befreit von den Fesseln falscher Alliancen und doctrinärer Rathgeber, die geilen Auswüchse unseres politischen Daseins nöthigenfalls mit dem Messer herausschneide und das Leben des Reiches und Volkes zur Gesundheit zurückführe und dadurch auch die Vorbedingung zu einer befriedigenden Beendigung aller kirchlichen Zerwürfnisse erfülle: das ist möglich, wenn man ihn im gegenwärtigen kritischen Moment nach Kräften unterstützt und dadurch befähigt, alle ungesunden Verbildungen und liberalen Ungeheuerlichkeiten nach und nach abzuthun und die allmählige Heilung herbeizuführen, wenigstens die unserer schlimmsten und gefährlichsten Schäden. Es geht nicht auf einmal — mit Keulenschlägen à la Napoleon I., denn wir sind nicht in Blut getränkte Franzosen und B. ist kein N. Was sich machen läßt, durch B. machen läßt, kann und wird nur durch diplomatische Klugheit wieder gewonnen werden. So wie es verloren wurde, so muß es wieder-er-

obert werden; das richtige Calcül muß dem falschen folgen; aber möglich ist es nur, wenn Bismarck richtig verstanden und nicht — verketzert wird. — —

Jetzt nur noch ein herzliches Liebeswort für Dich und die Deinen von mir und meinem ganzen Hause. Sei und bleibe wohlauf und unverzagt — wie ich es auch mir wünsche. In alter Freundschaft Dein alter

A. R.

Aus einem Schreiben an Se. Majestät den Kaiser und König.

Krobnitz, 16. Juli 1873.

— — — — Meiner gerechten Erbitterung über den fluchwürdigen Angriff auf das geheiligte und geliebte Leben Euer Majestät, meinem tiefempfundenen Mitgefühl für die Leiden meines theuren Königlichen Herrn durfte ich bisher keine Worte geben, und nun erst, nachdem Ew. M. das Schmerzenslager verlassen konnten, darf ich es wagen meine Empfindungen zu äußern.

Indem ich Gottes gnädige Bewahrung wenigstens vor den allerschlimmsten Folgen der Teufelei preise, kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß der Allmächtige die Vergießung Ihres edlen Königs-Blutes zum Heile ihres Volkes und zur Rettung des Vaterlandes zugelassen hat. Ew. M. waren ja seit Ihren Jünglings-Jahren immer bereit für diesen Zweck Ihr Leben einzusetzen. Gottes Wege sind wunderbar! — — Werden nun, unter dem Eindrucke der dämonischen Vorgänge, die gesetzlichen Schranken für die Sicherung von Thron und Altar, staatlicher Ordnung und christlicher Sitte wieder fester und sichtbarer gesteckt: so wird jeder Tropfen des vergossenen Königs-Blutes eine Quelle des Segens und Gedeihens für das gesammte Volks- und Staatsleben, und

unser theurer König und Kaiser wird vielleicht Selbst die Leiden preisen, die verruchte Hände Ihm, dem geliebtesten und verehrungswürdigsten aller Monarchen, bereiteten — und sprechen: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat Gutes daraus werden lassen.“

Wenn es dagegen nicht gelingen sollte, auf geordnetem Wege die, unter der Einwirkung thörichter Doktrinen, so lange gefährdeten und so gründlich erschütterten Schutzwehren politischer und kirchlicher Autorität wieder aufzurichten und fester zu gründen: so würde es freilich mit dem ganzen Segen Ihres bisherigen großartigen Regiments, mit der jungen Herrlichkeit des von Ew. M. gegründeten Reiches, wie mit dem alten Preußenthum ein schnelles Ende nehmen, das Chaos bräche herein, und Ew. M. würden vergeblich geblutet und geduldet haben. — Das möge Gottes Gnade und Ew. M. Weisheit und Entschlossenheit verhindern!

Mit den Meinigen bitte ich herzlich für die weitere Genesung und Kräftigung Ew. M., damit Allerhöchst-Dieselben binnen Kurzem die Zügel der Regierung mit von Neuem kräftiger Hand wieder zu ergreifen und damit dem gesammten Vaterlande zu bezeugen vermögen, daß der getreue landesväterliche Pflichteifer seines Kaisers auch durch die größten Ungeheuerlichkeiten nicht gemindert werden kann.

In tiefster Devotion bis an mein Ende

Ew. Majestät alleruntertthänigster

v. Roon.

Geheimer Rat von Langenbeck an Feldmarschall Roon.

(Berlin, 22. 7. 78.)

Verehrter Herr und Gönner!

Ihren herrlichen Brief habe ich vorgestern bei der Morgen-Visite dem Kaiser überreicht. Ich mußte den Brief auf den

neben seinem Lehnstuhl stehenden Tisch legen, sodaß der Kaiser ihn sofort gelesen haben wird.

Das Befinden des hohen Herrn hat sich in den letzten 8 Tagen in sehr erfreulicher Weise gebessert. Während die geistige Frische schon seit etwa 3 Wochen vollständig wieder hergestellt war, wollten die Körperkräfte nicht zunehmen. Der Kaiser ging sehr wenig und nur in unserm Beisein und mußte in und aus dem Lehnsessel gehoben werden. Jetzt steht er schon allein auf, geht viel im Zimmer und auf der Veranda umher und zeigt in Seinen Bewegungen weit größere Sicherheit und Elastizität. Als ich Ihm gestern Morgen bei der Promenade gleich nach dem Aufstehen sagte, der Paradeschritt sei doch nahezu wieder da, machte Er 3—4 Schritte, welche der Potsdamer Wachtparade Ehre gemacht haben würden.

Vorgestern und gestern ist der Kaiser ausgefahren, was Ihm sehr gut bekommen ist, und ich fange nun wirklich zu hoffen an, daß der alte Kräftezustand wiederkehren wird. Den linken Arm gebraucht der Kaiser schon ganz gut, der rechte ist jedoch noch vollkommen unbrauchbar.

Ob die alte ruhige Gemüthsverfassung jemals wiederkehren wird, weiß ich nicht; der Kaiser ist noch immer sehr leicht bewegt. Als ich Ihn vorgestern bei der Abendvisite wegen der gelungenen Ausfahrt beglückwünschte, sagte Er mit sehr bewegter Stimme: „das verdanke ich Ihrer großen Sorgfalt" — und als Er uns gestern Abend mit dem Bemerken entließ, daß dieses wohl unser letzter Abendbesuch sei, wurde Er wieder sehr weich. . . .

Das wird nicht eher besser werden, als bis der Kaiser wieder Truppen sieht, und ich hoffe, daß er den Manövern des 11. Armee-Korps, wenn auch nur zu Wagen, wird beiwohnen können.

Die übliche Badekur in Gastein haben wir, der weiten

Reise wegen, aufgegeben. Der Kaiser wird hoffentlich in 8 Tagen nach Teplitz gehen, von dort nach der Mainau, sodann nach Wilhelmshöhe und schließlich nach Baden.

Hoffentlich findet der Kaiser in Teplitz gute Gesellschaft, und es wäre gar schön, wenn Sie auf einige Zeit hingehen könnten. Die Bäder in Teplitz würden Ihnen gewiß nicht schaden.

Ich muß mich ankleiden, um den letzten Morgenbesuch beim Kaiser zu machen, da die Uebersiedelung nach dem Babelsberg um 12 Uhr stattfindet. Dieser letzte Gang wird mir recht schwer. Die mühevolle, ja aufreibende Krankenpflege wurde uns in hohem Maße erleichtert durch die liebenswürdige Nachsicht und Hingebung des hohen Kranken.

In steter Verehrung der Ihrige

B. v. Langenbeck.

Roon an Moritz von Blanckenburg.

Krobnitz, 25. 8. 78.

... Nach dem trauten Zimmerhausen möchte ich wohl sehr gern noch einmal vor meinem Ende kommen, und Dir dort, im dankbaren Andenken an die dort von Deinen Eltern und Dir erfahrene Liebe, die Hand drücken; aber wird's glücken? Du weißt, daß ich leider in der Ausführung auch meiner liebsten Pläne von so vielen kleinen Erbärmlichkeiten behindert und abhängig bin ... Geschieht's, so könnte es nur in der ersten oder der letzten Septemberwoche sein. Auf alle Fälle halten wir an der Hoffnung Eures Kommens nach Krobnitz fest. ... Von Politik mag ich gar nicht anfangen. Auch mich bekümmert das Gewordene, und vielleicht mit größerem Rechte, denn ich habe, noch im Amte, vielleicht aus Kurzsichtigkeit, Manches gebilligt oder doch geschehen lassen, dessen Folgen wir nun zu tragen haben ....

Meine Hoffnung belebte sich von Neuem, als die letzte, die Auflösungs-Katastrophe, hereinbrach. Es hätte ja noch Alles wieder, wenn auch mit Ach und Krach, ins rechte Geleise gebracht werden können, wenn man nicht planlos die Dinge sich hätte entwickeln lassen, wie es der Zufall gab ....

Ich denke mit schwerer Sorge an die Zukunft, die unsern Kindern droht, und begreife, daß man schwermüthig darüber werden kann, da nicht abzusehen ist, wie das Lose wieder fest zu machen, und die Ungesundheit des Volkes zu heilen sein wird. Es giebt nur Einen Trost: „Gott sitzt im Regimente!" Man kann darüber viel eher sprechen als schreiben. Mir wenigstens fehlt die Kraft zum letzteren. Wie würde es mich freuen, wenn ich mit Dir — sei es hier oder in Z. — wieder in lebendigen Gedanken-Austausch von Mund zu Mund treten könnte."

In der That machte Roon's Befinden im September nochmals eine Reise nach Pommern möglich, so daß das Wiedersehen der Freunde in Z. erfolgen konnte. ... Aus einem späteren Schreiben an Blanckenburg — es war das letzte, das er an diesen gerichtet hat (vom 10. Dezember 1878), sind noch nachstehende Mitteilungen erwähnenswert:

„.... Wenn Du wieder nach St. kommst, kann Dir W. von hier und von uns das Neueste erzählen. Er hat uns gestern verlassen, nachdem er Freitags früh hier angelangt war, um der Feierlichkeit beizuwohnen, mit welcher am Sonntage die etwa vor Jahresfrist im Bau vollendete Familiengruft eingeweiht und von ihren ersten Bewohnern bezogen worden ist. Es war mir eigentlich ganz gegen den Strich, Bernhards[1]) Staub, der in der Kirche von Gütergotz ruhte,

[1]) Der bei Sedan gefallene Sohn.

noch einmal reisen zu lassen; allein als Helms jüngeres Knäblein durch Gottes Gnade endlich erlöset worden und die gebeugten Eltern einen Trost darin zu finden schienen, daß die kleine Leiche hier zur Ruhe bestattet würde, so habe ich auch in die gleichzeitige Uebersiedelung der großen gewilligt, welche mein Schwager, der Hofprediger, hierher geleitete. Letzterer hielt dann Sonntags den Dank=Gottes=Dienst in unserer Kirche, reichte uns das heilige Abendmahl, und segnete Nachmittags, unter Gesang und Gebet, des Sohnes und des Enkels sterbliche Reste, sowie die hübsch ausgeschmückte Familiengruft ein. Jene ruhen nun in ihren Kammern und haben Frieden. Vivat sequens! — d. h. möge er leben, auch wenn er gestorben ist! . . . Nun ist mir doch ein anständiges Unterkommen gesichert, d. h. meiner irdischen Hülle. Möge sich Gott der armen Seele erbarmen!

Der zweite Brief, den ich hier morgen schreiben will, soll an den geliebten Landesvater gerichtet sein, um Ihm zu gratulieren zur Restauration Seiner Gesundheit und Seiner Herrschaft. Es war mir ein niederschlagender widriger Gedanke, daß dieser Herr, nach Allem was Er erlitten, erlebt und erstritten hatte, seine glorreiche Laufbahn mit jenem fluchwürdigen Attentat schließen sollte — daß ein solches Ende die letzte von der Geschichte über ihn zu registrirende Thatsache sein könnte. Und das wäre geschehen, wenn Er die Zügel, die Ihm gebühren, nach seiner Heilung nicht wieder ergriffen hätte. Ganz abgesehen von allen daran zu knüpfenden Mißdeutungen und Verdächtigungen würde eine solche Berufs=Entziehung eine Undankbarkeit, ja eine Auflehnung gegen Gottes Gnade gewesen sein, durch welche Er geheilt und wiederhergestellt worden ist. . . . Und die Berliner? — Die Ostentation, mit der sie Seine Heimkehr gefeiert, war mir a priori recht sehr zuwider, besonders im Hinblick auf ihre

abscheulichen Wahlresultate, und ich wünschte lebhaft, daß der Herr sich den Spektakel ernstlich verbitten möchte. Seine Gutherzigkeit und Großmuth hat Ihn daran verhindert; und nun mag es, nachdem die Demonstration ohne Mißklang verlaufen, vielleicht auch so das Richtige gewesen sein, wäre es auch nur des Auslandes wegen.

Uns geht es leidlich. Wir haben nach Eurer betrübten, viel zu frühen Abreise noch manchen Besuch gehabt. Aber jetzt ist es ganz einsam hier — und still. — Anna ist wieder ganz Weihnachten. Zum Frühjahr plant sie eine Badekur in Kissingen, da mir der Rakoczy so gut gethan habe — und ich bin nicht ganz dawider, besonders wenn auch Du den Brunnen an der Quelle mit uns trinken wolltest. Aber ich denke: das ist noch lange hin . . . wer weiß, wer dann noch lebt."

Aus dem Briefe an Se. Majestät (vom 10. Dezember 1878):

„. . . Euer Majestät haben dem berechtigten Abscheu vor den erlebten volksverderblichen Verirrungen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den würdigsten Ausdruck und damit Ihren Getreuen wiederholte Veranlassung zu tief empfundenem Danke gegeben.

Alles, was wir seit den letzten 30 Jahren — Bedauerliches und Segensreiches, Großes und Gewaltiges und zugleich Entsetzliches und Verabscheuungswürdiges — erlebten, bewegt freilich zu sehr ernsten Betrachtungen, aber solche dürfen uns die Freude an dem sichtbaren Himmelssegen nicht stören, der auf dem Regimente und der Person unseres theuren Landesvaters ruht, der Gott den Herrn freudig bekennt, Herz und Haus Ihm offen hält und das Volk zu Ihm zu sammeln trachtet — und für den das Wort des Psalmisten geschrieben ist:

„Der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht und was er macht, das geräth wohl.“

In tiefster Ehrfurcht ꝛc.

Se. Majestät der Kaiser und König an Feldmarschall Roon.

Berlin 26. 12. 78.

Durch Ihr Schreiben vom 10. d. M. bei Gelegenheit meiner Rückkehr nach Berlin und der Wieder-Uebernahme meines schweren Amtes, und Alles was Sie aus Veranlassung dieses Abschnittes in meinem Leben sagen, haben Sie mir eine sehr große Freude gemacht und danke ich Ihnen von Herzen für dieselbe.

Es ist ein schweres Jahr was wir zu Grabe tragen! Die mir zugefügten körperlichen Leiden verschmerzte ich leichter als die, welche dem Herzen und Gemüthe geschlagen sind! Doch auch beglückende Eindrücke sind mir zu Theil geworden, durch Theilnahme und Mitgefühl, so mir von allen Seiten zu Theil wurden, und dazu gehört auch Ihr Andenken an diese schweren Tage! Wohin wir gekommen wären ohne den 2. Juni, ist nicht zu berechnen, und wie ich es öffentlich ausgesprochen, will ich gern geblutet haben, wenn Manchem die Augen geöffnet sind und wir zum Besseren steuern! Der Anfang ist gemacht durch das neue Gesetz, aber nun muß noch der gelockerte Boden der Kirche befestigt werden!

Anliegend sende ich Ihnen meinen Weihnachten, klein an Dimension, aber vielsagend und bedeutungsvoll. Ein Andenken für die, die mir nahestehen!

Mit meinen Grüßen für die Ihrigen schließe ich als

Ihr stets dankbar ergebener

Wilhelm.

Das „kleine“, aber unvergleichlich kostbare Geschenk — das letzte, welches der Feldmarschall von seinem heißgeliebten Könige empfing — ist eine einfache silberne Medaille, in einem unscheinbaren, kornblau gefütterten Etui, kaum so groß wie ein Zweimark-Stück; sie zeigt auf der Vorderseite ein gothisches W. und auf der Rückseite nur die vielsagenden Worte: „Zur Erinnerung 1878“. Sie wird von Roon's Nachkommen als denkwürdigstes Erbstück allezeit bei den Familienschätzen bewahrt werden.

Merkwürdig war es, daß in den letzten Monaten des Jahres 1878 die Todesgedanken und -Ahnungen den Feldmarschall — obwohl er sich körperlich relativ wohl befand — fortgesetzt mit ihren Schatten umgaben und ihn auch in das neue Jahr hinüber geleiteten. Alle seine Briefe und Mitteilungen zeugten davon — aber auch seine Handlungen. Nicht nur, daß er für den müden, so oft geplagten Leib die stille Ruhe-Kammer bereitet hatte, auch sonst waren Gedanken und Arbeiten nur damit beschäftigt, „sein Haus zu bestellen“, seinen Nachlaß zu ordnen und sich in jeder Hinsicht „zum Abmarsch bereit“ zu machen, wie er oft zu äußern pflegte. Erst damals hat er die Niederschrift seines letzten Willens vollendet und diese gleichzeitig mit dem von ihm hinterlassenen Familien-Statut (im Januar 1879) gerichtlich deponiert. — Und nicht minder eifrig war er auf innerliche Vorbereitung bedacht. Wohl hatte er — auch in den letzten Lebensjahren noch — zuweilen mit Zweifeln zu kämpfen gehabt oder doch um die Gewißheit des Glaubens ringen müssen mit den Einwürfen und Spekulationen des Verstandes, wenn dieser immer wieder danach trachtete, aus eigener Kraft den ewigen Gott, den Unbegreiflichen — begreifen und den unerforschlichen Ratschluß zu unserer Erlösung durch den Einigen Sohn, den wahrhaftigen Menschen und wahrhaftigen Gott in Einer

Person, ergründen und erklären zu wollen. Auch mit diesen Kämpfen war er zum Abschluß gekommen — es war stille, friedliche Glaubenszuversicht an ihre Stelle getreten.

* * *

Noch einige Strophen aus den Losen Blättern des Nachlasses (von Roon in den letzten Lebensjahren eigenhändig niedergeschrieben, zum Teil Aussprüche von Lieblingsdichtern) mögen hier Platz finden, weil sie uns sagen, was ihm in einsamen Stunden das Herz besonders bewegte, und weil sie oft sehr bezeichnend für seinen Charakter und seine Anschauungen sind:

Alter Spruch in neuer Zeit:

Ein gut Gewehr, ein scharfes Schwert — sind viele Millionen wert!
Dein Gut und Geld, Dein Haus und Ehr' — entbehrst Du einer schneid'gen Wehr:
Des Feindes sind sie, der Dich schlägt, der Deine Hab' von hinnen trägt,
Und Deiner Väter Ehr' und Ruhm — und Deiner Freiheit Heiligtum
Mit Schmach und Knechtschaft Dir vertauscht —
Dann reich und stolz von dannen rauscht.
Drum hör' mein Volk und merk es fein:
Soll hell und blank die Ehre bleiben — des Friedens Palme Segen treiben,
So muß auch immer stark und rein Dein Arm und Dein Gewaffen sein:

Denn Deiner Fluren reicher Kranz, und Deines Geldes heitrer
Schimmer
Lockt wohl den Feind, doch schützt Dich nimmer, fehlt
Deiner Faust des Stahles Glanz!

Versailles, 28. Oktober 1870.

Sinnsprüche.

Frieden, nicht Genuß ist Glück;
Krieg um Frieden: Pflicht, um Genuß: Frevel!

Dem Gegner zu mißtrauen ist klug, ihm Mißtrauen zu zeigen, dumm, ihm zu vertrauen groß — aber gefährlich.

Suche den Frieden, so findest Du Genuß;
Suchst Du Genuß, so verlierst Du den Frieden.

Thu was Du kannst — das Andere laß dem, der's kann,
Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann.
(Rückert.)

Wer Gott vertraut, frisch um sich haut,
Der kann auf dieser Erden nicht schwer geschädigt werden.

Wenn es brennt — spute Dich,
Wenn es gießet — ducke Dich,
Wenn man drohet — zucke nicht,
Wenn man schlägt — so wehre Dich,
Wenn man frevelt — sich're Dich,
Wenn man schmeichelt — hüte Dich,
Wie es kommt — verzweifle nicht!
Vertrau' auf Gott, Er läßt Dich nicht! —
Immer gerade durch, Gott hilft!
(Toujours tout droit, Dieu t'aidera).
(Alter Wappenspruch.)

Genuß ist nicht Glück, sondern Friede;
Friede ist Glück, nicht Genuß.

Dummheit und Bosheit sind Naturrechte des Menschen; Weisheit und Güte Gottes Gnadengaben.

Es ziemt sich nicht, sich auszuziehen, bevor man zu Bette geht.

Die Geschichte der Menschen — im Hause wie im Staate — ist die Geschichte einer Reihe von Mißverständnissen, die sich in Wechselwirkung bedingen, und Hader und Krieg erzeugen, wo nicht eine stärkere Macht — die Liebe — vermittelnd und verständigend einschreitet. — Aber diese Macht hat nur Gewalt über Herzen, die sie in sich tragen.

Ein kaltes Herz bei warmem Kopf
Hielt kaum noch je das Glück beim Schopf;
Ein kalter Kopf bei warmem Herzen
Vernünftig wägt er Freud' und Schmerzen.

Nur der Vollkommene kann die Unvollkommenen tragen.

Wissen ist Silber, Können ist Gold.
(oder) Wissen ist Papier, Können klingende Münze.

oder: Wissen ohne Können ist Papier, Können ohne Wissen klingende Münze, vielleicht in Gold, vielleicht nur in Kupfer; — Wissen und Können innig gepaart bilden einen Talisman, dem sich alle Schatzkammern und Ruhmeshallen öffnen.

Bruchstück einer Grabschrift.

„Schlecht und recht, das behüte mich,
„Denn ich harre Deiner." (Ps. 25.)

Hier ruht das Gebein eines müden Pilgers, der nicht alles Böse, so er gedacht und gemocht, aber noch viel weniger alles Gute ausgeführt, das er gewollt und — gesollt hätte.

Nicht unempfindlich gegen Unterschätzung seines Könnens und Wollens, empörte ihn im Tadel die Gehässigkeit, erfreute ihn im Lobe die Liebe des Spenders. — Die Eitelkeit, welche selbst gegen gerechten Tadel die Faust ballt und im unberechtigten Lobe nur ein schuldiges Opfer erblickt, verabscheuend, gab er — nicht Meister seiner natürlichen Reizbarkeit — widrigen Eindrücken dennoch oft herben Ausdruck, und erregte Aergernis, wo er Verständigung suchte, zerstreuete, wo er sammeln sollte.

Ueberzeugt, daß alle sogenannten „menschlichen Verdienste" nichts sind, als die bloße Verwertung derjenigen Geistes-, Körper- und Charakter-Eigenschaften und Fähigkeiten, die nicht von Menschen, sondern allein von Dem verliehen werden, der „Beides giebt, das Wollen und Vollbringen" — galt ihm der Menschen Rühmen wenig oder nichts.

Wissend, daß er das vollbrachte Nützliche also nur Gottes Beistand verdanke, strebte er nach immer lebendigerem Bewußtsein dankbarer Abhängigkeit von Dem, der zum Gelingen des Rechten, wie zur Bekämpfung der natürlichen Ungerechtigkeit die Kraft giebt. — Aber dennoch that er oft, statt des Guten, das er wollte, das Böse, das er nicht wollte. — —

O fürchte nimmer Gefahr und Tod,
Da beides täglich uns Allen droht;
Nichts fürchte, als, wenn sie einst Dich begraben,
Nicht Gott gefällig gelebt zu haben.

Aus dem sicheren Alten-Winkel wie im Parlamente die weisesten und tapfersten Ratschläge geben — ist leicht; schwerer wenn es gelang, rüstig und nützlich zu leben und zu wirken; aber am schwierigsten: selig und freudig, weil gläubig, zu sterben!

* * *

Roon's Befinden im Januar 1879 erlaubte ihm, die Ausführung eines schon seit Monaten gehegten großen Wunsches nun ernstlich ins Auge zu fassen. Er wollte so gern seinen nach dem Attentate noch nicht wiedergesehenen König besuchen, auch an den Herrenhaus-Sitzungen sich beteiligen.

Anfang Februar begab er sich daher, begleitet von seiner Gemahlin und von Fräulein Oppermann, nach Berlin, wo er sich für einige Wochen im Hotel de Rome Quartier bestellt hatte. Hier erkrankte er an Lungenentzündung und starb nach kaum 14 tägigem Krankenlager am Sonntag den 23. Februar in der Mittagsstunde. Auf seinem Sterbebett war er noch durch den Besuch seines allergnädigsten Kaiserlichen Herrn beglückt worden [1]).

Tief erschüttert empfing der greise Monarch, welcher dem Verlaufe der Krankheit teilnehmend gefolgt war und fortgesetzt Erkundigungen darüber eingezogen hatte, bald nach dem Ende seines treuen Paladins die Meldung des ältesten Sohnes, welchem von beiden Majestäten sowie auch von Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen Audienz erteilt wurde. Letzterer war auch der Erste, der die gebeugte Witwe persönlich besuchte und ihr aus dem so reichen Schatze seines gütigen und milden Herzens Trost spendete.

Die entseelte Hülle des Feldmarschalls war schon am Sterbetage, von den Angehörigen geleitet, zunächst in der Sakristei der Garnisonkirche aufgebahrt worden, dort bewacht von Garde-Unteroffizieren.

In derselben Kirche fand am 26. Februar vormittags die großartige Trauerfeier statt, wie sie der Kaiser und König für einen seiner ersten Diener, für des Reiches General-

---

[1]) Näheres über diesen Besuch und die letzten Tage des Feldmarschalls findet der Leser in Beilage 4.

feldmarschall angeordnet hatte. Ihre Majestät die Kaiserin, die Feldmarschälle Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, Graf Moltke, Freiherr von Manteuffel, sämtliche Mitglieder des Königshauses, zahlreiche Deputationen, die Generalität und die sonstige gesamte offizielle Welt, sowie viele Hunderte von Offizieren wohnten derselben bei.

Der langjährige Freund und Seelsorger Roon's, der hochbetagte Generalsuperintendent Dr. Büchsel [1]) hielt die Gedächtnisrede. Er schloß mit den herzbewegenden Worten:

„Und wie heute Ehre und Liebe diesen Sarg reich geschmückt haben und Kampfes- und Kriegsgenossen diesem Treuen das Geleite gaben, so gebe Gott dem Könige und dem Vaterlande allezeit Männer, die treu zu Gott stehen, Männer, die allezeit wie der Kriegsminister von Roon nicht nur Gottes Wort lieben, sondern deren Streben und Trachten ist, wie es das seine war: die Reinigung als Christ — um allezeit treu und bereit zu stehen, wie Roon es stand, mit Gott für König und Vaterland!“

Nach dem ergreifenden Schlußgebet und Segen, gesprochen von dem Garnisonpfarrer und Hofprediger Dr. Frommel wurde die sterbliche Hülle des Feldmarschalls auf den Königlichen Leichenwagen gehoben; unter Vortritt einer großen Leichenparade wurde sie sodann unter großen Ehrenbezeugungen zum Görlitzer Bahnhofe geführt, bei welcher Gelegenheit auch die ganze Bevölkerung ihre allgemeine, würdige Teilnahme bezeugte.

Die Königlichen Prinzen folgten in dem Trauerzuge zu Fuße, trotz sehr ungünstigen Wetters und Schneetreibens, durch den Lustgarten und das Königliche Schloß bis zum Schloß-

---

[1]) Ueber zwölf Jahre lang hatte Roon in Berlin fast allsonntäglich Büchsel's Gottesdiensten in der St. Matthäikirche beigewohnt.

platze; die Mehrzahl des übrigen Trauergefolges mit der leidtragenden Familie ꝛc. gab bis zum Bahnhofe das Geleite. — An dem Fenster aber des ersten Stockwerks seines Königlichen Palais, über dem historischen Eckfenster seines Arbeitszimmers, stand in jener Stunde lange die liebe, edle Gestalt „seines Königs“, der, das Fernglas in der linken Hand, dasselbe bewegt und sinnend auf den Trauerzug richtete, in welchem die irdische Hülle seines alten, treuen Roon ihre letzte Straße zog.

Der Monarch, selbst an einer Erkältung leidend, hatte das ernste Gebot der Aerzte berücksichtigen und daher den Trauerfeierlichkeiten fern bleiben müssen.

Schon am 24. Februar hatte Se. Majestät übrigens eine Allerhöchste Ordre an die Armee erlassen, in welcher Er, „um mit Seiner Armee eine Pflicht des schuldigen Dankes zu erfüllen und um das Andenken des hochverdienten Generalfeldmarschalls Grafen von Roon zu ehren“, allgemeine Armeetrauer anordnete, und zwar für die sämtlichen Offiziere auf acht Tage, für die des ostpreußischen Füsilierregiments Nr. 33 auf zehn und für die Offiziere des Kriegsministeriums, „dem der gefeierte Name des Verewigten aus hochbewegter Zeit ganz besonders angehört“, auf die Dauer von 14 Tagen. —

An die trauernde Witwe aber schrieb Se. Majestät der K a i s e r und K ö n i g eigenhändig:

½ 12 Uhr M. Berlin, 26. Februar 1879.

Es ist mir ein schmerzliches Opfer, welches ich meinem Herzen und meinen Gefühlen bringe, in dieser Stunde nicht unter Denen sein zu können, die dem Verewigten die letzte Ehre erweisen! Mein zunehmendes Unwohlsein verbiethet mir das Zimmer zu verlassen, und so konnte ich auch meinem Herzenswunsch nicht nachkommen, Ihnen selbst mein Mit-

gefühl auszusprechen, nachdem bei'm letzten Besuch das eintrat, was wir damals voraussehen mußten. Ich kann es also heute nur wiederhohlen, was ich Ihnen an jenem unvergeßlichen Abend sagte: nicht nur den, in jeder dem Verstorbenen übertragenen Stellung, ausgezeichneten Staatsmann beweine ich, sondern den Freund und den Menschen, der mir so lange mit Rath und That zur Seite stand, und immer aus dem Born schöpfte, der allein unser Gewissen leitet, aber auch segnet!

Das Andenken eines solchen Mannes erlöscht niemals und daneben so wenig die Dankbarkeit derer, für die er lebte und schuf. Mein Andenken und meine Dankbarkeit stehen oben an!

Aber auch in der Armee stehen diese Gefühle lichtvoll da und durch die Thaten derselben im Volke, das durch diese groß und mächtig wurde!

Gott schütze und stärke Sie, denn Sie wissen, wo dazu Kraft gesucht und gefunden wird!

Ihr tief theilnehmender König

Wilhelm.

Ueberwältigend und trostreich war die allgemeine Teilnahme, die aus allen Kreisen Deutschlands, von den Thronen und aus den Fürstenhäusern bis zu den Hütten hinab, in zahllosen Zuschriften und Telegrammen an die gebeugte Witwe gelangte. Diese wohnte, umgeben von all' ihren Kindern und zahlreichen Verwandten und Freunden, namentlich aus der Nachbarschaft, und unter großer Beteiligung der ländlichen Bevölkerung am 27. Februar dem feierlichen (vom Hofprediger D. Rogge, dem Schwager des Verewigten, abgehaltenen) Trauergottesdienste in der Kirche zu Meuselwitz, dem Pfarrdorfe von Krobnitz, bei. Dann wurde das, was sterblich war, an

dem Feldmarschall Roon, hinübergetragen nach der in Waldesruhe im stillen „Friedensthale“ befindlichen Familiengruft. Durch große Schneemassen hatten die Wege gebahnt werden müssen zur letzten Ruhestätte, und bald breitete der Himmel ein neues dichtes Leichentuch darüber aus.

„Die richtig vor sich gewandelt, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern.“ (Jesaias 57, 2).[1])

---

[1]) So lautet die Inschrift über dem Eingangsthor der Familiengruft.

Dritte Beilage

Die Stellung des Kriegsministers in Kriegszeiten

Dritte Beilage.[1]

Gehört der Kriegsminister in das Hauptquartier der vom Monarchen befehligten Feldarmeen?

Wenn obige Frage nur in bezug auf die Zukunft gestellt worden wäre, so könnte die Antwort sehr einfach und kurz lauten: „Das wird Seine Majestät der Kaiser und König befehlen!"

Die Stellung des Kriegsministers, welche, auch im Frieden, seit den großen Kriegen in mehreren Punkten schon eine veränderte geworden ist, hat sich bis dahin vielleicht noch mehr verschoben; auch auf die sonstigen Umstände, Persönlichkeiten 2c. wird es dabei ankommen.

Da aber die obige Frage kürzlich mit Bezugnahme auf die Feldzüge 1866 und 1870/71, also auf die Vergangenheit, „angeschnitten" und auch in der Tagespresse schon erörtert worden ist, so erscheint es — vor allem auch aus sachlichen Gründen — nicht ungerechtfertigt, sie etwas näher zu untersuchen, damit man sich danach eine wohl motivierte Ansicht bilden kann, wie die Frage in der Praxis am zweckmäßigsten zu beantworten war und ist.

---

[1]) Vergl. S. 434.

Unsere Gegner von 1870 hatten obige Frage verneint: der französische Kriegsminister versuchte von Paris aus zu dirigieren und zu helfen; mit welchem Erfolge — das ist bekannt; die herrschende Verwirrung wurde dadurch nur noch vermehrt. Allerdings führte Napoleon III. nur während der ersten Wochen den Oberbefehl persönlich und ohne selbst viel zu entscheiden.

Bei unsern ganz abweichenden preußisch-deutschen Verhältnissen schien es dagegen bisher ganz selbstredend, daß die Frage bejaht werden muß. Wie sollte der Minister des Krieges — ein preußischer General, meist der erste derselben — bei dem Ausbruche eines Krieges zu Hause bleiben, wenn sein Monarch zu Felde zieht? Wie sollte dieser auf die Ansichten seines ersten militärischen Ratgebers gerade in Kriegszeiten verzichten wollen?

Als daher im Jahre 1870 in Versailles zuerst einige Stimmen laut wurden, welche die Frage dennoch verneinten, fand man kaum eine Veranlassung, eine solche, wie es schien einseitige, Ansicht zu widerlegen.

Vor einigen Monaten[1]) wurde uns jedoch die überraschende Gewißheit, daß eine sehr hohe Autorität sich gleichfalls für die Verneinung der an der Spitze stehenden Frage entschieden hat[2]); dies erregte Aufsehen und bot auch die Anregung zu nachstehender Erörterung.

In der unten zitierten, im Jahre 1881, also zwei Jahre nach dem Tode des ehemaligen Kriegsministers

[1]) Dieser Aufsatz ist vom Verfasser geschrieben im Januar 1892.

[2]) Vergl. „Gesammelte Schriften u. s. w. des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke" Bd. III, erschienen im Sommer 1891, und zwar in dem Aufsatze über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I., und speziell die Anmerkung zu S. 423.

von Roon verfaßten Schrift, ist nämlich an der bezeichneten Stelle ausgesprochen:

„Im Laufe der langen Friedensperiode waren die Wirkungskreise des Kriegsministeriums und des Generalstabes nicht scharf gegen einander abgegrenzt gewesen. Dem ersteren liegen, wie im Frieden die Verwaltung des Heeres, so im Kriege eine Menge von Funktionen in der Heimat ob, die sich nur vom Zentralpunkte derselben leiten lassen.

Der Kriegsminister gehört daher nicht in das Hauptquartier, sondern nach Berlin.

Dem Chef des Generalstabes hingegen fällt von dem Augenblicke an, wo die Mobilmachung befohlen, die volle Verantwortlichkeit zu für die im Frieden schon vorbereiteten Märsche und Transporte behufs erster Versammlung der Streitkräfte und alle weitere Verwendung derselben, wobei er die Genehmigung nur allein des obersten Feldherrn — bei uns jederzeit der König — einzuholen hat u. s. w."

In bezug auf den ersten der angeführten Sätze darf zunächst daran erinnert werden, daß, wie ältere Offiziere wissen, das Verhältnis zwischen Kriegsministerium und Generalstab ursprünglich derartig geregelt war, daß letzterer vom Kriegsministerium „ressortierte", d. h. diesem in gewissen Grenzen unterstellt war, wie dies noch heute in nicht-deutschen Armeen der Fall ist. Der Chef des Generalstabes hatte also auch keine Immediatstellung zum Monarchen, seine Eingaben ꝛc. wurden diesem vielmehr durch Vermittelung des Kriegsministeriums begutachtet vorgelegt.

Später und nach Einführung der Verfassung wurde dies, zumal die sonstigen Geschäfte des Kriegsministers sich erheblich vermehrt hatten, abgeändert, und der Chef des Generalstabes

erhielt eine ähnliche Immediatstellung direkt unter dem Könige, wie die kommandierenden Generäle sie schon vor ihm besaßen und noch besitzen. Es war dies zweckmäßig, und zwar auch deswegen, weil damit die persönliche Stellung des Königs als Kriegsherr der Armee schon im Frieden richtiger zum Ausdruck gelangt.

Trotzdem blieb der Kriegsminister, in demselben Umfange, wie für die übrigen Teile der Armee, auch für die Thätigkeit des Generalstabes mitverantwortlich; und niemals ist eine Bestimmung gegeben worden, nach welcher dies in Kriegszeiten etwa aufzuhören hätte.

Auch war durch obige Ressortveränderung dem Chef des Generalstabes das Recht zum Immediatvortrage bei dem Allerhöchsten Kriegsherrn keineswegs schon beigelegt worden.

Um dies, weil es sachlich zweckmäßig war, herbeizuführen, hat erst im Jahre 1864 der damalige Kriegsminister die Initiative ergriffen[1]) und dadurch bewiesen, daß ihm jegliche Ressorteifersucht fern lag; ebenso erklärte derselbe sich auf bezügliche Anregung im März 1866 ohne weiteres einverstanden mit der Heranziehung des Chefs des Generalstabes der Armee zu den Immediatvorträgen bei dem Monarchen[2]).

Dem Kriegsminister wurde dies um so leichter, als er sich in den wichtigsten Grundsätzen in betreff der Vorbereitungen der Kriegsoperationen sowie der Leitung und Durchführung derselben mit dem damaligen Chef des Generalstabes der Armee völlig einig wußte und, durchaus überzeugt von der

---

[1]) Schreiben des Kriegsministers von Roon an Se. Majestät den König vom 13. März 1864 (s. 16. Kapitel, II, S. 169).

[2]) Vergl. 17. Kapitel.

eminenten Befähigung desselben für seine Stellung, auch seinerseits alles daran gesetzt hatte, um diesem das vollste Vertrauen des Monarchen zu sichern und ihn bei jeder Gelegenheit zu unterstützen.

Daraus aber folgt noch keineswegs, daß der Chef des Generalstabes kraft dieser seiner Stellung während des Kriegszustandes allein die Verantwortung für alle militärischen Handlungen zu tragen hatte, wenn auch natürlich die Vorschläge für alle Märsche, Operationen ꝛc. immer von ihm allein vorbereitet und von ihm vorgetragen werden mußten, weil sonst die größte Verwirrung entstanden wäre. Er war somit während des Krieges zwar der wichtigste, aber immer nur einer von den militärischen Ratgebern des Allerhöchsten Kriegsherrn. Insbesondere war und blieb der Kriegsminister mitverantwortlich für alle Entscheidungen des Königlichen Oberbefehlshabers und war sich auch in jedem Augenblicke dieser Mitverantwortlichkeit bewußt.

Man braucht dabei noch keineswegs an seine Stellung als „verantwortlicher konstitutioneller Minister“ zu denken: nach Ausbruch eines Krieges treten konstitutionelle Rücksichten — und nicht nur für den Kriegsminister — selbstredend völlig in den Hintergrund; und auch 1870 durften sie keine Rolle spielen, wo es sich täglich um die wichtigsten Entscheidungen für das Wohl, den Sieg, die Existenz der Armee — und damit des ganzen Staates handelte. Ohnehin ist ja auch in solchen Zeiten, während der tausendstimmige Donner der Geschütze die Erde erbeben macht, das sonst so laute, gemischte Orchester der Parlamente in sehr viel leiseren Tönen gestimmt.

Nimmermehr aber konnte der Kriegsminister entbunden werden oder sich entbunden fühlen von der so zu sagen moralischen Mitverantwortlichkeit, die er auch während des Krieges für alle militärischen Beschlüsse und Maßregeln trug,

und zwar in seiner mit seiner Stellung und seiner Person verknüpften Eigenschaft als ältester und bewährtester militärischer Ratgeber seines Königs; und an dieser Mit-Verantwortlichkeit wurde auch nichts geändert durch den Umstand, daß er, wie schon gesagt, überzeugt sein konnte, daß von seiten des damals amtierenden Chefs des Generalstabs nur die zweckmäßigsten Vorschläge in betreff der Operationen der gesamten mobilen Streitkräfte zu erwarten waren.

Dieselbe Mit-Verantwortlichkeit hätte der Kriegsminister auch — und wahrlich schwer genug! — zu tragen gehabt, wenn die Operationen nicht glücklich verliefen; wenn statt Sieg auf Sieg — Unfälle auf Unfälle, Niederlage auf Niederlage gefolgt wären. Würde man ihn, den Kriegsminister, dann etwa frei von Aller Verantwortung erklärt haben? Würde man nicht im Gegenteil dann ihm — und nicht nur aus der Mitte des Laien-Publikums heraus! — die Hauptschuld beigemessen haben? Würde man dann nicht gefragt haben — und nicht mit Unrecht: wie konnte der Kriegsminister diese unheilvollen Vorschläge des Chefs des Generalstabes dulden? warum sorgte er nicht für andere Entscheidungen? warum trat er nicht dagegen auf, warum schaffte er nicht einen besseren Ratgeber, damit so schwere Katastrophen verhütet wurden?

Wenn man die Sache von dieser Seite betrachtet und nicht bloß auf Grund der glücklichen Erfolge urteilt, dann wird eine solche Mit-Verantwortlichkeit des Kriegsministers wie formell, so auch materiell nicht bestritten werden können; und daraus folgt logischer Weise, daß er unbedingt in das Hauptquartier des Kaiserlichen Oberbefehlshabers gehört; und ebenso, daß er (wie dies 1866 und 1870 auch geschehen ist) die Vorschläge zu den Operationen 2c. täglich mit anhören muß, nicht nur um persönlich

orientiert zu bleiben und danach seine Verwaltungs-Maßnahmen ꝛc. zu treffen, sondern auch um pflichtmäßigen Widerspruch erheben zu können, falls etwas ihm unrichtig oder unausführbar Erscheinendes vorgeschlagen werden sollte. Erst nachdem er diese Pflicht erfüllt hätte — mit allen Konsequenzen — würde er für die etwaigen nachteiligen Folgen der gemachten Vorschläge keine Verantwortung mehr zu tragen haben.

Daß eine Veranlassung zu solchem Widerspruch in den Feldzügen 1866, 1870 und 71 nur in wenigen Ausnahmefällen eintrat, kann, wie gesagt, die oben erörterte Verpflichtung und Mitverantwortung des Kriegsministers in abstracto nicht aufheben.

Aber es giebt noch wichtigere Gründe, die zur Bejahung der an die Spitze dieser Betrachtungen gestellten Frage führen müssen!

Obenan der Wille des Allerhöchsten Kriegsfürsten selbst!

Dieser hatte im Jahre 1870 (trotz der vom Chef des Generalstabs im Jahre 1866 gemachten Erfahrung!) wiederum die Begleitung der wichtigsten Ressortminister (für das Auswärtige und für den Krieg) angeordnet. Er wünschte also den Rat dieser beiden bewährten Männer auch während des Krieges nicht zu entbehren, denn sonst, und namentlich, wenn ihre Anwesenheit im Hauptquartiere im Jahre 1866 ungünstige Folgen für die Kriegführung gehabt hätte, würde König Wilhelm, dessen unsterbliche Größe in seiner soldatischen Weisheit sowie darin gipfelte, daß er, bei aller Anerkennung für Personen, doch immer und überall die Sache, das Wohl des Ganzen, obenan zu stellen wußte, sicherlich anders darüber entschieden haben; und dann würde diese Angelegenheit schon bei Regelung des Mobilmachungsplanes und der Kriegs-

verpflegungsetats (welche beide bekanntlich vom Kriegsminister unter Mitwirkung des Großen Generalstabs aufgestellt und der allerhöchsten Genehmigung unterbreitet werden) anderweitig geregelt worden sein. Das aber war nicht geschehen, und der Chef des Generalstabs hatte auch, wie es scheint, keinen Widerspruch gegen die Mobilmachung des Kriegsministers geltend gemacht; aber es konnte das ohne gänzliche Aenderung der Stellung der Minister auch gar nicht geschehen! Denn in der That sind doch gerade während des Krieges oft noch viel wichtigere politische und militärische Fragen zu lösen (ganz abgesehen von der oben nachgewiesenen Mitverantwortung für die eigentlichen Heeresoperationen), als vorher. Und wenn der Monarch schon in Friedenszeiten den auswärtigen[1]) und den Kriegsminister zu jeder Stunde hören und befragen will, um wie viel mehr muß er das Bedürfnis hierzu während des Krieges empfinden, wo täglich die brennendsten Fragen an ihn herantreten! und diese politischen und militärischen Fragen laufen doch fortwährend neben den kriegerischen Operationen her, ja sie bedingen dieselben, und umgekehrt! sie lassen sich gar nicht völlig trennen, müssen also oft gleichzeitig entschieden werden[2]), und beziehen sich vielfach auf Fragen, die entschieden nicht zum Ressort des Chefs des Generalstabs gehören, welches nur mit der Thätigkeit der Feldarmee zu thun hat.

Bei diesem innigen und untrennbaren Zusammenhange der Politik und der Kriegführung ist es auch nicht möglich, behufs Trennung der Ressorts ohne alle Nebenrücksichten das einseitige, für den Chef des Generalstabs der Armee vielleicht

---

[1]) d. i. jetzt also den Reichskanzler.

[2]) Denn wie schon Clausewitz dargelegt, ist der Krieg nur „eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln"!

ideal zu nennende Rezept anzuwenden, welches etwa folgendermaßen lauten würde:

1. Der Kriegsminister besorgt alles, was zur Kriegsausrüstung und Mobilmachung der gesamten Armee gehört. Sobald die Mobilmachung erfolgt ist, übergiebt er die Feldarmee an den Chef des Generalstabs. Während des ganzen Kriegszustandes hat er nur für den Nachschub, Ersatz 2c. sowie, nach den Requisitionen des Chefs des Generalstabs, für die Verpflegung (soweit diese aus dem Inlande beschafft werden muß) und sonstige materielle Dinge zu sorgen.

   Ueber sonstige militärische Angelegenheiten darf er sich fortan nur äußern, falls er befragt werden sollte[1].

2. Der Chef des Generalstabs der Armee hat die sämtlichen mobilen Streitkräfte vom Kriegsminister übernommen. Er, und er allein, macht nun für die Versammlung der Armeen und für alle kriegerische Operationen die Vorschläge an den Kriegsfürsten, der bei allen Befehlen an die Armeen immer nur auf die Vorschläge seines Chefs des Generalstabs hört und handelt. Der Allerhöchste Oberbefehlshaber ermächtigt letzteren gleichzeitig (denn das ist die logische, unentbehrliche Konsequenz!) auch zur alleinigen Verfügung über sämtliche personelle und materielle Kriegs- und Streitmittel, sowie zu allen zu diesem Zwecke an den Kriegsminister zu erlassenden Requisitionen (siehe ad 1).

[1]) Damit wäre denn das in älterer Zeit bestandene, oben erwähnte Verhältnis, nach welchem der Chef des Generalstabs vom Minister des Krieges ressortierte, glücklich auf den Kopf gestellt, wenigstens während des mobilen Zustandes!

Auf Grund der alleinigen Vorschläge des Chefs des Generalstabs wird der Feind geschlagen, und letzterer übergiebt alsdann den geschlagenen Feind an

3. den Minister des Auswärtigen (resp. Reichskanzler)[1]. Dieser hat nun Waffenstillstand und Frieden zu schließen, wobei der Monarch und Kriegsfürst nur nach seinen Vorschlägen handelt, ohne daß ein andrer Minister oder der Chef des Generalstabs dabei mit zu reden oder zu raten hätte; sobald der Friede geschlossen ist, wird die Armee dann wieder dem Kriegs-Minister übergeben, der nun die Demobilmachung zu leiten hat u. s. w.

Gewiß, wenn eine derartige Trennung der Ressortverhältnisse, wie sie vorstehend angedeutet, denkbar wäre, dann müßte die an die Spitze gestellte Frage verneint werden, aber auch nur dann!

Dann würde aber auch der Kriegsminister (in Kriegszeiten wenigstens) nur die Funktionen eines Generalintendanten zu versehen haben; und wo möchte dann der preußische General zu finden sein, der unter solchen Bedingungen und mit solchen — kriegerischen Aussichten die Bürden des ohnehin so dornenvollen und schon jetzt keinen Ruhm auf dem Schlachtfelde versprechenden Amtes eines Kriegsministers mit Freudigkeit auf seine Schultern nähme?!

Wenn er nicht total invalide wäre, müßte er ja jeden Regimentskommandeur beneiden, der frisch und fröhlich an der Spitze seiner Truppe ins Feld hinauszieht! — —

Der Chef des Generalstabs freilich würde bei einer

---

[1] Ob dieser sich schon vorher im Hauptquartier des Monarchen aufhalten darf, ist zweifelhaft geblieben, konsequenter Weise müßte es auch ihm untersagt sein!

solchen Ressortverteilung noch besser gestellt sein als bisher schon. Er hätte nur die herrliche, kostbare, stahlblank polierte, wohl montierte, wuchtige Waffe, Armee genannt, vom Kriegsminister zu übernehmen.

Die Herstellung derselben hat ihm nur wenig Sorgen bereitet. Er hat es — im Frieden wie im Kriege — nur mit gehorsamen, strebsam begeisterten, einsichtigen Untergebenen zu thun: mit seinen Jüngern, die an seinen Augen hängen und alle Weisungen von seinen Lippen ablesen.

Dagegen alle Reibungen der Regierungsmaschine, aller Verdruß mit den Kollegen, zumal mit dem Herrn Minister der Finanzen, aller Budgetärger mit den Parlamenten, alle Kämpfe mit einer faktiösen Opposition — ihm sind sie erspart geblieben. Das alles fiel vorher dem Kriegsminister zu! Aus dessen Händen (die fortan nicht mehr daran rühren, ja sogar die von ihr zu führenden Kämpfe nicht einmal mit ansehen dürfen!) empfängt er die mühsam geschmiedete, die schneidige gewaltige Waffe. Er hat nur die richtige Führung derselben zu bedenken. Hat er die dazu erforderlichen hohen Gaben (und wir dürfen hoffen, daß auch in Zukunft jeder deutsche Chef des Generalstabs der Armee sie haben wird!) dann wird er, bekleidet mit der vollen Autorität des Allerhöchsten Kriegsfürsten, unbehindert von jeglicher Reibung, andern Meinungen oder politischen Zwischenfällen (die natürlich erst erledigt werden dürfen, wenn die Kriegsoperationen völlig beendet sind!) die wuchtigen Hiebe vorbereiten und seinem erlauchten Feldherrn wieder und immer wieder das starke Schwert in die Hand legen können, von der die wohlgetroffenen Schläge ausgeteilt werden. Sollte die Waffe einmal stumpf oder rostig oder schartig geworden sein, dann wird dem Kriegsminister wieder erlaubt zu thun, was seines Amtes ist; und nach ihrer Instandsetzung, nachdem von jenem für die unbrauchbaren Teile

Ersatz geschaffen ist u. s. w. — bereitet der Chef des Generalstabs neue Erfolge vor bis zur endlichen völligen Niederwerfung des Feindes; und die schönsten Lorbeeren, den ganzen glorreichen Kriegsruhm, nach dem das Soldatenherz dürstet und von dem in seiner Jugend auch der Kriegsminister einmal träumte — nur mit seinem Kriegsfürsten wird er sie zu teilen haben, während der „Minister des Krieges" daheim die Gefangenen behütet und die Lazarette inspiziert![1])

Aber selbst gesetzt den Fall, eine so — ungleiche Verteilung von Wind und Sonne für die beiden Ressorts würde strikte zur Ausführung gebracht, und der Monarch wollte wirklich während des Kriegszustandes ganz auf die mündlichen Ratschläge seines Kriegsministers verzichten, so würde sich außerdem leicht nachweisen lassen, daß der damit faktisch in die Rolle eines Generalintendanten oder General-Etappen-Inspekteurs herabgedrückte Kriegsminister die ihm zufallende oder verbliebene „Menge von Funktionen" auch nicht einmal zweckentsprechend erledigen könnte, falls er in der Heimat zurückbliebe.

Denn während eines Krieges ist Berlin nicht der Zentralpunkt der militärischen Thätigkeit, sondern dieser befindet sich naturgemäß dort, wo die Standarte des Allerhöchsten Heerführers gepflanzt ist! Nur dort, im Großen Hauptquartier, wo das Herz der mobilen Feldarmee pulsiert, kann sich der Kriegsminister über deren Bedürfnisse fort und fort orientieren; nur an Ort und Stelle kann er in klarer Weise die Befehle und Absichten des Kriegsherrn, die nächsten Operationsziele, kurz alles das rechtzeitig erfahren, dessen er bedarf, um zweckmäßige Anordnungen zum Nachschub von Ersatz, von Material aller Art sowie zur etwa nötigen Sicherstellung der

---

1) „Difficile est, satiram non scribere!"

Verpflegung u. s. w. zu treffen. Tausend Mißverständnisse und Verzögerungen würden die Folge sein, unvermeidlich sein müssen, wenn dies alles schriftlich oder telegraphisch mit ihm verhandelt werden müßte, weil die mündliche Verständigung fehlte.

Allenfalls denkbar wäre seine bezügliche ersprießliche Thätigkeit von Berlin aus nur dann, wenn er (da der Monarch selbst sich unmöglich mit den Verwaltungsdetails befassen kann) ganz einfach, vollständig und sans phrase während des Kriegszustandes der Untergebene des Chefs des Generalstabes würde, wie das schon oben angedeutet ward. Freilich hieße das ihm eine fast übermenschliche Resignation auferlegen, da er dann sogar nicht einmal über sein Ressort mehr selbständig disponieren dürfte, sondern einfach nach den ihm vom Chef des Generalstabes zukommenden telegraphischen Ordres zu handeln hätte. Aber auch selbst dann würden die Reibungen, und manchmal sachlich recht bedenkliche, nicht ausbleiben; und könnte man das wirklich für zweckmäßig und richtig halten? Würde irgend ein Kriegsminister dazu bereit sein? Ehe das geschähe, wäre es doch richtiger, den Krieg damit zu beginnen, daß man den Posten eines „Ministers des Krieges" abschafft und dem bisherigen Inhaber eine Kommandostelle giebt, die ihn wahrhaft beglücken würde im Vergleich mit der vorstehend für ihn gedachten traurigen Rolle. Wie dann freilich die Verwaltungsaufgaben der großartigen Maschine, Kriegsministerium genannt, gelöst, resp. entbehrt werden könnten, das wird sich schwer sagen lassen.

Ein anderes Auskunftsmittel wäre, den ein Kommando übernehmenden Kriegsminister nach beendeter Mobilmachung zu ersetzen durch einen neuen Verwaltungschef, dem dann wohl gleichzeitig ein etwas bescheidenerer Titel, z. B. „Waffenminister" oder „Chef der Armeeverwaltung" beizulegen wäre.

Aber auch das würde sachlich nicht viel bessern und außerdem das Bedenken haben, daß dieser Ersatzmann in dem ihm plötzlich unterstellten so sehr komplizierten Ressort nicht orientiert sein, also wahrscheinlich wenig leisten könnte.

Giebt man zu, daß obige Vorschläge das Wohl der Armee nicht fördern, sondern schädigen müßten, so bleibt doch nur übrig sich dafür zu entscheiden: auch im Kriege (und da erst recht nicht) die Stellung des Kriegsministers nicht herabzudrücken und die des Chefs des Generalstabes in ihren Kompetenzen nicht noch zu erweitern. Letztere scheinen ohnehin schon etwas zu sehr emporgeschraubt durch den Umstand, daß eine selten geniale und eminente Persönlichkeit den Posten dreißig Jahre lang mit so riesigen Erfolgen inne hatte.

Unter Umständen könnte es übrigens sogar für die Stellung des Kriegsherrn bedenklich werden, wenn (selbst nur im Kriege) der Chef des Generalstabes der einzige militärische Ratgeber des Monarchen werden sollte. Denn ein so ausschließlich maßgebender Chef des Generalstabes könnte — wenn er es nicht vermöchte, in demselben bewundernswürdigen Grade wie der Chef von 1866 und 1870/71 mit den großartigsten Leistungen auch die seltenste persönliche Bescheidenheit zu verbinden — gelegentlich doch in Versuchung kommen, sich zu überheben und zu vergessen, daß

> der Kaiser und König, und nur er allein die Kriegsheere kommandiert, und daß der Chef des Generalstabes nur einer seiner Gehilfen ist!

Aus den letzten Worten würde dann wieder folgen, daß der Monarch also den Rat und die Einsicht seines Kriegsministers auch im Kriege nicht wird missen wollen; daß mithin der bisherige Modus — der sich ja übrigens in zwei siegreichen Kriegen glänzend bewährt hat — beibehalten werden muß; und die logische Folge ist wiederum, daß die

an der Spitze unserer Betrachtungen stehende Frage aus voller Ueberzeugung zu *bejahen* ist.

Das heißt also: *Der Kriegsminister gehört in das Hauptquartier der vom Monarchen kommandierten Feld-Armee und nicht nach Berlin;* dort aber muß als sein technisch ausführendes Organ, als ein nur ihm unterstellter Untergebener, ein stellvertretender Kriegsminister (am besten vielleicht einer der Departementsdirektoren), an der Spitze des Verwaltungsapparats zurückbleiben. So war das bisher organisiert und so hat es sich bewährt, indem auf diese Weise der im Hauptquartier befindliche, in seinem Ressort völlig orientierte und dasselbe völlig beherrschende Kriegsminister die Vorteile, welche die Zentralpunkte Hauptquartier *und* Berlin haben, in seiner so geregelten Wirksamkeit beide ausnutzen kann.

Gehört aber nach dem Resultate unserer Untersuchung der Kriegsminister nach wie vor in das große Hauptquartier, dann muß er auch (aus allen angeführten Gründen) nach wie vor an den täglichen Militärvorträgen teilnehmen, welche dem Kriegsfürsten erstattet werden, und in welchen dieser von seinen militärischen Ratgebern die nötigen Informationen empfängt, um dann auf Grund derselben seine Befehle zu erteilen.

Damit aber sind wir schließlich bei der, in dem erwähnten Aufsatze im Bande III der nachgelassenen Moltke'schen Schriften gleichfalls besprochenen, Frage angelangt, welche Bewandtnis es hatte mit dem „angeblichen Kriegsrate" in den Kriegen König Wilhelm's I.

Darüber noch einige Worte, und zwar nur deshalb, weil in qu. Aufsatze sowie in der Vorrede zum III. Bande eine „Legende" mit der (mit hinreichender Deutlichkeit be-

zeichneten) Person des verewigten Kriegsministers von Roon in Verbindung gebracht worden ist.

Mancher kommandierende General erachtet es auch im Felde für zweckmäßig, vor Ausgabe seiner Befehle täglich oder doch häufig seinen Stab zu versammeln, zu gemeinsamem Vortrage; selbstredend wird er in demselben in erster Linie seinen Generalstabschef zu Worte kommen lassen.

In ähnlicher Weise hat der Königliche Oberbefehlshaber während der von ihm geleiteten Feldzüge, außer an Marsch- und Gefechtstagen, regelmäßig sich Vortrag (gewöhnlich „Generalsvortrag“ oder „Militärvortrag“ oder „Militär-konferenz“ genannt) halten lassen, zu welchem Er die Spitzen seines militärischen Gefolges versammelte[1]), und denen (namentlich 1866) auch der Minister des Auswärtigen (resp. Bundeskanzler) öfter beiwohnte.

Ebensowenig wie man jenen Vortrag bei einem kommandierenden General so bezeichnen dürfte, kann auch dieser Generalsvortrag bei dem Monarchen „Kriegsrat“ genannt werden. Mit vollem Recht ist dies in dem erwähnten Aufsatze so nachdrücklich zurückgewiesen worden. Denn das Wort „Kriegsrat“ hat von jeher für Soldatenohren keinen guten Klang, sondern eine üble Nebenbedeutung. Man denkt dabei z. B. an den berüchtigten Wiener Hofkriegsrat, oder an die Fälle, in denen schwache Festungskommandanten oder zur Kapitulation gedrängte Heerführer vorher einen Kriegsrat versammelt haben, durch welchen sie sich die auf ihnen lastende Verantwortlichkeit zum Teil abnehmen lassen wollten.

---

[1]) Siehe S. 428 im III. Bande der hinterlassenen Moltke'schen Schriften; sowie die Feldpostbriefe des verstorbenen Kriegsministers von Roon, (Kapitel 20 u. 21) und andere wohl beglaubigte Berichte.

Charakteristisch für einen solchen Kriegsrat waren ferner gewöhnlich die Abstimmungen während oder am Schlusse der Beratungen, durch deren Zulassung das Prinzip der militärischen Autorität allein des obersten Befehlshabers, und damit die Disziplin, jedesmal in verderblichster Weise verletzt wurden.

Daß solche Abstimmungen während der Kriege Wilhelms des Großen nie erfolgt sind, daß ein solcher Kriegsrat unter ihm undenkbar war und niemals stattgefunden hat, ist selbstverständlich, auch ohne die in dem qu. Aufsatze uns gegebene Versicherung eines so kompetenten Zeugen.

Uebrigens ist jener Generalsvortrag durch irgend einen ernsthaften militärischen Berichterstatter auch an keiner Stelle mit dem ungeeigneten Namen „Kriegsrat“ bezeichnet worden. Auch der verewigte Kriegsminister von Roon sprach immer nur von „Militärvortrag“ oder „Konferenz“; nur ein einziges Mal (unter etwa 30 Fällen) hat er in seinen, treulich im Wortlaute wiedergegebenen, ein Kriegstagebuch darstellenden Briefen das Wort Kriegsrat gebraucht; das aber geschah am 7. Februar 1871 [1]), also als schon Waffenstillstand war — und auch da mehr versehentlich, keineswegs absichtlich; denn zwei Zeilen nachher sagt er ausdrücklich wieder: „die Konferenz ist beendigt u. s. w.“ — Höchstens Berichte von vollständigen Laien haben die Konferenzen bei dem Könige zuweilen als „Kriegsrat“ bezeichnet; und auch jene Ballade von F. von Köppen, welcher in der Vorrede zum III. Bande der Moltke'schen Schriften als Veranlassung zu dem Aufsatze über „angeblichen Kriegsrat“ u. s. w. bezeichnet wird, und welche (vor etwa zehn Jahren) bereits im Militär-Wochenblatte als

---

[1]) Vergl. Kapitel 21.

Legende so scharf rektifiziert worden war, kann natürlich keinerlei historischen Wert haben, hat ihn auch schwerlich beansprucht. Und wenn darin auch von „Kriegsrat“ die Rede war, so darf man das in etwas wohl auch der poetischen „Lizenz“ des Dichters zu gute halten. Aus beiden Gründen wäre es vielleicht möglich gewesen, keinen Wert zu legen auf den ungenauen Inhalt der Ballade oder vielmehr „Legende“, welcher in dem Moltke'schen Nachlasse auch noch an andrer Stelle[1]) die Ehre einer besonderen Erwähnung und Zurückweisung zu teil geworden ist.

Ihr sachlicher Inhalt war wohl von niemand genau genommen worden; war es doch schon in Versailles seiner Zeit vollkommen bekannt, daß die übergroße Sorgfalt des Oberstallmeisters oder Hofmarschalls, welche eines Tages dazu geführt hatte, die Hofequipagen anspannen zu lassen[2]), ihre Veranlassung hatte in ungünstigen Gerüchten über den Verlauf des an demselben Tage stattfindenden großen Ausfallsgefechtes der Pariser Armee. Diese Gerüchte waren von außen her nach Versailles gedrungen und etwas zu schnell geglaubt worden und haben weder mit einem „Kriegsrate“ noch mit einem Militärvortrage in irgend einem Zusammenhange gestanden.

Dem Verfasser ist es gänzlich unbekannt, woher der Dichter den Stoff zu jener Ballade alias Legende genommen hat, und er kann versichern, daß der letztere mit dem verewigten Kriegsminister von Roon oder den Seinigen nie in irgend einer Verbindung gestanden hat. Vielleicht aber war dem Dichter einmal etwas davon zu Ohren gekommen, daß

---

[1]) Band III, S. 215, Anmerkung.

[2]) Band III, S. 427 des Moltke'schen Nachlasses.

bei anderen Anlässen der Kriegsminister während der Zeit in Versailles (als gewisse Operationen noch nicht die erhoffte günstige Wendung genommen hatten) es für seine Pflicht gehalten hat, den dann geäußerten sorgenvollen (und zum Verdrusse der gesamten militärischen Umgebung durch andere Einflüsse von außen her genährten) Bedenken seines greisen Kriegsfürsten in Ehrerbietung, aber mit dem ihm eigenen Freimute zu widersprechen, und zwar ganz im Sinne und in Uebereinstimmung mit den Anschauungen des Chefs des Generalstabes resp. des Bundeskanzlers, und um deren Intentionen nützlich zu sein. Meistens (nicht immer) fanden seine Worte auch günstige Aufnahme und entsprechenden Erfolg; so auch einige Male in dem sogenannten Militärvortrage. Das ist keine Legende, sondern schon damals den unterrichteten Personen des Hauptquartiers bekannt geworden; und nicht minder hat Roon, auch gelegentlich der Militärvorträge, wiederholt (aber anfänglich leider resultatlos) seine Stimme erhoben in der Frage des Bombardements von Paris, in welcher er von den Anschauungen des Chefs des Generalstabes der Armee etwas abwich [1]).

Er durfte das thun in seiner Stellung und infolge des hervorragenden Vertrauens, mit welchem sein König ihn seit mehr als 10 Jahren beehrte. Und wenn er auch — abgesehen von den gelegentlich derselben ihm obliegenden Vorträge aus seinem eigenen Ressort — sich in den Konferenzen meist nur auf seine Orientierung über die vorgetragenen Operationen ꝛc. beschränken konnte, weil er gewöhnlich einverstanden war: so hat er sich doch bei den daran geknüpften Erörterungen keineswegs nur schweigend verhalten, sondern pflichtmäßig Anteil daran genommen.

---

[1]) Vergl. darüber Kapitel 21, S. 498 und 499.

Der entgegengesetzten Annahme würde — aus den oben dargelegten Gründen und bei der notorischen Energie seines Charakters — nicht nur die innerliche Wahrscheinlichkeit fehlen, sondern es zeugen gegen dieselbe auch die in seinen hinterlassenen und in diesem Werke veröffentlichten Briefen fast täglich gemachten persönlichen Aufzeichnungen über die Feldzüge 1866 und 1870/71.

Vierte Beilage

Näheres über die letzten Lebenswochen und den Tod

Erinnerungen an den Februar 1879

aufgezeichnet und ihrer Familie und deren Freunden hinterlassen von der im Jahre 1885 verstorbenen Gemahlin des Feldmarschalls Grafen von Roon

Vierte Beilage.[1]

Am 8. Februar verließen wir, um 11 Uhr etwa, Krobnitz, um uns nach Berlin zu begeben, da es seit den Attentaten auf den geliebten Kaiser der größte Wunsch meines Mannes war, ihn noch einmal wiederzusehen. An Neujahr scheute er die große Gratulations-Menschenmasse und sagte, da habe er doch nichts von „seinem Könige". Dann hatte er wieder einen von seinen Asthma-Anfällen zu überstehen, so daß die Abreise noch zwei Mal verschoben wurde. Endlich war alles bereit, wir hatten den Tag vorher (Freitags) von Hedwig Abschied genommen, wobei er noch besonders weich und zärtlich zu der krank im Bette liegenden Tochter gewesen war. — Die Reise ging ganz gut. Wir kamen wohlbehalten, im schönsten (fast Frühlings-) Wetter an. Im Hôtel de Rome waren gute Zimmer bereit — allerdings 3 Treppen hoch, weil ein größeres, zusammenhängendes und stilles Quartier sonst nicht zu haben war; indessen ersparte ja der Aufzug das Treppensteigen. Wir hatten den Ecksalon und zwei schöne Schlafzimmer (Nr. 89 — 91) sowie 2 Leutestuben und fanden uns bald ganz wohl eingerichtet und zufrieden; und groß war am

---

[1] Vergl. S. 701—705.

andern Morgen Roon's Freude, als er entdeckte, „daß er aus seinem Bette gerade seines Königs Fenster sehen könne.“ Von da an mußte jeden Morgen der erste Blick nach dem Palais gerichtet sein, und manch' inniges Gebet hat er noch von diesem seinem letzten Lager für seinen König zum Himmel gesandt. — Er hatte schon früh herübergeschickt mit der Anfrage, wann Se. Majestät seine Meldung annehmen wolle. Als ich etwa um 12 Uhr aus dem Dom zurückkehrte, war er „schon lange“ drüben und kam bald, beglückt über den nicht nur gnädigen, sondern herzlichen Empfang zurück. Der Kaiser hatte ihn umarmt und geküßt und wie einen treuen Freund begrüßt, zum Sitzen genöthigt und sich aufs Eingehendste nicht nur nach seinem Befinden, nach seinem Leben auf dem Lande, sondern auch nach allen Kindern u. s. w. erkundigt; Er hatte ihm auch vieles erzählt, aber mehr privater Natur, des Attentats nur obenhin erwähnt, indem Er auf den Arm, der noch in der schwarzen Schlinge hing, gedeutet hatte.

Montag fuhr mein lieber Mann seine übrigen Meldungen und zwar in Begleitung des Hauptmann P., der ihm liebenswürdig Adjutantendienste that und schon beim Anlegen der Uniform, Orden u. s. w. behülflich war. Er begleitete ihn auch in's Herrenhaus (zu dessen Sitzungen Roon schon vor einigen Wochen besondere Einladung des Präsidenten erhalten hatte). Dort war mein Mann mit der größten Freudigkeit begrüßt und umdrängt worden. Es folgten Nachmittags und auch Dienstag (den 11.) noch einige Freundesbesuche und deren Erwiederung. Fürst Bismarck hatte er verfehlt, auch nicht im Herrenhause getroffen, als er dessen Sitzung am Dienstag wieder beiwohnte. Nach dieser war Roon zu einem kleinen Diner bei Sr. Majestät, von dem er erst spät zurückkehrte, voll Dankbarkeit für alle neu erwiesene Gnade und

Freundschaft seines Königs. Als besonders geehrter Gast hatte er an Dessen rechter Seite Platz nehmen müssen. Es waren nur noch einige seiner „genaueren Freunde“ geladen, darunter auch Feldmarschall Manteuffel. Der König hatte ihm zugetrunken und auch meiner gedacht.

Mittwoch wollten wir zusammen noch einige Besuche machen. Der Diener hatte einen offenen Wagen gebracht, auf sein Verlangen, „er wolle Luft haben.“ Obwohl das Wetter kälter geworden war und ein scharfer Wind wehte bei trügerischem Sonnenschein, blieb er trotz meiner Bitten dabei. Er war nicht warm genug angezogen — offenbar hat er sich auf dieser Fahrt so schwer erkältet. Wir speisten an diesem Tage bei Langenbeck's, ich wurde von dort abgerufen, da Ihre Majestät die Kaiserin mich empfangen wollte. Abends waren wir allein, nur wenige ab und zugehende Besuche. Donnerstag (den 13.) schrieb er einige Briefe, darunter (den letzten!) an unsern ältesten Sohn in Stettin. Zu Tische hatte er einige Gäste in's Hotel eingeladen, mit denen er noch sehr heiter scherzte. Dann kamen einige alte Freunde, die er — trotz seines starken Katarrhs — zu einer Partie aufforderte — und in der darauf folgenden schrecklichen Nacht die schwere Erkrankung. Er verlangte dringend nach dem Arzte — der erst Morgens, als die schwersten Anfälle vorüber, zu erlangen war. Es hatten sich Stiche in der Seite eingestellt, daher am 14. geschröpft wurde. Doch war er wieder aufgestanden, ich las ihm vor, er plauderte auch mit Langenbeck und Andern, die kamen und gingen. Gegen Abend stellte sich etwas Fieber ein, die Nacht war zwar unruhig, schien aber noch nicht besorglich, obwohl der Arzt schon sehr bestimmt viel Sprechen verboten hatte. Sonnabend klagte Roon über große Mattigkeit, war verstimmt über die „verlorenen Tage in Berlin“, machte aber doch noch Pläne für den folgenden Tag —

Büchsels Jubiläum, um in die Kirche zu fahren und B. zu gratuliren. Gegen Abend kam Käthe Bl., fand ihn noch außer Bett („er hatte sich für sie schön gemacht“ in seiner Krankentoilette) — und sie plauderte mit ihm. Schon vorher war Waldemar, nichts ahnend, von Stettin herübergekommen uns zu besuchen und kam so recht fröhlich herein, darüber freute sich der Vater herzlich und plauderte Abends mit ihm, der — wie auch ich immer noch — hoffte, es werde nur ein vorübergehender Katarrh sein. Doch machte der Kranke an diesem Abend selbst eine Andeutung, es könne dies seine letzte Krankheit sein. Ich konnte ja den Gedanken nicht fassen und doch war mir so unendlich bange, ich sah mit Zagen der Abreise meines W. entgegen. Die Nacht war sehr unruhig, Dr. Preuße hatte eine Einspritzung gemacht und blieb lange. W. vertrat den Vater am 16. bei Büchsel, Abends kam dieser liebe ehrwürdige Jubilar zu einem kurzen Besuche, der meinen Mann sehr erfreute und ihm auch nicht schadete, denn die Nacht war besser. — Jeden Morgen war seine erste Frage: ist mein König schon auf? ich mußte nach der Fahne nach dem Palais sehen . . .

Am Tage schlummerte er öfter in Folge der Morphium-Einspritzungen — die wohl die Husten-Anfälle verhindern sollten. Montag stellten sich wieder Stiche ein, und er wurde so sehr geduldig und still. Dienstag früh mußte Waldemar fort, ich begleitete ihn nach dem Bahnhofe und war sehr niedergeschlagen, da ich bei'm Abschied wohl fühlte, daß der Vater sehr bewegt war — ob er dachte, daß er sterben würde? er sagte es nicht. — Doch wenn ich in diesen Tagen, in welchen er das Bett nur noch auf Viertelstunden verließ, so still bei ihm saß, bat er öfters: „lies mir etwas“ und bewegte immer seine Lippen, wenn ich ihm Lieder-Verse, die Losung oder einen kurzen Psalm las.

Dienstag (den 18.) sagte er: Heute sollten wir abreisen, nun wird's doch nichts. — Telegramme an die Kinder flogen hin und her. Die Tage vergingen sehr unruhig und sorgenvoll für mich, doch immer wieder voll Hoffnung, wenn er sich etwas wohler fühlte — auch hin und wieder einen Scherz machte oder mich so zärtlich ansah, meine Hand streichelte und küßte. . . . Dazwischen verlangte er immer wieder nach dem Arzt, oft wenn dieser eben gegangen war. Er war sehr ungern allein, mochte aber dennoch nicht leiden, daß man seinetwegen wache.

Donnerstag Nachmittag verlangte er plötzlich, ich solle zu Frau v. Manteuffel fahren, ich solle ihn bitten zu kommen. (Damals hatte der Arzt schon alle Besuche verboten.) . . . Er wollte „durch Manteuffel der Armee Lebewohl sagen, er wolle ihm danken. Auch Du mußt ihm sehr danken, er verdient es um mich" fügte er hinzu.

Diesen Abend mußte ich oftmals sein Lieblingslied lesen: „Ach Gott verlaß mich nicht", dann flüsterte er wohl auch „bete, bete".

Morgens, als Langenbeck da war (die Aerzte hatten jetzt Lungen-Entzündung constatieren müssen) kam ein furchtbarer Erstickungs-Anfall, sodaß L. selbst ganz erschöpft davon ging.

Als Langenbeck dem Kranken den (zur Stärkung verordneten) Portwein reichte, hatte letzterer beiläufig geäußert: „Mein König hat einen Portwein, so einen giebts nicht weiter, der kann Todte erwecken." Langenbeck, der nach jedem Besuch dem Kaiser berichten mußte, ging in's Palais herüber und schon nach etwa $1/2$ Stunde erschien der Leibjäger Sr. Majestät mit einer Flasche Portwein direkt aus dem Königlichen Keller. So matt er war, machte dem Kranken diese Gnade doch viel Freude. Als ich ihm ein Gläschen reichte, ergriff er es mit

zitternder Hand und sagte: „Mein König!“ Dann hat er ab und zu, einen Löffel in eine Apfelsine gegossen, davon theelöffelweise genommen — bis zur letzten Nacht — bis er nicht mehr schlucken konnte — und so auch diese letzte Lebensnahrung von seinem lieben Könige erhalten.

In den Nächten fand er selten oder erst sehr spät Schlaf. In diesen bangen, wachen, von heftigen Hustenanfällen gestörten Stunden kamen auch oft schwere Anfechtungen über die arme Seele, der Glaube an Gottes Gnade und Barmherzigkeit schien zu wanken. Aber: der Herr half wieder auf, und Stille und getroster Frieden kehrten zurück.

In einer dieser Nächte war großer Ball im Palais, Wagen auf Wagen rollten vorüber — zum Glück hat Roon aber nie etwas davon noch sonst vom Straßenlärm gehört, auch mehrfach ausdrücklich die große und rücksichtsvolle Stille im Hause mit vielem Danke bemerkt. — Viele liebe Theilnahme, die ihn umgab, machte ihm Freude, Blumen, die man ihm brachte oder schickte, sah er mit glänzenden Augen immer wieder an. Bis Freitag (den 21.) hat er sich noch aus dem Bogen, der unten auslag, die Namen der eingeschriebenen Theilnehmenden vorlesen lassen; u. A. freute es ihn, daß Prinz Fr. Karl sehr häufig anfragen ließ.

Büchsel hatte ihn im Laufe der Woche zweimal besucht und ihm am 20. auch Andeutungen über seinen Heimgang gemacht, wobei mein lieber Mann mit klarem Bewußtsein Einige nannte, die er „da droben“ finden würde.

Am Freitag trat, nach einer sehr beklommenen und schweren Nacht, die Gefahr immer näher. Die Aerzte verhehlten mir dieselbe nicht — ich rief alle Kinder telegraphisch herbei. Waldemar kam schon Nachmittags, Helm (der schon einmal dagewesen) kam Sonnabend Nachmittag wieder. Der

Vater kannte ihn auch gleich, nahm seine Hand und sagte gar nicht verwundert: „Bist Du da, mein Junge, das ist gut!" — Arnolds konnten erst später eintreffen, er hat sie wohl kaum noch erkannt. — Auch Büchsel kam Freitag wieder, auf meinen Ruf. Er hatte die heiligen Geräthe nicht mitgebracht, und während dieselben geholt wurden, ward der geliebte Kranke ganz munter und klar und begehrte selbst „die letzte Wegzehrung", nahm mehrmals des alten Freundes Hand und drückte sie verständnisvoll, während er die meinige gar nicht los ließ. Er folgte aufmerksam der, mehr gesprächsweise gehaltenen Vorbereitung, sprach ganz klar auch über andere Gegenstände und hörte zu. . . . Nach einer kurzen Ansprache Büchsels schloß der Kranke einige Minuten die Augen, sagte dann aber ganz hell und klaren Geistes, „ich bin bereit! — Du auch liebe Anna? und auch unsere alte liebe Freundin?" fragte er, mit der Hand zurückdeutend, wo das als „Dienstmann" zu meiner Hülfe anwesende liebe alte Frl. v. B. mit thränenden Augen stand. — — Er richtete sich ganz kräftig auf. Wir knieten am Bett und seine Seele war ganz bei der heiligen Handlung. — — Die ganze Feier dauerte keine Viertelstunde. Dann schloß er die Augen und schlief fest, so sanft, daß ich — ach ich wagte zu hoffen — es könnte das Mahl ihm eine Stärkung für's Leben sein. Ja das war es ihm auch, — aber — nicht für dieses Leben — sondern auf den Weg zur seligen Heimath!

Als er erwachte, fühlte er sich entschieden besser und begrüßte Waldemar, als der am Nachmittag kam, und nach welchem er sehr verlangt hatte, mit fast kräftiger Stimme.

Es war fast 6 Uhr, als ich herausgerufen wurde; der Jäger Sr. Majestät, der nun den Weg herüber schon so oft gemacht, wollte mir selbst, ohne eigentlichen Auftrag, sagen, daß Se. Majestät ihm fast auf dem Fuße folge, um

den theuren Kranken zu sehen. W. konnte dem Könige entgegeneilen. Dieser benutzte den Fahrstuhl, und ich konnte, während W. die Treppe wieder hinaufeilte, dem gnädigen Herrn entgegengehen. Er sagte noch vor der Thür zu mir: „Steht es wirklich so schlimm? es wird ihm doch nicht schaden?“ Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete. Er trat ein und bat mich, mit bewegter Stimme: „Sagen Sie dem Feldmarschall, die Aerzte haben es mir erlaubt.“ Ich ging auf diesen Befehl voraus und sagte es ihm schnell. Da richtete sich der teure Kranke auf, streckte beide Hände ihm entgegen und sagte laut: „Majestät, welche Freude! wie dankbar bin ich!“ — — Der König reichte ihm beide Hände und sagte bewegt: „Muß ich Sie so finden, mein alter Freund“ (oder mein lieber Roon); ich weiß die Worte und wie sie folgten, nicht so genau, war auch zu bewegt im Herzen; aber ich weiß, ich sah und fühlte, wie beglückt mein herzenslieber Mann war. Der Kaiser ließ sich auf einen tiefen Lehnstuhl am Bett nieder, die beiden Köpfe der alten Herren waren dicht zusammen, der König hielt die Rechte des Kranken in Seiner Linken, die Rechte hing noch in der schmalen schwarzen Binde. Mein lieber Mann beugte sich auf die Hand, ich glaube der Kaiser hat es diesmal auch gelitten, daß er sie ihm küßte. — Sie sprachen leise, mein lieber Kranker sprach schon schwer, so daß der König mich zweimal fragte: wie sagt er?

Es war immer wieder: „Dank, Dank, mein König!“ und dann sagte er Ihm auch, daß er Morgens immer nach seinem Fenster schaue und nach der Fahne, ob er schon auf sei und schon wieder arbeite.

Wichtiges oder gar Politisches wurde nicht gesprochen. Als der König aufstehen wolte, durfte ich ihn etwas unterstützen, da er nur eine Hand brauchen konnte.

„Ach, der tiefe Stuhl," — sagte der Kranke. „Geht schon, geht schon." Dann stand der geliebte Herr noch am Bett, hielt die eine Hand, und die andere aus der Binde nehmend, streckte er die Finger nach oben: „Dort sehen wir uns wieder." Drehte sich langsam um, sah noch einmal zurück und rief: „Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden Viele!" Das war erschütternd.

Im andern Zimmer hielt Er sich das Tuch vor die nassen Augen und schluchzte. Seine Thränen fielen auf meine und meines Sohnes Hände, als er uns die seine reichte und wir sie küssen durften. „Gott stärke Sie!" — damit ging er langsam und leise wie er gekommen, den Corridor wieder hinunter, von meinem Sohne geleitet.

Das war der Abschied eines großen Königs und Kaisers von seinem treuen Diener.

Als ich wieder an des Kranken Bett trat, strahlte sein liebes Antlitz, und er sagte: „Mein König, mein König, ach, daß ich diese Freude noch erleben durfte!" — — Auch den Aerzten sprach er noch seine Freude aus, klagte dann aber über Schmerzen und Schwere in den Gliedern. — Er wollte auch noch einige Male etwas sagen von irdischen Dingen, aber es wollte nicht gehen. Mit W. hat er wohl noch gesprochen. Dieser und der Doktor wachten in der Nacht, (die sehr unruhig war), gegen Morgen auch Frl. Oppermann.

Am Sonnabend (22.) waren Wißmann's angekommen. Meine arme H. war ganz entzwei, aber doch glücklich, den geliebten Vater noch lebend zu finden. — Der Tag war unruhig, aber nicht mehr schmerzvoll. Zuweilen ganz kräftige Momente — in denen ich wieder das Hoffen nicht lassen konnte — aber meist doch große Schwäche und oft Bewußtlosigkeit. Wenn ich ihm Lieder und Sprüche vorsagte, sprach

er meist leise mit, besonders den, auf dem sein ganzes Glaubensbekenntniß ruht, hat er oftmals wiederholt: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, denn allein der Name Jesu Christi."

Nachmittags kam Br., aber allein. Es ging ein Schatten über des Vaters liebes Antlitz, als ich ihm sagen mußte: „E. ist zu krank und elend, sie konnte nicht reisen!" Die Aermste, sagte er noch. — Der Abend des 22. war sehr unruhig, um ihn zu erfrischen, wuschen wir ihm den ganzen Körper. Kein Fremder hat ihn — auch nach dem Tode nicht — berührt, denn die Söhne haben ihn in sein letztes Bett gelegt. — Als ich ihm die Hände waschen wollte, streckte er mir noch eine Hand nach der andern hin und streichelte die meinige.

Als die Sonntags-Sonne am 23. strahlend hinter des Königs Standarte emporstieg, da war der Augenblick gekommen, wo wir wußten: Jetzt wird bald der Geist aus dieser teuren Hülle flieh'n. Er lag da, so ruhig, so friedlich, so vom himmlischen Glanze übergossen. — Wir knie'ten alle um sein Bett — er hat uns alle gesegnet. Er wußte noch, daß er uns segnete. Dann hat er, als H. ihn fragte, ob er mich sehe, die Augen noch einmal aufgethan und mit seiner lieben, herzlichen Stimme laut und deutlich gesagt: „Mutterchen, mein Mutterchen!"

So standen wir alle noch einige Stunden um sein Sterbebett (um 10 Uhr etwa waren die letzten Kinder angekommen). Niemand wagte zu sprechen . . . mit welchen Gedanken. Ich hatte meinen linken Arm unter sein geliebtes Haupt gelegt — da fühlte ich eine große Erschütterung des ganzen mächtigen Körpers; es ging ein dunkler Schatten über sein Gesicht — und dann flüsterte mir ein's der Kinder zu: „Mutterchen, drücke ihm die Augen zu!" Da erst wußte ich,

daß Alles vorüber — daß die geliebte Seele ihre Hülle verlassen hatte. — — Es war in der Mittagstunde.

Die folgenden Tage haben bessere und unbefangenere Federn öffentlich beschrieben; ich war gewiß wie im Traum, es war mir oft, als wenn Alles was geschah, weit, weit ab von mir sich vollzöge, als wenn ich Alles wie im Nebel sähe. Weiter habe ich keine Erinnerung mehr!

Namen- und Ortsregister.

Die römischen Zahlen vor den arabischen (Seiten-)Zahlen bezeichnen den Band.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.